Neuer

Bollinger sc.

Maximilian Joseph,

König von Baiern.

Neuer Nekrolog der Deutschen.

Dritter Jahrgang, 1825.

Erstes Heft.

Ilmenau 1827.

Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Dem

Mitbegründer

des neuen Nekrologs der Deutschen,

Herrn

Friedrich August Schmidt,

Superintendenten und Oberpfarrer
zu Ilmenau

hochachtungsvoll gewidmet

vom

Herausgeber.

Welchen Namen hätte ich wohl einen innigern Drang an die Spitze dieses Jahrgangs zu stellen, als den Ew. Hochwürden. Sie waren es ja, der mir gleich beim ersten Entwurf zur Fortsetzung des Schlichtegroll'schen Nekrologs die hülfreichen Hände bot, der Sich auf das Uneigennützigste den unübersehbaren Mühen und Hindernissen unterzog, womit die Begründung und Ausführung dieses schwierigen Unternehmens verbunden war; nur in der Ueberzeugung, eine gute Sache zu fördern und dem Verdienste, das Sie im Leben so gern würdigen, auch im Tode noch Denkmäler zu setzen.

Näherliegende und heilige Pflichten haben Sie seitdem in Anspruch genommen und es nicht mehr gestatten können, dem angefangenen Werke Ihre fernere so schätzbare Leitung zu erhalten. Indem ich dieselben im hohen Grade ehre, kann ich nicht umhin, das erste Wort im neuen Jahrgang innig dankend an Sie zu richten, daß Sie mit der vollen Kraft Ihres Geistes und mit geschickter Hand dem Werke auf die Bahn geholfen, mir dadurch den Anfang erleichtert und mich in den Stand

gesetzt haben, es nach meinen geringen Kräften, wenigstens aufrecht zu halten.

Dieser mein aufrichtiger öffentlicher Dank, der Beifall und die Achtung, den Ihre Bestrebungen vor vielen ausgezeichneten Männern und beinahe vor allen Richterstühlen der Kritik fanden und das Bewußtsein, so manches Thaten- und Musterreiche Leben der Vergessenheit entrissen zu haben, sind bis jetzt noch, wo sich die beschränkenden Zeitverhältnisse in ihrer ganzen Schwere auf das Gedeihen des deutschen Buchhandels zurückgeworfen haben, der einzige Lohn Ihres dem Nekrolog gewidmeten, aber doch allgemein dankbar anerkannten Fleißes gewesen. Mögten Sie ihm, den Sie in seinem Entstehen so sorgfältig gepflegt, auch ferner Ihr geneigtes Wohlwollen erhalten.

Ilmenau, den 26. März 1827.

B. F. Voigt.

Vorwort

zum dritten Jahrgang (1825) des neuen Nekrologs der Deutschen.

Schon der Titel und die Zueignung dieses dritten Jahrgangs des neuen Nekrologs der Deutschen verkündigen seinen geneigten Lesern und Gönnern den Verlust, den er durch den unabwendbaren Abgang des würdigen bisherigen Herrn Herausgebers erlitten hat.

Durch ihn fiel mir die grosse Sorge für die Aufrechthaltung und Fortsetzung des so unendlich schwierigen Werkes allein zu, mir, dem es beinahe nicht mehr möglich war, allen Anforderungen eines höchst mühevollen Geschäfts Genüge zu leisten, dessen Last ich erst vor nicht gar langer Zeit physisch unterlag: ich sollte die Leitung einer Anstalt führen, die nach meiner festen Ueberzeugung — soll sie entsprechend seyn — die alleinige Widmung einer vollen ungetheilten Menschenkraft erheischt?

Dieses und der eigne Zweifel, in wiefern meine geringen intellectuellen Kräfte zu der wahren Riesenarbeit, wofür die Herausgabe dieses Werkes gelten kann, in einigem Verhältnisse stünden, liessen mich lange schwanken, ob

ich das begonnene Unternehmen fortsetzen oder aufgeben sollte? Denn in einer kleinen Bergstadt, entfernt von literärischer Hülfe, blieb mir nur das Letztere übrig, wenn ich mich zum Erstern nicht selbst entschließen wollte. Endlich siegte doch meine eigne treue Liebe zur Sache selbst, die allein den neuen Nekrolog bereits vor 3 Jahren hervorgerufen hatte: die Nachsicht, welche der kürzlich von mir herausgegebene Deutsche Regentenalmanach, 2r Jahrgang (1827) gefunden, gab mir Muth und obgleich das lucrative Ergebniß bei den ersten beiden Jahrgängen — in einer Zeit, die mit allen ihren Bekümmerungen auf den Buchhandel lastet —, der Art war, daß dabei ein nicht geringes Capital zugesetzt worden, — so wage ich es dennoch, mich mit begreiflicher Schüchternheit als den Selbstherausgeber dieses Jahrgangs und der folgenden bis auf so lange zu nennen, wo es mir gelingen wird, einen tüchtigen und hierzu ganz geeigneten Mann gefunden zu haben. Dieses blieb mir als einziges Mittel übrig, wenn ein Institut nicht untergehen sollte, was dereinst der Geschichte, besonders der Literaturgeschichte, ersprießlich werden könnte, und das, wenn es sich leider auch keines großen und vergeltenden Publikums erfreuet, doch Männer zu seinen Freunden zählt, deren Stimmen beachtenswerth und ermunternd seyn müssen, so wenig es auch die äußeren Ver-

hältnisse bisher waren, woraus ich nicht, wie viele Andere in gleichen Fällen, erst noch ein großes Geheimniß machen will.

Zwar hätte ich, nach einer der Folge sehr werthen Stimme, von der eigenen Herausgabe abstehen sollen. Mein sehr würdiger Freund und Gönner, Hr. Hofrath Böttiger in Dresden, sagt nämlich bei Gelegenheit seiner übrigens so wohlwollenden und mich recht sehr ermunternden Beurtheilung des Deutschen Regentenalmanachs (wobei er auch des Nekrologs mit lobender Anerkennung gedenkt) in No. 87. des Wegweisers zur Abendzeitung 1826:

„Es könnte Mißtrauen erregen, daß der Ver„leger des Regentenalmanachs auch zugleich „dessen Herausgeber ist und in der That „möchte man dies nicht überall loben, „wenn der Buchhändler auch zugleich die Re„daction von seinen Verlagsartikeln besorgt. „Mißgriffe sind dabei fast unvermeidlich. Die „Nicolai waren immer eine seltene Erschei„nung."

Gewiß wären diese Worte des ehrwürdigen Dresdner Nestors von mir nicht ohne Beherzigung gelesen worden, wäre mir einestheils, wie schon oben gesagt, mehr als die Alternative zwischen Untergang und Fortsetzung des Nekrologs geblieben. Anderntheils möchte ich nicht behaupten, daß gerade der Buchhändler zur Zusammenstellung dieser Deutschen

Weltweltliteratur am unberufensten wäre. Unter allen Ständen ist es gerade der seinige, welcher zu diesem Geschäft viele nicht in Abrede zu stellende Vortheile gewährt. So weit der Bereich des Nekrologs geht, nämlich über alle Länder Deutscher Zunge (Schweiz, Holstein, Rußland — sofern ihm dort lebende Deutsche verfallen — u. s. w.), so weit erstreckt sich auch die Geschäftsverzweigung, die Local-, Personal- und Gelehrtenkenntniß des Buchhändlers, wodurch er im Stande ist, sich Nachrichten aus allen Gegenden zu verschaffen und zuweilen selbst in schwierigen Fällen Rath zu finden. Mir haben außerdem noch meine Lern-, Lehr- und Wanderjahre, die mich vom Jahre 1797 bis 1811 in vielen Deutschen Ländern zum Theil einheimisch gemacht haben, den Vortheil einer großen Menge persönlicher Bekanntschaften mit Literaten hinterlassen, welcher sich bei vorliegendem Unternehmen besonders bewährt hat. Außerdem bietet mir meine Stellung schon durch sich die Mittel eines umfassenden Ueberblickes der neuesten literär. Erscheinungen dar, deren Beachtung bei der Herausgabe des Nekrologs in vielen Fällen unumgänglich ist. Dieses besonders befähigte mich, mit Behufs meiner desfalsigen Correspondenz (zwar mit unsäglicher Mühe) eine Deutsche Schriftstellertopographie im Manuscript anzulegen, welche nach den Staaten, Provinzen, Städten und Dörfern geordnet, mit aller Or-

mir eine zahlreiche Auswahl geeigneter Schriftstelleradressen gewährt, die ich allwöchentlich aus den neuesten kritischen, literarischen, belletristischen, politischen rc. Zeitschriften ergänze.

Nach diesen Vorausschickungen komme ich auf die Gründe zurück, aus welchen mir die Erhaltung des Nekrologs nothwendig und wichtig schien. Nicht allein der hochverdiente Schlichtegroll hat sie tief gefühlt und sie besonders in der Vorrede zum ersten Jahrgang seines Werkes dargelegt, sondern auch die Franzosen und Engländer würdigen das Gedächtniß ihrer denkwürdigeren Todten auf gleiche Weise, erstere durch das jährlich erscheinende Annuaire nécrologique, letztere durch das Annual biographie and obituary, wovon bei Longman in London bereits 10 Bände erschienen sind. Durch das Aufhören des Schlichtegrollschen Nekrologs und die dadurch entstandene Lücke von 1806 bis 1822, von wo gegenwärtiger neuer Nekrolog in die Reihe trat, ist auch bei uns dieses Bedürfniß recht fühlbar geworden, wie mir die vielen eingegangenen Aufforderungen zu ihrer Ausfüllung bewiesen haben, die aber bei ihrer nicht zu übersehenden Masse und Vielseitigkeit meine Kräfte weit übersteigen würde. Gewiß ist die Sorge für das Andenken seiner denkwürdigen Geister nicht die letzte Pflicht eines aufgeklärten und humanen Volkes. Die Dankbarkeit, Liebe und Pietät für die Geschiedenen

macht sie zu einem wohlthuenden Bedürfniß. Oder sollen der geistvolle und thätig schaffende Mensch, der heldenmüthige Krieger, der gründliche um die Erweiterung des Wissens verdiente Gelehrte, der großherzige und gerechte Staatsmann, der ausgezeichnetere Seelsorger und Prediger, der verdienstvolle Arzt, der bewunderungswürdige Künstler, der mit unerschöpflichem Erfindungsgeiste wirkende Handelsmann, der denkende Landwirth und alle die wichtigern Glieder aus der großen Kette hochverdienter Landsleute und Sprachgenossen nur so lange Gegenstände unserer Erinnerung seyn, als sie uns als sichtbare Vorbilder im Leben vorschwebten, oder als uns die Spuren ihres irdischen Wirkens und Schaffens noch vor Augen sind? Sind wir es nicht unsern Nachkommen schuldig, daß wir ihnen neben den Ueberlieferungen der Geschichte auch die Monographie ausgezeichneter Menschen hinterlassen? Wird sie ihnen nicht zur Lehre und zum Beispiel, zur Nacheiferung und zur Warnung dienen? Und wie nah verwandt ist die Biographie mit der Geschichte, wie sehr viel bietet sie zur Beleuchtung und Berichtigung der letzteren? Unzählbare Belege hierzu enthält nur allein schon vorliegender Jahrgang dieser Lebensschilderungen, in der Darstellung der reichen Begebenheiten so vieler Männer, welche, besonders in den welthistorischen letzten 50 Jahren, so thatkräftig auf ihre Zeit einwirkten und

deren Schicksale ein oft so helles Licht auf die Welthändel werfen? Oder sollen, mit Ausnahme einiger, die der Zufall vielleicht dereinst noch einem biographischen Wörterbuche oder einer andern derartigen Gallerie zutheilen und einverleiben wird, alle diese betrachtungswerthen und lehrreichen Menschenleben blos ein Gegenstand der Tradition bleiben, die schon bei der nächsten Generation auf ewig verstummt? Wahrlich erscheinen ja der Geburten oft dürftiger Phantasie in den unnatürlichsten und abgeschmacktesten Erdichtungen, „Romane" genannt, zu Hunderten und werden von Tausenden begierig verschlungen. Sollte man wohl von unserer gebildeten Mitwelt nicht die Erwartung hegen dürfen, daß sie es vorziehen würde, dieser Producte einige ungelesen zu lassen, um dagegen lieber Unterhaltung in einem Werke zu suchen, welches dem Andenken Derer gewidmet ist, die sich noch vor so Kurzem lebend, handelnd und schaffend vor unsern Augen bewegten, in einem Buche, das wohl für Alle die beziehungsreichsten persönlichen Interessen bietet, das uns, wenn auch nicht in allen seinen Gemälden, doch in vielen derselben Personen vorführt, die entweder dem Kreise unserer Bekannten, Verwandten und Freunde angehörten, oder die auch ungekannt Gegenstände unserer Aufmerksamkeit, unserer Theilnahme und Liebe, ja oft unserer Bewunderung waren? Gewiß wenn

man einen genauen Vergleich zwischen der Un-
terhaltung anstellt, die ein Product der Erdich-
tung und eine Gemäldesammlung aus dem wirk-
lichen Leben gewährt, so wird Jeder den Ori-
taleindruck, den historische Wahrheit vor Erdich-
tungen voraus hat, selbst lebhaft genug empfin-
den und er wird zugleich mit Nutzen und Belehrung
lesen, besonders aber wird Jeder, selbst der Un-
terrichtetste, seine Ansichten über unsere Zeit, aus
welcher ja dieses ganze Werk geschöpft ist, über
Gegenstände der Geschichte, Politik, Literatur
und über alle Fächer des menschlichen Wissens
bereichern, er wird Vorbilder finden, die sein
Streben zur Nacheiferung auf's Neue entflam-
men, er wird sich überzeugen, welche Lebens-
grundsätze in der Dauer die Probe hielten, und
welche unterlagen, er wird sich einen Schatz
von Erfahrungen und Maximen anzueignen Ge-
legenheit haben, die er hier mit weniger Opfern
als im eignen Leben selbst sammeln kann,
während er zugleich dem Verdienste seiner ver-
schiedenen Zeitgenossen einen schönen Tribut zollt
und ihnen noch im Grabe seine Aufmerksamkeit
und Theilnahme widmet.

Von diesen Standpuncten aus haben wir
die verschiedenen Kritiken, welche der Nekrolog
bis jetzt zu finden das Glück hatte, dieser An-
gelegenheit betrachtet. Sie haben alle ohne
Ausnahme dem Fleiße, der Auswahl und der
Umsicht des bisherigen Herrn Herausgebers ...

hältnisse bisher waren, woraus ich nicht, wie viele Andere in gleichen Fällen, erst noch ein großes Geheimniß machen will.

Zwar hätte ich, nach einer der Folge sehr werthen Stimme, von der eigenen Herausgabe abstehen sollen. Mein sehr würdiger Freund und Gönner, Hr. Hofrath Böttiger in Dresden, sagt nämlich bei Gelegenheit seiner übrigens so wohlwollenden und mich recht sehr ermunternden Beurtheilung des Deutschen Regentenalmanachs (wobei er auch des Nekrologs mit lobender Anerkennung gedenkt) in No. 87. des Wegweisers zur Abendzeitung 1826:

„Es könnte Mißtrauen erregen, daß der Verleger des Regentenalmanachs auch zugleich „dessen Herausgeber ist und in der That „möchte man dies nicht überall loben, „wenn der Buchhändler auch zugleich die Redaction von seinen Verlagsartikeln besorgt. „Mißgriffe sind dabei fast unvermeidlich. Die „Nicolai waren immer eine seltene Erscheinung."

Gewiß wären diese Worte des ehrwürdigen Dresdner Nestors von mir nicht ohne Beherzigung gelesen worden, wäre mir einestheils, wie schon oben gesagt, mehr als die Alternative zwischen Untergang und Fortsetzung des Nekrologs geblieben. Anderntheils möchte ich nicht behaupten, daß gerade der Buchhändler zur Zusammenstellung dieser Deutschen

durch sie eine fester begründete Erfahrung ent-
stehn soll?

Es liegt vor Augen, daß die erstere Auf-
gabe die leichtere wäre. Nur das wäre schwer,
die richtige Gränzlinie zwischen den Aufzuneh-
menden und Wegzubleibenden ohnfehlbar zu finden.
Denn gerade bei ausgezeichnet berühmten Per-
sonen fehlt es selten an vielen Materialien,
diese sind bald zusammengestellt, man wäre
der unsäglichen Mühe überhoben, nach so vie-
len Individuen sorgfältige Forschungen anzustel-
len, erspart eine sehr weitläuftige Corre-
spondenz und vielen Portoaufwand, hätte nicht
zu befürchten, daß die Jahrgänge zu einer Bo-
genstärke anwüchsen, die oft den Plan beträcht-
lich überschreitet und vereinfachte so in jeder
Hinsicht die vielen Schwierigkeiten bis auf
wenige.

Dennoch bin ich bei diesen verschiedenar-
tigen Ansichten mehr meiner Ueberzeugung, als
meinem Vortheil und meiner Bequemlichkeit ge-
folgt und habe mich nach den Stimmen ge-
richtet, welche sich für das Bestreben nach ei-
nem „National-Nekrolog" entschieden hatten.
Ich hoffe auch, daß mir diese Wahl um so
weniger zum Vorwurf gereichen kann, als ich
mich dadurch einer großen Menge von Schwie-
rigkeiten aller Art Preis gegeben und mir ein
Ziel erwählt und vorgesteckt habe, dessen völ-
lige Erreichung freilich immer nur ein fromme

wünscht werden wird. Wenn man den Umfang aller Länder Deutscher Zunge und die noch nie so groß gewesene Menge der Personen erwägt, welche sich gegenwärtig durch ihr Denken und Handeln merkwürdig machen, so wird man das Schwere ja Unerreichbare eines so umfassenden Planes erkennen und sich besonders gegen mögliche unvermeidliche Lücken zur Nachsicht gestimmt fühlen.

Derjenige, welcher eine beliebige Anzahl von Biographien zusammenstellt und sich dabei unabhängig von der Lebenszeit und dem Vaterlande der Geschilderten nach eigenem Ermessen diejenigen Characters heraussucht, deren Bearbeitung ihm am leichtesten und dankbarsten scheint und von denen er hoffen kann, daß sie den Lesern am besten zusagen und ihnen die angenehmste Unterhaltung gewähren werden, — kennt die Schwierigkeiten eines Nekrologs nicht, welcher sich gerade auf das vorhergehende Jahr beschränkt, folglich ohne alle Selbstwahl der Zeit, der Personen, der örtlichen Verhältnisse nur die Schilderungen zu stellen hat, welche die Chronologie vorschreibt, ohne zu fragen, ob und mit welchen Hindernissen sie zu erlangen sind. Diesen Umstand sollten Kritiker wohl berücksichtigen und ihre Anforderungen an frei gewählte Lebensschilderungen und an bedingt vorgeschriebene sollten nicht die nämlichen seyn.

Aber wird man einwenden: „Wozu denn

macht sie zu einem wohlthuenden Bedürfniß. Oder sollen der geistvolle und thätig schaffende Mensch, der heldenmüthige Krieger, der gründliche um die Erweiterung des Wissens verdiente Gelehrte, der großherzige und gerechte Staatsmann, der ausgezeichnetere Seelsorger und Prediger, der verdienstvolle Arzt, der bewunderungswürdige Künstler, der mit unerschöpflichem Erfindungsgeiste wirkende Handelsmann, der denkende Landwirth und alle die wichtigern Glieder aus der großen Kette hochverdienter Landsleute und Sprachgenossen nur so lange Gegenstände unserer Erinnerung seyn, als sie uns als sichtbare Vorbilder im Leben vorschwebten, oder als uns die Spuren ihres irdischen Wirkens und Schaffens noch vor Augen sind? Sind wir es nicht unsern Nachkommen schuldig, daß wir ihnen neben den Ueberlieferungen der Geschichte auch die Monographie ausgezeichneter Menschen hinterlassen? Wird sie ihnen nicht zur Lehre und zum Beispiel, zur Nacheiferung und zur Warnung dienen? Und wie nah verwandt ist die Biographie mit der Geschichte, wie sehr viel bietet sie zur Beleuchtung und Berichtigung der letzteren? Unzählbare Belege hierzu enthält nur allein schon vorliegender Jahrgang dieser Lebensschilderungen, in der Darstellung der reichen Begebenheiten so vieler Männer, welche, besonders in den welthistorischen letzten 50 Jahren, so thatkräftig auf ihre Zeit einwirkten und

ben erlangt, so daß das angehängte Register wohl die vollständigste und umfassendste aller bis jetzt bekannt gewordenen Deutschen Todtenlisten vom Jahre 1825 seyn dürfte. Ich habe vor Allem nach Vollständigkeit getrachtet, und hoffe, daß man nur wenige Todesfälle von wichtiger Bedeutung vermissen wird. Wenn man das Register mit der Todtenliste von 1826 vergleicht, welche ich meiner Aufforderung an die Herren Mitarbeiter im März v. J. beigelegt habe, so wird man nicht allein wenige Lücken bemerken, sondern finden, daß hier dreifach mehr geliefert wird, als dort verzeichnet wurde. Ich habe mich nicht begnügt, nur diejenigen Biographien zu liefern, deren Erlangung mir leicht war, sondern auch diejenigen, welcher ich nur nach vielen fruchtlosen Versuchen und beträchtlichem Aufwand endlich doch noch habhaft werden konnte. Mehrere aber, zu denen mir auch die unverdrossensten Bemühungen nicht verhelfen konnten, war ich gezwungen, aufzugeben. Unter diese rechne ich mit Bedauern den Prinzen Heinrich XV. Reuß, k. k. Oestreich. Feldmarschall, den Herzog Carl Eugen v. Lothringen, den Geh. Reg. Rath Dr. Christ. Wagner in Hildburghausen, den Reg. Rath Dr. Mallinkrodt in Dortmund, den Ob. Appell. Ger. Präsidenten Frhrn. v. Dalwigk in Wiesbaden, den Naturforscher Freyreis, den Dänischen Bundestagsgesandten zu Frankfurt, Grafen Eyben,

[illegible] in Braunschweig, den Pro-
fessor Fabri in Erlangen, den Wirthschafts-
[illegible] Rudolph André in Brünn, den Professor
Oberbibliothekar Ruef in Freiburg im Br.,
[illegible] Ober Appellat. Ger. Präsid. Mann in Zer[illegible]
Bei allen diesen fand ich, alles Suchens un-
geachtet, keine Biographen und mußte bei
wenigen unzureichenden Nachrichten stehen blei[illegible]
welche hier zum Theil von ihnen geliefert [illegible]
Die Biographie des verewigten Consistorialra[illegible]
Superintendenten und ersten reform. Predig[illegible]
G. S. A. Mellin in Magdeburg, war mir [illegible]
dem Herrn Kirchen- und Schulrath Koch [illegible]
Magdeburg zugesagt, so wie von dem He[illegible]
Oberbibliothekar und Hofrath Ebert in Dre[illegible]
den die des seel. Bibliothekars Hempel daselb[illegible]
Beide sind leider ausgeblieben. Der treffli[illegible]
Hr. Prof. und Bibliothekar Schröter in Ro-
stock hatte es übernommen, mir mehrere denk-
würdige Mecklenburger zu liefern, so wie Herr
Dr. von Reden in Hameln mehrere Hannove-
raner, allein beide erkrankten schwer und konn-
ten ihre Zusagen nicht erfüllen. Indessen sind
diese Lücken so wenig durch den Mangel meiner
Bemühungen entstanden, daß ich sie ohne Scheu
selbst anzeige, ja den Leser auf sie aufmerksam
zu machen für meine Pflicht halte.

Wenn es zur Aufgabe gestellt ist, zu Hun-
derten von Nekrologen, unter Millionen Leben-
den die geeignetsten Biographen herauszusuchen

[illegible] zu finden, so wird man wegen dieser Unvollkommenheiten nicht mit mir rechten. Oft glaubt man selbst eine Lebensschilderung ganz nach Wunsch untergebracht zu haben, täuscht sich aber dennoch und ist immer noch so mancher Möglichkeit ausgesetzt. Oft verweigert die betreffende Familie die nothwendigen Data und Notizen, oft nimmt der erhoffte Verfasser seine Zusage erst dann zurück, wenn keine Zeit mehr zu weiterm Suchen ist, oft hält er sein Versprechen gar nicht, oft wird man auch wegen einer einzigen Lebensbeschreibung von dem einen zu dem andern gewiesen, und ist man die Reihe der oft in ganz verschiedenen Gegenden lebenden Personen durch und gelangt endlich zum Letzten, so scheitern oft noch bei diesem alle Hoffnungen und er will oder kann dem Gesuche nicht willfahren. Selbst kostspielige Aufforderungen zu manchen Lebensschilderungen in öffentlichen Blättern führten nicht immer zum Ziel. Dieses Mittel wurde namentlich zur Erlangung von Nachrichten über den fleißigen Botanikers Prof. Bauer in Tittmanning, den Grafen Joseph Carl von Dietrichstein in Wien, den Dr. Wolf in Schweinfurt vergeblich versucht.

Ob nun gleich schwerlich jemals die namenlosen Mühen, womit der Nekrolog zusammengetragen wird und womit er für das Andenken wackerer Menschen sorgt, erkannt, oder der dazu erforderliche Aufwand kostenfrei gestellt

macht sie zu einem wohlthuenden Bedürfniß. Oder sollen der geistvolle und thätig schaffende Mensch, der heldenmüthige Krieger, der gründliche um die Erweiterung des Wissens verdiente Gelehrte, der großherzige und gerechte Staatsmann, der ausgezeichnetere Seelsorger und Prediger, der verdienstvolle Arzt, der bewunderungswürdige Künstler, der mit unerschöpflichem Erfindungsgeiste wirkende Handelsmann, der denkende Landwirth und alle die wichtigern Glieder aus der großen Kette hochverdienter Landsleute und Sprachgenossen nur so lange Gegenstände unserer Erinnerung seyn, als sie uns als sichtbare Vorbilder im Leben vorschwebten, oder als uns die Spuren ihres irdischen Wirkens und Schaffens noch vor Augen sind? Sind wir es nicht unsern Nachkommen schuldig, daß wir ihnen neben den Ueberlieferungen der Geschichte auch die Monographie ausgezeichneter Menschen hinterlassen? Wird sie ihnen nicht zur Lehre und zum Beispiel, zur Nacheiferung und zur Warnung dienen? Und wie nah verwandt ist die Biographie mit der Geschichte, wie sehr viel bietet sie zur Beleuchtung und Berichtigung der letzteren? Unzählbare Belege hierzu enthält nur allein schon vorliegender Jahrgang dieser Lebensschilderungen, in der Darstellung der reichen Begebenheiten so vieler Männer, welche, besonders in den welthistorischen letzten 50 Jahren, so thatkräftig auf ihre Zeit einwirkten und

deren Schicksale ein oft so helles Licht auf die Welthändel werfen? Oder sollen, mit Ausnahme einiger, die der Zufall vielleicht dereinst noch einem biographischen Wörterbuche oder einer andern derartigen Gallerie zutheilen und einverleiben wird, alle diese betrachtungswerthen und lehrreichen Menschenleben blos ein Gegenstand der Tradition bleiben, die schon bei der nächsten Generation auf ewig verstummt? Wahrlich erscheinen ja der Geburten oft dürftiger Phantasie in den unnatürlichsten und abgeschmacktesten Erdichtungen, „Romane" genannt, zu Hunderten und werden von Tausenden begierig verschlungen. Sollte man wohl von unserer gebildeten Mitwelt nicht die Erwartung hegen dürfen, daß sie es vorziehen würde, dieser Producte einige ungelesen zu lassen, um dagegen lieber Unterhaltung in einem Werke zu suchen, welches dem Andenken Derer gewidmet ist, die sich noch vor so Kurzem lebend, handelnd und schaffend vor unsern Augen bewegten, in einem Buche, das wohl für Alle die beziehungsreichsten persönlichen Interessen bietet, das uns, wenn auch nicht in allen seinen Gemälden, doch in vielen derselben Personen vorführt, die entweder dem Kreise unserer Bekannten, Verwandten und Freunde angehörten, oder die auch ungekannt Gegenstände unserer Aufmerksamkeit, unserer Theilnahme und Liebe, ja oft unserer Bewunderung waren? Gewiß wenn

man einen genauen Vergleich zwischen der Unterhaltung anstellt, die ein Product der Erdichtung und eine Gemäldesammlung aus dem wirklichen Leben gewährt, so wird Jeder den Totaleindruck, den historische Wahrheit vor Erdichtungen voraus hat, selbst lebhaft genug empfinden und er wird zugleich mit Nutzen und Belehrung lesen; besonders aber wird Jeder, selbst der Unterrichtetste, seine Ansichten über unsere Zeit, aus welcher ja dieses ganze Werk geschöpft ist, über Gegenstände der Geschichte, Politik, Literatur und über alle Fächer des menschlichen Wissens bereichern, er wird Vorbilder finden, die sein Streben zur Nacheiferung auf's Neue entflammen, er wird sich überzeugen, welche Lebensgrundsätze in der Dauer die Probe hielten und welche unterlagen, er wird sich einen Schatz von Erfahrungen und Maximen anzueignen Gelegenheit haben, die er hier mit weniger Opfern als im eignen Leben selbst sammeln kann, während er zugleich dem Verdienste seiner verschiedenen Zeitgenossen einen schönen Tribut zollt und ihnen noch im Grabe seine Aufmerksamkeit und Theilnahme widmet.

Von diesen Standpuncten aus haben auch die verschiedenen Kritiken, welche der Nekrolog bis jetzt zu finden das Glück hatte, diese Angelegenheit betrachtet. Sie haben alle ohne Ausnahme dem Fleiße, der Auswahl und der Umsicht des bisherigen Herrn Herausgebers viele

[illegible] widerfahren lassen und wo ihre Winke wesentlich und ausführbar waren, da sind sie auch bei der gegenwärtigen Fortsetzung dankbar benutzt worden. Sehr beifällige Beurtheilungen lieferten: die allgemeine Zeitung, die Abendzeitung, die Hallesche und Leipziger Literaturzeitung, ja die letztere enthält sogar die ermuthigende Aeußerung: „Es ist nicht zu zweifeln, daß Schlichtegroll in diesem Nekrolog einen Nachfolger gefunden hat, wie er sich ihn kaum wohl zu wünschen gewagt hätte.“ Nur allein das Mitternachtsblatt weicht von diesem allgemeinen Beifall durch einige unholde Bemerkungen ab; beehrt aber dennoch den Nekrolog mit der Benennung eines „löblichen Unternehmens.“

Am meisten sind die Stimmen über die Frage getheilt: ob der Nekrolog nur wenige Biographien, aber diese desto umständlicher und nur von Personen erster Celebrität liefern, — oder ob er nach dem Verdienste eines Nationalnekrologs streben, sich auf kürzere Aufsätze beschränken, dagegen sich über alle Classen verbreiten, in das ganze viel umfassende Deutsche Volksleben eingreifen, nicht allein Sternen erster Größe, sondern überhaupt denkwürdigen Personen aller Stände einen Platz einräumen und sich durch die Berührung zahlreicher persönlicher Interessen allgemeinere Theilnahme und

durch sie eine festere begründete Ergänzung erhal-
ten soll?

Es liegt vor Augen, daß die erstere Auf-
gabe die leichtere wäre. Nur das wäre schwer,
die richtige Gränzlinie zwischen den Aufzuneh-
menden und Wegzubleibenden unfehlbar zu finden.
Denn gerade bei ausgezeichnet berühmten Per-
sonen fehlt es selten an vielen Materialien,
diese sind bald zusammengestellt, man wäre
der unsäglichen Mühe überhoben, nach so vie-
len Individuen sorgfältige Forschungen anzustel-
len, ersparte eine sehr weitläuftige Corre-
spondenz und vielen Portoaufwand, hätte nicht
zu befürchten, daß die Jahrgänge zu einer Vo-
lumstärke anwachsen, die oft den Plan beträcht-
lich überschreiten, und vereinfachte so in jeder
Hinsicht die vielen Schwierigkeiten bis auf
wenige.

Dennoch bin ich bei diesen verschiedenar-
tigen Ansichten mehr meiner Ueberzeugung, als
meinem Vortheil und meiner Bequemlichkeit ge-
folgt und habe mich nach den Stimmen ge-
richtet, welche sich für das Bestreben nach ei-
nem „Nationalnekrolog" entschieden hatten.
Ich hoffe auch, daß mir diese Wahl um so
weniger zum Vorwurf gereichen kann, als ich
mich dadurch einer großen Menge von Schwie-
rigkeiten aller Art Preis gegeben und mir ein
Ziel erwählt und vorgesteckt habe, dessen völ-
lige Erreichung freilich immer nur ein frommer

Wunsch [illegible] wird. Wenn man den Umfang aller Länder Deutscher Zunge und die noch nie so groß gewesene Menge der Personen erwägt, welche sich gegenwärtig durch ihr Denken und Handeln merkwürdig machen, so wird man das Schwere ja Unerreichbare eines so umfassenden Planes erkennen und sich besonders gegen mögliche unvermeidliche Lücken zur Nachsicht gestimmt fühlen.

Derjenige, welcher eine beliebige Anzahl von Biographien zusammenstellt und sich dabei unabhängig von der Lebenszeit und dem Vaterlande der Geschilderten nach eigenem Ermessen diejenigen Charactere heraussucht, deren Bearbeitung ihm am leichtesten und dankbarsten scheint und von denen er hoffen kann, daß sie den Lesern am besten zusagen und ihnen die angenehmste Unterhaltung gewähren werden, — kennt die Schwierigkeiten eines Nekrologs nicht, welcher sich gerade auf *das vorhergehende Jahr beschränkt*, folglich ohne alle Selbstwahl der Zeit, der Personen, der örtlichen Verhältnisse nur die Schilderungen zu stellen hat, welche die Chronologie vorschreibt, ohne zu fragen, ob und mit welchen Hindernissen sie zu erlangen sind. Diesen Umstand sollten Kritiker wohl berücksichtigen und ihre Anforderungen an *frei gewählte* Lebensschilderungen und an *bedingt vorgeschriebene* sollten nicht die nämlichen seyn. —

Aber wird man einwenden: „Woher denn

also ein nekrologisches Jahrbuch, wenn es nur unvollkommen herzustellen ist?" Weil, glaube ich, nur vermöge dieses festbestehenden Ganges, vermöge dieser steten Ordnung eine vollständige Biographie überhaupt erlangt werden kann, weil wir außerdem nur biographisches Stückwerk besitzen würden, weil es dem ins Einzelne eingehenden Historiker eine Quelle und Vorarbeit seyn soll, deren weitere Vervollkommnung ihm unbenommen bleibt und weil uns nicht nur Schlichtegroll, sondern in den oben genannten ausländischen Werken auch zwei der ersten Nationen Europa's ein Beispiel der nämlichen Jahreseintheilung gegeben, folglich dieselbe gutgeheißen haben. Noch mehr wird sich Der von dem Nutzen dieser feststehenden Form überzeugen, der untersuchen will, wie viel bei der Nekrologslücke von 1806 bis 1822 für immer übergangen und wieviel dadurch für die Personen- und Weltgeschichte unwiederbringlich verloren worden ist.

Ich gehe nun zu dem über, was insonderheit den vorliegenden 8ten Jahrgang betrifft. Was die Auswahl der Geschilderten anbelangt, so habe ich mir zwar die möglichst vollständige Kenntniß der Todesfälle durch die ununterbrochene Durchsicht öffentlicher Blätter, besonders der Gelehrtenzeitungen zu verschaffen gesucht, bin aber dabei nicht stehen geblieben, sondern habe auch auf Privatwegen viele No-

chen erlangt, so daß das angeheftete Register wohl die vollständigste und umfassendste aller bis jetzt bekannt gewordenen Deutschen Todtenlisten vom Jahre 1825 seyn dürfte. Ich habe vor Allem nach Vollständigkeit getrachtet, und hoffe, daß man nur wenige Todesfälle von einiger Bedeutung vermissen wird. Wenn man das Register mit der Todtenliste von 1825 vergleicht, welche ich meiner Aufforderung an die Herren Mitarbeiter im März v. J. beigelegt habe, so wird man nicht allein wenige Lücken bemerken, sondern finden, daß hier dreifach mehr geliefert wird, als dort verzeichnet wurde. Ich habe mich nicht begnügt, nur diejenigen Biographien zu liefern, deren Erlangung mir leicht war, sondern auch diejenigen, welcher ich nur nach vielen fruchtlosen Versuchen und beträchtlichem Aufwand endlich doch noch habhaft werden konnte. Mehrere aber, zu denen mir auch die unverdrossensten Bemühungen nicht verhelfen konnten, war ich gezwungen, aufzugeben. Unter diese rechne ich mit Bedauern den Prinzen Heinrich XV. Reuß, k. k. Oestreich. Feldmarschall, den Herzog Carl Eugen v. Lothringen, den Geh. Reg. Rath Dr. Christ. Wagner in Hildburghausen, den Reg. Rath Dr. Mallinkrodt in Dortmund, den Ob. Appell. Ger. Präsidenten Frhrn. v. Dalwigk in Wiesbaden, den Naturforscher Freyreis, den Dänischen Bundestagsgesandten zu Frankfurt, Grafen Eyben,

den Hrn. Kollath in Braunschweig, den Professor Fabri in Erlangen, den Wirthschaftsrath Rudolph André in Brünn, den Professor und Oberbibliothekar Ruef in Freiburg im Br., den Ober-Appellat. Ger. Präsid. Mann in Zerbst; Zu allen diesen fand ich, alles Suchens ungeachtet, keine Biographen und mußte bei den wenigen unzureichenden Nachrichten stehen bleiben, welche hier zum Theil von ihnen geliefert sind. Die Biographie des verewigten Consistorialraths, Superintendenten und ersten reform. Predigers G. S. A. Mellin in Magdeburg, war mir von dem Herrn Kirchen- und Schulrath Koch in Magdeburg zugesagt, so wie von dem Herrn Oberbibliothekar und Hofrath Ebert in Dresden die des seel. Bibliothekars Hempel daselbst. Beide sind leider ausgeblieben. Der treffliche Hr. Prof. und Bibliothekar Schröter in Rostock hatte es übernommen, mir mehrere denkwürdige Mecklenburger zu liefern, so wie Herr Dr. von Reden in Hameln mehrere Hannoveraner, allein beide erkrankten schwer und konnten ihre Zusagen nicht erfüllen. Indessen sind diese Lücken so wenig durch den Mangel meiner Bemühungen entstanden, daß ich sie ohne Scheu selbst anzeige, ja den Leser auf sie aufmerksam zu machen für meine Pflicht halte.

Wenn es zur Aufgabe gestellt ist, zu Hunderten von Nekrologen, unter Millionen Lebender die geeignetsten Biographen herauszusuchen

[illegible] zu finden, so wird man wegen dieser Unvollkommenheiten nicht mit mir rechten. Oft glaubt man selbst eine Lebensschilderung ganz nach Wunsch untergebracht zu haben, täuscht sich aber dennoch und ist immer noch so mancher Möglichkeit ausgesetzt. Oft verweigert die betreffende Familie die nothwendigen Data und Notizen, oft nimmt der erhoffte Verfasser seine Zusage erst dann zurück, wenn keine Zeit mehr zu weiterem Suchen ist, oft hält er sein Versprechen gar nicht, oft wird man auch wegen einer einzigen Lebensbeschreibung von dem einen zu dem andern gewiesen, und ist man die Reihe der oft in ganz verschiedenen Gegenden lebenden Personen durch und gelangt endlich zum Letzten, so scheitern oft noch bei diesem alle Hoffnungen und er will oder kann dem Gesuche nicht willfahren. Selbst kostspielige Aufforderungen zu manchen Lebensschilderungen in öffentlichen Blättern führten nicht immer zum Ziel. Dieses Mittel wurde namentlich zur Erlangung von Nachrichten über den fleißigen Botaniker Prof. Bauer in Tittmanning, den Grafen Joseph Carl von Dietrichstein in Wien, den Dr. Wolf in Schweinfurt vergeblich versucht.

Ob nun gleich schwerlich jemals die namenlosen Mühen, womit der Nekrolog zusammengetragen wird und womit er für das Andenken wackerer Menschen sorgt, erkannt, oder der dazu erforderliche Aufwand kostenfrei gestellt

werden wird (auf Gewinn verzichtet der Herausgeber gern), so sind doch, aller dieser Hindernisse ungeachtet, im vorliegenden dritten Jahrgang im Ganzen 488 im Jahre 1826 verstorbener Personen gedacht und zwar von 75 ausführliche Lebensbeschreibungen, von 170 kürzere und von 243 nur ganz kurze Anzeigen geliefert worden, wozu 83 verschiedene Mitarbeiter Beiträge geliefert haben. Von den in den beiden ersten Abtheilungen gelieferten Biographien sind 74 aus schon gedruckten Quellen entlehnt, 171 aber erscheinen in diesem Werke zum erstenmal im Druck. Diese beiden ersten Abtheilungen enthalten die Lebensbeschreibungen von 8 fürstl. Personen, von 55 Staatsmännern, als Minister, Beamte, Juristen, Hofmänner rc., worunter 13 Schriftsteller, von 11 Kriegshelden und Militärpersonen, worunter 2 Schriftst., von 8 Bischöfen, Generalvicaren und Aebten, worunter 2 Schriftst., von 42 Geistlichen aller Confessionen, worunter 21 Schriftst., von 25 akademischen Lehrern, worunter 21 Schriftst., von 18 Schulmännern, worunter 11 Schriftst., von 16 Aerzten, worunter 8 Schriftst., von 4 Astronomen, sämmtlich Schriftst., von 6 Naturforschern, worunter 4 Schriftst., von 3 Bibliothekaren, ebenfalls alle Schriftst., von 11 Banquiers, Fabrikanten, Kaufleuten, Buchhändlern und Apothekern, worunter 5 Schriftst., von 10 zeichnenden und bildenden Künstlern, wovon 5

Schriftsteller, von 6 dramatischen Künstlern und Sängern, wovon 1 Schriftst., von 5 Componisten und Virtuosen, von 6 Dichtern, deren Werke sämmtlich gedruckt sind, von 5 Landwirthen, worunter 3 Schriftst., von 3 Baumeistern, worunter 1 Schriftsteller und von 9 Frauen, darunter 3 Schriftstellerinnen befindlich sind.

Daß bei Leistungen aus so verschiedenen Händen nicht alle von gleichem Werth seyn können, liegt am Tage. Der Leser wird deren finden, die ihm das Ideal einer vollendeten Biographie erblicken lassen, aber wohl nicht alle entsprechen höhern Anforderungen und mehrere davon möchten wohl auch einer freundlichen Nachsicht bedürfen. Ich habe mich als Herausgeber möglichst bemüht, Rundung und Einklang in diese verschiedenartige Masse zu bringen und wenn je zuweilen die Form weniger anspricht, so sind doch überall die historischen Daten mit gewissenhafter Treue aus den Quellen geschöpft. Auch ist nicht zu läugnen, daß diese bunte Abwechslung der zahlreichen verschiedenen Verfasser der sich folgenden Artikel eine Mannigfaltigkeit bewirkt, die das Interesse des Ganzen nur steigern kann.

Bei der Vertheilung der gesammelten Materialien in die im Buch beobachteten 3 Classen war es zwar mein beständiges Augenmerk, daß die berühmtesten Individuen in die erste, die

vielen deßfallsigen Anfragen wären zu weitläufig geworden. Künftig aber nehme ich als Grundsatz an, daß alle resp. Herren Mitarbeiter, welche es nicht ausdrücklich verbitten, sich genannt wissen wollen.

Am Schlusse bemerke ich, daß ich, allerdings auf die Verbesserung der äußern Umstände und auf einen, wenigstens die Kosten deckenden Absatz rechnend, den Nekrolog sicher und regelmäßig von Jahr zu Jahre fortsetzen werde. Der vorliegende Jahrgang 1825 war nicht arm an denkwürdigen Todten, aber der folgende, wozu die gesammelten Materialien bereits vollständig sind, wird ihn in dieser Hinsicht bei Weitem übertreffen und noch weit reichern Stoff darbieten. Ich hoffe, bis Ende März an sämmtliche Herren Mitarbeiter die Todtenlisten von 1826 versenden zu können und vertraue auf Ihre allseitige Mitwirkung. Alle die, welche mir Beiträge zudenken werden und mit denen ich noch nicht in Verbindung stehe, ersuche ich angelegentlich, mir ihre willkommenen Beiträge durch Buchhändlergelegenheit (nicht durch die Post) zugehen zu lassen und mir die im Jahr 1826 Verstorbenen, deren Biographien sie zu übernehmen gedenken, zuvor nahmhaft zu machen. Da die Todesbeute des Jahres 1826 aber so ungewöhnlich zahlreich ist, so kommt besonders diesmal auf etwas gedrängte Behandlund viel an und ein halber Druckbogen muß

selbst für die Umständlichste in der Regel das Maximum seyn, wenn alle Raum finden sollen. Selbstbiographien, mit Selbsterkenntniß geschrieben, haben unstreitig einen besondern Reiz und wesentliche Vorzüge vor allen andern. Darum bittet der Nekrolog diejenigen, welche den scheidenden Blick nach Jenseits richten, um ihr Vermächtniß.

Ilmenau, 20. März 1827.

Bernh. Friedr. Voigt.

P. S.

Nachstehenden verehrten Gönnern und Freunden, welche mich bei Herausgabe dieses Jahrgangs theils mit Beiträgen, theils mit Notizen so thätig und freundlich unterstützt haben und ohne deren Hülfe ich ihn nicht zu Stande gebracht haben würde, danke ich hiermit innigst.

Verzeichniß der Mitarbeiter.

(In alphabetischer Folge.)

Herr Obermedizinalrath Dr. Augustin in Potsdam.
— Regierungsrath Bantsch in Cöthen.
— Professor Bandke in Krakau.
— Forstmeister Behlen in Aschaffenburg.
— Rittmeister von Böhme in Lübeck.
— Pastor und Schuldirector Dr. Bollmann in Helmstedt.
— Oberpfarrer M. Buch in Cölleda.
— Carl Burger in Bayreuth.
— Steuerinspector Fr. Cramer in Halberstadt.
— Dr. Dittmar in Hannover.
— Dr. Heinrich Döring in Jena.

Herr Hofrath Eck in Leipzig.
— Dr. Eichmann in Leipzig.
— Hofprediger Emmerich in Meiningen.
— Dr. Emsmann in Eckartsberga.
— Forst- und Ministerialrath Fischer in Carlsruhe.
— Prof. Dr. Föhlisch in Werthheim.
— Dr. Gebauer in Hamburg.
— Pfarrer Geilfus in Erfurt.
— Prediger Dr. Gittermann in Emden.
— Dr. Fr. Wilh. Gödicke in Berlin.
— Dr. K. Gräbner in Weimar.
— Rector Gräfe in Jena.
— Regierungsrath von Gruner in Coburg.
— Prof. Gubitz in Berlin.
— J. F. Hammerich in Altona.
— Hofrath von Hellbach in Arnstadt.
— Prof. Heller in Bamberg.
— Dr. C. Hemprich in Breslau.
— Graf Henkel von Donnersmark, k. Preuß. Regierungsrath in Merseburg.
— Archidiaconus Dr. Henkel in Coburg.
— Premierlieut. u. Adjut. Heydenreich in Dresden.
— Seminarlehrer Hientsch in Breslau.
— F. Hollunder (damals) in Penig.
— Prof. Dr. Hug in Freiburg.
— Bibliothekar Jäck in Bamberg.
— Archidiaconus Dr. theol. Jaspis in Dresden.
— Rector Dr. Ibling in Meiningen.
— Superint. Dr. Justi in Marburg.
— Prof. und Rector Dr. Kannegießer in Breslau.
— A. Klein in Stuttgart.
— Dr. Knapp in Elberfeld.
— Oberconsistorialassessor Kühn in Eisenach.
— Conferenzrath Lawätz in Altona (seitdem leider auch schon dem Nekrolog verfallen).
— Hofbaurath Laves in Hannover.
— Prof. Lehne in Mainz.
— Heinrich Lenz in Weimar.
— Kammerh. Bar. v. Linden in Frankfurt a. M.
— Wilhelm Lindner, Rechtsgelehrter in Dresden.
— Superint. Lommler in Heldburg.
— J. von Lucenay in Osnabrück.
— Prediger de Marées in Dessau.
— Diaconus Möller in Erfurt.
— Hofrath und Bibliothekar Wilh. Müller in Dessau.

Herr Professor Cornelius Müller in Hamburg.
— Dr. Nebel in Gießen.
— Pfarrer Neuffer in Holzgertingen.
— Prediger Niemeyer in Dedeleben.
— Decan Pahl in Bichberg.
— Kirchenrath Petri in Fuld.
— Diaconus Pietzsch in Naumburg.
— Dr. von Reden in Hameln.
— Diac. Rese in Halberstadt.
— Legationssecretär Reuß in Stuttgart.
— Hofrath du Roi in Wolfenbüttel.
— Geh. Ob. Finanzrath Rosenstiel in Berlin.
— Domprediger Rotermund in Bremen.
— Dr. Rumy in Wien.
— Prof. der Rechte Dr. Schunck in Erlangen.
— Superint. Dr. Schwabe in Neustadt a. d. O.
— Geh. Canzleisecretär Schwartz in Rudolstadt.
— Geh. Rath Julius Graf v. Soden in Nürnberg.
— Oberappellationsrath Spangenberg in Zelle.
— Justizrath Thon in Ilmenau.
— Dr. G. Töpfer in Leipzig.
— Pfarrer Dr. Träger in Rottthalmünster bei Passau.
— Dr. Ungewitter in Hildesheim.
— Dr. Ferd. Wachter in Jena.
— Dr. K. Wagner in Darmstadt.
— Prof. Dr. Weber in Breslau.
— Privatlehrer C. F. Widemann in Plauen.
— Pfarrer Wilhelmi in Wiesbaden.
— Prediger K. Wunster in Waschke.

Register zum 3. Jahrgang (1825).

Anmerkung. Die mit röm. Zahlen Bezeichneten sind ausführliche, die mit größern deutschen kürzere Lebensbeschreibungen. Die mit kleinen deutschen Zahlen gehören der 3. Abtheilung an, welche selten mehr als Geburtsjahr, Sterbetag und Literatur nachweiset und eine bloße Liste ist.

Erste Abtheilung.

Ausführlichere Nachrichten.

* I. Carl Theodor Hilsenberg,

geb. den 11. März 1802 zu Erfurt,

gest. am 11. September 1824 auf der Insel St. Marie bei Madagascar *).

Sein Vater, J. Caspar Hilsenberg, war Stadtchirurg in Erfurt, seine Mutter eine geborne Rehnlich. Von seiner frühern Jugend an besuchte er die Lorenz-Trivialschule, später das katholische Gymnasium und erwarb sich als ein fleißiger gesitteter Knabe die Zufriedenheit der Lehrer beider Anstalten. Zum Geschäft seines Vaters bestimmt, erlernte er bei diesem die Chirurgie, besuchte Trommsdorfs chemisches und Bernhardis botanisches Institut und hörte die in sein Fach einschlagenden Vorlesungen des Professor Thilow und des Dr. Lucas. Da er Willens war, als Chirurg in Preußische Militärdienste zu treten, so ließ er sich von dem Regimentsarzte, Dr. Eschke, examiniren, der ihm ein sehr empfehlendes Zeugniß nach überstandener Prüfung ausstellte. Um sich noch ausgebreitetere Kenntnisse zu erwerben,

*) Der Zufall hat gewollt, daß auch dieser Jahrgang des Nekrologs, wie die beiden frühern, mit einer Biographie aus dem vorhergehenden Jahre beginnt, ein Anachronismus, den, außer der Berücksichtigung, die ein so talentvoller junger Naturforscher gewiß verdient, die weite Entfernung, vermöge welcher die Nachricht seines Todes erst im Mai 1825 bei seinen Verwandten aus Madagascar anlangte, wohl hinlänglich entschuldigt.

begab er sich in seinem 17ten Jahre nach Wien,
wo er als Chirurg conditionirte. Seine gute Auf-
führung, seine Kenntnisse und sein Fleiß verschafften
ihm hier bald die wünschenswerthesten Bekannt-
schaften; so erwählte ihn der Professor Trattinick
zum Gehülfen im botanischen Cabinette, der Pro-
fessor Schultes trug ihm auf, Auszüge aus großen
botanischen Werken auf der Bibliothek zu machen,
so daß er nicht nur einträglich, sondern auch lehr-
reich beschäftigt war und sich in seinem Lieblings-
fache, der Botanik, immer mehr ausbilden konnte.
Den Professor Hartmann zählte er ebenfalls zu sei-
nen Gönnern; am einflußreichsten für sein Leben
war aber die Bekanntschaft mit dem berühmten Rei-
senden Franz Sieber, der ihn so lieb gewann, daß
er ihn zu Anfang des Jahres 1820 vermochte, seine
Stelle aufzugeben und die eines Secretärs bei ihm
anzunehmen. Bald darauf reiste er mit Sieber nach
München, wo der letztere seine aus Aegypten mit-
gebrachten Sammlungen verkaufen wollte. Von hier
aus unternahmen beide im Frühjahr eine botanische
Reise nach Tyrol, einem Theil Italiens und
der Schweiz. Auf der Rückreise verließ ihn sein
Herr in Botzen, von wo aus er allein, oft mit Le-
bensgefahr, ganz Tyrol bereisete. Im Novem-
ber schrieb Sieber von Prag aus an Hilsenbergs
Vater, gab diesem seine vollkommne Zufriedenheit
mit seinem Sohne zu erkennen und benachrichtigte
ihn, daß er den jungen Mann nach dem Vorge-
birge der guten Hoffnung senden werde, wobei er
zugleich das Versprechen hinzufügte, er werde ihn
nach der Rückkehr drei Jahr Medicin studiren und
dann auf seine Kosten promoviren lassen. Hilsen-
berg selbst bat seinen Vater im kindlichsten Tone
um die Erlaubniß zu dieser Reise und meldete ihm,
daß er mit einer Reisebeschreibung über die Gegen-

hinge im Tyrol als Schriftsteller aufgetreten sey. Nach erhaltener Einwilligung reiste er mit dem Gärtner Bojer von Prag über Wien, Grätz, Laibach, wo eben der Congreß war, nach Triest, von da zu Wasser nach Ferrara und von hier aus schlug er den Weg zu Lande über Bologna, Florenz und Pisa nach Livorno ein. Von Livorno aus ging er zur See nach Marseille; hier änderte er, aus uns unbekannten Gründen, seinen frühern Entschluß und ging am 25. März 1821 nach Isle de France ab. Seine Reise von hier aus wollen wir ihn selbst beschreiben lassen, um damit zugleich einen Beweis der Fähigkeit des jungen Mannes zu liefern: „Am 26. März früh 6½ Uhr fuhren wir mit einem frischen Südwest unter Begleitung des Schiffseigenthümers und einer zahlreichen Gesellschaft von Kaufleuten aus dem Hafen. Die ganze Bemannung des Schiffs, zwei andere Passagiere, von denen einer nach Batavia ging, um dort sein Glück zu machen, mitgerechnet, bestand in 40 Menschen. In kurzer Zeit hatten wir die offene See erreicht, sagten den Franzosen Lebewohl und segelten mit gutem Winde vorwärts. Am 28. März erblickten wir in der Ferne die Balearischen Inseln, Majorka und Minorka und am folgenden Tage die westliche Spitze der kleinen, durch die Deportirung der von den Spaniern gefangenen Franzosen berühmt gewordenen Insel Cabrera. In der Nacht auf den 30. erhob sich ein so stürmisches Wetter, daß wir mit erstaunender Schnelle gegen die Küsten der Barbarei getrieben wurden und am andern Tage Cap de Tennez und Mostapan, nebst einer großen Strecke des nördlichen Afrikas, ansichtig wurden. Mit unbegränzter Neugierde weideten wir uns an dem Anblicke dieses Wunderlandes und vergaßen darüber Essen und Trinken. Berge und Thäler schienen aus ganz an-

den Wassern geformt und in unserer Einbildung hätten wir vielleicht gar Desfontaines Pflanzen erkannt. Wir segelten nun wieder gegen die Spanische Küste und am 2. April sahen wir Cap de Palos, von wo aus Columbus mit seiner Flotte zum erstenmal aussegelte. Nachmittags erblickten wir Carthagena. — Am 5. April entfalteten sich die Gebirge des Königreichs Murcia mit unbeschreiblicher Schönheit; sie erhoben sich terrassenförmig übereinander und die hintersten waren noch sehr dick mit Schnee bedeckt. Die Tage vom 6. — 12. April vergingen unter beständigem Hin- und Herkreuzen an den Spanischen Küsten. Wir überschauten einen ziemlichen Theil des Königreichs Grenada und seiner majestätischen Gebirge und am 10. kamen wir nahe an die Stadt Malaga. Eine schönere Ansicht, als der Anblick dieser Stadt, läßt sich schwerlich finden. So weit das Auge reicht, sieht es Alles dicht mit Weinreben bepflanzt, die mit den herrlichsten grünen Feldern abwechseln. — Den 13. April, nach 20tägiger Schifffahrt, hatten wir die Straße von Gibraltar erreicht. Der Eintritt macht sich durch die Wellen, die sich mit Gewalt aus dem atlantischen Ocean eindrängen, sehr bemerkbar. Der ungeheure Felsen, auf den die Stadt gebaut ist, macht sie seiner Lage wegen vielleicht zur ersten Festung der Welt. Senkrechte Wände, gegen welche die in den Tyrolischen Gebirgen kein Vergleich sind, vertheidigen allein die Stadt an der Nordseite, wo man deshalb weiter keine Vertheidigungsanstalten gemacht hat. Wir sahen ferner die Städte Algeziras und St. Roch, auf der Afrikanischen Seite die Festung Ceuta. Weiter hinauf war das durch die Seeschlacht so bekannte Cap Trafalgar und links Cap Spartel. Hier traten wir in den atlantischen Ocean ein, sagten Europa Lebewohl und waren in

gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. — Vom 13. — 17. April. Mit pfeilschneller Geschwindigkeit trug uns ein Ostwind in 4 Tagen zu den Canarischen Inseln. Das Wetter war sehr nebelig und wir konnten nur mit Mühe die Insel Portaventura unterscheiden, der wir bis auf 4 Meilen nahe kamen. Der Pico de Teneriffa war zum größten Leidwesen für unsere Augen verloren. Ueberhaupt, sagte uns der Capitän, muß man ziemlich vom Glück begünstigt seyn, um ihn nebelfrei zu sehen. Den 18. schien das ganze Meer mit Molusken bedeckt. Die Besanssegel (Holothuria physalis) zeichneten sich durch den prächtigen Glanz ihrer Farben aus; diese Thiere haben eine Blase oder Haut, die sie, gleich einem Segel, nach der Richtung des Windes drehen und so auf den Wellen, gleich einem Schiffe, dahin rudern. Wir fingen deren mehrere, aber es ist unmöglich, sie zu conserviren, beim Herausnehmen aus dem Wasser bleibt von dem so schönen Argonauten blos ein wenig Gallerte zurück. Am 19. April passirten wir den Wendekreis des Krebses. Der Thermometer hatte 16¾° R. Zum erstenmal sahen wir hier den blendend weißen Tropikvogel (Phaëton aethereus L.), Französisch Paille-en-queue, wegen seiner oft zwei Fuß langen Schwanzfedern. Jetzt waren wir nun unter dem heißen Erdgürtel, dessen Schönheiten so viele tausend Reisende geschildert haben. Unsere Erwartungen wurden alle befriedigt. Von der angenehmen Seefahrt unter den Wendekreisen will ich Ihnen eine kleine Beschreibung geben. — Kaum hat Helios die unermeßlichen Gränzen des Himmels berührt und das ganze ätherische Gewölbe geröthet, als auch schon der Tag erscheint; der Ocean steht in Flammen und die ganze aus der Nacht hervortretende Natur schwimmt in einem Feuermeere. Die

hoch aufgethürmten, tausenderlei Formen bildende Wolken, nehmen dann alle nur denkbaren Farbennüancen an, worunter sich, außer dem brennendsten Purpur, dem reinsten Azur, dem blendendsten Weiß, auch ein herrliches Smaragdgrün bemerkbar macht, eine Farbe, die man wohl kaum an unserm Europäischen Horizonte wieder findet. So schaukelt das Schiff, von einem angenehmen Passatwinde fortgetrieben, dahin, bis bei Sonnenuntergange sich die am Morgen bemerkten malerischen Scenen wiederholen. Sobald sich die Sonne in die unbegränzte Wasserfläche getaucht hat, verschwindet der Tag und ohne eine Abenddämmerung, wie bei uns, umhüllt sogleich stille Nacht die Erde. Mit ihr steigen an der reinen Himmelsbläue die prachtvollen Gestirne der südlichen Hemisphäre herauf; das Schiff, das Kreuz, der Centaur, die Jungfrau, Orion schimmern in einem unnachahmlichen Lichte; vorzüglich strahlt Sirius wie ein zweiter Mond und sein Wiederschein bildet auf der spiegelglatten Fläche des Meeres eine lange silberglänzende Straße. In solchen heitern Nächten sahen wir auch mit Erstaunen das entzückende Leuchten des Meeres. Millionen kleiner Funken bildeten beim schnellen Dahingleiten des Schiffs ein Diadem, das durch den Mondschein und die hellflimmernden Sterne erhöht, eins der prächtigsten Schauspiele gewährte, welches zu sehen, schon eine so weite Reise lohnen möchte." Dies Bruchstück eines Briefes, den Hilsenberg von Isle de France aus an Sieber schrieb, mag als Probe seiner Schreibart und seines Darstellungstalents dienen. Am 9. Junius passirte unser Reisender das Vorgebirge der guten Hoffnung in einer Entfernung von drei Stunden und am 7. Julius, nach einer glücklichen Fahrt von 105 Tagen, langte er wohlbehalten am Orte seiner Bestimmung an, wo er die

freundlichste Aufnahme und größte Gastfreundschaft fand. Während des Jahrs 1821 durchstreifte er, mit seinem Gefährten Bojer, Isle de France und Isle de Bourbon und am 1. Mai reiste er mit einer Englischen Fregatte nach Madagaskar ab, wozu ihn der Gouverneur von Isle de France, Townsend Farquhar, vermocht hatte. Nach einer dreitägigen Fahrt landete die Fregatte an der Ostküste Madagaskars, in Taratave, und nach einer dreiwöchentlichen höchst beschwerlichen Reise durch dies ungesunde Land erreichte Hilsenberg die 150 Stunden von der Küste gelegene Hauptstadt der Provinz Emerina, Tannan-Arivou, die Residenz des Negerkönigs Radama Manksaga, des Beherrschers der Houvas, eines Volkes, das die Engländer zu civilisiren suchen. Hier blieb er mit Bojer 1½ Jahr und untersuchte den größten Theil des Innern der Insel, wohin noch kein Europäer gedrungen war. Die reiche Ausbeute seiner Forschungen an Samen, Pflanzen, Thieren u. s. w. sandte er nach England an die Linneische Gesellschaft. Zu Ende des Octobers 1823 kehrte er nach St. Maurice zurück, wo er zu seinem Erstaunen erfuhr, daß Sieber, während seines Aufenthalts in Madagaskar, 4 Monate hier in Port Louis zugebracht und mit Thränen beklagt habe, daß er seinen Freund Hilsenberg nicht sprechen konnte. Von hier aus überschickte er seiner Mutter eine goldne, fünf Dukaten schwere Kette, die kunstreich, ohne Löthung, von den Madagassen gearbeitet war, als Beweis, wie er in weiter Ferne seine theuern Verwandten gern erfreuen möge. In demselben Brief bedauert er, keine sichere Gelegenheit zu wissen, um 100 Spanische Piaster, die er eigends für seinen jüngern Bruder gespart, nach Erfurt übermachen zu können. Es war die letzte Nachricht! — Am 31. Mai 1825 erhielt Hilsenbergs Mutter einen

Brief von Bojer, vom 14. December 1824 aus St. Mairent (Isle de France), worin ihr dieser meldete, ihr Sohn habe sich, im Sommer des Jahrs 1824, von dem Capitän Owen, Commandanten der Englischen Fregatte Luven, der schon seit 2 Jahren die Afrikanischen und Madagaskarischen Küstenländer untersuchte und dessen Botaniker in Sennar in Afrika gestorben war, bewegen lassen, als Naturforscher in königl. Großbrittanische Dienste zu treten und sey am 15. Jul., gegen den Rath aller seiner Freunde, zu Schiffe gegangen. Schon am 18. August habe ihn das sogenannte Madagaskarische Fieber befallen und sein Zustand habe sich täglich verschlimmert, so daß ihn der Capitän Owen am 8. September auf der Insel St. Marie, nahe bei Madagaskar, ausgeschifft habe, wo er in dem Französischen Hospitale, am 11. September, ein Opfer für die Wissenschaft, sein thätiges Leben endete. Seine naturhistorische Hinterlassenschaft wurde nach England gesendet, weil er die letzten Jahre auf Kosten dieses Staats reiste; sein Vermögen, bestehend in 700 Spanischen Piastern, soll seine Familie erhalten und seine Kleider, Ringe u. dergl. hat er in seinem Testamente seinem Gefährten Bojer vermacht.

Aus allen Briefen des für die Wissenschaft zu früh Entschlafenen spricht die kindlichste Liebe für seine Aeltern und die wärmste Anhänglichkeit an Geschwister und Freunde. Für sein sittliches Betragen und seine Umgänglichkeit bürgen die vielen Bekanntschaften mit ehrenwerthen Männern, die er aller Orten machte; selbst auf Isle de France und Bourbon fand er viele Freunde unter den Engländern und Franzosen, die seinen Tod aufrichtig bedauerten. Mit welchem regen Eifer er an seiner Lieblingswissenschaft hing, beweisen seine weiten be-

schwerlichen Reisen, deren Gefahren er, um des edlen Zwecks willen, gern ertrug und in welchem Sinne er die Botanik trieb, mögen seine eignen Worte aus seinem letzten Brief uns sagen: „Es liegt ein ganz eigner Reiz in der Botanik, welchen nur der fühlen kann, der die Pflanzen nicht blos deswegen liebt, weil sie ihm durch Färben, Gerben, Brennen und andere technologische Verwendung Gewinn bringen, sondern vorzüglich deshalb, weil er an ihnen die Weisheit unsers Schöpfers bewundert. Ich möchte mich um Alles in der Welt nicht von ihr losreißen."

Weimar. H. Lenz.

II. Caspar Siegfried Gähler,

Doctor der Rechte, Königl. Dän. Conferenzrath, Commandeur des Danebrogordens und erster Bürgermeister in Altona.

geb. den 18. Januar 1747.
gestorben den 2. Januar 1825. *)

Er stammte aus einem einheimischen Geschlechte, denn sein Vater, Nicolaus Ullrich Gähler, war zu Flensburg im Jahr 1695 geboren, und hatte sich dem Dienste des Vaterlandes im Civil-Etat gewidmet. In Copenhagen, wo er bei der damals Deutschen Canzlei angestellt war, verheirathete er sich im Jahr 1723 mit Margaretha Berndrup, welche im Jahr 1738, ohne ihm Kinder zu hinterlassen, starb. Wie sehr dieser

*) Zum Theil aus Schmid's Gedächtnißrede auf Gähler.

Mann sich durch die Ausübung seines Berufs die Königliche Zufriedenheit müsse erworben haben, erhellet daraus, daß der König ihm die ansehnliche und wichtige Stelle eines Landvogts in der damals dem Dänischen Scepter unterworfenen Grafschaft Delmenhorst ertheilte.

Hier verheirathete er sich zum zweitenmal mit Adelheid Margaretha Wortmann, welche ihm 8 Kinder, 2 Söhne und 6 Töchter gebahr, von denen das erstgeborne Kind, die verwittwete Justizräthin Epping, jetzt eine 84jährige Matrone, noch allein unter den Lebenden ist und den Verlust des geliebten Bruders beweint, alle übrigen aber die Schuld der Natur bezahlt haben. — Die günstige Lage des Vaters erlaubte ihm auf alle Weise für die Erziehung und Bildung seiner Kinder zu sorgen. Seinen beiden Söhnen hielt er Privatlehrer, deren Unterricht der ältere bis zum Antritt seines akademischen Lebens genossen hat.

Noch nicht volle 17 Jahr alt bezog er die Universität Leipzig und widmete sich dort, so wie nachher auf der Akademie zu Jena, der Rechtswissenschaft. Nach beendigten akademischen Studien practicirte er als Advocat in seiner Vaterstadt Delmenhorst und der glückliche Erfolg in diesem Geschäft bewies es, wie sehr er schon im Jünglingsalter die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen erregte. Mit großer Zufriedenheit sprach der Verewigte von dem Nutzen, welchen er aus diesen practischen Arbeiten geschöpft habe, und er äußerte dann immer den Wunsch, daß jeder, der ein Richteramt bekleidet, sich durch die Advocatur darauf vorbereitet haben möchte.

Als im Jahr 1766, durch den Abgang des damaligen Oberpräsidenten von Qualen zum

Landdrosten der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, die Oberpräsidentur zu Altona erledigt ward, ernannte der König den damaligen Conferenzrath Sigismund Wilhelm von Gähler, der eine bedeutende Reihe von Jahren den Gesandschaftsposten in Konstantinopel bekleidet hatte, zu von Qualen's Nachfolger. Dieser interessante Mann, der schon durch seine diplomatischen Verhandlungen bei der hohen Pforte sich die allerhöchste Zufriedenheit seines Souverains und eine historische Merkwürdigkeit erworben, der die meisten Europäischen Höfe besucht und mit den ersten Staatsmännern der größten Höfe freundschaftliche persönliche Verhältnisse geknüpft hatte, war ein leiblicher Vetter unsers Sähler. Der damalige zweite Bürgermeister Schütze hatte dem neu ernannten Oberpräsidenten seinen Sohn, der eben von der Akademie zurückgekommen war, zum Secretair vorgeschlagen und der Oberpräsident hatte den Vorschlag genehmigt. Allein schon im zweiten Jahre starb der Secretair Schütze, und da unser Sähler die Akademie verlassen und die juristische Praxis in seiner Vaterstadt ergriffen hatte, folgte er, nach dem Wunsche seines Vaters, der Einladung seines Vetters und trat im Spätsommer 1768 bei seinem Blutsfreunde, der damals schon zum Großkreutz und königlichen Geheimenrath ernannt war, die Secretariatsstelle unter den freundlichsten Aussichten an.

Dieser Umstand hat unstreitig den entschiedensten Einfluß auf die ganze intellectuelle Bildung Sählers gehabt. Konnte gleich Niemand ahnen, was dieser, damals sehr junge Mann Altona einst werden würde, so gewann ihm doch sein einnehmendes Aeußere, seine natürliche aus dem Herzen kommende Freundlichkeit, und seine, mit

einer liebenswürdigen Anspruchslosigkeit verbundene wissenschaftliche Bildung, die allgemeine Zuneigung aller angesehenen Einwohner. Nicht leicht durfte er in einem geselligen Cirkel fehlen.

Sein ehrwürdiger Principal und Blutsfreund entdeckte bald, wie sehr er zu seiner Wahl sich Glück zu wünschen habe, und unser Gähler erwarb sich durch die vollkommne Ausrichtung der ihm obliegenden Geschäfte, dessen völlige Zufriedenheit. Einem Manne wie Gähler mußte nach beseitigten Berufsarbeiten noch Muße genug übrig bleiben, welche er großentheils seiner Hauptwissenschaft, für die er die größte Verehrung hegte, und seiner Lieblingsneignng, der Musik, widmete. Beiden Gegenständen konnte er auch, nachdem er im Jahr 1776 zum Generaladministrator des Königlichen Lotto ernannt war, während der drei Jahre, in welchen er dieses Amt bekleidete, ungestört nachhängen. Doch mußte er in der eben genannten Eigenschaft auf Allerhöchsten Befehl eine Reise durch die Herzogthümer machen, an den Hauptörtern Collecteure einsetzen und das deshalb Erforderliche reguliren.

Enthielten diese ersten 10 Jahre seines Hierseins nur die Präliminarien seines künftigen Wirkens, so waren sie gleichwohl für ihn von unschätzbarem Werth durch ihre weise Benutzung und durch die gründliche Vorbereitung für größere und wichtige Geschäfte. Als Haus- und Tischgenosse des Geheimenraths v. Gähler, während seines Secretariats im Oberpräsidio, mußte ihm der Umgang mit einem Manne, der den größten Theil des cultivirten Europa's gesehen, den die Gabe der interessantesten Mittheilung im hohen Maaße zu Gebote stand, der auch bei aller Verschiedenheit der äußern Verhältnisse den Blutsfreund nie verläug-

nete und unsern Gähler väterlich liebte, mannichfaltige frohe Stunden bereiten. In eben diesem Zeitraum fiel seine persönliche Bekanntschaft mit dem von ihm lange vorher bewunderten ersten Tonkünstler seiner Zeit, Carl Philipp Emanuel Bach. — Außer den in Hamburg unter Bachs eigner Leitung von Zeit zu Zeit stattfindenden Kirchenmusiken, ward unsrem Gähler seit dem Jahre 1770 die Freude, in dem Saale des neuerbauten Sans-Souci, jeden Donnerstag im Winter-Halbenjahre geschmackvolle Concerte, oft große Oratorien, jedoch mit Weglassung der Chöre zu hören, und mitunter den Vortrag ausgezeichneter Sänger und Sängerinnen des Auslandes zu bewundern. Noch öfter war das letztere der Fall auf der Hamburger Bühne, woselbst unter andern der Mara bezaubernder Gesang auf unsern Gähler einen unauslöschlichen Eindruck machte.

In diesem Zeitraum, von 1770 bis 1780, hatte die Hamburger Bühne den Gipfel der Vollkommenheit erreicht. Hier, unter einem von Lessing selbst gebildeten Publico, entwickelte Gähler sein angebornes Schönheitsgefühl, welches ihm so manche frivole Producte der spätern Zeit ungenießbar machte.

So lebte er seiner Muße und seinen Freunden, bis nach dem Ableben des Etatsraths Schütze, der bisherige Syndicus, Justizrath Gries, zum ersten Bürgermeister ernannt und dadurch das erste Stadtsecretariat erledigt ward. Schon damals sprach der allgemeine Wunsch sich aus, unserm Gähler diesen Posten zu überlassen, und ohne Schwierigkeit ging er in Erfüllung. Am 14. April 1779 wurde er zum Syndicus und ersten Stadtsecretär ernannt.

Seine Berichte bezeichneten den gründlichen

Rechtskenner und Denker, und wie der Durst nach Wissen mit der Befriedigung selbst zunimmt, so verfolgte er, ungeachtet der gehäuftern Berufsgeschäfte, die betretene Bahn durch unablässiges Fortschreiten in seiner Hauptwissenschaft. Kein Feld blieb darin von ihm unbearbeitet, und da er alles mit philosophischem Blick betrachtete, so gelangte er zu einer Festigkeit in den Principien, die ihn in verwickelten Rechtsfällen selten einen Augenblick zweifelhaft ließen. Tiefe Einsicht hatte er sich besonders in den wichtigen Rechtsmaterien, der Intestat-Erbfolge und der Lehre von den Testamenten, erworben. Mit philosophischem Scharfblick prüfte er sorgfältig die Uebereinstimmung, die Abweichung, oft den Widerspruch des positiven und Naturrechts, und wo sich dem gewöhnlichen Rechtskundigen im ersten nur blinde Willkühr zeigt, entdeckte er Ordnung und vernunftmäßigen Zusammenhang. Vermöge seines Amts hatte er alle hieselbst errichteten mündlichen Testamente aufzunehmen und darüber zu instrumentiren. Aber bei wichtigen Testamenten ward er häufig von den Testirenden schon vorher zu Rathe gezogen und noch als Bürgermeister ward er in verwickelten Fällen gewöhnlich mit als Commissarius zur Aufnahme der Testamente erbeten.

Jetzt war Gähler in der Lage, die Freuden des häuslichen Glücks und der Familienverhältnisse sich zuzueignen. Sie wurden ihm in vollem Maaße zu Theil. Im Jahr 1781, den 4. April, verehelichte er sich mit Demoiselle Margaretha Elisabeth Geismer aus Hamburg, einem liebenswürdigen Mädchen, die als Gattin durch ihren sanften Charakter, durch seltene Herzensgüte und ächte Weiblichkeit 33 Jahre sein Leben verschönerte. Sie gebahr ihm 2 Söhne und 2 Töchter, von welchen der jüngere Sohn noch vor dem Jüng-

ungeachtet die Schuld der Natur bezahlte. Dagegen ward dem Vater späterhin die hohe Bauernfreude, seinen würdigen ältern Sohn als Mitglied in eben das Collegium eingeführt zu sehen, welches ihn selbst als Director an seiner Spitze hatte.

Diese zweite Periode seines Wirkens in Altona, brachte in der intellectuellen Welt eine Erscheinung hervor, die den unläugbarsten Einfluß auf die Vollendung der Geistesbildung unsers Gähler hatte und bis ans Ende seiner Tage ausübte. Imanuel Kant hatte seit etwa 30 Jahren den philosophischen Lehrstuhl auf der Universität zu Königsberg bekleidet, ohne daß die Resultate seines tiefen Forschens über die Gränzen seines Lehrsals hinausgegangen wären. Seine frühern, seit dem Jahre 1770 von Zeit zu Zeit erschienenen Schriften schienen noch wenig Aufmerksamkeit zu erregen, als er plötzlich in den letzten 80ger Jahren durch die Herausgabe seiner Kritik der reinen, und bald darauf auch der practischen Vernunft, eine große Revolution im Gebiete des Wissens bewirkte. Es war natürlich, daß diese Erscheinung auf Gähler, dem Denken von Jugend an Bedürfniß gewesen, der die Vernunft als das herrlichste Geschenk der Vorsehung betrachtete, und den jede Verhöhnung derselben, in welcher Wissenschaft, in welcher Form sie sich aussprechen mochte, zum höchsten Unwillen reizte, große Sensation erregen mußte. Mit dem größten Eifer arbeitete er sich durch die neue Terminologie hindurch, erkannte und schätzte den eminenten Scharfsinn des Königsberger Weisen und zollte ihm bis ans Ende seiner Laufbahn seine innigste Verehrung und Bewunderung. Nicht viele von Kants Schülern sind so in den Geist ihres großen Lehrers eingedrungen, und haben sich dessen Ideen in der Anwendung so zu eigen gemacht, als unser Gähler.

Zwei ausgezeichnete Männer waren es vorzüglich, die seine Vorliebe für die Kantische Philosophie nährten und erhöheten: Johann August Unzer (Verf. des Arztes und des gepriesenen medic. Handbuchs), ein Mann, dessen Name in Deutschland überall mit hoher Achtung genannt wird, der, im Besitz einer Masse Kenntnisse, als theoret. und prakt. Arzt keinem seiner Zeitgenossen nachstehend, unerschöpflich reich an Witz und ein tiefer gründlicher Forscher war — und der als Dichter, Philosoph und Philolog ruhmvoll ausgezeichnete Gerstenberg *). Mit Beiden stand Gähler in einem innigen Freundschaftsbunde.

Etwas über 11 Jahre hatte er das Syndicat verwaltet, als durch das Hinscheiden des würdigen Gries, im October 1790, die erste Bürgermeisterstelle erledigt ward. Es war keine kleine Aufgabe, der Amtsnachfolger dieses Mannes zu seyn. Damals stand Altona seit einem Jahre unter der Leitung des Geheimenraths von Stemann als Oberpräsident. Dieser erfahrne Geschäftsmann, dessen Stimme bei Hofe ein verdientes Gewicht hatte, konnte bald nach seiner Ankunft die ausgezeichneten Eigenschaften Gählers kennen, und schenkte ihm seine innigste Achtung und Freundschaft bis an sein Ende. Ein anderes höchst achtungswerthes Magistrats-Mitglied hatte nicht unbegründete Erwartung, der Nachfolger seines Zeitgenossen und vieljährigen Freundes, Gries, zu werden. Aber Stemann, so volle Gerechtigkeit er auch den ausgezeichneten Verdiensten jenes würdigen Mitbewerbers widerfahren ließ, glaubte doch, daß man die Gelegenheit, einen so trefflichen Rechts-

*) Gerstenbergs ausführliche Lebensbeschreibung findet man im 1sten Jahrg. p. 698. unsers Nekrologs.

gelehrten zum Director des Magistratscollegii zu erhalten, nicht verabsäumen müsse, und Gähler ward nach Stemanns Vorschlag unterm 15. April 1791 zum dirigirenden Bürgermeister, einige Wochen später zum Mitgliede der Justizdirection, und unterm 28. November 1792 zum Mitgliede des Commerzcollegii ernannt.

Hier stand nun Gähler an der wichtigen und ehrenvollen Stelle, auf welche er sich durch sein früheres Berufsleben die vollgültigste Anwartschaft erworben hatte. So ausgezeichnet der Mann war, so ausgezeichnet war seine Administration. *Keiner seiner Vorgänger hatte eine ähnliche Zeit erlebt.* Er sah die ihm so werthe Stadt in den ersten 12 Jahren seiner Amtsführung raschen Schritts zu einer Höhe des Wohlstandes und der Betriebsamkeit emporsteigen, von der die letzten Jahre des Americanischen Kriegs nur ein sehr schwaches Vorbild gaben. Aber er sollte auch die verhängnißvolle Periode erleben, in der eben diese Stadt *mit dem Untergange bedroht*, und, wenn gleich vom Untergange gerettet, doch unter mannichfaltigen Drangsalen Opfer bringen mußte, die von ihrer vorhergegangenen Blüthenzeit nur wenige Spuren zurückließen. Frankreich hatte beim Ausbruch und während der ersten Jahre der Revolution eine unzählbare Menge seiner Bewohner durch Auswanderung verloren, von denen eine überaus große Anzahl hier und in der Nachbarstadt sich einfanden. Als seit dem Jahre 1795 die Wirkungen der Neutralität der Dänischen Flagge sich ganz vorzüglich auf Altona lenkten, da begann eine Regsamkeit, wie diese Stadt nichts Aehnliches gesehen und erfahren hatte. Eine überaus große Anzahl neuer, theils wirklicher-, theils Scheinbürger vermehrte die Zahl der Einwohner um ein Drittel,

trieb den Preis der Grundstücke zu einer Höhe, zu welcher jeder Maaßstaab sich verlor, schuf neue Gassen und steigerte die Preise aller Bedürfnisse zu einer für den Beamten, Pensionisten u. s. w. höchst drückenden Höhe, während Alles, was mit der Handlung in naher oder entfernter Beziehung stand, bis auf die Tagelöhner herab, mit dem schnell und leicht erworbenen Gewinn sorglos und unbekümmert um den folgenden Tag, von Genuß zu Genüssen eilte. Natürlich mußten bei dieser nie gesehenen Regsamkeit die Arbeiten der ersten Behörde der Stadt und ihrer einzelnen Mitglieder sich über alle Vorstellung häufen. Zu einer überaus großen, durch die unendlichen Handlungsbeziehungen entsprungenen Anzahl von Rechtsstreitigkeiten gesellten sich viele und große Concurse, und es versteht sich von selbst, daß auch das administrative Fach die Thätigkeit der Magistratsmitglieder mehr oder weniger in Anspruch nahm.

In dieser, bis zur Elbsperre im Jahre 1803 ununterbrochen fortdauernden Periode bewährte sich Altonas Glück, einen Mann an der Spitze des Magistrats zu haben, der, in voller Kraft männlichen Alters, durch seine ausgezeichneten Rechtskenntnisse, seinen schnellen Blick und seine ununterbrochene rastlose Thätigkeit diesem gewaltigen Drang der Geschäfte nicht bloß gewachsen war, sondern noch Muße zu erübrigen wußte, der Stadt auch mittelbar, durch Bemühungen, die nicht zu seinem Amte gehörten, nützlich und segensreich zu werden.

Denn hatte gleich jene glänzende Periode auf Altonas dauerndes Wohl nicht so vortheilhaft gewirkt, als man damals erwarten zu dürfen berechtigt schien, so sind doch aus ihr mehrere Institutionen hervorgegangen, deren Wohlthätigkeit sich

noch bis auf diesen Augenblick bewährt und die unserm Gähler, wenn gleich nicht gerade ihre Entstehung, doch ihre innere Einrichtung großentheils verdanken. Vorzugsweise ist hier nur das im Jahr 1800 unter Allerhöchster Authorisation gestiftete Altonaische Unterstützungsinstitut, die ein Jahr später errichtete Sonntagsschule für Handwerker, und die im Jahr 1811 errichtete patriotische Gesellschaft zu nennen. Denn wenn gleich der Wirkungskreis dieser letztern Anstalt sich über beide Herzogthümer erstreckt, so darf doch Altona als der Sitz der Centraladministration sie gewissermaßen als die ihrige betrachten. Zur Organisation jeder dieser Anstalten ward Gähler eingeladen und zugezogen, und mit dem ihm inwohnenden Eifer für alles Gute, folgte er diesen Einladungen. Ganz vorzüglich schenkte er dem unter seiner thätigen Mitwirkung errichteten Unterstützungsinstitut, und mehr noch der bald darauf mit demselben verbundenen Sparkasse, seine wärmste Theilnahme, und freute sich innig über die in einer bewundernswürdigen Progression fortschreitende Wirksamkeit der letztern. Selbst nachdem er aus der Geschäftsführung dieses Instituts statutenmäßig ausgetreten war, versäumte er gleichwohl nie die Versammlungen der Mitglieder, nahm den lebhaftesten Antheil an ihren Berathungen, veranlaßte und bewirkte manche heilsame Einrichtung, brachte noch in seinen letzten Lebensjahren eine, der Wichtigkeit der Sparkasse angemessene, das allgemeine Vertrauen im In- und Auslande noch mehr begründende Veränderung in der innern Organisation der Geschäftsführung zu Stande und trat sogar nach dem einstimmigen Wunsch der Mitglieder noch einmal der Geschäftsführung mit ungeschwächter Thätigkeit bei.

Vier und zwanzig Jahre widmete er als Mitvorsteher dem segensreichen Werk der Sonntagsschule, von ihrem Entstehen bis zu seinem Tode, seine innigste Theilnahme; er besuchte sie jeden Sonntag, wo ihn die Reihe traf, unausgesetzt, ohne weder seine Jahre noch die rauhe Luft der Wintermorgen zu berücksichtigen. Gleich thätig wirkte er als Mitglied der Centralverwaltung der patriotischen Gesellschaft in den ersten Jahren ihrer Entstehung zur Ausführung ihrer gemeinnützigen Zwecke; wollte man seine wohlthätigen Bestrebungen und Arbeiten für die mannichfaltigen Einrichtungen und Verfassungszweige der Stadt Altona, für das Armen-, Schul-, Erziehungs- und Besteuerungswesen, auch nur flüchtig berühren, so müßte man in eine Geschichte dieser Stadt übergehen.

Die begründete hohe Achtung der Regierung für seine ausgezeichneten Kenntnisse und unerschütterliche Rechtschaffenheit, zogen ihm viele wichtige, außer dem Kreise seines Amts liegende eben so Ehren- als mühevolle Aufträge zu. Noch als Syndicus mußte er einer, aus dem Geheimenrath und Oberpräsidenten G ä h l e r und dem Altonaer Gesandten am Niedersächsischen Kreise bestehenden, zur Ausgleichung wichtiger Differenzen mit der Nachbarstadt ernannten Commission, beitreten. In der merkwürdigen und wichtigen Untersuchungssache über einen Deutschen Reichsfürsten, hatte er, als Actuarius der angeordneten Commission, die Berichte an den kaiserlichen Reichshofrath auszuarbeiten. Die Regulirung der Pinneberger und Altonaer Gränze bei Neumühlen ward ihm und dem verstorbenen Obergerichtsrath M o r i t z gemeinschaftlich übertragen. In der Commission zur Regulirung der hiesigen Bürgerbewaffnung war er und der damalig Major jetzt Obrist v o n L e s c h l y an der Spitze

und in den verschiedenen Commissionen, die Einkommensteuer, die Bancoanleihe, die Kriegssteuer und die Lieferungen an die Französischen Truppen betreffend, war er ein thätiges, für das Beste der Einwohner eifrigst bemühtes Mitglied. Die spätern Beschwerden der königlichen Unterthanen über die Beeinträchtigungen von Seiten der Hamburger Zollverordnung, und über die Verrückung des status quo zur Zeit des Gottorfer Tractats, veranlaßte eine abermalige Commission, die, unter dem Vorsitze Gählers, mit den Hamburger Commissarien des Senats und einigen der angesehensten Hamburger Kaufleute in Unterhandlungen trat. Nicht allein während der letzten Vacanz des Oberpräsidii nach Stemanns Abgang verwaltete er die Oberpräsidentur, sondern fungirte schon in der letzten Zeit von Stemanns Anwesenheit, indem diesem die Verhandlungen mit den Französischen Befehlshabern und Behörden durchaus zuwider waren.

Diese unendliche Masse von Arbeiten machten ihn nicht, wie es bei so manchem Geschäftsmanne der Fall ist, mürrisch und übellaunig. Oft wurde er in seinen Arbeiten durch Rath und Hülfe suchende Individuen aus allen Klassen und Ständen der Einwohner unterbrochen. Es war nicht eigentlich seines Amts, Rath zu ertheilen, aber dennoch ging keiner ungetröstet von ihm. Jeden, ohne Unterschied des Standes, hörte er liebreich an, das unbegränzte Zutrauen seiner Bürger würdigend. War nun diese überall sich aussprechende Herzensgüte ein Hauptzug seines Charakters, so ließ er sie doch nie in Schwäche ausarten. Mit Freimüthigkeit, wo es galt, sprach er seine Ueberzeugung ohne Menschenfurcht und kleinliche Rücksichten aus, darüber hat er in seinem, während der Abwesenheit

des Oberhauptes dieser Stadt, abgestatteten gediegenen Bericht, den Altonaer Bibelstreit betreffend, den unwidersprechlichsten Beweis abgelegt.

Seine Muße der letzten Jahre widmete er den Wissenschaften, seiner Familie und dem geselligen Umgange mit einigen auserlesenen Freunden. Auch das Museum, zu dessen Ehrenmitgliede er gleich in der ersten Zeit gewählt wurde, gewährte ihm manche erquickende Erholung. In den Concerten und musikalischen Unterhaltungen, in den von Zeit zu Zeit gehaltenen Vorlesungen über mancherlei wissenschaftliche Gegenstände, fehlte er nie. Aber ganz besonders gefiel er sich in einem kleinen Cirkel, der seit 20 Jahren jeden Mitwoch sich einfand, dem auch von Zeit zu Zeit bald dieser, bald jener gebildete in's Museum eingeführte Ausländer beitrat.

Unser Gähler war bereits zur ersten Bürgermeisterwürde gestiegen, ohne eine äußere Auszeichnung genossen zu haben, als die, welche sein ehrenvolles Amt und die Gediegenheit seiner Persönlichkeit ihm gewährte, und die ihm die allgemeine Verehrung zusicherte. Seine Anspruchslosigkeit erwartete nichts und entbehrte nichts von der Art. Aber nicht so urtheilte sein Freund und Gönner, der Geheimerath Stemann. Diesem schien es angemessen, daß ein Mann von so ausgezeichneten Verdiensten, auch durch äußere Würden ausgezeichnet wurde. Es bedurfte bei der allerhöchsten Behörde nur einer leisen Ansprache, um Stemann's Ansichten zu rechtfertigen, und Gähler ward am 14. Juni 1799 zum wirklichen Etatsrath ernannt. Am königlichen Geburtsfeste, 1810, ward ihm der Dannebrogsorden 4ter Klasse ertheilt. Noch in demselben Jahr, am 27. Oct., ward er Conferenzrath und 7 Jahre später, am 28. October 1817, Commandeur vom Danebrogorden. Er war kei-

keinesweges unempfindlich gegen diese, ihm ohne alles Zuthun von seiner Seite ertheilten Beweise der königlichen Huld, denn seine Bescheidenheit erlaubte ihm nicht hierin die gerechte Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste zu finden. Noch wohlthuender waren ihm die Aeußerungen der Liebe und Verehrung seiner Mitbürger. Diese sprachen sich am 2. September 1818 lebhaft aus, wo ein halbes Jahrhundert verflossen war, seit er sich dem Dienste der Stadt und des Vaterlandes gewidmet hatte. An diesem, in den Annalen Altonas unvergeßlichen Festtag, nahm selbst die vaterländische Hochschule thätigen Antheil; die juristische Facultät zu Kiel ließ ihm das Ehrendiplom als Doctor juris zustellen. Der Jubelgreis empfing es in Gegenwart einer zahlreichen und glänzenden Versammlung, im Hörsaal des Gymnasii, unter welcher die Ersten des Vaterlandes sich befanden, aus den Händen des verehrten Oberhaupts der Stadt, dem Grafen von Blücher-Altona, der durch seine Theilnahme und thätige Mitwirkung an diesem schönen Feste es laut bekundete, daß er an inniger Liebe und Achtung gegen den Jubelgreis keinem seiner Vorgänger nachstehe.

Mit rastloser Thätigkeit fuhr unser Gähler fort, zum allgemeinen Besten zu wirken, in allen Zweigen seines mannigfaltigen Berufs thätig zu seyn, keine neue Arbeit zu scheuen, und, obwohl sein Alter ihm Schonung rathsam machte, doch nirgends zu fehlen, wohin sein Beruf ihn rief. Noch im letzten Jahre seines Lebens, bekam er, als Mitglied des königlichen Schulkollegii, in Folge der neuen Schulverordnung, den Auftrag, in Begleitung seiner Collegen die Schulen zu besuchen, sich von ihrer Einrichtung und ihren Mängeln zu unterrichten. Mit einem großen Zeitaufwande, und

selbst auf Kosten seiner damals schon wankenden Gesundheit, unterzog er sich diesem Geschäfte, und fand sich reichlich belohnt, wenn er hie und da die Auszeichnungen der Lehrer und ungewöhnliche Fortschritte der Schüler entdeckte.

Rastlos war Gähler auf der Bahn des Forschens fortgeschritten, aber zum innigen Bedauern aller seiner Verehrer ist er nicht als Schriftsteller aufgetreten. Was dieser seltene Mann mit der Fülle seiner Kenntnisse für Mit- und Nachwelt hätte leisten können, darüber hat er, außer der mit Mirbecks Riß herausgegebenen lehrreichen Nachricht über die Altonaer Verfassung, einen Beweis in der trefflichen Abhandlung in der neuesten Ausgabe von Gerstenberg's Schriften niedergelegt, eine Abhandlung, die auf gleiche Weise von seiner tiefen Einsicht in die Tonkunst uud ihrer Beschaffenheit bei den Griechen im Alterthume, als von seiner überaus großen Belesenheit und der Klarheit seiner Darstellung zeugt. Wir hoffen, daß in dem reichen Schatz seiner Büchersammlung sich noch Producte seines denkenden und forschenden Geistes finden werden, deren Mittheilung ein köstliches Geschenk für alle Freunde der Wissenschaften seyn würde.

Vorherrschende Neigung zur Musik war ihm unstreitig angeboren und blieb bis an's Ende seines Lebens seine willkommenste Erholung, man dürfte sagen, sein höchster Lebensgenuß. Wer sich ihm als ausübender Tonkünstler, oder auch nur als ausgezeichneter Freund und Verehrer der Musik ankündigte, erregte bei ihm augenblicklich ein günstiges Vorurtheil und er konnte sich jeder Gefälligkeit von ihm versichert halten.

Tändeln mit der Musik war ihm, wie in jeder andern Wissenschaft, zuwider. Immer die ho-

hen Zwecke dieser herrlichen Kunst vor Augen, suchte er die ersten Gründe derselben zu erforschen, und es bezeichnet den Geist unsers Gählers, daß er schon im Jünglingsalter Sebastian Bach's Compositionen voll Originalität und Kraft, obgleich weniger gefällig, manchen selbst steril erscheinend, zu würdigen, die Kunst seiner Harmonie zu bewundern und die Anwendung des Contrapunkts, worin Bach excellirte, zu erforschen geeignet war. Sebastian's großer Sohn, Carl Philipp Emanuel Bach, schritt mit herrlichem Erfolg auf der Bahn seines berühmten Vaters fort, und seine meisterhaften, in gewisser Hinsicht unerreichten Compositionen beweisen, daß die Grundlehren Sebastian's, gehörig verstanden und angewandt, von einem richtigen Gefühl und Geschmack unterstützt, ihre Wirkung auf Empfindung und Gemüthsanregung nicht verfehlen. Unter Bachs Leitung, dessen Bekanntschaft Gähler bald nach seiner Ankunft in Altona machte, vervollkommte er seinen musicalischen Vortrag. Bachs classisches Werk über die wahre Art, Klavier zu spielen, hatte er unablässig studirt und dadurch es möglich gemacht, die trefflichen Bach'schen Compositionen meisterhaft vorzutragen. Kraft- und ausdrucksvoll war sein Vortrag nnd seine Fertigkeit ließ nichts zu wünschen übrig, aber es war nicht die mechanische Fertigkeit, die wir an manchem Tonkünstler unserer Zeit bewundern, denen eine Klaviatur von sechs und mehreren Octaven für die Schnelligkeit und den Flug ihrer losgelassenen Finger kaum zu genügen scheint. Er bezweifelte bei solchen Erscheinungen mit Recht, ob dieser oder jener bewunderte Tonkünstler eine Bach'sche Sonate würde richtig vortragen können, wozu eigentlich eine Fer-

tigkeit von ganz anderer Art gehörte. Die mannigfaltigen, von Bach so wirkungsvoll angebrachten zarten und geschmackvollen Manieren, von denen keine bei unserm Gähler verloren gehen durfte, schienen sich auch nur für das eigentliche Clavier zu eignen und er bedauerte oft, daß das, zur Begleitung des Gesanges allerdings zweckmäßigere Fortepiano, jenes frühere, zum eigentlichen Claviervortrage besser geeignete Instrument, aus allen Häusern verdrängt habe.

Es kann wohl nicht befremden, daß ein Mann, in einer solchen Schule gebildet, in seinen Urtheilen und Ansichten von dem großen Haufen der heutigen Dilettanten bedeutend abweichen mußte. Ihm erschienen die Zwecke der Musik zu erhaben, als daß der größte Theil unserer neuern Producte ihm zusagen konnte. Belustigung des Gehörsinnes schien ihm mit Recht ein untergeordneter Zweck, Ausdruck der Empfindung der höhere und Hauptzweck. Daher zollte er den großen Meistern Händel, Bach, Graun, Gluck, Salieri, Schulz und mehrern, welche in ihren Meisterwerken diesen Zweck glücklich erreicht hatten, die größte Bewunderung. Dem hochgepriesenen Mozart, dessen erste Compositionen für die Bühne allgemeinen Enthusiasmus erregten, ließ er erst in seinen spätern Compositionen volle Gerechtigkeit widerfahren. Jener erwähnte Zweck schien ihm in den letzten 30 Jahren immer mehr verfehlt zu werden. Auf die sogenannte Virtuosität legte er keinen zu großen Werth, in sofern sie auf diesen Zweck allein sich beschränkte, und er behauptete, daß dem guten und eingeübten Ripianisten wenigstens gleicher Dank und gleiche Anerkennung gebühre, als dem gepriesenen Solospieler. Der Choral schien ihm das schönste und wirksamste Mittel, einen reinen Ge-

sang hervor zu bringen, und was hiebei ein gut einstudierter Chor vermöge, das hatte er an den Thomasschülern in Leipzig erfahren. Mit herzlicher Freude vernahm er, daß man in allen großen Städten Deutschlands von der Nothwendigkeit der Chöre zur Erreichung der erhabenen Wirkungen der Musik sich überzeugt habe, und unter der Leitung ausgezeichneter Gesanglehrer Chöre von Dilettanten errichtete, von denen der in Berlin über 200 Dilettanten aus allen Ständen und Classen zählt. Sein lebhafter Wunsch, ähnliche Versuche auch in Altona zu sehen, ward ihm gewährt. Ein Mann, der unserm Gähler wegen der Gleichheit der Neigung zur Musik, durch tiefes Studium derselben, so wie besonders des Gesanges, verbunden mit vielfachen und reichen Kenntnissen seit 30 Jahren werth war, und welchen Gähler für den ersten Lehrer in der richtigen Gesangsmethode erklärte, hatte im Stillen mit vieler Anstrengung einen Chor von Dilettanten gebildet, der eine seiner ersten Proben bei der Jubelfeier ablegte und glücklich bestand, der anfänglich in einem beschränkteren Raum, dann in einer nach allen Regeln der Akustik erbaueten Halle, alle Musikkenner überraschte, und unserm Gähler die herrlichsten Genüsse bereitete. Hier hörte er nach der Reihe die großen Meisterwerwerke der ersten Tonkünstler, die als Jüngling schon in ihren einzelnen Theilen ihn so mächtig ergriffen hatten, ohne Verkürzung und Weglassung in ihrem ganzen Umfange mit einer Präcision vortragen, die dem größten Kenner fast nichts zu wünschen übrig ließ, und glaubte sich in eine neue Jugend zurückgeführt. Alles bot er auf, dieses Unternehmen zu fördern, und berieth sich mit seinem genialen Freunde, wie diese Einrichtung auch dereinst zur Verbesserung des Kirchengesanges

wirksam gemacht werden könne. Auch für diese treffliche Anstalt, die selbst die Aufmerksamkeit mehrerer großen Orte in Deutschland auf sich gezogen und unserm Altona ausgezeichnete Ehre im Auslande gebracht hatte, ist sein Hinscheiden ein unersetzlicher Verlust.

Wie innig jeder Einwohner Altonas Gählers Verdienste würdigte und ihm die unbegränzte Liebe und Verehrung zollte, davon zeugte die allgemeine Bestürzung, als die traurige Kunde von seinem unerwarteten Hinscheiden sich verbreitete, die zahllosen Thränen der Bürger, die große Schaar derer, die unaufgefordert in feyerlicher Stille seine irdische Hülle zu Grabe begleiteten, davon zeugte die allgemeine freudige Bereitwilligkeit aller Bürger, den Zweck, Gählers Andenken auch der Nachwelt aufzubewahren, durch reichliche Beiträge zu fördern.

Möge sein schönes Leben, sein rastloses, edles Wirken, sein unermüdetes Streben zu höherer Vollkommenheit, die treue Anwendung seines ausgezeichneten Talents jedem Jünglinge, jedem Manne als Muster vollendeter Bürgertugend lebhaft vorschweben und zur Nacheiferung erwecken! Möge der Segen seines Wirkens sich weit über sein irdisches Daseyn hinaus verbreiten!

---

* III. Christian Heinrich Wolke,

kaiserlich Russischer Hofrath und Professor.

geb. den 21. August 1741.
gest. den 8. Januar 1825.

Der Geburtsort Wolke's ist Jever, der Hauptort einer Herrschaft gleiches Namens, die damals zu Anhalt-Zerbst gehörte, im Jahr 1793 an Ruß-

land kam, von diesem später an Oldenburg abgetreten wurde und jetzt zu letzterem gehört. Sein Vater, der Landwirthschaft und Handel mit Pferden, Rindvieh, mit Leder und Schuhen trieb, war ein thätiger Mann, und mit seiner Frau in der Umgegend geschätzt und geliebt. Nach dem Wunsche seiner Eltern sollte er einst ihr Geschäft fortführen; sie änderten aber ihren Plan, als sie sahen, daß er hierzu nicht die geringste Neigung habe, und daß vielmehr etwas Höheres in ihm lag. Er fing nun an, obgleich schon 20 Jahre alt, Schulstudien zu treiben und besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt. Schon in dieser Zeit zeigten sich seine herrlichen Talente, seine feste Beharrlichkeit und sein unermüdeter Selbstfleiß. Er sagt es selbst in seiner Nachricht von der Beschreibung der zum Elementarwerke gehörigen hundert Kupfertafeln, daß dieser ihn getrieben habe, alles was er um sich sahe und hörte, in den fremden Sprachen mit Hülfe der Wörterbücher zu benennen, und daß er oft, um sich zu üben, Dinge und Personen anredete, die ihm keine Antwort geben konnten. Ein Beweis, wie eifrig er arbeitete und welches glückliche Talent er zur Erlernung fremder Sprachen hatte, ist, daß er es schon in drittehalb Jahren so weit in der Lateinischen, Griechischen und Französischen Sprache und in den andern zum Studieren nöthigen Schulwissenschaften gebracht hatte, daß er die Universität beziehen konnte.

Er ging demnach zu Michaeli 1763 nach Göttingen, um die Rechte zu studieren.

Böhmer, Beckmann, Meister, Selchow waren seine Lehrer. Als nach anderthalb Jahren sein Vater starb, widmete er sich ganz der Mathematik und Physik und besuchte die Vorlesungen bei Kästner, Hollmann, Büttner, Heyne.

Auch ertheilte er zweien Russen und einem Engländer Privatunterricht, den ersten in der Deutschen Sprache und im perspectivischen Zeichnen, dem letztern in den bildenden Künsten, wo er sich beim Vortrage der Französischen Sprache bediente, und lieferte in Kästners Sammlung einiger die Bienenzucht betreffenden Schriften (Gotha und Göttingen 1766) einen Aufsatz: Anmerkungen von den Bienen, besonders wie Bienen aus einem Stocke in einen andern ohne merklichen Verlust zu treiben sind. Im October 1766 ging er auf Empfehlung Hollmann's als Lehrer der Mathematik nach dem Kloster Gerode, auf dem Eichsfelde am Harze. Da ihm aber seine Stellung hier durchaus nicht zusagte, so verließ er dieselbe schon im December wieder und ging nach Leipzig. Hier wurden auf Kästners, Heyne's und Hollmanns Empfehlungen Gellert, Ernesti und Winkler seine Gönner. Außer den Vorlesungen, die er bei diesen drei Männern und bei Rudolph und Zoller besuchte, gab er noch Privatunterricht in der Mathematik, besonders einem Grafen von Hoym. In Leipzig blieb er bis 1769. In diesem Jahre kehrte er nach Jever zurück und hofmeisterte bei einem Oldenburger Edelmanne (dem Sohne eines dortigen Drosten oder Hofmaiers), der 20 Jahre Diener zu Ovelgunne gewesen war, und dann 10 Jahre als Kaufmann sich in Amerika aufgehalten hatte. Diesen brachte er in einem halben Jahre so weit, daß er die Rechte studieren und später Doctor juris und Advocat werden konnte. Wolke beschloß nun nach London zu gehen, um dort als Lehrer oder Erzieher unterzukommen. Deshalb reiste er nach Hamburg, um sich hier Empfehlungen zu verschaffen. Er war hier an den Pastor Götze gewiesen. Da dieser aber erklärte, daß

er mit keiner Familie in Verbindung stehe und ihm daher nicht dienen könne, so wandte er sich an den Pastor Fibing am dortigen Waisenhause, den er jedoch nur dem Namen nach kannte. Von diesem wurde er auf das freundschaftlichste empfangen und aufgenommen und verlebte in dessen Familie einige Monate, an die er sich wegen der ihm erwiesenen Gefälligkeit und Liebe noch im späten Alter mit Freuden errinnerte. Durch Empfehlung des Professor Büsch, mit dem Fibing bekannt war, kam er dann 1770 zum Professor Basedow, der damals in Altona lebte und durch seinen feurigen Enthusiasmus für Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts und durch sein fast überall mit dem größten Beifall aufgenommenes und auch wirklich für die damalige Zeit treffliches Elementarbuch die Augen der Welt auf sich gezogen hatte. Basedow arbeitete noch an diesem Werke, und suchte eben einen Gehülfen dazu, als Wolke ihm empfohlen wurde. Wolke wurde nun Mitarbeiter an Basedows Elementarwerke im Fache der Mathematik, der Naturkunde und der Künste, übernahm außerdem noch den Unterricht der Kinder Basedow's und besorgte die Correctur der Schriften und die Correspondenz desselben.

Dieses Zusammentreffen mit Basedow wurde für Wolke's künftiges Leben entscheidend. Zwar hatte er schon früher am Unterrichten Geschmack gefunden, aber Basedow's Enthusiasmus, der ihn bald durchdrang, bestimmte ihn nun unwiderruflich, sein Leben der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu widmen. Er lernte jetzt Basedow's Unterrichtsmethode, auf welche er zum Theil auch schon vor seiner Verbindung mit diesem bei seinen eigenen Studien und bei dem Unterrichte Anderer gekommen war, nicht nur kennen, sondern fing

auch an, an Basedow's Kindern dieselbe practisch auszuüben.

Im Jahre 1771 wurde Basedow von dem Herzog von Dessau, der ihn aus seinen Schriften, besonders aus dem Methoden- und Elementarbuche kennen und schätzen gelernt hatte, und der die von ihm ausgesprochene Idee eines Seminars für künftige Lehrer und einer Musterschule in seinen Landen zu realisiren wünschte, nach Dessau gerufen, wo von ihm fürs erste nichts anders verlangt wurde, als die Fortsetzung und Vollendung seines Elementarwerks. Wolke ging mit Basedow hierher und setzte seine angefangenen Arbeiten, so wie den Unterricht der Kinder Basedow's fort. Bei dem letztern hatte er Gelegenheit, seine seltenen Talente, Kinder zu unterrichten, zu zeigen, und das Vortreffliche der Basedow'schen Methode darzuthun. Basedow's Tochter, Emilie, unterrichtete Wolke von ihren ersten Jahren an und sie konnte schon am Ende ihres dritten Jahres lesen; im 4ten verstand und sprach sie schon ziemlich Französisch, addirte und subtrahirte, fing an zu zeichnen, zu schreiben und besaß auch schon einige Kenntnisse von Gott, vom Menschen, von der Tugend und der Naturgeschichte. Im 5ten Jahre verstand und sprach sie schon ziemlich Lateinisch und zeigte für ihr Alter einen ungewöhnlichen Verstand und eine starke Urtheilskraft. Sie erregte daher 1774 in einem Examen zu Leipzig in Gegenwart vieler angesehener und sachkundiger Männer große Aufmerksamkeit und Bewunderung. Wolke hatte ihr alle diese Kenntnisse ohne viele Anstrengung und Stillsitzen und ohne Versäumung ihrer weiblichen Arbeiten größtentheils spielend beigebracht. Daß ein Antheil an diesem glänzenden Erfolge von Wolke's Unterrichte Emiliens natürlichen Anlagen und Fähigkeiten zugeschrie-

den werden muß, ist wohl mehr als wahrscheinlich. Daß aber ein eben so großer Antheil daran Wolken selbst gebührt, wird durch Emiliens Bruder Friedrich hinlänglich bestätigt. Dieser, der schon im J. 1776 starb und von der Natur mit weit geringern Fähigkeiten und Anlagen ausgestattet worden war, als seine Schwester, war doch in seinem 4ten Jahre schon weiter, als Kinder, die mehr befähigt sind, in diesem Alter gewöhnlich zu seyn pflegen und verstand schon etwas Lateinisch und Französisch.

Im J. 1773 errichtete Wolke in Dessau eine Lehr- und Erziehungsanstalt. Obgleich diese nur einen geringen Anfang hatte und wenige Zöglinge zählte, so ist sie doch darum bemerkenswerth, weil sie als der erste Anfang und als der Grund der nachmaligen philanthropischen Erziehungsanstalt zu betrachten ist. In der Mitte des Jahres 1774 schickte der damalige Bürgermeister Schwarz in Magdeburg einen seiner Söhne nach Dessau, um ihn von Wolken erziehen und unterrichten zu lassen. Der junge Schwarz war erst 5 Jahr alt und konnte noch kein Wort Latein, als er nach Dessau kam. Aber schon nach 4 Monaten hatte ihn Wolke so weit gebracht, daß er über viele Gegenstände lateinisch sprechen konnte, ohne viele Deutsche Wörter einzumischen.

Um diese Zeit faßte Basedow den festen Entschluß, es nicht mehr bei bloßen Klagen und Vorschlägen zu einer zweckmäßigern Erziehungs- und Unterrichtweise bewenden zu lassen, sondern ein eignes Institut nach seinen Grundsätzen anzulegen und durch die That die von Vielen noch bezweifelte Brauchbarkeit seiner Methode auch für öffentliche Schulen zu beweisen. Wolke's außerordentliche Talente und sein enthusiastischer Hang, mit Kindern

umzugehen und sie zu unterrichten, und der auß-
ordentliche Erfolg, den die Anwendung seiner Me-
thode gehabt hatte: Alles dieses bestärkte ihn i
seinem Plane. Um diesen aber ausführen zu kön-
nen, verlangte er von edeln Menschenfreunden ein
Unterstützung von 27,000 bis 30,000 Thaler; auc
machte er im Sommer des Jahrs 1774 eine Reis
durch Deutschland, um irgend einen mächtigen Be
förderer seiner Sache zu finden. Der Fürst vo
Dessau, dessen edle Wohlthätigkeit jetzt noch au
dringendere Gegenstände gerichtet war, gab ihm nic
nur die Erlaubniß zu dieser Reise, sondern stell
ihm auch völlig frei, entweder an einem vielleic
bequemern Orte sein Institut anzulegen, oder au
zu diesem Zwecke nach Dessau zurück zu komme
Da Basedow die gehoffte Unterstützung nicht fan
so kam er mißmuthig nach Dessau zurück, hat
aber nicht übel Lust, sein Institut irgendwo a
Rheine anzulegen, wegen der Schönheit der dort
gen Gegend und wegen des dortigen wohlfeilen Pre
ses der Lebensmittel. Allein nach reifer Erwägun
der Gründe für und wider, und auf Wolke's Zu
reden und Bitten, bestimmte er sich endlich fest f
Dessau.

Obgleich von der verlangten Unterstützung zu
Zeit noch wenig oder gar nichts eingegangen wa
so ging er doch im November 1774, von dem fü
die Verbesserung des Schulwesens so thätigen Für
sten von Dessau kräftig unterstützt, vorläufig an di
nähere Bearbeitung und Ausführung seines läng
gefaßten Planes und machte schon im December i
einer kleinen Schrift die Errichtung und Einrichtun
des Philanthropins (so nannte er seine Anstalt
bekannt. Nach seinem Plane sollte dasselbe nac
und nach eine Normalschule für Deutschland, ja fü
ganz Europa werden, und die Verbesserung viele

bisherigen Mängel und Fehler des Schulwesens, die sich nicht durch obrigkeitliche Verordnungen und Befehle wegschaffen lassen, durch Versuche, Proben und gutes Beispiel nach und nach kräftig bewirken helfen.

Schon am 27sten December 1774 eröffnete Basedow das Philanthropin in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung. Er selbst übernahm mit Wolken's Beistande auf 3 Jahre die Leitung der Anstalt.

Jetzt begann eine Zeit, wo Wolke seine ganze Thätigkeit, Beharrlichkeit und Geschicklichkeit im Unterrichte zeigen konnte. Denn auf ihn und seinen *unermüdlichen* Eifer hatte Basedow am meisten *gerechnet*, und die Folge zeigte, daß er sich nicht *getäuscht* hatte. Denn da die Unterstützung, welche Basedow vom Publikum verlangte, ausblieb und dieser überdies keine Lehrer und Gehülfen nach seinem Sinne erhalten konnte, so lag der ganze Unterricht in der Anstalt, welche bald nach ihrem Entstehen schon 9 Pensionisten und 6 Famulanten zählte, auf Wolken, da Basedow selbst keinen Theil am Unterrichte nahm. Mit rastloser Thätigkeit arbeitete Wolke, um die großen Erwartungen, die man allgemein von dem Philanthropin hegte, nicht zu täuschen. Er wandte bei dem Unterrichte die neuen von ihm und Basedow erfundenen Methoden an und suchte sie immer mehr zu vervollkommnen. Durch sein Bemühen hob sich auch bald der Ruf der Anstalt. Der Fürst von Dessau, der das Unternehmen Anfangs begünstigt hatte, später aber durch die mancherlei widrigen Urtheile, die über das Philanthropin laut wurden und durch die übertriebenen Versprechungen Basedow's mißtrauisch gemacht, eine Zeit lang nicht sehr dafür eingenommen zu seyn schien, machte sich näher mit der in der Anstalt herrschenden Einrichtung bekannt und schenkte ihr seinen

Beifall so, daß er selbst seinen Erbprinzen tägl
2 Stunden dem Unterrichte beiwohnen ließ. A
übergab er 2 junge Edelleute, die er am Hofe e
ziehen ließ, Wolken zum Unterrichte in der Math
matik und Naturkunde.

Seine damalige Lage war aber nichts wenig
als angenehm. Die Hoffnung auf Unterstützun
von Seiten des Publikums wurde nicht erfüllt;
war mit zu vielen Arbeiten überhäuft und dazu ka
daß er von dem Unmuthe und den Klagen Bas
dow's, der wegen der Vereitelung seiner feurig
Wünsche und Hoffnungen durch den Kaltsinn d
Welt in unbeschreiblichen Kummer und düstre Schwe
muth versank, viel leiden mußte. Am meisten schl
Wolken Basedow's Entschluß, das Philanthrop
wieder aufzuheben, nieder. Er selbst sagt von d
damaligen Zeit: „Ich hörte jetzt nur Basedow'
Klagen, gar nicht Ermunterungen — und oft s
nen niederschlagenden Entschluß, daß die längst g
wünschte Anstalt, für deren Aufkommen ich sa
arbeitete, väterlich sorgte und unbeschreiblich li
bald wieder aufgehoben werden müßte."

Zu Ende des Jahres 1775 wurde Wolk
Lage dadurch etwas besser, daß ihm ein Theil se
ner übermäßigen Arbeiten abgenommen wurde. Den
auf Iselins und Lavaters Veranstaltung kam
zwei geschickte, thätige junge Männer, Sim
und Schweighäuser, nach Dessau, um als Le
rer und Gehülfen am Philanthropin zu arbeite
Basedow und Wolke und die zwei neu angekomme
nen Lehrer schlossen unter sich eine feste Verbindung
Die gegenseitigen Versprechungen, die sie sich ga
ben, machte Basedow später im philanthropische
Archive, wie es scheint ohne Vorwissen der Ander
bekannt und sie sind zu merkwürdig, als daß si
nicht der Hauptsache nach hier angeführt werde

sollten. Die Hauptpunkte dieser Verbindung waren aber folgende:

1) Sie machten sich gegenseitig verbindlich, sich sämmtlich, so lange sie nothwendiges Brod und friedliches Leben dabei haben könnten, gänzlich dem Schulwesen und dessen Verbesserung zu widmen.

2) Die Unverheiratheten versprachen, sofern es ihnen möglich wäre, einst solche Ehefreundinnen zu wählen, die das große Werk durch Mitarbeit, Aufsicht und Beispiel befördern könnten.

3) Die Kinder der Verbundenen von beiderlei Geschlecht sollten, wenn sie Fähigkeit dazu zeigten, zu nichts Anderem, als zu demselben Zwecke, den ihre Väter verfolgten, erzogen und bestimmt und von der Geburt an nach dem Rathe der Verbrüderten philanthropisch behandelt werden.

4) Außer den menschlichen und bürgerlichen Pflichten sollte eines Jeden tägliche Arbeit seyn: 1) Unterricht und Regierung der Jugend, 2) Verbesserung alter oder Verfertigung neuer Schulbücher, 3) Correspondenz, oder Reisen, oder ökonomische Geschäfte, oder Berathschlagung, oder ein ihn selbst vervollkommnender Fleiß, bloß zum Besten des Schulwesens.

5) Es versprach Jeder dem Andern Brudertreue und Bruderhülfe bei jeder Krankheit, Noth und Verlegenheit, welche während der Zeit entstehen könnte, in welcher sie mit einander für das philanthropische Wesen nach einerlei Plane arbeiten würden.

Mag man auch von dieser Verbindung der vier Männer und von der Möglichkeit der Erfüllung ihrer gegenseitigen Versprechungen denken, was man will: so viel bleibt gewiß, daß nur Männer sie eingehen, ja nur daran denken konnten, deren Gemüth für die heilige Sache der Menschenveredlung und Menschenbeglückung durch Erziehung und Un-

terricht hoch begeistert war; und jedenfalls steht sie ruhmwürdiger da in der Geschichte der Menschheit, als so viele politische Bündnisse, die nur zum Untergange eines andern Staates geschmiedet wurden. Uebrigens hatten sich Wolke, Simon und Schweighäuser hierdurch nicht gerade verpflichtet, beständig an Basedow's Institute zu bleiben und in dem ausgesprochenen Sinne zu wirken, sondern jene Verpflichtungen sind nur auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen überhaupt zu beziehen. Und in dieser Hinsicht sind Basedow und Wolke ihren gegebenen Versprechungen bis an ihr Ende treu geblieben.

Um der Welt zu zeigen, wie viel mit den 15 bisherigen Zöglingen im Philanthropin nach Basedow's und Wolke's Methode ausgerichtet worden sey und welche Erwartungen man in der Zukunft von dem neuen Institute hegen könne: kündigte Basedow jetzt im philanthropischen Archive, das eben damals seinen Anfang genommen hatte, ein öffentliches Examen auf den 14ten, 15ten und 16ten Mai 1776 an, und lud Alle, welche Zeit und Lust hätten, ein, dieser Prüfung beizuwohnen. Zugleich aber erklärte er noch einmal, daß er das Philanthropin aufheben werde, wenn er nach dem Examen nicht mehr Unterstützung erhielte, als bisher. Wolke gerieth über diese Erklärung in nicht geringe Sorge, denn er hatte der Anstalt seine ganze Liebe geschenkt, so daß es ihm den größten Kummer verursacht haben würde, wenn er sich hätte von ihr trennen müssen.

Vom 13ten bis 15ten Mai fand die angekündigte Prüfung auch wirklich Statt. Außer dem Fürsten und der Fürstin von Dessau hatten sich viele angesehene und berühmte Männer dabei eingefunden, um sich von den Leistungen der Philanthropisten zu überzeugen, und Alle waren über das

was sie hier sahen und hörten, ganz erstaunt, und selbst die anwesenden Gegner Basedow's und des Philanthropins mußten in den allgemeinen Beifall einstimmen. Die 4 größern Zöglinge übersetzten aus Kastellio's lateinischer Bibel und aus dem Curtius einige Stellen, welche die Fürstin von Dessau und der Domherr von Rochow auswählten, sogleich ohne Anstoß ins Deutsche, antworteten, als sie über Alexanders Zug nach Indien lateinisch examinirt wurden, ebenfalls in lateinischer Sprache und zeigten in der Mathematik unerwartete Kenntnisse. Die kleinern Philanthropisten erregten das Erstaunen der Anwesenden in keinem geringern Grade. Sie übersetzten ebenfalls eine vom Domherrn von Rochow gewählte Stelle aus Erasmi Colloquiis, desgleichen eine ihnen erzählte lateinische Geschichte und eine von der Fürstin gewählte Französische Erzählung ziemlich gut ins Deutsche, und zeigten in den einfachern Rechnungsarten eine für ihre Jahre nicht gewöhnliche Kenntniß.

Es wurde damals über diese Prüfung des Philanthropins viel öffentlich verhandelt. Diejenigen, welche demselben beigewohnt hatten, rühmten schriftlich und mündlich die außerordentlichen Kenntnisse, welche die Philanthropisten gezeigt hatten. Dagegen suchten die Gegner Basedow's die Wahrheit jener Berichte, wenn auch nicht ganz zu läugnen, doch hier und da in Zweifel zu ziehen; und sie behaupteten, daß, wie dies bei fast allen öffentlichen Prüfungen in Schulanstalten war und ist, die meisten Leistungen der Philanthropisten nur Schein, oder daß diese Leistungen selbst gar nicht so außerordentlich gewesen seyen und so übermäßige Bewunderung verdienten.

Bedenkt man, daß das Philanthropin erst 16 Monate bestanden, daß die Zöglinge keine Schul-

kenntnisse, besonders keine Kenntniß der lateinischen Sprache, mitgebracht hatten, und daß beim Examen selbst Täuschung nicht gut Statt finden konnte, da den demselben Beiwohnenden die Wahl der Materien und Lectionen, über welche examinirt werden sollte, überlassen wurde; überlegt man ferner, wie weit die Schüler nach der gewöhnlichen Methode in einer so kurzen Zeit in der Regel gebracht wurden: so muß man allerdings zugestehen, daß das Philanthropin in so kurzer Zeit viel geleistet hatte, und wohl mehr, als irgend eine Anstalt der damaligen Zeit, geleistet haben würde. Um jedoch diese Leistungen nicht zu überschätzen, muß man auf der andern Seite erwägen, daß die größern Zöglinge Leute von 33, 17 und 13 Jahren waren, daß der Unterricht, den sie genossen, fast Privatunterricht war, daß die Lehrer sich ungewöhnliche Mühe gaben, um die Gegner durch den Erfolg zum Schweigen zu bringen, und daß den ganzen Tag über mit den Schülern nichts als Latein gesprochen wurde. Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß das Examen selbst etwas Feierliches und Ueberraschendes für die Anwesenden hatte, daß es etwas Neues, Ungewöhnliches war und daß überraschende, neue und glanzvolle Auftritte leicht die Gemüther einnehmen und gewinnen. Bedenkt man endlich noch, daß sämmtliche anwesende Fremde, welche doch die Richter in dieser Sache waren, auf das Freundlichste behandelt und prächtig bewirthet und daß viele von ihnen zur fürstlichen Tafel gezogen wurden: so wird man leicht einen sichern Maaßstab auffinden können, um das, was bei jener Prüfung geleistet wurde, richtig zu beurtheilen.

Mag man aber auch über dieses vielbesprochene Examen im Philanthropin urtheilen wie man will, Alles was geleistet wurde, ist größtentheils auf

Wolke's Rechnung zu schreiben. Denn er war lange Zeit der einzige Lehrer an der Anstalt, da Basedow bei seinen schriftstellerischen Arbeiten keine Zeit auf den Unterricht verwenden konnte. Zwar fing dieser einige Monate vor dem Examen an, für die erwachsenen Schüler selbst Lehrstunden zu halten und ertheilte täglich 7 bis 8 Stunden Unterricht; aber schon nach zwei Monaten mußte er ihn, wegen seiner andern Arbeiten, wieder aufgeben. Wolken gebührt also fast allein der Ruhm, die Philanthropisten in der kurzen Zeit so weit gebracht zu haben, und seiner unermüdeten Thätigkeit war es namentlich zuzuschreiben, daß die kleinern Zöglinge so viele Kenntnisse zeigten.

Am Schlusse des Examens wurden auf Basedow's dringende Bitten, die von einigen angesehenen Fremden unterstützt wurden, Wolke, Simon und Schweighäuser vom Fürsten zu Professoren ernannt.

Der laute Beifall, der dem Philanthropin in Folge jenes rühmlichen Examens von vielen Seiten zu Theil wurde, lenkte nicht nur die Aufmerksamkeit auf dasselbe hin, sondern verschaffte ihm auch viele Gönner und Freunde. Die Zahl der Pensionisten vermehrte sich und es gingen auch verschiedene nicht unansehnliche Beiträge ein. Besonders sagten der Fürst und die Fürstin von Dessau dem Unternehmen kräftige Unterstützung zu. Basedow, den nun wieder neuer Muth und neue Hoffnung belebte, beschloß hierauf, das Philanthropin fortzusetzen, worüber sich Wolke ungemein freute.

Nicht lange nach jener öffentlichen Prüfung, noch im Jahre 1776, verehelichte sich Wolke mit einer nahen Verwandtin Basedow's, einer gebornen Dänin, die thätigen Antheil an dem Erziehungsgeschäfte nahm.

Die tröstlichsten Aussichten dauerten jedoch nicht lange. Das Publikum blieb im Ganzen eben so kalt gegen Basedow's Unternehmen, wie vorher, und dieser sahe sich in seinen Hoffnungen abermals getäuscht. Darüber wurde er unmuthig und verdrießlich und legte endlich am 15ten December 1776 die Curatur nieder, übertrug dieselbe dem Rath Campe, den man schon im Sommer von Potsdam, wo er Feldprediger des Regiments Prinz von Preußen war, nach Dessau gerufen hatte, um mit Basedow gemeinschaftlich die Curatur zu führen; hob den Namen Philanthropin auf und wollte die Anstalt von nun an nur philanthropisches Erziehungsinstitut genannt wissen.

Unter Campe's Direction wurde die äußere Lage des Instituts wieder blühend; aber im Innern entstanden Partheiungen und Streitigkeiten. Es herrschte unter den Vorstehern und Lehrern nicht die so nothwendige Einigkeit und Uebereinstimmung. Die vorzüglichste Ursache dieser Mißverständnisse war unstreitig, daß sich Basedow bei Niederlegung der Curatur das Recht vorbehalten hatte, über das, was im Institute vorgenommen und verändert würde, mündlich und schriftlich seine Meinung zu sagen, und es, wenn er es für nöthig hielt, auch zu mißbilligen. Dieser Vorbehalt erregte Mißvergnügen, weil die andern Mitarbeiter sich dadurch zu sehr eingeschränkt glaubten. Wolke scheint an diesen innern Zwistigkeiten weniger Antheil genommen zu haben. Er blieb Allen Freund, die an der Anstalt arbeiteten, wirkte im Stillen thätig fort und suchte dadurch dem Institute zu nützen und die böse Frucht, die aus dem Samen der Zwietracht leicht aufkeimen konnte, zu ersticken, ehe sie noch Wurzel geschlagen hatte. Daß ihn aber jene unangenehmen Verhältnisse, die so nachtheilig auf das Ge-

deihen des Instituts einwirken mußten, mit Kummer und Betrübniß erfüllten, kann man sich leicht denken, wenn man überlegt, welche wahrhaft zärtliche Sorge er für die Anstalt in sich trug, deren Stifter er wenigstens mittelbar war.

Um den ausgebrochenen Uneinigkeiten ein Ende zu machen, übernahm Basedow auf des Fürsten Wunsch, wiewohl ungern, wieder die Kuratur gemeinschaftlich mit Campe; und um die Herzen besser zu vereinigen, errichtete er mit diesem und Wolke'n eine neue, feierliche Verbrüderung.

Aber diese Vereinigung dauerte nicht lange, denn wenige Wochen nachher, im Septbr. 1777, ging Campe plötzlich von Dessau weg, ohne daß die Ursachen davon völlig bekannt geworden sind. Seinem Beispiele folgten schon im October Simon, Schweighäuser und mehrere andere Lehrer. Basedow wurde nun wieder allein Kurator, führte aber hauptsächlich nur die Aufsicht über den Unterricht im Institute und über alles, was damit zusammenhing, Wolke hingegen führte als Vicecurator die Oberaufsicht über alle übrigen Einrichtungen und Angelegenheiten des Instituts, besorgte die Correspondenz, die Oekonomie, die Besuche der Fremden, bestimmte mit Vorwissen und Genehmigung des Fürsten, und nach gemeinschaftlicher Berathung mit Basedow, den Gehalt und die Instruction der Lehrer und führte auch gemeinschaftlich mit dem Hofrath Herrmann das Rechnungswesen und die Kasse des Instituts.

Zwar wurden bald in die Stellen der abgegangenen Lehrer neue gerufen, aber während der Zeit lag die ganze Sorge für die Anstalt auf Wolken, und auch nachher blieb ihm der größte Theil der Arbeit. Dennoch ermüdete sein Eifer für das Beste des Instituts und die Veredlung der Mensch-

keit unter den drückendsten Beschwerden nicht im Geringsten, obgleich sein Körper die Folgen der übermäßigen Anstrengung empfand.

Endlich legte Basedow zu Ostern 1778 den Antheil, den er bis jetzt an der Kuratur gehabt hätte, gänzlich nieder. Der Ursachen mögen wohl mehrere gewesen seyn; wie es scheint bewog ihn aber zu diesem Schritte besonders heimlicher Verdruß über Wolke. Schon seit 1777 hatte er diesen im Verdachte, daß er ihn herabsetzen wolle, um sich selbst desto mehr zu erheben. Da nun Wolke nach Campe's Weggange alle diejenigen Directionsgeschäfte, die mehr in die Augen fielen, übernahm, während er sich nur die Aufsicht über den Unterricht im Institute vorbehalten hatte: so schien jener mehr Bedeutung und Ansehen zu erhalten als er. Auch kamen ihm mancherlei Urtheile zu Ohren, welche dahin lauteten, daß er bei einem größern Gehalte weniger für das Institut thue, als Wolke bei einem weit kleinern. Zudem hatte Basedow die Meinung fest angenommen, daß Wolke im Vertrauen auf seine Verdienste, und auf die günstigen Gesinnungen Anderer gegen ihn, immer eitler, unlenksamer und herrschsüchtiger würde. Alle diese Umstände, und vielleicht auch eine gewisse Furcht vor Wolk's heimlichen Klagen gegen ihn, nährten und steigerten seinen heimlichen Verdruß gegen diesen seinen treusten Mitarbeiter, so daß er endlich nicht mehr gemeinschaftlich mit ihm am Institute arbeiten zu können glaubte. Diese Mißverständnisse zwischen beiden Männern, die 8 Jahre gemeinschaftlich zu einem gemeinsamen edlen Zwecke gearbeitet hatten, wuchsen in der Folge, vorzüglich durch Basedow's Schuld, noch mehr an, und führten endlich, besonders durch Einmischung eines Fremden, der Wolken zu heftigen Maaßregeln und ei-

ner Injurienklage gegen Basedow bei Hofe rieth, zu einem öffentlichen Bruche zwischen beiden ehemaligen Freunden. Die Sache ging so weit, daß sogar im Jahre 1783 ein Prozeß zwischen ihnen ausbrach, indem Basedow Wolken beschuldigte, eine ihm gehörige Summe von 300 Thalern unterschlagen zu haben. Dieser Prozeß bahnte endlich im Mai des genannten Jahres den Weg zur Wiederversöhnung, da Basedow seine Beschuldigung zurücknahm, und durch eine öffentliche Schrift über ihre Aussöhnung Wolken von dem schimpflichen Verdachte reinigte.

Für beide Freunde wäre es besser gewesen, wenn diese Streitigkeiten im Dunkel der Vergessenheit liegen geblieben wären. Aber leider wurden sie mit den kleinsten Umständen, Ursachen und Folgen, besonders auch durch Wolke, der Welt bekannt, die sich durch sie zu nachtheiligen Urtheilen über beide verdiente Männer verleiten ließen. Waren diese Urtheile auch nicht ganz gerecht, da ja das Privatleben der berühmtesten und ausgezeichnetsten Menschen gewiß auch seine Flecken und Schattenseiten hat, so schadeten sie doch damals dem Ruhme beider gar sehr. Uebrigens liegt der bei weitem größte Theil der Schuld bei diesen unangenehmen Vorfällen unstreitig an Basedow, wenn man auch Wolken nicht als ganz schuldlos darstellen kann. — Wir kehren nun zu der Geschichte des Philantropin's zurück.

Nach Basedow's völliger Abdankung übernahmen Wolke und das Kollegium der ordentlichen Lehrer gemeinschaftlich die Direction des Instituts. Wolke führte den Vorsitz in diesem Kollegium und hieß von jetzt an Director. Unter seiner Leitung hob sich die Anstalt ungemein, und es waren immer mehr Zöglinge gemeldet, als aufgenommen werden konnten.

Im Jahre 1780 machte Wolke eine Reise nach Holland, theils um seinem Körper und Geiste eine Erholung von den vielen Anstrengungen und beschwerlichen Arbeiten zu verschaffen, theils um in Amsterdam einen Zögling aus Lissabon für sein Institut abzuholen. Er besuchte auf dieser Reise einen großen Theil von Deutschland, und kam durch viele große Städte. Ueberall benutzte er die Gelegenheit, für das Beste seiner Anstalt zu wirken. Seine edle, unbefangene Deutschheit, sein verständiges Wesen, seine Geradheit und Biederkeit trugen ungemein dazu bei, günstige Meinungen von dem Institute zu erwecken, dem er vorstand. Er kam auf dieser Reise unter andern auch nach Hamburg, und besuchte Campen, der dort ein eignes Erziehungsinstitut angelegt hatte.

Nach seiner Rückkehr arbeitete Wolke am Institute thätig fort, und bot alle seine Kräfte auf, ihm zu nützen. Doch trug sich in den nächsten Jahren gerade nichts Bemerkenswerthes zu, das hier erwähnt zu werden verdiente. Wir wollen deswegen hier einen Ruhepunct in unsrer Skizze machen und einen Rückblick auf die Jahre, die Wolke am Philantropinischen Institute arbeitete, und auf seine bisherige schriftstellerische Thätigkeit werfen.

Wolke hatte in der Zeit, während welcher er am Philantropin erst als Lehrer, und später als Director desselben gewesen war, eine fast beispiellose Thätigkeit entfaltet, und es ist wohl unstreitig die thatenvollste Periode seines ganzen Lebens. Auf ihm lag größtentheils die ganze Last des Unterrichts, und zu manchen Zeiten schien es, als müsse er unter ihrer Schwere erliegen. Ohne auf die Angriffe, die das Institut von so mancher Seite aushalten mußte, ohne auf die schiefen, verklei-

nenden Urtheile zu achten, die sich überall über dasselbe hören ließen, arbeitete er im Stillen bloß unter dem Beifalle seines Herzens und derer, die ihn und seine Bestrebungen näher kannten, fort, stiftete so viel Gutes, als er konnte, und sahe seine Bemühungen schon dadurch hinlänglich belohnt, daß durch sie und durch Basedow eine allgemeine Gährung im Deutschen Schulwesen entstand. Wolke war immer die vorzüglichste Stütze des Philantropins, und das innere Triebwerk desselben hat er fast allein beständig im Gange erhalten. Denn Bassedow that in dieser Hinsicht wenig. Er beschäftigte sich mehr damit, seine Grundsätze und Methoden der Welt bekannt zu machen, diese für sie zu gewinnen und das Publicum für seine weit aussehenden Pläne zu begeistern. Auch wäre gerade Basedow mit seinem feurigen Enthusiasmus und seinen hochfliegenden Entwürfen wohl nicht im Stande gewesen, die in mancher Hinsicht so künstliche Maschiene seiner Anstalt ordentlich im Gange zu erhalten, wozu eine große Geduld und beharrliche Ausdauer gehörte, die gerade er nicht besaß. Dazu paßte der stille, unermüdlich thätige Wolke weit besser, der keine Zeit und keine Mühe scheute, das angefangene Werk nicht nur zu erhalten, sondern auch weiter zu bringen. Bedenkt man, daß die Umstände, unter denen Wolke wirkte, größtentheils nicht günstig waren, daß die Welt für das enthusiastisch unternommene Werk im Ganzen so kalt blieb, und ihm die so nöthige Unterstützung nicht zu Theil werden ließ und daß die Einrichtungen und Methoden im Philantropin von vielen Seiten angegriffen und getadelt wurden; erwägt man ferner, daß unter den Arbeitern an der Anstalt selbst größtentheils höchst unangenehme Verhältnisse herrschten und daß Basedow, durch ge-

täuschte Hoffnungen muthlos und mürrisch gemacht, durch seine beständigen Klagen Wolken mehr entmuthigte, als ermuthigte: so muß man allerdings Wolken's ausharrende Geduld und die Quelle davon, seine grenzenlose Liebe zum Jugendunterrichte, bewundern, und einen Mann hochschätzen, der ungeachtet so vieler Hindernisse und so widriger Verhältnisse unverrückt den schönen Zweck der Menschenbildung und Menschenbeglückung vor Augen behielt.

Aber nicht blos als Lehrer in dem Philantropinischen Institute war Wolke thätig, sondern auch als Schriftsteller suchte er seine Methode zu begründen und auszubreiten und dadurch für das Erziehungs- und Unterrichtswesen zu wirken. An den im Jahr 1777 von Basedow und Campe angefangenen pädagogischen Unterhandlungen nahm er thätigen Antheil und besorgte nach dem Abgange jener beiden Männer die Herausgabe der 4 letzten Jahrgänge dieser Zeitschrift. Sie war damals für das Erziehungs- und Schulwesen sehr wichtig und enthält viele treffliche Aufsätze über einzelne pädagogische Gegenstände, besonders auch von Wolke. Im letzten Stücke des ersten Jahrgangs befindet sich unter andern die Nachricht von einer Lesemaschiene, die Wolke erfunden hatte, um das nach seiner Meinung unzweckmäßige Buchstabiren unnöthig und dadurch den Kindern das Lesenlernen angenehm und leicht zu machen. Da die Nachricht von dieser Lesemaschiene für die Geschichte der Methodik und namentlich auch für unsere Zeit, wo noch immer so viel über Leselehrmethode geschrieben und gesprochen wird, nicht unwichtig ist, so wollen wir sie hier mit Wolke's eignen Worten mittheilen:

„Es ist eine simple Maschine, deren Einrich-

„tung und Gebrauch besser gegenwärtig gezeigt, als
„abwesend jemandem beschrieben werden kann. Ein
„hölzern Futteral, worin man an einem Ende von
„unten auf etwa ein Wetterglas mit dem Brete
„hineinschieben könnte, stellt den größern Theil der
„Maschine dar. In der Mitte der Vorderseite
„eines solchen Futterals ist eine Oeffnung, die der
„Oeffnung an einer Orgelpfeife ähnlich ist. Auf
„längliche und schmale Bretchen sind gedruckte Buch-
„staben geleimt, (die ich in gehöriger Ordnung habe
„drucken lassen) auf einigen Konsonanten, auf an-
„dern Vocale und Diphtongen! Solcher Buchsta-
„benstreifen können an meiner Maschine acht von
„unten in das erwähnte Futteral hinaufgeschoben
„und unten einzeln und insgesammt mit Schrauben
„befestigt werden. Und mit diesen acht Streifen
„kann nun ein munterer Kinderfreund viele tau-
„send Sylben und Wörter aus jeder Sprache nach
„und nach vor der Oeffnung des Futterals zusam-
„mentanzen und auseinander fliegen lassen und
„die lesefähigen Kinder zum Lesen im Buche hin-
„länglich vorbereiten. Bis man die Lesemaschine
„selbst hat, gehe folgende Nachricht von dem Ge-
„brauche derselben voraus. Der Lehrer komman-
„dirt einen genannten Buchstaben, vor der Oeff-
„nung der Maschine zu erscheinen, oder sich zu
„entfernen. Z. E. Komm hervor a! Gleich
„schiebt er den Streifen I hinauf und a erscheint;
„alsdann a soll werden ba, indem er b links auf-
„schiebt. Fort b! — a werde ab! indem b
„links weg und rechts hervorgezogen wird. Und so
„immer weiter mit allen Vocalen, Diphtongen und
„Konsonanten. Bei diesem Vorschieben und Weg-
„ziehen der Buchstaben, kann der Lehrer, der zum
„Spielen mit Kindern aufgelegt ist, zu ihrem Ver-
„gnügen das Kommandiren mit einem melodischen

„Hersingen der Buchstaben und Silben, die
„nach einander vor's Gesicht bringt, abwechseln las-
„sen. Der Lehrer studirt darauf mit den Kindern
„wie er nun noch andere Töne durch diese Ma-
„schine bilden kann; läßt z. E. die Silbe b
„feststehen, und bewegt nur den rechten Konsonan-
„tenstreifen in die Höhe: so kommen zu Gesicht
„b a b, b ä c, b a d, b a f ꝛc., dann den linken Strei-
„fen eben so und er erhält die Silben b a b, c a
„d a b, f a b ꝛc. Nachher werden die Töne auf
„gleiche Weise durch Verschiebung eines der übri-
„gen Vocalen und Diphtongen noch vielfältig ab-
„geändert. Außer diesen sind vermittelst acht Strei-
„fen noch erstaunend viele Abwechselungen der Sil-
„ben und Wörter möglich, mehr als nöthig sind
„zur Vorbereitung des Lesens im Buche. Da die
„Absicht dieser Maschine dahin geht, den Kindern
„diejenige Schwierigkeit des Lesenlernens wegzuneh-
„men, die man bisher fast allen in Europa durch
„das Buchstabiren gemacht hat: so rathe ich
„von nun an inständigst ab, das Lesen
„durch die Aussprache der ganz verschie-
„denlautenden Buchstaben in einer Sil-
„be fernerhin zu erschweren. Einzeln mö-
„gen die Buchstaben genannt werden, wie ich an-
„gegeben habe; aber man buchstabire anfangs
„niemals: d-a-s, das. Das Buchstabiren, wo-
„durch man jetzt den kleinen Menschen auf lange
„Zeit Verdruß und Eckel am Lernen aller guten
„Kenntnisse mühsam mittheilt, kann in viel kürze-
„rer Zeit und ohne die gewöhnlichen schädlichen
„Folgen nachgeholt werden, wenn das Kind et-
„wa ein Jahr schon mit Vergnügen gelesen hat."

Aus dieser Nachricht, die uns zugleich in et-
was Wolke's Methode überhaupt kennen lehrt, er-
giebt sich, daß Wolke nur wenige Schritte noch zu

nun hatte, um auf die etwas später durch Stephani und Olivier ausgebildete Lautmethode zu kommen. Uebrigens hatte Wolke in einer 1783 erschienenen Schrift: Erstkenntniß für Kinder, von der Buchstabenkenntniß an bis zur Weltkunde, seine Methode, das Lesen ohne Buchstabiren zu lehren, noch genauer beschrieben.

Außer den pädagogischen Unterhandlungen gab Wolke auch gegen 16 philanthropische Lehr- und Lesebücher, und im Jahr 1782 zweihundert und zehn Lieder fröhlicher Gesellschaft und einsamer Fröhlichkeit heraus, um den gesellschaftlichen Gesang, der von den Deutschen so sehr vernachlässigt ward, zu befördern. Der größte Theil dieser Lieder war schon im Jahre 1779 unter dem Titel: Philanthropistenlieder für das Philanthropin gedruckt. Wolke hatte aus mehr als 70 Dichtern gesammelt, und diese Sammlung ist nicht ohne Werth, so weit sie auch unter den ähnlichen Versuchen der Rammlerschen Arbeiten steht. Er erlaubte sich hie und da zu verändern und wegzulassen. Wenn ein Lied blos zur Freude ermunterte, so suchte er auch Gedanken an Arbeit und Pflicht hineinznbringen. Statt des in vielen geistlichen Liedern vorkommenden altjüdischen Gedankens: Mensch du bist Erde und sollst wieder zur Erde werden, setzte er den christlichern, tröstlichern und poetischern, der an eine selige Unsterblichkeit erinnert. So änderte er in Hölty's gemüthlichem Liede: Wer wollte sich mit Grillen plagen, den Vers: drum will ich bis ich Asche werde, um in: drum will ich bis ich Engel werde. Sein Hauptwerk in dieser Zeit war aber seine Beschreibung der 100, auch zu Basedow's Elementarwerke gehörigen Kupfertafeln. Schon im Jahre 1770 hatte er an dieser Be-

schreibung zu arbeiten angefangen. Dieses We
war darauf berechnet, den Lehrern eine bestimm
tere Anweisung zum rechten Gebrauche der Ku
pfertafeln zu geben und ihnen zu zeigen, wie m
Kindern den Sprachunterricht versinnlichen und an
genehm machen und ihnen dadurch zugleich Sach
kenntnisse beibringen könne. In der Vorrede suc
er die Einwürfe, die man bis jetzt gegen seine Method
erhoben hatte, (z. B. daß die Spielmethoden nu
den Geist zur Tändelsucht gewöhnen und je
ernste Anstrengung verbannen, ohne welche do
nichts gründliches erlernt werden kann zu entkräf
ten. Unter allen Schriften Wolke's hat diese Be
schreibung wohl den allgemeinsten Beifall und di
meiste Anerkennung gefunden. Der erste Theil er
schien 1781; der zweite 1787. Es wurde au
ins Lateinische und Französische übersetzt.

Nach diesem Rückblicke kehren wir zur eigent
lichen Geschichte zurück. Zehn Jahre lang hatt
Wolke an der Dessauischen Erziehungsanstalt ge
wirkt und alle seine Kräfte aufgeboten, sie blü
hend zu machen. Während dieser ganzen Zeit hat
er sich unter fast unglaublichen Anstrengungen un
Arbeiten mit einem so geringen Gehalte beholfen
daß er nicht einen Thaler erübrigt hatte. Die viel
fachen Anstrengungen, Sorgen und erlittenen Krän
kungen, der Streit mit Basedow, und im Jahr
1784 ein unglücklicher Zufall, der den Tod eine
Zöglings nach sich zog, hatten sehr nachtheilig au
Wolke's Geist und Körper gewirkt, so daß er zu
Zerstreuung und Erholung eine Reise nach Pe=
tersburg unternahm, wo seine Landsmännin, di
große Kaiserin Katharina mit kräftiger Hand da
Scepter über das weite Russische Reich führte. Mi
Bewilligung des Fürsten und in Begleitung eine
seiner Zöglinge trat er diese Reise im Mai 1784

n. Er nahm seinen Weg durch Dänemark, Schweden, über die Ostsee, Liebau, Mietau, Riga, Dorpat nach Petersburg. Hier schienen sich ihm anfangs freundliche Aussichten zu öffnen. Die Kaiserin, die schon die Ausführung von Basedow's Plänen durch reiche Spenden zu befördern gesucht hatte, nahm Wolke'n gnädig auf und beschenkte ihn sogleich mit 20000 Rubeln, wofür ihm aber, nach Vorzeigung einer langen Liste früherer Schenkungen, die vor seiner Forderung ausgezahlt werden mußten, im Zahlungsbüreau nur 1500 Rubel geboten wurden, die er jedoch verschmähte, ohne je bei der Kaiserin etwas zu erwähnen. Da man sich in Petersburg gerade damals sehr mit der Verbesserung des Schulwesens beschäftigte, und der Ruf von Basedow und dessen Bemühungen auch dorthin erschollen war, so mußte natürlich Wolke mit seiner Philantropinischen Methode in Petersburg vieles Aufsehen machen, obgleich, wie dies natürlich war, die Meinungen über ihren Werth sehr getheilt waren. Um sich bessern Eingang zu verschaffen, legte er die philanthropische Kleidung, die er bis jetzt getragen hatte, das runde Haar und den runden Hut ab und kleidete sich wie andere Menschen. Der Graf Balmaine, welcher Chef der k. Landcadettenanstalt war, forderte ihn auf, entweder Studiendirector derselben zu werden, oder doch in derselben Proben seiner Kunst, Sprachen zu lehren, abzulegen. Den erstern Antrag lehnte Wolke darum ab, weil er noch Professor und Vorsteher der Dessauischen Anstalt war. Den letztern nahm er jedoch an und erbat sich vom Fürsten in Dessau die Erlaubniß, noch 8 Monate in Petersburg bleiben zu dürfen, während welcher Zeit er auf seinen Gehalt verzichten wollte. Es wurden nun 18 junge Kadetten ausgesucht, die

Wolke in der Deutschen Sprache unterrichten sollte. Zwölf von ihnen waren Russen und konnten kein Wort Deutsch, und die andern 6, Liefländer von Geburt, hatten ihr Deutsch in der Anstalt wieder vergessen. Nachdem Wolke diese 18 junge Edelleute 4 Wochen unterrichtet hatte, so bat er den Chef, jetzt zu prüfen und prüfen zu lassen, was in dieser Zeit geleistet worden sey. Dies geschah: Der Prüfung wohnten mehrere einsichtsvolle Männer bey, unter andern Graf Anhalt, Adjutant der Kaiserin, der Dichter Klinger und alle Lehrer, Erzieher und Aufseher über die 700 Zöglinge des Instituts. Wolke bat, eine Menge gemalte oder wirkliche Gegenstände in den Versammlungssaal bringen zu lassen, die weder er, noch seine 18 Schüler gesehen hätten. Der Chef schickte einige Gemälde, die er erst kürzlich aus der Maleracademie empfangen hatte. Ueber diese that Wolke während 2½ Stunden einige 100 Fragen, Deutsch (denn er selbst verstand kein Russisch) an seine Schüler, welche sie nicht nur richtig verstanden, sondern auch ziemlich passend Deutsch beantworteten. Die Bewunderung und der Beifall der 300 Anwesenden über die in so kurzer Zeit mitgetheilten Sprach- und Sachkenntnisse wurde natürlich laut. Ueberdies lößten auch seine Schüler in jeder der 4 Hauptrechnungsarten ein Paar schwierige Exempel. Wolke bat einen anwesenden Professor Kraft, der ihm besonders entgegen gewesen war, ihm eine 2 Ellen lange Reihe Ziffern zu sagen, die er auf eine schwarze Holztafel schrieb, ohne sie abzutheilen. Es waren über 32 Ziffern. Kaum zog Wolke seine Hand von der Tafel ab, so sprach einer der 12 jungen Russen diese Reihe Ziffern mit Fertigkeit richtig und Deutsch aus. Der Professor Kraft war da-

nister so erstaunt, daß er Wolken verwundert fragte, ob er hexen könne?

Diese fast halsbrechende Probe, die Wolke von seiner Methode, Sprachen zu lehren, hier abgelegt hatte, ist ein neuer Beweis, nicht gerade von der hohen Vortrefflichkeit seiner Lehrweise, sondern vielmehr von seiner bewundernswürdigen Geschicklichkeit, Sprach- und Sachkenntnisse mitzutheilen. Um jedoch Wolke's Leistungen nicht zu überschätzen, darf man nicht vergessen, daß die ausgewählten 18 Schüler, an welchen die Probe gemacht wurde, wohl schon erwachsen und nicht gerade lauter Unfähige waren, daß sie schon vorher Unterricht genossen hatten, daß Wolke sich den ganzen Tag mit ihnen beschäftigte und daß er nichts als Deutsch mit ihnen sprach und sprechen mußte. Auch darf man wohl mit in Anschlag bringen, daß Wolke bei der Prüfung selbst geschickt zu fragen wußte.

Nach dieser für Wolken so ruhmvollen Probe, hätte man glauben sollen, daß sein Ruf in Petersburg fest gegründet sey und daß seine pädagogischen Ansichten allgemeinen Beifall erlangen würden. Aber wider Vermuthen war dies nicht der Fall. Zwar wurde er von mehreren der angesehensten Familien Petersburgs, deren Achtung und Zutrauen er sich erworben hatte, aufgefordert, in ihren Häusern Unterricht zu ertheilen und er war 4 Monate hindurch anstrengend beschäftigt, indem er im Kadettencorps, in einer andern kaiserlichen Anstalt und in 4 Familien vom frühen Morgen bis zum späten Abend Unterrichtsstunden hielt: aber für diese Arbeiten erhielt er fast keine Belohnung, kaum Dank. Vielmehr mußte er mancherlei Kränkungen erdulden. Er fand Feinde, die selbst den Beifall, den er als Lehrer gefunden hatte, bei der Kaiserin zu unterdrücken, oder wenigstens

zu verdunkeln wußten. Die hauptsächlichste Ursache, warum Wolke mit seinen Ansichten gerade jetzt höheren Orts nicht den verdienten Beifall und und die gehörige Aufmunterung fand, war unstreitig, daß die Kaiserin kurz vor seiner Ankunft in Petersburg die Literalmethode der östreichischen Normalschulen in ihrem ganzen Reiche als gesetzliches Muster anempfohlen hatte. Diese Methode, die Hähne in Berlin erfunden hatte, die aber dort selbst schon seit 20 Jahren für ungenügend und zweckwidrig erkannt, aber später in den vom Abt Feldiger zuerst in Böhmen errichteten und dann von allen in der Oestreichischen Monarchie eingeführten Normalschulen, angenommen worden war, sollte von Wien aus auch in Rußland eingeführt werden. Hierbei waren vorzüglich die Jesuiten geschäftig, welche auf diese Art sich der Erziehung und des Unterrichts im ganzen Russischen Reiche bemächtigen zu können glaubten, wie sie es eine lange Reihe von Jahren hindurch in allen katholischen Ländern Europa's gethan hatten und wie sie es in der neusten Zeit zu thun wieder angefangen haben. Obgleich diese steife Literalmethode, die durch ihren geisttödtenden Mechanismus jede künftige Verbesserung des Unterrichts wenn auch nicht unmöglich zu machen, doch sehr zu erschweren schien, mit der Wolkeschen Lehrweise keinen Vergleich aushalten konnte, so hatte doch die Kaiserin durch ihre Anempfohlung die Vortrefflichkeit derselben gewissermaßen anerkannt und mochte in ihren Meinungen und Urtheilen nicht so veränderlich scheinen, welchen Schein sie offenbar auf sich geladen haben würde, wenn sie Wolken und seine Methode begünstigte. Auch mochte in der Umgebung des Hofes die Literalmethode manche Freunde

gefunden haben, die Wolken natürlich entgegen-wirkten.

Um diese Zeit beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung eines Elementarbuchs für Kinder, durch welches er seine Methode bekannt machen und ihr Eingang verschaffen wollte. Er kündigte es auf Unterzeichnung an und in wenigen Tagen waren in Petersburg 2000 Silberrubel unterzeichnet. Wenn das Buch erschienen wäre, wollte Wolke in seine Stelle nach Dessau zurückkehren. Da sich aber die Herausgabe desselben mancher Umstände wegen verzögerte, so bat er sich in Dessau noch ein Jahr Urlaub aus. Der edelmüthige Fürst bewilligte ihm denselben nicht nur, sondern ließ ihm auch die Wahl, zurückzukommen, oder eine lebenslängliche Pension von 200 Thalern anzunehmen. Wolke, der nach so langer Abwesenheit in Dessau entbehrlich zu seyn glaubte, nahm das letztere großmüthige Anerbieten an, beschloß in Petersburg zu bleiben und ließ demnach seine Familie nach Petersburg kommen.

Im Jahre 1785 gab Wolke heraus: Hundert und sechzig in Kupfer gestochene Bilder mit Beschreibung derselben zum Nutzen und Vergnügen. Diese Schrift wurde zugleich ins Russische übersetzt. Die Kupfer stellen meistens Dinge aus dem gemeinen Leben dar und die ihnen beigefügte kurze Beschreibung ist so eingerichtet, daß den Kindern dabei allerlei Sachkenntnisse beigebracht werden können. Da Wolke durch diese Schrift zugleich die leichtere Erlernung der Sprachen durch Uebersetzung aus einer in die andere bezweckte, so ist das Deutsche in dem ganzen Buche dem Russischen so angepaßt, daß dadurch Wörter und Konstructionen oft fehlerhaft werden.

Das erwähnte, schon 1784 angekündigte Ele-

mentarbuch erschien 1788. Er nennt es selbst eine elementarische Encyclopädie zum ersten Unterrichte für die Jugend. Es wurde auch in die Französische und Russische Sprache übersetzt, und enthält einige Abschnitte über das Lesen und die Sprache, worauf mehrere folgen, die den Unterricht der Kinder in nützlichen Sachkenntnissen bezwecken. Obgleich das Werk noch vor seinem eigentlichen Erscheinen mit großem Beifall aufgenommen wurde, so ist doch gewiß, daß man von Wolke'n, der bei vieljähriger practischer Uebung im Elementarunterrichte über die Fassungskraft der Kinder Beobachtungen anzustellen Gelegenheit hatte und der gerade auch in diesem Fache des Unterrichts vorzügliche Talente und practische Kunstgriffe besaß, etwas Vorzüglicheres hätte erwarten können. Zwar hat er sich sichtbar bestrebt, sich zu der Jugend herabzulassen in Sprache und Darstellung; aber dies ist ihm nicht immer gelungen. Nur zu oft hat er den Ton nicht getroffen; sein Vortrag ist an vielen Stellen zu abstract und nicht treffend und intressant genug. Da er doch anderwärts gezeigt hat, daß er einfach und kindlich seyn kann, so muß man es blos seiner damaligen Unruhe und Zerstreuung zuschreiben, daß er seinen Zweck nicht fest vor Augen behalten, seinen Stoff nicht sorgfältig genug ausgewählt hat und sich in seinem Tone nicht gleich geblieben ist. Uebrigens hatte er sich in dieser und der vorher angeführten Schrift nach der von der normalistischen Schulcommission befohlenen Art, den Buchstaben gleichlautende Namen zu geben, bequemt.

Wolke hatte nun durch die angeführten Schriften und durch mündlichen Unterricht endlich die Vorurtheile und Hindernisse, die sich seiner Wirksamkeit in Petersburg entgegenstellten, besiegt; und

da die Bitten um Unterrichtsstunden jetzt immer häufiger wurden, so legte er, um ihnen zu genügen, eine Unterrichtsanstalt für 30 Zöglinge an. Diese fanden sich bald ein und vermehrten sich in der Folge fast um noch einmal so viel. In dieser Anstalt gab er täglich 8 Stunden Unterricht. Demnach wurde er fortwährend von verschiedenen vornehmen Familien gebeten, Lehrstunden in ihren Häusern zu geben, die er aber abwies. Als die Bitten inständiger wiederholt wurden, erwiederte Wolke: „ich gebe meinen 67 Zöglingen täglich 8 Lehrstunden. Will ich einige davon einem Stellvertreter auftragen, so muß ich ihm wenigstens 2 Silberrubel für jede Stunde bezahlen." Man antwortete ihm: Fordern Sie so viel als sie nöthig finden. Wolke forderte also für jede Lehrstunde 5 S. Rubel und hörte dann: mit Vergnügen und Dank werden wir dies bezahlen. Der Graf Alexii Orlow, der von Moskwa auf 3 Wochen nach Petersburg kam, zahlte Wolke'n sogar für 10 seiner Tochter gegebene Lehrstunden 100 S. Rubel und behandelte ihn dabei höchst achtungsvoll. Wolke's Umstände waren jetzt blühend, er konnte jährlich 1000 S. Rubel zurücklegen.

Außer der Leitung seiner Unterrichtsanstalt und seinen Privatstunden beschäftigte sich Wolke viel mit Telegraphik und Pasigraphie. Das erstere that er auf Anlaß des damaligen Großfürsten Paul, dessen Lieblingsgegenstand die Telegraphik war; das Letztere, weil die Kaiserin Katharina das Studium der Sprachen außerordentlich begünstigte, und zu diesem Ende damit umging, ein vergleichendes großes Wörterbuch aller Sprachen unternehmen zu lassen. Schon 1789 gab er eine Nachricht von dem Erfolge seiner Bemühungen heraus, in welcher er von seiner allgemeinen wortlosen

Schriftsprache und zugleich von einer neu entdeckten Mehode, in die Ferne zu schreiben sprach. Als im Jahr 1794 die Nachricht von den, als eine neue Erfindung der Französischen Nation zugeschriebenen Telegraphen nach Petersburg kam und durch die öffentlichen Blätter mit Pomp angekündigt wurde, so sahe sich Wolke dadurch veranlaßt, seine durch obige Anzeige angekündigte Erfindung einer allgemeinen Sprache in Monogrammen ins Gedächtniß zurückzurufen. Er versicherte auf jener Grundlage fortgearbeitet zn haben und dadurch gelangt zu seyn:

1) zu einer Schriftsprache, die für Stumme und Taube und ihre Freunde zu gegenseitiger Mittheilung ihrer Gedanken und bei Land- und Seeschlachten zum Signalisiren auf eine Viertelmeile weit anwendbar sey;
2) zu einer allgemeinen Schriftsprache in Monogrammen, welche theils zu dem vergleichenden großen Wörterbuche aller Sprachen, das die Kaiserin Katharina unternehmen ließ, theils zu den künftigen Wörterbüchern der Europäischen Sprachen, um die Aussprache genauer zu bestimmen, brauchbar seyn werde. Diese Monogrammenschrift sollte auch zur Telegraphie anwendbar seyn mit dem größten Geheimniß die größte Ausdehnung und Geschwindigkeit verbinden und noch manche andere Vortheile gewähren.

Auf Befehl des Großfürsten Paul stellte Wolke auch Versuche mit seiner Fernschreibekunst an, welche den Erwartungen des Großfürsten so vollkommen entsprachen, daß er ihn mit einer goldenen Dose beschenkte. Um seine Erfindung vollends hinausführen zu können, gab er seiner Erziehungsanstalt einen von ihm selbst gebildeten Mann, Namens Gerardin zum Vorsteher und beschäftigte sich länger als ein Jahr mit der Vervollkommnung

der Telegraphik, wobei er viel Zeit und Geld auf Versuche verwendete. Um aber auch seine Pasigraphie zu Stande zu bringen, unternahm er eine Reise durch Deutschland und Dänemark, um die Ansichten der ersten Sprachgelehrten darüber zu vernehmen. Seine Gattin begleitete ihn. Auf derselben schrieb er seine: Erklärung, wie die wechselseitige Gedankenmittheilung aller cultivirten Völker des Erdkreises, oder die Pasigraphie möglich und ausüblich sey, ohne Erlernung einer neuen, besondern oder allgemeinen Wort-, Schrift- oder Zeichensprache (Dessau 1797). Er kam auf dieser Reise unter andern über Dessau, Leipzig, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Schnepfenthal, Eisenach, Kassel, Göttingen, Braunschweig, Helmstädt und Magdeburg und theilte vielen Gelehrten und angesehenen Männern die Grundlinien seines Planes mit.

Der Hauptzweck seiner Erfindung war: Jeden, der seine Muttersprache, außer ihr aber keine andere versteht oder erlernt hat, dennoch in den Stand zu setzen, die in einer jeden fremden Sprache vorgetragenen Ideen sofort in die seinige, und umgekehrt, selbst mit grammatischer Genauigkeit und Bestimmtheit überzutragen. Er wollte dieses Resultat bloß durch Hülfe eines Striches und Punktes bewirken.

Zu Anfang des Jahres 1798 kehrte Wolke allein nach Petersburg zurück. Seine Gattin hatte er zu Kopenhagen bei ihren Verwandten zurück gelassen, und wegen einer Kaiserlichen Ukase, durch welche allen Ausländern das Reich verschlossen wurde, durfte weder Wolke sie dort abholen, noch sie zu ihm nach Petersburg kommen. Erst im Jahre 1800 erhielt sie die Erlaubniß, zurück zu kehren. Zuvor aber, noch in demselben Jahre, verfiel er in eine

„Hersingen der Buchstaben und Silben, die er „nach einander vor's Gesicht bringt, abwechseln las„sen. Der Lehrer studirt darauf mit den Kindern, „wie er nun noch andere Töne durch diese Ma„schine bilden kann; läßt z. E. die Silbe ba „feststehen, und bewegt nur den rechten Konsonan„tenstreifen in die Höhe: so kommen zu Gesicht „bab, bäc, bad, baf rc., dann den linken Strei„fen eben so und er erhält die Silben bab, cap, „dab, fab rc. Nachher werden die Töne auf „gleiche Weise durch Verschiebung eines der übri„gen Vocalen und Diphtongen noch vielfältig ab„geändert. Außer diesen sind vermittelst acht Strei„fen noch erstaunend viele Abwechselungen der Sil„ben und Wörter möglich, mehr als nöthig sind, „zur Vorbereitung des Lesens im Buche. Da die „Absicht dieser Maschine dahin geht, den Kindern „diejenige Schwierigkeit des Lesenlernens wegzuneh„men, die man bisher fast allen in Europa durch „das Buchstabiren gemacht hat: so rathe ich „von nun an inständigst ab, das Lesen „durch die Aussprache der ganz verschie„denlautenden Buchstaben in einer Sil„be fernerhin zu erschweren. Einzeln mö„gen die Buchstaben genannt werden, wie ich an„gegeben habe; aber man buchstabire anfangs „niemals: d-a-s, das. Das Buchstabiren, wo„durch man jetzt den kleinen Menschen auf lange „Zeit Verdruß und Eckel am Lernen aller guten „Kenntnisse mühsam mittheilt, kann in viel kürze„rer Zeit und ohne die gewöhnlichen schädlichen „Folgen nachgeholt werden, wenn das Kind et„wa ein Jahr schon mit Vergnügen gelesen hat."

Aus dieser Nachricht, die uns zugleich in etwas Wolke's Methode überhaupt kennen lehrt, ergiebt sich, daß Wolke nur wenige Schritte noch zu

thun hatte, um auf die etwas später durch Stephani und Olivier ausgebildete Lautmethode zu kommen. Uebrigens hatte Wolke in einer 1783 erschienenen Schrift: Erstkenntniß für Kinder, von der Buchstabenkenntniß an bis zur Weltkunde, seine Methode, das Lesen ohne Buchstabiren zu lehren, noch genauer beschrieben.

Außer den pädagogischen Unterhandlungen gab Wolke auch gegen 16 philanthropische Lehr- und Lesebücher, und im Jahr 1782 zweihundert und zehn Lieder fröhlicher Gesellschaft und einsamer Fröhlichkeit heraus, um den gesellschaftlichen Gesang, der von den Deutschen so sehr vernachlässigt ward, zu befördern. Der größte Theil dieser Lieder war schon im Jahre 1779 unter dem Titel: Philanthropistenlieder für das Philanthropin gedruckt. Wolke hatte aus mehr als 70 Dichtern gesammelt, und diese Sammlung ist nicht ohne Werth, so weit sie auch unter den ähnlichen Versuchen der Rammlerschen Arbeiten steht. Er erlaubte sich hie und da zu verändern und wegzulassen. Wenn ein Lied blos zur Freude ermunterte, so suchte er auch Gedanken an Arbeit und Pflicht hineinzubringen. Statt des in vielen geistlichen Liedern vorkommenden altjüdischen Gedankens: Mensch du bist Erde und sollst wieder zur Erde werden, setzte er den christlichern, tröstlichern und poetischern, der an eine selige Unsterblichkeit erinnert. So änderte er in Hölty's gemüthlichem Liede: Wer wollte sich mit Grillen plagen, den Vers: drum will ich bis ich Asche werde, um in: drum will ich bis ich Engel werde. Sein Hauptwerk in dieser Zeit war aber seine Beschreibung der 100, auch zu Basedow's Elementarwerke gehörigen Kupfertafeln. Schon im Jahre 1770 hatte er an dieser Be-

schreibung zu arbeiten angefangen. Dieses Werk war darauf berechnet, den Lehrern eine bestimmtere Anweisung zum rechten Gebrauche der Kupfertafeln zu geben und ihnen zu zeigen, wie man Kindern den Sprachunterricht versinnlichen und angenehm machen und ihnen dadurch zugleich Sachkenntnisse beibringen könne. In der Vorrede suchte er die Einwürfe, die man bis jetzt gegen seine Methode erhoben hatte, (z. B. daß die Spielmethoden nur den Geist zur Tändelsucht gewöhnen und jede ernste Anstrengung verbannen, ohne welche doch nichts gründliches erlernt werden kann zu entkräften. Unter allen Schriften Wolke's hat diese Beschreibung wohl den allgemeinsten Beifall und die meiste Anerkennung gefunden. Der erste Theil erschien 1781; der zweite 1787. Es wurde auch ins Lateinische und Französische übersetzt.

Nach diesem Rückblicke kehren wir zur eigentlichen Geschichte zurück. Zehn Jahre lang hatte Wolke an der Dessauischen Erziehungsanstalt gewirkt und alle seine Kräfte aufgeboten, sie blühend zu machen. Während dieser ganzen Zeit hatte er sich unter fast unglaublichen Anstrengungen und Arbeiten mit einem so geringen Gehalte beholfen, daß er nicht einen Thaler erübrigt hatte. Die vielfachen Anstrengungen, Sorgen und erlittenen Kränkungen, der Streit mit Basedow, und im Jahre 1784 ein unglücklicher Zufall, der den Tod eines Zöglings nach sich zog, hatten sehr nachtheilig auf Wolke's Geist und Körper gewirkt, so daß er zur Zerstreuung und Erholung eine Reise nach Petersburg unternahm, wo seine Landsmännin, die große Kaiserin Katharina mit kräftiger Hand das Scepter über das weite Russische Reich führte. Mit Bewilligung des Fürsten und in Begleitung eines seiner Zöglinge trat er diese Reise im Mai 1784

en. Er nahm seinen Weg durch Dänemark, Schweden, über die Ostsee, Liebau, Mietau, Riga, Dorpat nach Petersburg. Hier schienen sich ihm anfangs freundliche Aussichten zu öffnen. Die Kaiserin, die schon die Ausführung von Basedow's Plänen durch reiche Spenden zu befördern gesucht hatte, nahm Wolke'n gnädig auf und beschenkte ihn sogleich mit 20000 Rubeln, wofür ihm aber, nach Vorzeigung einer langen Liste früherer Schenkungen, die vor seiner Forderung ausgezahlt werden mußten, im Zahlungsbüreau nur 1500 Rubel geboten wurden, die er jedoch verschmähte, ohne je bei der Kaiserin etwas zu erwähnen. Da man sich in Petersburg gerade damals sehr mit der Verbesserung des Schulwesens beschäftigte, und der Ruf von Basedow und dessen Bemühungen auch dorthin erschollen war, so mußte natürlich Wolke mit seiner Philantropinischen Methode in Petersburg vieles Aufsehen machen, obgleich, wie dies natürlich war, die Meinungen über ihren Werth sehr getheilt waren. Um sich bessern Eingang zu verschaffen, legte er die philanthropische Kleidung, die er bis jetzt getragen hatte, das runde Haar und den runden Hut ab und kleidete sich wie andere Menschen. Der Graf Balmaine, welcher Chef der k. Landcadettenanstalt war, forderte ihn auf, entweder Studiendirector derselben zu werden, oder doch in derselben Proben seiner Kunst, Sprachen zu lehren, abzulegen. Den erstern Antrag lehnte Wolke darum ab, weil er noch Professor und Vorsteher der Dessauischen Anstalt war. Den letztern nahm er jedoch an und erbat sich vom Fürsten in Dessau die Erlaubniß, noch 8 Monate in Petersburg bleiben zu dürfen, während welcher Zeit er auf seinen Gehalt verzichten wollte. Es wurden nun 18 junge Kadetten ausgesucht, die

die Deutschen schienen nun einmal keinen Sinn dafür zu haben; denn der größte Theil der Druckkosten ging verloren.

Im Jahre 1805 lebte Wolke in Leipzig, und gab hier seine Anweisung für Mütter und Kinderlehrer, zur Mittheilung der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe, von der Geburt des Kindes an bis zur Zeit des Lesenlernens, heraus. In dieser Schrift wollte er den Gang der ersten planmäßigen Beschäftigungen und die Manier im Allgemeinen andeuten, wie man sich mit Kindern unterhalten müsse, ohne gerade zu verlangen, daß man sich an das hier vorgeschlagene steif halten solle. Sie enthält viele, auf sichere Erfahrungen gegründete, Bemerkungen und ächt practische Anweisungen. Nur scheint es, als ob durch seine Vorschläge eine gewisse Frühreife der Kinder zu sehr betrieben, der Kunst zu viel aufgetragen, und der Natur zu wenig überlassen wird. Auch sind nicht alle Unterhaltungen mit Kindern, wovon hier Beispiele aufgestellt werden, dem kindlichen Geiste angemessen, und oft etwas zu unnatürlich und schulmäßig. Am ersten hätte vielleicht der Abschnitt über die Sprachlehre und seine Ideen über Rechtschreibung aus dieser Schrift wegbleiben können, so wie er auch in der Sprache von dem Gewöhnlichen, durch den häufigen Gebrauch ganz neuer Wörter und Formen, nicht so sehr hätte abweichen sollen.

In demselben Jahre, wie die vorige, gab er eine andere Schrift heraus: Kurze Erziehungslehre, oder Anweisung zur körperlichen, verständlichen und sittlichen Erziehung in den ersten Jahren der Kinder. Auch hier hat er treffliche Ideen über Erziehung und Unterricht der Kinder niedergelegt. Sehr beachtenswerth

ist unter andern das, was er über die Vernachlässigung der Kinder in den ersten Lebensjahren sagt, und wenn dem hierauf gegründeten Vorschlage, daß sich zu der bewahrenden Erziehung der Kinder, wie er sie nannte, mehrere Mütter vereinigen sollten, von denen jede die Kinder des Vereins, der Reihe nach, einen Tag unter ihrer Aufsicht nehmen und vom Morgen bis zum Abend lehrreich unterhalten sollte, nicht zu viele wichtige Hindernisse bei seiner Ausführung entgegenstünden, so wäre zu wünschen, daß sich nicht nur in größern Städten, sondern auch in kleinern und auf dem Lande solche Familienvereine bildeten.

Durch diese zwei letzterwähnten Schriften wollte Wolke gewissermaßen mit Pestalozzi, dessen Elementarbücher damals gerade allgemeines Aufsehn erregten, in die Schranken treten. So viele schöne Wahrheiten und Erfahrungen aber auch in beiden niedergelegt sind und so sehr sie Eltern und Erziehern nützen können, so konnte er doch dadurch dem edlen Schweizer die wohlverdiente Palme nicht entwinden.

Vom Jahre 1805 bis 1814 lebte Wolke in Dresden. Hier fand er im Kreise edler, brüderlich mit ihm verbundener Menschen, viele Aufmunterung, und als er hier endlich, im December 1813, seine treue Lebensgefährtin am Lazarethfieber, wovon sie, bei der treuen Pflege Preußischer Gefangener, angesteckt worden war, durch den Tod verloren hatte, Theilnahme und Trost. Während der Drangsale, die Dresden bei dem Französischen Kriege erduldete, mußte auch er Mangel leiden. Denn von Rußland aus kam ihm nichts mehr zu, und die Pension von Jever, die ihm bis 1809 richtig ausgezahlt worden war, wurde ihm von da an von Holland aus durch den hartherzigen Duc de Plaisance verweigert und selbst des edelmüthigen Französischen Gesandten in

Dresden, Herrn von Bourgoing, treue Vermittelung war fruchtlos. Eigenes Vermögen besaß er leider nicht. Denn als er von Petersburg wegging, hatte er aus Gutmüthigkeit sein ganzes erspartes Vermögen von 12000 Thalern an drei Kaufleute geliehen, bei deren nachher erfolgter Zahlungsunfähigkeit er Alles verlor. In dieser für ihn, ohne seine Schuld, kummervollen Lage, ließen es sich seine Dresdner Maurerbrüder (denn er war schon in Petersburg, im Jahre 1785, durch den Kollegienrath Freese in diesen Bund getreten) angelegen seyn, ihn thätig zu unterstützen.

Während seines Aufenthalts in Dresden beschäftigte ihn fast ausschließend die Deutsche Sprache. Nach seinem eigenen Geständnisse hat er „besonders „seit 1785, wenigstens dreizehn volle Jahre darauf verwendet, um unsere Sprache von ihrem Ursprunge bis zu ihrer allmäligen Ausbildung zu „untersuchen, ihre Gebilde unter sich und mit andern in den deutschen Mundarten, und in allen „nahen und entfernt verwandten germanischen, so „wie in einigen fremden Sprachen, z. B. in der „Griechischen, Altrömischen und Slavischen Sprache „zu vergleichen, dadurch die Wurzelwörter unserer „Sprache und ihrer ächten vernunftmäßigen Formen, nach welchen der Wortbau geschehen muß, „aufzufinden, auch die dagegen vorhandenen Fehler, „so wie die schicklichste Berichtigung oder Verbesserung, d. i. die nöthige Veränderung des Fehlerhaften, kennen zu lernen.“ Während dieser Zeit sammelte er eine große Menge von Sprachbemerkungen, die, wie er sagt, mehr als 20 Buch Papier füllten. Aus dieser Sammlung entstand sein Anleit zur Deutschen Gesammtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in

der Hochdeutschen Mundart, nebst dem Mittel, die zahllosen — in jedem Jahre den Deutschschreibenden 10,000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 5,000000 (Thalern) verursachenden — Schreibfehler zu vermeiden und zu ersparen. Das Werk erschien 1812 auf seine eigene Kosten. Er selbst sagt: „der Anleit ist in 16 Monaten verfaßt und „gedruckt, obwohl 4 Jahre wären nöthig gewesen, „um ihm eine solche Ordnung, Vollständigkeit und „Vollkommenheit zu geben, als mein eigenes Urtheil bestimmte. Aber gebietende Umstände beeilten die Herausgabe und litten keinen Verzug.“ Diese Umstände, welche Wolken veranlaßten, mit der Herausgabe seines Anleits mehr zu eilen, als ihm selbst lieb war, lagen in der minder günstigen Lage, in der er sich damals, nach dem bereits oben Erwähnten, befand. Da aber die damaligen Zeiten für literarische Unternehmungen wenig günstig waren, so fand auch das seinige anfangs wenige Aufmunterung. Aber endlich fanden sich doch im Laufe des Jahres 1812 über 600 Beförderer des Anleits. Um Wolke's sorgenvolle Lage zu verbessern, bezahlten Viele derselben auf ein Exemplar des Anleits 5, 10, 50, ja 100 Thaler. Das Buch erregte zur Zeit seiner Erscheinung wegen seiner sonderbaren Eigenheiten und wegen einer Menge neuer, zum Theil höchst seltsam klingender Wortformen, großes Staunen und großen Widerspruch. Es gehört in der That viele Zeit, Lust und Mühe dazu, es von Anfang bis ans Ende aufmerksam durchzulesen, und nur ein eigentlicher Sprachforscher dürfte sich dazu verstehen. Denn ob es gleich sehr reichhaltig ist, und manche treffliche Idee über Deutsche Sprache enthält, so ist es doch auf der andern Seite sehr weitschweifig, voller Wiederholungen und Wider=

sprüche, ohne eine bestimmte, leicht zu übersehende Ordnung, und von dem Gebräuchlichen gar zu abweichend.

Wolke's Anleit war übrigens nicht sowohl, wie Viele meinten und noch meinen mögen, darauf berechnet, die, aus der Vereinigung der Ober- und Niederdeutschen Mundart entstandene und seit der Reformation als Bücher- und Umgangssprache in den gebildeten Kreisen herrschende, sogenannte Hochdeutsche Sprache, von den, im Laufe der Zeit eingeschlichenen, Fehlern zu reinigen und dadurch ihrer möglichen Vollkommenheit näher zu bringen, ob er gleich dies auf dem Titel auszusprechen scheint: sondern er hatte keinen geringeren Zweck, als dieselbe aus ihrem, in drei Jahrhunderten verjährtem Besitze zu verdrängen und eine Deutsche Gesammtsprache einzuführen, die er, mit Vermeidung aller unnöthigen Buchstaben und Silben, aus den echten Deutschen Wurzeln auf eine gleichmäßige, feste, bestimmte, den Wohlklang befördernde und begriffsgemäße Art zu bilden suchte. Durch Aufstellung einer solchen Gesammtsprache der Deutschen wollte er zeigen: 1) wie man die zahllosen Schreibschwierigkeiten, welche Allen begegnen, die unsere Sprache und Schrift lernen und anwenden wollen, wegzuschaffen habe; 2) wie man dem ungeheuern Zeit- und Geldverderbe abhelfen könne, welcher bisher aus der Nothwendigkeit entstand, den Wörtern aus Grille an- und eingeflickter Buchstaben zu schreiben, sie setzen und drucken zu lassen; 3) wie man alle Regeln der Wortschreibung könne in eine einzige verwandeln. Jedoch gesteht er selbst, daß er nicht hoffe, daß seine Verbesserungen der Deutschen Sprache in den nächsten 50 Jahren Eingang finden werden.

Uebrigens ist besonders an dem Anleite zu tadeln, daß Wolke in demselben gegen andere, von

den Deutschen als tüchtig anerkannte Sprachforscher, namentlich gegen Adelung, einen sehr heftigen, anmaßenden Ton führt, und ihnen Verbildung, Unsinn, Unvernunft, Unwissenheit und Stumpfsinn vorwirft. Jedoch darf man den damals 72jährigen Greis nicht zu hart beurtheilen und man muß beachten, was er selbst in der Einleitung hierüber sagt. Er sagt aber: „Während meiner Arbeit an „dem Anleite hat mich ein sehr unangenehmes Gefühl gedrückt, verursacht durch den Kaltsinn der „Deutschen gegen ihr schönstes Gemeingut und „durch ihr Vorurtheil, daß es nicht der Mühe „lohne, sich um die Richtigkeit, Zweckmäßigkeit und „Schönheit der Deutschen Sprache und Schrift zu „bekümmern; daß man alles nur dem Herkommen, „der einmal eingeführten Gewohnheit gemäß, ein„richten, keine Fehler der Hochdeutschen Mundart „zugestehen, oder doch sie ungebessert und unver„ändert lassen, folglich nichts vervollkommnen müsse, „kurz, daß die Deutschen nicht trachten dürfen nach „der Ehre, dem Vortheil, der Bequemlichkeit und „dem Vergnügen, so wie andere Völker, eine von „Mundartfehlern befreite Gesammtsprache zu be„sitzen, welche, wie ein geistiges Band, sie, das zer„streute, und unter verschiedener, zum Theil fremder „Herrschaft lebende Volk umfaßt, und dessen ge„schichtliches Daseyn beurkundet. Das Gefühl wollte „stets in Klagen ausbrechen, und es ward oft zu „mächtig, um es zu beschwichtigen, so daß ich dann „gegen die Beförderer des erwähnten Vorurtheils „mich nicht immer so gelinder Ausdrücke bediente, „als ich, nach dem Urtheile der Kaltblütigen, hätte „thun sollen.“ Wer sollte nicht, nach dieser Entschuldigung, dem verdienten Manne etwas zu Gute halten?

Am Schlusse des Anleits kündigt Wolke noch

an, daß er noch zu 12 Bogen guten Sprachlehrstoff bereit habe, den er mittheilen werde, wenn man ihn durch Vorauszahlung eines Thalers dazu ermuntere. Diese Aufmunterung muß jedoch ausgeblieben seyn, da jene 12 Bogen nicht erschienen sind.

Im Jahre 1813 hatte er Gelegenheit, der Stadt Dresden durch seine Kenntniß der Russischen Sprache gute Dienste zu leisten. Denn, als in diesem Jahre die Russen nach Dresden kamen und sich Niemand fand, der Russisch verstehen, lesen und schreiben, und dadurch den mancherlei Irrungen und Verlegenheiten zwischen den fremden Kriegern und den Sachsen abhelfen konnte, so erbot er sich, auf dem Einquartierungsbüreau zum Dolmetscher zu dienen, ob dies ihm gleich nicht leicht wurde, da er in 13 Jahren kein Russisch gehört und gelesen hatte. Als 73jähriger Greis arbeitete er um diese Zeit Tag und Nacht, und legte seine Lieblingsbeschäftigungen bei Seite.

Im Jahre 1814 schlug Wolke seinen Wohnsitz in Berlin auf, nachdem er noch zuvor eine Reise in seine Vaterstadt Jever gethan hatte. In Berlin, dieser von den Musen so begünstigten Stadt, beschloß er, seine Tage zu vollenden. Er lebte hier von einem großherzigen Berlinischen Staatsmanne, dessen Gemahlin einst, in Dessau und Petersburg, Wolke's liebe Zieh- und Pflegetochter gewesen war, vor jedem Mangel gesichert, in einem auserlesenen Kreise von Freunden und seinen Eifer freundlich ehrenden Sprachforschern, ein vergnügtes Alter. Er wurde im Jahre 1814 der Mitstifter der jetzigen Berliner Gesellschaft für Deutsche Sprache und er sichert sich dadurch aufs Neue die Hochachtung aller, die für ihre vaterländische Sprache Sinn haben. Noch in seinem späten Alter war er unermüdlich thätig für die Bildung und Belehrung der Jugend,

und für die Vervollkommnung der Deutschen Sprache. Kaum gönnte er seinem Körper die so nöthige Erholung. Noch als hochbejahrter Greis brachte er der Idee, die Kinderwelt für seine Sprech- und Sprachansicht zu gewinnen, Opfer dar. Denn er ließ im Jahre 1820 mit vielen Kosten seine, aus 7 Bändchen bestehende, zum Theil durch Kupfertafeln versinnlichte Kinderbibliothek drucken und verschenkte oder verkaufte sie mit rastloser Betriebsamkeit; ja, er machte noch im 81sten Jahre eine Reise nach Dresden, Leipzig und in andere Gegenden, um dieser Bibliothek durch seine Persönlichkeit mehr Eingang zu verschaffen.

So heiter, wie der Abend seines Lebens gewesen war, so ruhig und sanft war auch sein Tod. Noch wenige Tage vor seinem Tode, den 4ten Januar 1825, wohnte er dem Stiftungsfeste der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache bei und war da munter und fröhlich. Zwei Tage darauf saß er Abends noch bei dem Doctor Gödike*) im Kreise seiner Freunde. Da wurde er unwohl und diese Unbehaglichkeit nahm zu, bis er fast unbemerkt von einem Schlage getroffen wurde. Noch mit lallender Zunge sagte er zum ehrwürdigen Dichtergreise Göcking, der neben ihm saß: mir ist sehr wohl. Er wurde in einem Wagen nach Hause gebracht und durch ärztliche Mittel zwar wieder ins Leben zurückgerufen, aber nur auf kurze Zeit. Den Freitag lag er ohne Bewußtseyn. Am Sonnabend, den 8ten, um Mittag, traf ihn ein zweiter Schlag. Schmerzlos waren seine letzten Augenblicke; sanft schlummerte er hinüber in einen bessern, vollkommnern Zustand. Dienstags, den 11ten Januar, wurde seine irdische Hülle auf dem Louisen-Friedhofe be-

*) Dem Verfasser der nachfolgenden Biographie des Dr. C. M. Pauli in Berlin.

stattet. Sein treuer Freund, Professor Zeune, sprach vor einer zahlreichen Versammlung an seinem Grabe, und die Zöglinge des Blindeninstituts, die ihm schon oft, wenn der 21ste August, sein Geburtstag, wiederkehrte, ein Geburtslied gesungen hatten, sangen auch hier einige Strophen aus dem letzten dieser Lieder.

Die Deutsche Gesellschaft feierte in ihrer Versammlung, am 19ten Januar, das Andenken ihres abgeschiedenen Ehrenältesten und Mitstifters Wolke. Herr Professor Zeune, der seine Rede am Grabe des Verewigten durch ein Gedicht beschlossen hatte, theilte dasselbe mit. Es lautet so:

An Wolke.

Guter Vater, bist von uns geschieden,
der zu diesem Bunde uns vereint;
doch nicht eitle Klage sey geweint,
denn Dein Geist wirkt fort im sel'gen Frieden.

Gleich der Eiche, bist Du hingesunken,
deren Schatten Viele einst erquickt,
eh' der Blitz Dein hohes Haupt geknickt,
und des Lebens Bäche ausgetrunken.

Greiser Jüngling, der vor zehen Jahren
froh geschlossen unsern heitern Bund,
wir geloben, fest auf Deutschem Grund
soll er stehn, wir wollen treu ihn wahren.

Was Du in der Sprache Schacht gewonnen,
edles Erzes Körner blank und rein,
nimmer werden sie verloren seyn,
nur die Schlacken sind wie Spreu verronnen.

Guter Vater, der vor zehen Jahren
froh geschlossen unsern heitern Bund,
wir geloben, fest auf Deutschem Grund
soll er stehn, wir wollen treu ihn wahren.

Auch der Herr Baron de la Motte Fouqué beschloß eine Abhandlung, über die Verwandtschaft der Deutschen mit den Nordischen Sprachen, durch folgendes Lied:

Vater Wolke's Heimgang.

Guter, alter Vater Wolke,
Frei nun über jeder Wolke
Ew'ger Jüngling nun; vom Mann,
Der noch wallt im Pilgervolke,
Nimm dies Scheideliebchen an!

Wie vom Segen träuft die Wolke,
Sprühtest Du dem jungen Volke,
In der Mannes-Jahre Lauf,
Reiche Lehre, treuer Wolke,
Zogst es keck zu Dir herauf.

Blieb dabei auch Manches Wolke, —
Wer in all' und jedem Volke
Ward von Wolken nie verführt?
Vollends wenn, wie Du, o Wolke,
Rasch er war, und leicht gerührt!

Deinem Sprachlaut, Vater Wolke,
Halfst Du los von mancher Wolke. —
Führtest andre Du herein,
Soll Dir doch vom Deutschen Volke
Heitrer Dank gesungen seyn.

Und von uns, dem Forschervolke,
Dir gesellt, o Vater Wolke,
Fallen Thränen auf Dein Grab.
Send', o Du, hoch ob der Wolke,
Lieb' und Segen uns herab!

In Wolke's Nachlasse fand sich, außer einigen, die Deutsche Sprache und die Wiederherstellung der

Altrömischen und Lateinischen Aussprache betreffen, den Schriften, die er noch zu vollenden gedachte, auch seine Selbstbiographie. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Herr Professor Zeune, der dem Verewigten Jahre lang als Freund zur Seite stand, dieselbe, wenn auch nicht gerade in Wolke's eigner Schreibart, öffentlich mittheilte, da wahrscheinlich durch dieselbe über manche Punkte seines Lebens, namentlich über die nicht gewöhnliche Art seiner Bildung, Licht verbreitet werden würde.

Nachdem in dem Bisherigen die wichtigsten Momente aus Wolke's Leben dargelegt worden sind, so bleibt uns nur noch eine Charakteristik dieses rühmlichst bekannten Mannes, so wie eine unpartheiische Würdigung seiner Verdienste als Pädagog und Sprachforscher übrig.

Seiner Charakteristik mag eine kurze Beschreibung seines Aeußern vorangehen, die ein Mann uns aufbehalten hat, der ihn sah, als er noch Lehrer am Philanthropin in Dessau war. Dieser berichtet darüber Folgendes: „Wolke ist ein schöner, „handfester, origineller Deutscher Mann, groß, stark „und knochenfest; von edlem, sehr edlem Ansehen. „Unter dem schwarzen, lockigen Haare, welches na„türlich, ohne alle Kunst, sein Haupt hinabwallt, „erhebt sich eine schöne, weiße, hohe, majestätische „Stirn, welche zugleich mit der tiefen Nasenbucht „und dem schönen, großen, hervorstechenden und „tieftreffenden Auge, einen durchdringenden Geist, „unüberwindliche Geduld und Beharrlichkeit ver„rathen. Vorzüglich zeichnet die Oberlippe in sei„nem Profile die sanften Saiten seiner Seele, so „wie das volle Kinn Schöpfungskraft und Stärke „kündigt. Der ganze Kopf, im Zusammensatze, ist „ein schöner, deutscher Kopf, obgleich die meisten „Theile, einzeln genommen, griechisch erscheinen.

„Denkender Ernst und Würde ruhet in dem Ge-
„sichte, welches die unbeschreibliche Liebe für das
„Dessauische Erziehungsinstitut durch Sorge und
„stille Aufopferung weiß gebleicht hat. Dieser Ernst
„aber und diese kalten Spuren, welche denkende
„Anstrengung und unermüdete Arbeit immer zurück-
„lassen, können dennoch einen gewissen sanften, lieb-
„reichen Zug aus seinem Antlitze nicht wegdrängen,
„welcher sich einem jeden wohlthätig mittheilt. Der
„Blick seines hohen Auges ist nicht lebhaft rollend,
„aber geheftet, tief und oft sanft schwärmend. Sein
„Gang und seine Bewegung sind langsam, bedächt-
„lich und kalt und der ganze Wuchs seines Kör-
„pers ist das Urbild eines ansehnlichen, nervigten,
„symmetrisch-wohlgebauten Deutschen."

Bei seinem kräftigen Körperbaue besaß Wolke eine feste Gesundheit, die er bis an seinen Tod behielt und die nur ein einziges Mal, in Petersburg, durch eine bedeutendere Krankheit unterbrochen wurde. In seinen ältern Jahren wurde sein ehrwürdiges Gesicht durch die Röthe seiner Augen, von welcher heftige Einwirkung der Kälte und ein gewaltsam entgegenstoßender Wind in Petersburg die Ursache war, etwas entstellt, obgleich die Sehkraft seiner Augen dadurch nicht geschwächt wurde.

Alle, die ihn kennen, beschreiben uns Wolke's Charakter als sehr liebenswürdig. Er liebte das ganze Menschengeschlecht und sein feurigster Wunsch und der Zweck seines ganzen, oft mühevollen Wirkens, war Menschenveredelung und Menschenglück. Er war in der Regel heiter und munter und ein guter Gesellschafter. Freundschaftliche Mittheilung war Bedürfniß für ihn. Seine Rede war stets überlegt, und sanft und langsam floß sie von seinen Lippen. In allen seinen Handlungen zeigte er große Besonnenheit. Er las und studirte sehr viel,

besonders über Erziehung und deutsche Sprache; und was er las, überdachte er kalt und reiflich.

Thätigkeit und Arbeit waren ihm fast so nöthig, als die Luft, die er athmete. Er hat entsetzlich viel gearbeitet, nicht nur in seinen jüngern Jahren, sondern noch im spätesten Alter. Als das Philanthropin errichtet und er ein Jahr lang fast der einzige Lehrer an demselben war, war er jeden Tag von 6 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends beschäftigt, theils mit dem Unterrichte der Zöglinge, theils mit der Verwaltung der Anstalt, von der ebenfalls ein Theil auf ihm lag. In Petersburg gab er den Tag über Unterricht, oder beschäftigte sich mit seinem damaligen Lieblingsgegenstande, der Telegraphik und Pasigraphie und dennoch verwendete er, nach seinem eigenen Geständnisse, die halbe Nachtzeit auf die Aufsuchung und Erörterung der Wurzelwörter der Russischen Sprache, weil die Kaiserin Katharina, voll Sinn und Achtung für die menschliche Sprache, stark dazu aufforderte, eine Akademie zur genauern Kenntniß der Russischen Sprache stiftete, und jede entdeckende Sprachbemühung kaiserlich belohnte. Noch als Greis arbeitete er vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und versagte sich viele Vergnügungen und Freuden des Lebens. Er selbst sagt in seinem Anleite: „Ich habe mit großer Liebe zu der Deut„schen Gesammtsprache, in deren Besitz einst, wie „ich hoffe, mein geliebtes Vatervolk sich setzen wird, „mich während 16 Monaten, vom frühen Morgen „bis zum späten Abend, so angestrengt, als wenn „ich, Zweiundsiebenziger, noch in meinem Kraftalter „wäre und noch ein frisches Gedächtniß hätte."

Zum Erzieher und Unterrichter der Jugend war Wolke geboren. Selten sind wohl alle zu diesem schwierigen Geschäfte nöthigen Eigenschaften in Einem Manne so vereinigt gewesen, als in ihm. Er

besaß eine seltene Gabe, mit Kindern umzugehen und sie zu unterhalten; er wußte geschickt in ihre kindlichen Gedanken und Gefühle einzugehen; er verstand es vollkommen, sich nach ihren Begriffen zu bequemen und seinen Unterricht nach den Fähigkeiten, die jedes hatte, einzurichten; er besaß eine Geduld, die durch nichts ermüdet werden konnte. Mit inniger Liebe hingen seine Zöglinge stets an ihm.

Wolke's kindliches Gemüth, das ihn so stark zur Kinderwelt hinzog, war aber auch die Ursache mancher Mißgriffe, die er that. Der glühende Eifer für alles Gute, Große und Schöne, den er in seiner Brust trug und die Begeisterung, die für den einmal mit Wärme erfaßten Gegenstand in ihm glühte, ließen ihm manche Schwierigkeit, die seinen Unternehmungen entgegenstand, entweder gar nicht sehen, oder sie stellten ihm doch die entgegenstehenden Hindernisse weit unbedeutender dar, als sie wirklich waren. Er beurtheilte die Menschen zu sehr nach sich selbst; er glaubte, daß Alle seine Begeisterung theilen müßten und daß Alle sich für seine Pläne interessiren würden, sobald er ihnen dieselben vorgelegt und sie von den, mit ihrer Ausführung verbundenen, Vortheilen überzeugt hatte. Daher kam es, daß er oft Dinge unternahm, die ans Wunderliche grenzen, z. B. die Verdrängung der Hochdeutschen Mundart aus Schrift und Umgang und die Einführung seiner sogenannten Deutschen Gesammtsprache.

Wolke besaß eine bewundernswürdige Ausdauer und Beharrlichkeit. Ohne diese hätte er auch nicht leisten können, was er geleistet hat. Hatte er etwas als wahr und gut erkannt, so konnte ihm selten Jemand die gewonnene Ueberzeugung rauben. Daher war es natürlich, daß er auch irrige Meinungen und Vorurtheile fester hielt, als er sollte. Hatte

er irgend eine Unternehmung begonnen, von der er überzeugt war, sie fördere das Wohl der Menschheit, so ließ er sich nicht davon abbringen, mochten auch noch so Viele gegen ihn seyn. So wußte er z. B., daß er, je mehr Mühe er sich gebe, Fehlern und Schwierigkeiten in der Deutschen Sprache und Wortschreibung abzuhelfen, er desto weniger Dank, desto mehr Widerspruch zu erwarten habe: aber das konnte ihn doch von seinen mühevollen Sprachforschungen nicht abschrecken. Er war zufrieden, wenn nur ein kleiner Theil von Kennern seine Bemühungen nicht für vergebens hielt, und er hoffte, daß sie einst — vielleicht um das Jahr 1900 — allgemeiner anerkannt werden würden.

Das Deutsche Volk und die Deutsche Sprache liebte er treu und innig, ob es ihm gleich schmerzte, daß diese Liebe von Vielen verkannt würde. Er selbst beschreibt sie in folgenden Worten:

„Die Deutschsprache ist es, welche mehr als die „schönste Schöne in mir einen feurigen, bis zum „Tode getreuen Liebhaber findet. Ich lebe mit ihr „und in ihr an jedem Orte. Um sie nicht zu versäumen, entsage ich schon seit vielen Jahren freiwillig den Freuden der Gesellschaft, selbst dem „erquickenden, mir höchst angenehmen Genusse im „Schooße der schönen Natur. An sie denke ich „wachend, von ihr unterhält mich der Traumschöpfer. Nichts wünsche ich mit mehr Wärme, als „daß Millionen Deutschfreunde sie genau kennen „und hochachten mögen, als daß sie Niemandem „anders als liebenswürdig erscheine, als daß jeder „trachte und wünsche, alles von ihr zu entfernen, „was dem Verständigen mißfallen kann. Wer solche „Gesinnung gegen die herrliche Deutsche Sprache „mit mir theilt, ist mein Freund, wer solcher Gesinnung spottet, ist mein Gegner. Weder Millionen

„sprachunkundiger Widersacher noch drückende Nah-
„rungssorgen, können meinen Eifer tödten, auf ihre
„Verbesserung Zeit und Nachdenken zu verwenden.
„Das Himmelsgeschenk meiner Freiheit, ja mein
„Leben brächte ich gern ihr zum Opfer, wenn die-
„ses bewirken könnte, daß sie in kurzer Zeit zu der
„Vollkommenheit und ihr Volk zu dem Glücke ge-
„langte, deren sie, dessen es fähig und empfänglich
„ist."

Ueberhaupt besaß Wolke eine tiefe und innige Empfindung. Er war ein treuer, theilnehmender Freund seiner Freunde; er half gern wo es nöthig war mit Rath und That. Er liebte gesellschaftliche Unterhaltung, Scherz, Musik und Gesang; aber er hielt in allen Genüssen Maaß und Ziel. Eben so lieb waren ihm stille häusliche Freuden und er besaß alle Eigenschaften eines guten Familienvaters. Von denen, die ihm nahe standen, ließ er sich gerne Vater Wolke nennen.

Bei den vielen erwähnten guten Eigenschaften, die ihm die Achtung und Liebe derer, die ihn näher zu kennen Gelegenheit hatten, erwarb, war Wolke natürlich nicht frei von Fehlern und Schwächen. Kann sich doch außer ihm, der den Frieden Gottes und das Himmelsglück der Tugend den Menschen brachte, kein Sterblicher rühmen, ganz fehlerfrei zu seyn, mag er auch durch Tugenden und erhabene Eigenschaften seine Zeitgenossen noch so weit überstrahlen. Deshalb kann es auch den verewigten Wolke nicht herabsetzen, wenn hier der historischen Unpartheiligkeit gemäß einiger seiner Schwächen gedacht wird.

Seine obenerwähnte Beharrlichkeit in dem, wovon er sich überzeugt zu haben glaubte, artete zuweilen in Eigensinn aus. Er hielt oft seine Ueberzeugung für die allein wahre und mit diesem

Vorurtheile konnte er sich nicht zu freier, unpartheiischer Prüfung und Würdigung der Bestrebungen Anderer erheben. Dies hat er deutlich gezeigt bei seinem Urtheil über Pestalozzi und dessen elementarische Unterrichtsweise. Er war oft intolerant gegen Männer, deren Ansichten den seinigen entgegen waren, das hat er bewiesen durch den absprechenden, seiner nicht würdigen Ton, den er im Anleite gegen andere Sprachforscher führte. — Er sprach gern von sich und seinen Verdiensten und er überschätzte diese wohl zuweilen. Mochte dieses auch großentheils seiner wahrhaft kindlichen Offenheit, mit der er sich, ohne Verstellung zu kennen, immer gab, wie er war, zuzuschreiben seyn; so ist doch in vielen seiner Aeußerungen eine starke Eigenliebe und eine zu große Eingenommenheit von sich kaum zu verkennen. Ohne diese könnte man es sich fast nicht erklären, wie er so fest bei seiner sonderbaren Wortbildung und Wortschreibung hätte beharren können, ohne die vielen ihm gemachten, sehr begründeten Einwürfe zu beachten.

Das Urtheil, das er in spätern Jahren über Basedow fällte, scheint nicht das rechte gewesen zu seyn. Mochte er auch vieles von diesem haben erdulden müssen, besonders in den von Basedow unbesonnener und ungerechter Weise angefangenen Streitigkeiten, so berechtigte ihn dies doch keineswegs zu so schielenden Seitenblicken, als er auf ihn warf und zur Herabsetzung der Verdienste desselben. Zwar wird Wolke dadurch gewissermaßen entschuldigt, daß die Zeitgenossen vielfach seine pädagogischen Bestrebungen nicht gehörig würdigten, während Basedow laut als Reformator des Schulwesens gepriesen und mit Lobsprüchen überhäuft wurde. Dies mußte allerdings einen Mann kränken und reitzen, der sich bewußt war und bewußt

seyn konnte, daß er nicht gerade unter Basedow gestellt zu werden verdiene. Aber dieser kleine Flecken durfte gerade hier um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden, je angelegentlicher sich mehrere seiner Freunde bemühen, ihn auf Kosten Basedows zu erheben.

Zum Schluße dieser Charakteristik Wolke's, die natürlich nur die Hauptzüge seines Characters enthalten konnte, stehe hier noch eine Stelle, die er gegen das Ende des Jahres 1810 über sich selbst niederschrieb und die wir in seiner eigenen Schreibart geben, damit die Leser auch diese kennen lernen.

„Ich bin ein übersechsigjariger Man. Di mich „kennen, halten mich für einen Kinderfreund, Wis„senschafter und Spracher. Seit 50 Jaren spor„net mich ein innerer Trieb so gewaltsam zu Kopf„arbeiten, di ich für gemeinnütsig halte, wenn si „auch keinen Geldvorteil versprechen, das ich inen „in der Regel jeden Tag vom Aufstehen bis zum „Schlafengehen widme, daher so vil möglich alle „Zerstreuungen, gesellschaftliche Vergnügungen ent„ferne und selten eine Erholung oder einen ange„nehmen und stärkenden Genus in der schönen Na„tur suche. Dennoch trotst di Gesundheit und „Stärke meines bald siebzigjarigen Körpers jeder „Beswerde, welche so vielen Andern Uebelbefin„den, Swäche oder Krankheit, wen nicht den Tod „zuziht. In meinem Jüngling-, Man- und Greis„alter bin ich gewis nicht mehr Tage krank gewe„sen, als ich Jare gelebt habe. Das langsame „Gehen ist mir im Höchstgrade zuwider. Wil ich „in einiger Ferne einen Freund besuchen oder ein „Geschäft besorgen, so beflügelt der Vorsatz meine „Füse. Mein Gang kündet Eile an. Vor vier, „fünf Jaren noch durfte ich mit jungen Männern

„einen Weg von einigen Meilen antreten. Imer
„voran, war ich der letste, der sich ermüdet fühlte.
„Jetso ist diese Kekheit weniger gros."

„Seit zwanzig und einigen Jaren wäle ich
„für meinen Wirktrib solche Gegenstände, die von
„andern Schriftern nur vorübergehend berürt wer=
„den, weil der Zeit= und Mühaufwand dafür keine
„Erfüllung irer Wünsche und Absichten verspricht,
„keinen Belohn, keinen Ruhm und kaum Dank
„bringen kann."

„Ich kaufe ungern Bücher, die nicht zu den
„zwei Fächern dienen, auf welche ich mich seit 1790
„eingeschränkt habe. Den Vorrat der Bücher, wel=
„che ich mir früher angeschafft halte und deren ich
„nicht glaubte wider zu bedürfen, schenkte ich weg,
„grostteils an die Schule meiner Geburtstad. Auf
„solche Weise bin ich freier und beweglicher, mei=
„nen Wohnort zu verändern, wozu ich von Zeit
„zu Zeit Lust fühle. Wen also ein Bedürfnis ent=
„steht, dieses oder jenes Buch zu haben, oder auf
„einige Tage zu gebrauchen: so leihe ich es, wen's
„möglich, von einem meiner Freünde oder Bekan=
„ten oder neme es von einem Buchverleiher oder
„aus einem grosen oflichen Buchbehalte. Daher
„verzichtete ich auf die Freüden des Landlebens,
„wen si mich dieser Gelegenheit beraubten und
„wohnte an Orten, wo solche Büchervorräte vor=
„handen sind, wie in Hamburg, Göttingen, Leip=
„sig, Dresden."

„Ich libe alle gute Menschen one Rücksicht
„auf di Verschidenheit ires Geburtslandes oder ires
„Gotglaubens und freüe mich, so oft sich mir Ge=
„legenheit darbitet, irgend Einen durch Belehrung,
„Rat, Trost, Zurechtweisung oder Handreichung zu
„dinen. Ich bin nicht müde geworden, Undankba=
„ren mit dem, was ich Jare lang erwarb, beizu=

„stehen, so das ich dis leider nicht mehr in dem
„Grade kan, wie zuvor, vilmehr mich selbst knap
„behelfen mus. Doch dieses stört nicht meine Ge-
„mützufridenheit. Das deütsche Volk schätse ich
„vor allen andern, weil di Vorsehung wollte, das
„ich ein Teilchen desselben ausmachte, weil ich des-
„sen Denkart, Gesinnung, Sitten, Geist und Kunst-
„werke, Freiheitsin und Sprache kene und lib habe.
„Nicht minder verere ich alles Gute, Edle und
„Schöne, was irgend einem Auslande eigentüm-
„lich ist und wünsche, das unsere Deütschen es
„mit hochachtvoller Dankbarkeit aufnemen und sich
„aneignen."

Wolke's Verdienste um die Pädagogik und Deutsche Sprache betreffend, so ist das Urtheil über dieselben sehr verschieden. Wenn seine Freunde und Anhänger ihn als Pädagog und Sprachforscher den besten Männern in diesen beiden Fächern an die Seiten stellen, oder wohl gar noch über sie erheben, so gibt es dagegen Viele, welche ihm, besonders als Sprachforscher, wenige Verdienste zugestehen. Die Wahrheit liegt auch hier, wie anderwärts, in der Mitte.

Wolke hat sich um die Pädagogik unläugbare Verdienste erworben. Aber nur diejenigen, welche die Geschichte der Pädagogik nicht kennen, können ihn entweder zu hoch oder zu niedrig anschlagen. Uebrigens sind Wolke's Verdienste um das Erziehungs- und Unterrichtswesen von denen Basedow's nicht zu trennen. Beide Männer waren sich gewissermaßen nöthig, obgleich Basedow unläugbar weit selbstständiger dasteht, als Wolke. Dieser wäre trotz seiner glücklichen Anlagen und Talente, trotz seiner schon frühe sich zeigenden großen Liebe zum Jugendunterrichte ohne Basedow wohl nie das geworden, was er als Pädagog geworden ist. Durch

diesen erhielt er erst seine bestimmte Richtung zum Erziehungsfach; durch Bekanntschaft mit dessen Ansichten und Ideen über die zweckmäßigste Methode beim Unterrichte, namentlich bei dem Sprachunterrichte, bekam erst das, was er selbst schon früher darüber gedacht hatte, die rechte Klarheit und Bestimmtheit. Aber im Gegentheil hätte auch Basedow ohne Wolke'n seine Ansichten nicht so hinausführen können, als er es nach Vereinigung mit diesem that; er hätte seine Methode nicht practischer proben können. Denn er selbst war gerade hierzu wohl am wenigstens geschickt und er würde ohne Wolke's unermüdete Thätigkeit nicht so großes Aufsehen gemacht haben, als er mit dem Philanthropin und der darin eingeführten Methode machte.

Wolke's Methode beim Unterrichte ist übrigens, da sie mit der Basedow'schen zusammenfällt, schon längst bekannt. Die Erstarrung, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Schulwesen, wie im Staatsleben eingetreten war; das zu große Uebergewicht, welches die alten Sprachen, vorzüglich die Lateinische, in den öffenttichen Schulen über die eben so nöthigen Sachkenntnisse erhalten hatten, und der mechanische, mehr geisttödtende, als geisterweckende Schlendrian, der bei allen Unterrichtsgegenständen, besonders wieder bei dem Unterrichte in der Lateinischen Sprache, Statt fand: dies Alles mußte denkende Männer reitzen, eine Reform des Schulwesens zu unternehmen. Basedow war ein solcher; er wollte reformiren. Wolke schloß sich an ihn an. Waren vorher die alten Sprachen mehr Zweck gewesen, so sollten sie jetzt nur als Mittel gelten und die Realkenntnisse die erste Stelle im Unterrichte einnehmen; hatte der Unterricht bisher blos in einem mechanischen Auswendiglernen unverstandener Worte und für das

Leben unnützer Formeln bestanden, so sollte er jetzt von allem unnützen Gedächtnißwerke und Wörterkram gesondert und dem Leben mehr angepaßt werden; waren seither die Kinder Jahrelang mit Erlernung der Sprachen durch die grammaticalischen Formeln geplagt worden, ohne doch etwas Tüchtiges zu lernen, so sollten jetzt die Sprachen den Kindern ganz unvermerkt, auf eine für sie höchst angenehme Weise durch bloßes Spielen sogleich practisch beigebracht werden. Das waren ungefähr Basedow's und Wolke's Ideen über Unterricht.

Es lag viel Wahres darin, das ist nicht zu läugnen. Aber indem sie ein Extrem vermeiden wollten, fielen sie in ein anderes. Den Kindern sollte Alles versinnlicht werden. Spielend sollten sie Alles lernen. Besonders war Wolke sehr erfinderisch in solchen Spielen. Er suchte durch Vorzeigen und Erklären von Kupfern, durchs Vormalen, durchs Wortverstecken, durch Spielkarten, durch das Judicir-, Kommandir-, Moquirspiel u. s. w., den Kleinen Sprach- und Sachkenntnisse beizubringen. Die Kinder lernten in Dessau spielend Zahlen aussprechen beim Spaziergang durch wiederholte dreimalige Sprünge. Um den Kindern die Buchstabenkenntniß beizubringen, wurden Buchstaben auf Nüsse, Aepfel ꝛc. geklebt und diese Früchte nach und nach zum Genuß gegeben, wenn das Kind die Buchstaben darauf nach Namen und Kennzeichen angeben konnte. Um von einem Kinde zu erfahren, ob es dasjenige Thier, welches ihm der Lehrer entweder im Kupfer zeigte, oder an die Tafel malte, recht kenne, mußte es des Thieres Stimme nachmachen. Dies geschah auch beim Examen.

Man wird hieraus Wolke's Versinnlichungs-

methode ungefähr ersehen. Daß aber dergleichen Spielereien beim Unterrichte durchaus unzweckmäßig sind, weiß jeder verständige Pädagog. Jedoch haben sie bewirkt, daß der allgemeine Grundsatz mehr anerkannt wurde, den Kindern den Unterricht durch Versinnlichung so leicht und angenehm zu machen, als es mit der Würde der Sache ohne Spielereien vereinbarlich ist.

Wolke machte mit seiner Methode, Sprachen zu lehren, zu manchen Zeiten großes Aufsehen. Doch wurde da vieles übertrieben und die Sache nicht aus dem gehörigen Gesichtspuncte angesehen. Nicht gerade Wolke's besondere Methode, sondern vielmehr seine große Geschicklichkeit, zu unterrichten, seine rastlose Thätigkeit, seine unermüdliche Geduld verdiente Bewunderung, da sie der Grund jener glänzenden Erfolge waren, welche das Staunen der Welt erregten. Uebrigens ist es ja gerade nichts Außerordentliches, daß Kinder und Erwachsene, wenn sie den ganzen Tag nichts, als eine fremde Sprache hören, leicht dahin kommen, sich in derselben nothdürftig auszudrücken. Tausende, welche die Französische oder eine andere Sprache nur durch den Gebrauch lernen, dienen hier zum Beweise. Daß übrigens eine solche Sprechmethode, wie die Wolke'sche, bei der Lateinischen Sprache angewendet, der gründlichen Erlernung derselben großen Eintrag thue, und darum zu verwerfen sey, ist von den besten Pädagogen bereits anerkannt worden.

Dadurch, daß Wolke zuerst in seinen Schriften wiederholt und ernstlich darauf drang, das Buchstabieren abzuschaffen und den Kindern das Lesen ohne dasselbe zu lehren, hat er sich um die Leselehrmethode sehr verdient gemacht. Wenn ihm auch selbst noch nicht Alles, worauf es hier ankommt,

ganz klar gewesen zu seyn scheint, so wurden doch Andere, namentlich Olivier und Stephani dadurch in den Stand gesetzt, die rechte Methode zu finden.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß Wolke's, ebenso wie Basedows Verdienste um die Pädagogik nicht gerade darin bestehen, daß er überall selbst das Wahre und Richtige gefunden hat, sondern daß sie vielmehr darin zu suchen sind, daß er Andere in den Stand setzte, es zu finden; daß er auf das Unzweckmäßige und Widernatürliche, das bei dem Unterrichte Statt fand, aufmerksam machte; daß er durch seine Methoden und pädagogischen Ansichten eine allgemeine Gährung im Schulwesen bewirkte und viele Schulmänner zu Forschungen im Gebiete der Pädagogik aufregte.

Besondere Erwähnung verdienen Wolke's Verdienste um das Erziehungs- und Unterrichtswesen in Rußland. Für ein Land, wie dieses, wo es bis auf den heutigen Tag an guten Schulen und Unterrichtsanstalten mangelt, mußte die Erscheinung eines Mannes, wie Wolke war, sehr einfluß- und folgereich seyn. Und in der That hat er als Lehrer und pädagogischer Schriftsteller viel Gutes gestiftet. Seine Methode, die doch bei weitem besser war, als die Literalmethode, welche damals festen Fuß in Rußland zu fassen schien, fand in den Unterklassen der großen kaiserlichen Erziehungsinstitute, in der von Büsching gestifteten Deutschen Hauptschule und in andern Privatunterrichtsanstalten Eingang; seine pädagogischen Schriften wurden begierig gelesen und die von ihm errichtete Unterrichtsanstalt bestehet noch jetzt.

Ueber das, was Wolke als Deutscher Sprachforscher gethan hat, sind die Meinungen einander gerade entgegengesetzt. Seine Anhänger, oder seine Schule — denn wirklich scheint sich in Hinsicht der

Deutschen Sprache eine Wolke'sche Schule entweder schon wirklich gebildet zu haben, oder doch bilden zu wollen — kann ihn natürlich gar nicht genug rühmen; setzt ihn, wo nicht über, doch neben die ersten Kenner unserer Deutschen Sprache und strebt darnach, seinen Sprachansichten immer mehr Eingang zu verschaffen. Dagegen gibt es Viele, welche ihm gerade hierin alles Verdienst absprechen und gegen seine Wortbildung und Rechtschreibung warnen und kämpfen. Und in der That muß sich der unpartheiische Beurtheiler mehr zu den letztern halten.

Es ist wahr, Wolke hat unendliche Zeit und Mühe auf die Deutsche Sprache verwendet und sich in so fern die Liebe und den Dank aller wahren Deutschen erworben. Wenn aber dies Verdienst nicht immer anerkannt wird, so liegt die Schuld an ihm selbst, an den Resultaten seiner Forschungen. Dieses war irrig.

Es mußte irrig seyn, weil Wolke bei seinen Untersuchungen von einer falschen Annahme ausgegangen war. Er glaubte nämlich, daß die Deutschen keine Gesammtsprache hätten, während alle andere Völker sich einer solchen erfreuten. Seine wahrhaft zärtliche Liebe zum Deutschen Vatervolke trieb ihn, demselben zu einer solchen Gesammtsprache zu verhelfen. Er suchte daher die Wurzeln der Deutschen Sprache auf und wollte aus ihnen auf eine gleichmäßige Art die Wörter bilden. Hier verfiel er in einen neuen Irrthum. Er hielt die so entstandenen Wortformen für die wahre Deutsche Gesammtsprache, ohne zu bedenken, daß eine Gesammtsprache nicht von einem einzelnen Individuum, sondern von der Gesammtheit eines Volkes ausgehen müsse.

Zu dem Irrthume, daß die Deutschen keine Gesammtsprache besäßen, der Manchem wunderlich

vorkommen mag, veranlaßte ihn der Umstand, daß die jetzt in Schriften und den höhern Kreisen der Gesellschaft allgemein angenommene sogenannte Hochdeutsche Sprache ursprünglich nur eine Deutsche Mundart gewesen sey. Er bedachte aber dabei nicht, daß diese aus der Vereinigung der zwei Hauptmundarten der Deutschen Sprache, der Ober- und Niederdeutschen, hervorgegangen sey und sich in 3 Jahrhunderten, und dadurch, daß eine große Menge der besten Schriftsteller in allen Fächern des menschlichen Wissens in ihr schrieben, zur wahren und einzigen Gesammtsprache des Deutschen Volkes geworden sey.

Eine Beurtheilung von Wolke's Deutscher Gesammtsprache kann hier natürlich nicht gegeben werden. Es herrscht aber in ihren Wortbildungen viele Willkühr und selbst Verschrobenheit und Wolke's Verdeutschung der Fremdwörter, die er durchaus verbannt wissen wollte, ist steif, sinnentstellend, unnatürlich und oft lächerlich.

In der Wortschreibung befolgte Wolke, wie in der Wortbildung, seine eigenen Ansichten. Er sucht die schon oft vorgeschlagene Regel: „Schreibe, wie du sprichst" von Neuem geltend zu machen und dieser Regel nach entfernte er alle ihm unnöthig scheinenden Silben, Buchstaben und Züge. Er glaubte, durch diese Regel werde die ganze Rechtschreibung sehr vereinfacht; denn um alle Wörter richtig zu schreiben, sey nichts weiter nöthig, als daß man die Wurzelwörter und die Vor- und Nachsilben (etwa 3000) verstehen, aussprechen und schreiben könne. Um die verschiedene Aussprache der Vocale sichtbar zu machen, wollte er Accente in die Deutsche Sprache einführen. Schon seit 1792 machte er mehrere Versuche auf eine schickliche Art die langen und kurzen Vocale in der Schrift von einander

zu unterscheiden. Der erste war, sie durch größere und kleinere Buchstaben, dann durch Punkte und kleine Striche über oder an den Buchstaben bemerklich zu machen, oder auch durch eine etwas verschiedene Gestalt der Buchstaben, nach dem Beispiele der Griechen. Aber die Ausführung dieser Bezeichnung fand in den Druckereien so große Schwierigkeiten, daß Wolke zuletzt auf die im Anleite angewendeten Accente kam, die aber nicht ganz nach seiner Vorschrift und seinem Wunsche ausgefallen sind, und einst, wie er hofft, vollkommner hervorgehen werden.

Außer der leichtern Erlernung der Wortschreibung der Deutschen Sprache führt er als einen Vortheil seiner vereinfachten Rechtschreibung noch an, daß die Deutschschreibenden durch sie in jedem Jahre 10 Tausend Jahre zu nützlicher Arbeit und 5 Millionen Thaler ersparen würden. Er nahm nämlich an, daß die Zahl aller Deutschen in und außer ihrem Vaterlande und der Deutsch verstehenden Fremden 50 Mill. betrage, daß von ihnen 20 Mill. mehr oder weniger mit Schreiben beschäftigt seyen, und daß jeder derselben im Durchschnitt täglich ½ Stunde schreibe; er nahm ferner an, daß, um dies Schreibegeschäft dieser 20 Mill. zu übernehmen, 1 Mill. fertige Schreiber nöthig wären, welche täglich 10 Stunden schrieben; daß jeder derselben in einer Minute 100 Buchstaben schreiben kann und daß unter 100 nach der Adelung'schen Orthographie geschriebenen oder gedruckten Buchstaben wenigstens 1 unnützer sey. Und hieraus berechnete er nun jene Zeitverschwendung und jenen unnützen Geldaufwand.

Man kann sich unmöglich des Lächelns über diese mühsame Berechnung, mit der es Wolken vollkommner Ernst war, enthalten; und sie gehört unter die Uebertreibungen, die er sich manchmal zu

Schulden kommen ließ, wenn es darauf ankam, ein für sich günstiges Resultat zu erhalten.

Es ist wahr, daß in unserer Rechtschreibung noch manche Willkühr herrscht und daß die Erlernung derselben durch die große Menge der Regeln dem Anfänger allerdings erschwert wird. Ob aber gerade die von Wolke vorgeschlagene Rechtschreibung den Vorzug verdient, ist eine andere Frage. Bei ihrer Aufstellung dachte Wolke nicht daran, daß die richtige Aussprache in sehr vielen Fällen die Rechtschreibung der Wörter ganz unbestimmt läßt und daß über die Wurzeln der Deutschen Sprache wohl nie Uebereinstimmung herrschen wird. Auch übersah er, daß die vorgeschlagene Regel schon von Adelung und andern als die hauptsächlichste und einzige aufgestellt worden war und daß die andern neben ihr bestehenden Regeln von der nächsten Abstammung und dem allgemeinen Gebrauche nur dazu dienen sollen, in zweifelhaften Fällen jene Hauptregel näher zu bestimmen. Uebrigens dürfte auch die Einführung von Accenten in unsere Schriftsprache noch weit mehrere Schwierigkeiten verursachen, als die jetzt gewöhnliche Rechtschreibung.

Um nun Wolke's Verdienste um die Deutsche Sprache gerecht zu würdigen, so muß allerdings die viele Zeit und große Mühe, die er auf die Erforschung derselben wandte, von uns dankbar anerkannt werden; wir müssen auch eingestehen, daß er sich um die Fortbildung unserer Sprache nicht unwichtige Verdienste erworben hat, theils durch Aufsuchung der Deutschen Wurzelwörter, durch die Vergleichung derselben mit denen anderer Sprachen und durch manche scharfsinnige und treffende Bemerkung; theils dadurch, daß er überhaupt viel zur Belebung des Studiums der Deutschen Sprache beigetragen hat. Dennoch muß jeder Unpartheiische

wünschen, daß er jene Zeit und Mühe nicht einem Irrthume geopfert, sondern dieselbe vielmehr dazu angewendet haben möchte, unsere bildsame Sprache auf der Basis des Bestandenen und Bestehenden fortzubilden und ihrer möglichen Vollkommenheit näher zu bringen. Was in den Forschungen Wolke's richtig ist, wird gewiß mit der Zeit seine Anerkennung finden. Seine willkührlichen und grundlosen Neuerungen hingegen in der Wortbildung und Wortschreibung werden eben so wie die Neuerungen so Mancher unbeachtet verklingen. Mögen diejenigen seiner Freunde, welche vielleicht aus Achtung, Liebe gegen ihn, ernstlich daran denken, seine Sprachansichten nach und nach geltend zu machen, ruhig und unbefangen prüfen, und nicht vergessen, daß Wolke's sogenannte Deutsche Gesammtsprache nichts weiter ist, als die Wolke'sche Deutsche Sprache.

Schlußbemerkung.

Der Verf. hat sich bemüht, aus den ihm zu Gebote stehenden Materialien, die freilich reichhaltiger, so wie die ihm zugemessene Zeit länger hätten seyn können, Wolke's Lebensumstände, Character als Mensch und Schriftsteller und Verdienste unpartheiisch darzustellen. Gewiß wird ein Mann, wie Wolke, der für die edelsten Güter der Menschheit so rastlos thätig war, stets mit Liebe und Dankbarkeit von seinen Landsleuten und Zeitgenossen genannt werden und sein Name wird in der Geschichte der Pädagogik und Deutschen Sprache fortleben. Der Verf. achtet Wolke hoch und hat ihn, ob er ihn gleich nicht persönlich kannte, lieb gewonnen. Er hält für nöthig, dies ausdrücklich zu bemerken. Schon war ein großer Theil dieser biographischen Skizze niedergeschrieben, als Wolke's

Lebensgeschichte von Hasselbach (Aachen 1826) erschien. Er hat sie in den historischen Angaben benutzt und namentlich ist Wolke's Selbstschilderung, die er 1810 niederschrieb, aus derselben genommen. In die dort sich findenden Urtheile über Wolken konnte er aber darum nicht einstimmen, weil sie ihm nicht ganz richtig zu seyn schienen.

Jena. H. Gräfe.

Wolke's Schriften.

1. Größere Schriften.

Beschreibung der zum Basedowischen Elementarwerk gehörigen und von D. Chodowiecki gezeichneten 100 Kupfertafeln, enthaltend die Methoden, durch welche der Jugend auf eine leichte und angenehme Weise Kenntnisse der Sachen und Sprachen zugleich kann mitgetheilt werden. 1. Lieferung, in 53 Tafeln. Leipzig 1781 gr. 8. 2. Lieferung, 1787 in 47 Tafeln. (Lateinisch, Lips. 1784, 1789, Tom. III. 8 maj. Französisch von O et K revue par Mich. Huber, ibid. 1782, 1788. Tom. II. 8. maj.

210 Lieder fröhlicher Gesellschaft und einsamer Fröhlichkeit. Dessau, 1782. 8.

Basedow's und Wolken's gemeinschaftliche Erklärung ihrer durch Entdeckung vieler Umstände gänzlich und auf immer geendigten Streitigkeiten. Leipzig, 1783. 8.

Erste Kenntniß für Kinder von der Buchstabenkenntniß bis zur Weltkunde. Ebend. 1783. 8.

Nachricht von einem traurigen Zufalle in dem Dessauischen Erziehungsinstitute. Dessau. 1784. 8.

Avis sur une maison d'éducation et d'instruction, établie à St. Petersbourg. (St. Petersbourg, 1785 (?) 8. (W. nennt sich unter der Vorrede.)

Das Buch für Anfänger im Lesen und Denken. Ebend. 1785. 8., mit neuen Titel: Kleine Encyclopädie der nützlichsten Kenntnisse für Anfänger im Lesen und Denken. Hamburg, 1803. gr. 8. (Französisch, Leipz. 1785, 8. Hamburg, 1803. 8.)

An die von ihm geliebten Kinder, welche gern Rath und Warnung annehmen, um gesund und glücklich zu blei-

ben. Dessau, 1785. 8. (Eigentlich ein einzelner Abdruck einer frühern Schrift.)

Hundert und sechzig in Kupfer gestochene Bilder, mit Beschreibung derselben, zum Vergnügen und Nutzen der Jugend — zu leichter Erlernung der Russischen Sprache. St. Petersb. 1786. 8. (Französ. Leipz. 1788. 8.

Welt- und Menschengeschichte. Mit 60 Kupfern. Leipz. 1791. 8.

Erklärung, wie die wechselseitige Gedankenmittheilung aller cultivirten Völker des Erdkreises, oder die Pasigraphie möglich und ausüblich sey, ohne Erlernung einer neuen besondern oder allgemeinen Wort-, Schrift- oder Zeichensprache. Dessau, 1797. 4.

Bi der Antrowing des Hérn I. B. Schiele, Kópmans to St. Petersburg, un der Jumfer R. L. Heyn, am 26. Mai 1799, van C. H. Wolke. enem Frúnde der Beden, der Erigen, un der Sassisgen Sprake. Mit Bewilligung der Censur. St. Petersburg, 1799. (½ Bogen.)

Nachricht von dem zu Jever durch die Galvani-Voltaische Gehörgebekunst beglückten Taubstummen und von Sprengers Methode, sie durch die Voltaische Electricität auszuüben. Oldenburg, 1802. 8.

Anweisung, wie Kinder und Stumme ohne Zeitverlust und auf naturgemäße Weise zum Verstehen und Sprechen, zum Lesen und Schreiben, oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind, mit Hülfsmitteln für Taubstumme, Schwerhörige und Blinde; nebst einigen Sprachaufsätzen. Mit 3 Kupfern und einer Lesetabelle. Leipz. 1804. gr. 8.

Dúdsge or Sassige Singedigte, Gravsgriften, Leder, singbare Vertelsels un wunderbare Eventúre, sunst nómt Romansen un Balladen, mit einer Anwising, tet Hogdúdsge un dat Dúdsge in hél konter Tid rigtig uttosprefen, to lesen un to sgriven. In Commission bei den Heren Bockhändlern Crusius in Leipsig, Vieweg in Brunswik un Campe in Hamburg. 1804. 8. 2te wohlfeile Ausg. 1816.

Anweisung für Mütter und Kinderlehrer, die es sind oder werden können, zur Mittheilung der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe, von der Geburt des Kindes an, bis zur Zeit des Lesenlernens. Leipzig, 1805. gr. 8.

Kurze Erziehungslehre oder Anweisung zur körperlichen, verständlichen und sittlichen Erziehung, anwendbar den Müttern und Kinderlehrern in den ersten Lebensjahren

der Kinder. In Verbindung mit dessen Anweisung für Mütter und Kinderlehrer zu Mittheilung aller ersten Sprachkenntnisse und Begriffe. gr. 8. Ebendaselbst.

Worte des Trostes am Grabe unsers Freundes C. A. C. Albanus. Dresden, am 4ten des Zweitmondes. 1810. gr. 8.

Anleit zur deutschen Gesamtsprache, oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20 tausend) Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart; nebst dem Mittel, die zahllosen, — in jedem Jahre den Deutschschreibenden 1000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 50000 Rthlr. verursachenden schreibfehler zu vermeiden und zu ersparen. Den Deutschen und den Freunden ihrer Sprache gewidmet. Dresden, (1812) gr. 8. 2te wohlfeile, doch unveränderte Aufl. Leipz. und Berl. 1816 mit folg. Titel: Anleit zur deutschen Volkssprache, durch Erkennung und Berichtigung einiger 1000 fehlerhaft gebildeten oder meisnischmundartigen Ausdrücken, nebst den Mitteln: 1) die noch fehlenden fremden Wörter durch echt deutsche zu ersetzen; 2) alle deutschen richtig (orthografisch) der geltenden aussprache und dem Schreibezwecke gemäs zu schreiben.

Alexander dem Ersten — den Guten, dem muth- und kraftvollen Vertheidiger seiner großen Staten, dem großmütigen Mitbefreier der deutschen und anderer Völker, im Namen des beglückten Deutschvolkes, u. s. w. (Dresd. 1814, Fol. mit einem Umrisse, gezeichnet und radirt von Gerh. v. Kügelgen.) (Es gibt noch einige Exemplare mit ausgemalten Umrissen.)

* Kleine Fibel oder Vorbereit zum Lesen lernen für lehrbegierige Kinder von Anfange bis zum Ende ihres 6ten Jahres. Mit des Kinderfreundes Ch. K. W. Sitte-, Tugend- und Gotlehre. Leipz. und Berl. (1820) 12.

Erstes Lesebuch für sechs- bis zwölfjährige Kinder und für ire sie belerenden und erziehenden Freunde, mit 5 Kupfern. Berl. und Leipz. 1820. 8. (Dieser Theil hat auch noch folgenden Titel: Erstes Lesebuch für sechs- bis zwölfjärige Kinder. seid mir willkomm, ihr kentnissuchenden Kinder!)

Zweites Lesebuch für sechs- bis zwölfjärige Kinder, und für die sie lerenden und erzihenden Freunde. Ebend. 1820. 8. m. 5 Kupf.

Drittes Lesebuch für sechs- bis virzehnjärige Kinder, u. s. w. Ebend. 1820. 8.

Vortrag, gehalten am ersten Pfingstfeiertag in der vom Professor Frid. Wadzeck seit 1819 in Berlin gestifteten Erziehungsanstalt für schon mehr als 220 theils älternlose theils verlassene Kinder (1 bis und mehrjährige Knaben und Mädchen) ganz armer Aeltern zum Besten der Anstalten. Berl. 1821. 8.

Viertes Lesebuch für sechs- bis vierzehn-jährige Kinder. u. s. w. Berl. und Leipz. 1822. 8. m. 4 Kupf.

Anmerkung. Eine Ausgabe seiner Schriften, Berl. 1820 6 Bde. 8., ist ein neuer Abdruck verschiedener Jugendschriften, den die Verlagshandlung, ohne sein Vorwissen, veranstaltete.

2. Antheil an fremden Werken.

Joh. Bernh. Basedow's Elementarbuch für die Jugend und ihre Lehrer in gesitteten Ständen, (Altona, 1770 3 Thle. 8.) Hier bearbeitete er die Naturhistorie.

Joach. Heinr. Campen's Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen Wörter. (Braunschweig, 1801. 8. 2te umgearbeitete Aufl.) 1813.

Dessen Deutsches Wörterbuch, (ebend. 1807 — 1812. 5 Bde. gr. 4.)

In Kästner's Sammlung einiger die Bienenzucht betreffenden Schriften (Göttingen und Gotha 1766) befindet sich ein Aufsatz von W.: Anmerkungen von den Bienen, besonders wie Bienen aus einem Stocke in einen andern ohne merklichen Verlust zu treiben sind.

3. Aufsätze in Zeitschriften.

Aufsätze in den Lesebüchern für die philanthropische Jugend, (1778 — 1784): in den pädagogischen Unterhandlungen für Eltern und Kinderlehrer (Leipz. 1778 — 1781 5 Jahrgänge) in Rud. Zachar. Becker's Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, (1782 — 1795) und in Joh. Christ. Dolz Bildungsblätter für die Jugend. (Leipz. 1806 — 1808). Einige Abhandlungen in den Jahrbüchern der Berliner Gesellschaft für Deutsche Sprache. Bd. 1. (1820).

Ein Paar Proben in der Sassischen Sprache; nach Göckings und Andrer Gedichten; in der neuen Berliner Monatschrift, 1799. S. 339 — 400. 1802. S. 301 — 316. Ueber die Sassische Sprache; 1803. S. 392 — 400.

Beschreibung einer sehr in der Nähe beobachteten Wasserhose; in Gilbert's Annalen der Physik, Bd. 10. (1802), S. 482 — 487. Einige Briefe, (den Apotheker Sprenger in Jever betreff.); Bd. 11. S. 330, 504 — 50.

Wichtige Frage an das Publikum: ob Taubstumme, die mit dem Gehör beglückt werden, eines Unterrichts bedürfen, um verstehen und sprechen zu lernen? im Reichs-Anz. 1803. Nro. 164. Ueber Pestalozzi und Olivier; Nro. 169, 248, 250, 251. Antwort auf das für und wider der pestalozzischen Lehranstalt im Reichs-Anz. 1804. Nro. 234. Ueber die wunschwürdige Gleichförmigkeit in der deutschen Wortschreibung, 1806. Nro. 184. Erklärung über den wohlgemeinten Vorschlag, die Schulmeister, alle Rechenmeister und alle Sprachmeister abzuschaffen, Nro. 198.

Wie lange wollen Aeltern noch Sprachmeister bezahlen und behalten? in Christ. Weißens und Ernst Tillichs Beiträgen zur Erziehungskunst, 1. Bd. III. H. 8. (1805.)

Ueber den Ursprung des Worts: Recht; in den Dresdner Beiträgen zur Belehrung und Unterhaltung, 1809 Nro. 120. Von den Fähigkeiten der Kanarienvögel, Distelfinken u. s. w. und von den Lehrmitteln, die George Jeantet aus Befant im Elsaß angewendet hat, si zu der Kentnis der Buchstaben und der Ziffern, so wi zur Zusammensetzung der Wörter zu bringen; 1810 Nro. 136. (auch im Allg. Anz. der Deuts., 1810 Nro. 293.)

Gegen ein altes Sprachvorurtheil; im allgem. Anz. der Deutschen, 1810 Nro. 170, 171. Eine böse Siben; Nro. 186. Der Mersturm; Nro. 191. Ueber die Vernunftähnlichkeit und die Kunstribe der Tire; Nro. 276. Ueber die Sprache der Deutschen; 1812 Nro. 98.

Ein Wort an meine deutschen Sprachgenossen; in Wielands deutschen Merkur, 1810 Juny S. 130 — 136.

Ueber di Verwerflichkeit der Wörter, in welchen das sogenannte wohllautige t, nach Adelung das t Euphonium vorkommt; in der Leipz. Lit. Zeit. 1810 Bd. II. Intell. Bl. Nro. 19.

Beantwortung der Frage: Wird di latinische Sprache von den deutschen Schulmännern so gelehrt, wie es der altrömischen gemäs ist, oder barbarisch verunstaltet, gelesen, gesprochen und verundeutlichet? Mit einer Vorerinnerung über die sehr nachtheilige Aussprache des v wie f; in der neuen Bibliothek für Pädagogik, Schulwesen und die gesammte pädagogische Literatur Deutschlands; 1810 Juny S. 105 — 144.

Der Geist der Deutsschsprache. An die Deutschen im Jahr 1811 (Bruchstück eines Lehrgedichts.) In K. Ch. F.

Kranken's Tageblatt des Menschenlebens, (Dresden 1811) S. 169 — 172.

Bemerke über einige Aussprüche im Sprach- und Sittenanzeiger; in Theod. Heinsius Sprach- und Sittenanzeiger der Deutschen, (Berl. 1817) S. 197, 198, 201, 202. Ueber den Verwechsel des v wie w mit f; S. 205, 206. Wir dürfen hoffen, das di gebildeten Deutschen, und besonders die Schriftsteller almälig — von Ewe zu Ewe — (mehr als jetst) deutsch denken, schreiben und sprechen werden; S. 229 — 231. * Antwort auf die Frage (S. 196) Wehnschaften: S. 251. Bemerk zu Vater Unser, (S. 93) S. 251. Auffalliges Beispiel, wie das ohne Regellere wortende Sprachvolk die Sprache oder ire Stammwörter verbildet, verundeutlichet und verderbt; S. 270, 271. Widerleg eines sprechlichen Behaupts (S. 84) S. 295 — 298. Antwort auf die Frage (S. 128): wie alt mus ein Wort werden, um aus dem Knaben Alter zu kommen? S. 306, 307. Kann das latein. Wort casus durch Fallredung ausgedruckt werden? S. 320. Mus man nach Luther Sprüchworte oder Sprichwörter, oder Spruchwort und Spruchworte sagen? S. 372. Noch ein Vorslag zur Beilegung des Streites: ob man Mädchen- oder Tochter- oder, nach Luther, Jungferschule sagen müsse? S. 406, 407. Zusats: Frauenzimmer, di Freulein, di Freuen, di Innen, S. 407. * Herleitung des Wortes albern; S. 420. Ist es richtig, fodern oder fordern; erfodern oder erfordern; verfodern oder vorfodern zu sagen: in J. P. Rossel's niederrheinisch westphälischer Monatsschrift für Erziehung und Volksunterricht, (Aach. 1824) H. 11. S. 311 — 313.

Ueber das Verbind-s in den mit Eigennamen zusammengesetzten Hauptwörtern: in Rossel's Monatsschr. Jhrg. 1825. Heft 1. S. 51 — 53.

---

* 14. Peter Carl Wilhelm Graf v. Hohenthal,

Beſitzer der Standesherrſchaft Königsbrück, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Coſſa, Döbernitz, Falkenberg, Schmerkendorf, Zeichnitz, Lubachau, Küpper, Städteln und Probſtdeuben, königl. Sächſiſcher Conferenzminiſter und wirkl. Geheimer Rath, Oberſteuerdirector, Großkreuz des königl. Sächſiſchen Civilverdienſtordens, Präſident der königl. Sächſiſ. Bibelgeſellſchaft und Domherr zu Camin.

geb. am 20. April 1754.
geſt. am 15. Januar 1825.

Unter den hohen Staatsbeamten, welche den Thron des gerechten und milden Königs von Sachſen umgeben und den Schmuck ſeiner Krone bilden, nimmt der nun verewigte Graf von Hohenthal gewiß keine der geringſten Stellen ein. Durch raſtloſen Geſchäftseifer, durch erprobte Wahrheitsliebe und Pflichttreue, durch ungeſchminkte Rechtlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, durch ſtille Wirkſamkeit und geräuſchloſe Gemeinnützigkeit, endlich durch warme Theilnahme für Menſchenwohl und Armenverſorgung — Tugenden, die insgeſammt auf der feſten Grundlage einer ächten Religioſität beruhen — hat der Verklärte nicht allein die regſte Theilnahme ſeiner Zeitgenoſſen mit ins Grab genommen, ſondern auch ein hohes Vorbild eines gewiſſenhaften Staatsbeamten dargeſtellt, dem die öffentliche Wohlfahrt über Alles am Herzen lag.

Dieſen Standpunkt hier feſt zu halten, und zugleich das reiche und thatenvolle Leben des Verewigten anſchaulich darzuſtellen, iſt die eigentliche Abſicht dieſer ungeſchminkten Charakter- und Lebensſchilderung. Aber der in ſtiller Eingezogenheit

lebende Verfasser — welcher mit dem Verklärten in gar keiner Berührung gestanden hat — bedauert es schmerzlich, daß keinem der näher stehenden Freunde des Vollendeten, die mit dessen innern Verhältnissen genauer bekannt waren, dieses Geschäft übertragen werden konnte, und wünscht nur, daß man diese Skizze als ein möglich getreues Abbild seiner Lebens- und Handelsweise (wozu jedoch die Farben von verschiedenen Befreundeten des Verblichenen entlehnt sind) nicht ganz unbefriedigt aus der Hand legen möge. —

Der verstorbene Graf von Hohenthal, welcher in Troßin bei Torgau geboren ward, war der zweite und jüngste Sohn des verdienstvollen Oberconsistorialvicepräsidenten, Freiherrn Peter von Hohenthal, dessen Geschlecht bei Gelegenheit des Reichsvicariats (1790) in den Grafenstand erhoben ward, und welcher am 14. August 1794 verschieden ist. Der Verewigte ward im väterlichen Hause durch tüchtige Hauslehrer erzogen, die ihm frühzeitig eine Vorliebe für das Studium der alten Classiker (die sich bis in sein Greisenalter erhalten hat) einflößten. Ein klarer Beweis davon liegt schon darin vor, daß er noch als Student im Jahre 1774 dem Professor Christian Friedrich Petzold zum Antritt seines außerordentlichen Lehramts in einer gedruckten lateinischen Ode Glück wünschte. Mit gründlichen Schulkenntnissen ausgerüstet, bezog er im Jahre 1771 die Leipziger Hochschule, betrieb bis zum Jahre 1774 mit dem größten Eifer das Studium der Rechte und besuchte besonders die Vorlesungen eines Hommel, Zoller, Seger, Püttmann und Breuning. Hauptsächlich aber verdankte er dem Erstern (welcher damals Ordinarius der Juristenfacultät war) seine gründlichen Kenntnisse in der Rechtskunde. Doch hörte er auch theologische und philosophische

Collegia bei den beliebten Professoren Dr. Crusius und Dr. Morus, und hatte besonders mit Letztern, an den er von seinem Vater empfohlen war, einen freundlichen Umgang, der zu seiner innern Ausbildung nicht wenig beigetragen hat. Während seines akademischen Lebens hat er in Allem bloß zwei Vorlesungen versäumt und er lag so rastlos und unermüdet seinen Studien ob, daß man nicht selten besorgt war, es möchte das anhaltende Sitzen seiner Gesundheit nachtheilig seyn. In den praktischen Geschäften ward er von dem damaligen Kreisamtsactuar Georg Samuel Creuziger (welcher im Jahre 1801 als Geh. Cabinetssecretär gestorben ist) frühzeitig eingeübt und schon im letzten Halbjahr seiner akademischen Laufbahn erlangte er den Zutritt zu den Sitzungen des Leipziger Oberhofgerichts. Im September 1774 vertheidigte er, mit Unterstützung seines Freundes, Carl Georg von Raumer (welcher noch jetzt als wirklicher Königl. Preuß. Geheimer Rath in Berlin lebt), seine gründliche Dissertation:

de ambitu politiae ejusque a justitia discrimine,

(die er zwei Jahre darauf völlig umarbeitete) und kurz darauf bestand er mit dem größten Beifall das juristische Examen.

Hierauf arbeitete er über 6 Monate unter Anleitung des Oberaufsehers Christian Gottlieb von Burgsdorf (welcher im Januar 1807 als Conferenzminister starb) im Oberaufseheramte zu Eisleben und ward im August 1775 bei der Landesregierung zu Dresden als Assessor in Pflicht genommen. So trat er nunmehr in den Sächs. Staatsdienst ein, mit dessen Geschäftsgang er sich bald vertraut gemacht hatte. Schon im Jahre 1777 ward er zum Supernumerar-, Hof- und Justitien-

gerade sein Eintritt in das Conferenz-Ministerium in eine bewegte und angstvolle Zeit, da wenig Monate vorher Französische Kriegsheere in Sachsen eingedrungen waren. Ja die provisorische Beschlagnahme der Landescassen erheischte manche Aenderung in der Staatsverfassung und erschwerte unstreitig die Aufgabe, auf der einen Seite, den Anforderungen, welche die Französischen Militairbehörden an einzelne Provinzen machten, gerecht zu werden, auf der andern Seite aber die Kriegslasten nach billigen Verhältnissen gehörig zu vertheilen und die erforderlichen Geldbeiträge zur Vergütung der Kriegsprästationen aufzubringen.

Unter diesen Umständen war daher die obere Leitung der im Jahre 1807 neu errichteten Landes-Commission, an deren Spitze Sachsens weiser Beherrscher den umsichtigen Grafen von Hohenthal bis zum Jahre 1815 stellte, — keine leicht zu lösende Aufgabe, und nur einem geübten Geschäftsmanne, den der uneigennützigste Eifer beseelte und dem eine vorzügliche Einsicht zu Statten kam, konnte es gelingen, durch dieses Chaos von Unbilligkeiten und Anmaßungen hindurch zu dringen, und am rechten Orte Hülfe zu bringen. Ueberhaupt war er ein erklärter Gegner Napoleons und manches Project, das unter andern Umständen vielleicht zur Ausführung gekommen wäre, scheiterte an seiner strengen Rechtlichkeit und seinem Deutschen Bürgersinne. Im Jahre 1809 ward ihm, nach Abgabe des Directoriums, der für die allgemeinen Straf- und Versorgungsanstalten angeordneten Commission, der Vorsitz bei der Oberrechnungs-Deputation übertragen, welchem letztern er aber im April 1820 wieder enthoben ward.

Endlich erhielt er noch 1820 zu den bisher von ihm bekleideten Staatsämtern den wichtigen

Posten eines Obersteuer-Directors, worin der sprechendste Beweis vorliegt, wie sehr der Alles erforschende Landesfürst seine Thätigkeit zu ehren und zu schätzen wußte.

Ueberhaupt hing Graf von Hohenthal auch mit einer seltenen Anhänglichkeit an seinem Monarchen und bewährte auch in den entscheidendsten Perioden eine unversehrte Treue gegen das hohe königl. Haus. Als nach des Königs fast zweijähriger Gefangenschaft das Schicksal Sachsens sich endlich zu entscheiden begann und der Nestor der Deutschen Fürsten in Preßburg den Ausspruch der im Wiener Congreß versammelten Monarchen und Staatsminister erwartete, da eilte Graf von Hohenthal nebst einigen andern hochbetrauten Vaterlandsfreunden seinem Landesherrn und dessen tiefbekümmerter Familie entgegen, hauptsächlich, um an einer gemeinsamen Berathung zum Besten des so hart mitgenommenen Vaterlandes, Antheil zu nehmen. Daher erregte es auch allgemeine Freude, als bei der ersten Stiftung des Ordens für Verdienst und Treue (im December 1815) unserm Grafen von Hohenthal das Großkreuz desselben eingehändigt wurde.

Schon seine ernste Besonnenheit, die jedoch durch herzliche Freundlichkeit gemildert wurde, verlieh allen seinen Geschäftsverhandlungen ein würdevolles Gepräge. Und man muß in der That über seine rastlose Thätigkeit erstaunen, womit er einen so ausgebreiteten Wirkungskreis bis in das kleinste Detail verfolgen konnte, ohne irgend etwas von Wichtigkeit zu übersehen. Stets fand er im Arbeiten das reinste Vergnügen und durch die genaueste Zeiteintheilung vom frühesten Morgen an, ward die Ausführung so mannigfacher und wichtiger Geschäfte ungemein erleichtert. Wenn ihm

ein gutes Werk nach Wunsch gelungen war, so freute er sich innig darüber. Auch so oft er Urlaubsreisen seine Güter besuchte, begleiteten dahin Acten zur ruhigen Bearbeitung.

Nicht wenig Mühe machte ihm auch die Regulirung des Nachlasses seiner jüngsten Schwester, Henriette Sophie Gräfin von Hohenthal, welche in der Oberlausitz mehrere Güter besaß. Die Auszahlung bedeutender Legate, deren er sich mit großer Bereitwilligkeit unterzog, nahm insbesondere seine ohnehin beschränkte Zeit sehr in Anspruch.

So sehr übrigens der Verstorbene dem Dienste des Vaterlandes seine Zeit *) und seine Kräfte widmete, ebenso empfänglich war er auch für die ernsten Wissenschaften; besonders hegte er für Rechtskunde, Theologie und Philologie die größte Vorliebe. Auch nahmen ihn mehrere gelehrte Vereine in ihre Mitte auf. So ward er 1777 Mitglied der Leipziger ökonomischen Societät und 1811 deren Director, 1805 Mitglied der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, 1811 Ehrenmitglied der Märkischen ökonomischen Societät zu Potsdam und 1814 Präsident der neugestifteten Sächsischen Bibelgesellschaft zu Dresden. Besonders in dem letzten Posten zeigte er sich als einen unermüdeten Beförderer der guten Sache und seine freien Vorträge, die er bei dem am 10ten August stattfindenden jährlichen Stiftungsfeste, ganz im Geiste des einfachen Bibelsinnes aussprach und welche in den

---

*) Man kann sicher annehmen, daß er, besonders seit dem Jahre 1820 täglich gegen 20 Resolutionen nebst Unterschriften zu ertheilen und allein ebensoviel Briefe zu schreiben hatte. Besonders war er unermüdet, aus wichtigen Actenstücken und Schriften sich zweckmäßige Auszüge zu machen. Auch pflegte er alle Wochen etwas zur Uebung des Gedächtnisses zu memoriren.

gewöhnlichen Jahresberichten abgedruckt sind, schwe- ben gewiß im Andenken vieler seiner gerührten Zuhörer. Tief ergriffen sprach er insbesondere bei der letzten öffentlichen Versammlung (am 10ten August 1824) treffliche Worte: „über das Werk Gottes und sein sichtbares Gedeihen" aus und die geheimen Ahndungen eines nahen Todes *) waren darin nicht zu verkennen.

Sein reger Sinn für die Ausbildung der Rechtskunde beurkundete sich nicht allein durch mehrere gründliche (am Ende dieser Skizze näher bezeichnete) Abhandlungen über wichtige Rechtsmaterien in den von ihm fortgesetzten Leipziger Intelligenzblättern; sondern wie sehr es ihm Ernst war, zur Vereinfachung und Verbesserung des Sächs. Prozeßganges nach Kräften beizutragen, erhellt sonnenklar aus dem Umstande, daß er im Mai 1822 in dem erwähnten Intelligenzblatte ungenannt, practische Juristen aufforderte,

binnen einer halbjährigen Frist schriftliche Ideen zur Verbesserung des Proceßganges, gegen eine ausgesetzte Prämie von 100 Rthlr. — und 50 Rthlr. — einzureichen.

Diese Belohnungen wurden auch aus seinen Mitteln ausgezahlt und es erhielten, nach sorgfältiger Prüfung von 8 eingegangenen Schriften, der Gerichtsamtmann Benedict in Wittenberg und der Oberamts-Regierungsadvocat D. K. F. E. Schmidt in Zittau die ausgesetzten Preise.

Vor Allem aber verdient es hier einer besonderen Erwähnung, daß lediglich auf seine Veran-

---

*) Hierher gehört besonders seine Bemerkung über den allmäligen Hintritt der ersten Mitglieder der Bibelgesellschaft, wobei er in die denkwürdigen Worte ausbrach: „von den 27 ersten Mitgliedern ruhen schon 15 in kühler Erde."

lassung die neueste Fortsetzung des Codicis Augustei ins Leben getreten ist. Seit dem Jahre 18[illegible] war nämlich keine Fortsetzung dieses allen Geschäftsmännern unumgänglich nöthigen Werks erschienen und es war diese Lücke um so fühlbarer, da auf der einen Seite in den Jahren 1813 und 1814 durch das damalige Generalgouvernement von Sachsen theils neuere Gesetze eingeführt, theils ältere aufgehoben oder abgeändert worden sind, auf der andern Seite aber vom März 1818 an, eine neue Gesetzsammlung für das Königreich Sachsen angeordnet worden ist, die noch bis jetzt in einzelnen Nummern ausgegeben wird. Graf von Hohenthal that nun den Vorschlag, daß die sämmtlichen Gesetze von 1801—181[illegible] und von 1815—1818 in einem besondern, sich an die letzte Fortsetzung des Codicis Augustei anschließenden Werke gesammelt und zum Besten der in Königsbrück *) errichteten Wittwen-Versorgungsanstalt in Druck gegeben werden sollten. Nach erfolgter allerhöchster Genehmigung dieses Vorschlags ward dem Herrn Hof- und Justitienrath D. Gottfr. Ludw. Winkler die Hauptredaction dieser neuen Gesetzsammlung (welche 1824 zu Dresden und Königsbrück in 2 Abtheilungen in gr. 4. gedruckt ward) übertragen und es ist lediglich durch seine Fürsorge ein höchst gemeinnütziges Unternehmen zu Stande gebracht worden.

Ein seltenes Beispiel seiner fortwährenden Studien der Rechtswissenschaft und seiner Vertrautheit mit den alten Classikern legte übrigens der würdige Greis noch dadurch ab, daß er im [illegible] 1819 seinem jüngsten Sohne Peter Wilhelm Grafen von Hohenthal in einer solennen Disputation **) op-

---

*) Der dasige Stadtphysikus D. Karl Gustav Schmalz hat dieselbe im Jahre 1820 errichtet.

**) Der wichtige Gegenstand derselben betraf: exa-

wirkte. Auch die seltene Fertigkeit und Gewandtheit, sich in einer ungewohnten Sprache auszudrücken, erregte nicht allein allgemeines Aufsehen unter den anwesenden Studirenden, sondern es ermunterte auch das Ungewöhnliche des Falles, daß ein Staatsminister es nicht unter seiner Würde hielt, bei einer öffentlichen Disputation als Redner und Opponent aufzutreten, zum Nacheifer. Die Leipziger Juristenfacultät ehrte übrigens seine bei dieser Gelegenheit öffentlich ausgesprochenen juristischen Kenntnisse noch besonders dadurch, daß sie im Februar 1824 dem biedern Greise, bei Gelegenheit seines vor 50 Jahren rühmlichst bestandenen Examens, das juristische Doctordiplom zusendete, — eine Auszeichnung, die von Leipzig aus selten Jemanden zu Theil wird.

Große Sorgfalt wandte er übrigens auf Vermehrung seiner ausgesuchten Bibliothek, die er in Dresden aufgestellt hatte und welche besonders im Fache der Rechtskunde und der Staatswissenschaften vortrefflich ausgestattet war. Auch hatte er ungemein viel Biographien gesammelt. In Königsbrück suchte er ebenfalls die dort befindliche Bibliothek zu vergrößern. Er erkaufte deshalb die besten Werke aus der schönen Bibliothek des vormaligen Besitzers dieser Standesherrschaft des Grafen von Münster-Meinhöfel mit großen Kosten, und jedem rechtlichen Manne stand der Zutritt zu diesen Büchervorräthen offen.

Sein vorzüglichstes Bestreben aber ging dahin, einen reinen Sinn für Religiosität und Tugend allenthalben zu wecken und zu beleben und

---

men quaestionis, utrum administrator jurisdictionis patrimonialis munere suo sine caussae cognitione recte privetur iis quae super ex re in comitiis Saxonicis A. [illegible] disputata sunt adcommodatum.

er hat bis zu seinen letzten Tagen noch sehr fleißig den theologischen Studien obgelegen, besonders aber dem Lesen der heiligen Schrift manche Stunden gewidmet. Seine vorzüglichste Sorgfalt war dahin gerichtet, um (seinem eignen Ausdrucke nach) eine Frucht zu schaffen, die da bleibet." Mit dem unvergeßlichen Oberhofprediger D. Reinhard hatte er mehrere Jahre hindurch einen höchst innigen und vertrauten Umgang. Aber auch jeder gebildete Gelehrte konnte bei ihm leicht Zutritt erlangen.

Obschon er manchen Einrichtungen und Lehrsätzen der Brüdergemeinde seinen Beifall nicht versagte, so war er doch nie ein Mitglied derselben. Aber als ächter Christusverehrer hielt er ungemein viel auf das einfache, sich in der Lehre von Christo, dem Versöhner, concentrirende Evangelium. Zur Belebung eines reinen Lebenswandels suchte er vorzüglich durch die seit dem Jahre 1794 begonnene Fortsetzung des Leipziger Intelligenzblattes (welches sein würdiger Vater im Jahr 1763 errichtet hatte) zu wirken. Und da dieses Blatt von dem gemeinen Manne sehr gelesen wird, so hat er unstreitig durch die darin hin und wieder angebrachten Fragmente, welche manchen guten Gedanken älterer Theologen und anderer Schriftsteller wiederum zur Sprache brachten, das Gefühl für Moral und Religiosität in den Gemüthern neu angefacht.

Hiernächst sorgte er besonders bei seinen zahlreichen Unterhanen unablässig für Ausbildung eines frommen Sinnes und Darstellung der reinen Lehre des Christenthums. Insbesondere hat er auf der größten seiner Besitzungen, der im Jahre 1808 käuflich an sich gebrachten Standesherrschaft Königsbrück wesentliche Verbesserungen im Religions- und Schulwesen getroffen, die hier keineswegs mit Stillschweigen zu übergehen sind. Im

Jahre 1810 führte er dort die öffentliche Confirmation der Kinder ein und machte das Schulmandat der Erblande (nach welchem unter andern die zweimalige Schulentlassung der Kinder zu Ostern und Michaeli aufgehoben ist) auch in seiner Standesherrschaft geltend. Im folgenden Jahre verordnete er, daß der Charfreitag einen ganzen Tag gefeiert ward; führte auch zu Michaelis desselben Jahres das neue Dresdner Gesangbuch in Königsbrück ein und ließ auf eigne Kosten einen Anhang von 170 Liedern dazu drucken und vertheilen. Im Jahre 1814 errichtete er daselbst eine Zweigbibelgesellschaft, die sich allezeit auf den 31sten Octbr. versammelt. Ja, als der dasige Ortspfarrer M. Joh. Friedr. Voigtländer in den Jahren 1815—1818 biblische Vorlesungen hielt, räumte er hierzu mit Freuden ein besonderes Zimmer in seinem Schlosse ein. Endlich stiftete er auch im Jahre 1819 statt der bisherigen, zu allerhand Unfug Anlaß gebenden Christmetten eine Jahresschlußpredigt und begründete 1821 eine Schullehrerconferenz, womit noch 1825 unter der Oberaufsicht des Oberpfarrers eine Lesegesellschaft verbunden ward. Auch auf Verbesserung des Schullehrerdienstes hat er sehr viel gewendet und meistens in Perioden, wo die größte Noth vorhanden ist, väterlich ausgeholfen. Kaum hatte er von der Standesherrschaft zu Königsbrück Besitz genommen, als er nicht nur dem Rector der Stadtschule eine jährliche Zulage von 40 Rthlr. aussetzte, sondern auch allen Schullehrern die Zusicherung ertheilte:

„er wolle ihnen und ihrer Familie, so lange als
„der Kornpreis über 4 Rthlr. — seyn würde,
„das benöthigte Korn von seinen Vorräthen für
„4 Rthlr. — ablassen."

Wenn man erwägen will, daß der Preis in

der Umgegend auf 7 Rthlr. — und noch höher gestiegen war, so wird hierdurch seine milde Spende in ein schönes Licht gestellt. — Zu Anfange des Jahres 1805 erklärte er, die Schulcasse zu Königsbrück durch willkührliche Beiträge zu erhöhen und bestimmte davon dem Rector einen monatlichen Zuschuß von 2 Rthlr. — und dem Mädchenschullehrer einen dergleichen von 1 Rthlr. — Aber auch für seine andern Besitzungen sorgte er eben so unermüdet. So setzte er z. B. in Döbernitz dem Schullehrer einen besonderen Gehalt aus, erbaute auch vor mehreren Jahren aus eigenen Mitteln ein neues Schulhaus und übernahm in Städteln die Bezahlung der Schulgelder für 24 Kinder armer Eltern (eine Wohlthat, die noch jetzt fortbesteht). Fanden auf seinen Besitzungen im Predigt- oder Schulamte Vacanzen Statt, so verfuhr er bei Wiederbesetzung einer solchen Stelle nach der größten Gewissenhaftigkeit. Ja, er wohnte oft den öffentlichen Prüfungen der jungen Candidaten im Oberconsistorio und den nachherigen Candidatenpredigten persönlich bei, um selbst tüchtige Männer zur Verkündigung des göttlichen Worts auszusuchen.

Als die unglücksschwangern Jahre 1813 und 1814 über Sachsen hereinbrachen, hatte er besonders viel zur Erleichterung der so drückenden Kriegslasten gethan und manches gewichtige Opfer auf den Heerd des Vaterlands gelegt. Viele in ihrem Hauswesen zurückgekommene Familienväter weinen ihm eine Zähre des stillen Dankes in das kühle Grab nach. Noch in spätern Jahren legte er in Köngsbrück ein Getraidemagazin an und errichtete dort eine noch jetzt bestehende Sparcasse, welche als die erste in Sachsen besonders merkwürdig ist.

Aber auch für fremde Noth war er empfänglich und es verdient wohl einer besondern Erwä-

gung, daß er den von seinem Vater im J. 1769 zu Leipzig errichteten Freitisch *) für junge Studirende fortwährend mit einem jährlichen Aufwande von 300—400 Rthlr. unterhalten hat. — Auch die von seinem Vater daselbst gestiftete Freischule (worin über 60 Kinder unentgeldlich unterrichtet und mit den nöthigen Schulbüchern versehen werden) hat er bis zum Jahre 1807 in Thätigkeit erhalten.

Ueberhaupt war sein vornehmstes Wirken dahin gerichtet, der Linderung des menschlichen Elends und drückendsten Armuth nach allen Kräften zu steuern.

Den einleuchtendsten Beweis davon liefert die im Novbr. 1797 stattgefundene Errichtung eines besondern Krankenhauses in der Friedrichstadt **), welches er an das königl. Armeninstitut vermachte. Es werden darin gegen 30 Personen theils unentgeltlich, theils gegen eine geringe Vergütung gewartet: jetzt können, wegen Vergrößerung des Locals 60 Kranke aufgenommen werden.

Ueberdies war er Mitbegründer der Gesellschaft zu Rath und That, ***) faßte den Entwurf zu den ersten Statuten ab und stand diesem Ver-

*) Es werden hier gegen 24 Studirende des Mittags mit Suppe und Gemüse beköstigt; nur Sonntags und Mittwochs wird dazu Fleisch gegeben und einen Sonntag um den andern Braten. Dieser Freitisch wird in der Regel blos auf ein halbes Jahr vergeben und der Abgehende muß eine kurze Lebensbeschreibung in Deutscher oder Lateinischer Sprache einreichen.

**) Es bestehet seit geraumer Zeit in Dresden ein unter die Oberaufsicht des Stadtraths gestelltes, sehr wohl eingerichtetes Stadtkrankenhaus, welches aber bei dem Umfange der Residenz bisweilen nicht alle Kranken aufnehmen und pflegen konnte.

***) Die nähere Einrichtung dieses höchst wohlthätigen Instituts ist in den Dresdner gemeinnützigen Beiträgen 1804. No. 52. beschrieben.

eine mehrere Jahre (wenigstens seit dem Jahre 1803) als Mitdirector vor. Bei der Actiengesellschaft, um Dresdner Handwerkern, die unverschuldet in Nahrungsverfall gerathen, durch unverzinsbare Vorschüsse aufzuhelfen, interessirte er sich mit einer Summe von einigen tausend Thalern.

Allein dies unvergänglichste Andenken an seine uneigennützige Wirksamkeit ist tief in die dankbare Brust der Dresdner Einwohner eingegraben und sein Denkmal wird auch bei der Nachwelt noch auf viele Jahre in Ehren bleiben, da er der Dresdner Bürgerschaft als ein Schirmherr ihrer Rechte mit Rath und Hülfe beigestanden hat.

Wo nur eine Sache von Wichtigkeit durchzusetzen oder wo etwas für die Freiheit des evangelischen Glaubens (dessen vorzüglichster Schirmherr er war) zu besorgen stand; da trat er mit Freimüthigkeit und Unerschrockenheit als ein Beförderer des unterdrückten Rechts und der guten Sache auf und seinem Feuereifer verdankt manche gute, nur erst spät zur Sprache gekommene Einrichtung ihr völliges Gelingen. Ihm verdanken unter andern Dresdens Einwohner, daß seit 1824 das Reformationsfest als ein voller Feiertag begangen wird. Es war daher auch ein allgemeiner Trauertag für den größten Theil der Einwohner Dresdens, als die Nachricht von seinem schnellen Ableben sich verbreitete, indem das Andenken an seine zum Besten des gemeinen Wesens geleisteten Verwendungen sich tief in allen Herzen eingeprägt hatte.

Endlich müssen wir noch mit wenigen Worten seines **häuslichen Lebens** gedenken, obschon es unbezweifelt ist, daß ein Mann, der wie der Verewigte stets ein Muster vorzüglicher Frömmigkeit war, seinen Pflichten als Ehegatte und Vater

men und pünktlich nachgekommen seyn müsse. Ihm war nie am wohlsten, als wenn er im Kreise seiner Familie von den drückendsten Geschäften des Tages ausruhen konnte, und die Freuden des häuslichen Umganges schätzte er über Alles. Seine erste Gemahlin war eine geborne Fräulein von Watzdorf aus einem Voigtländischen Geschlecht, mit welcher er sich im September 1779 ehelich verband, die ihm aber zu Ende des Jahres 1814 der Tod entriß. Er war ihr mit warmer Innigkeit zugethan und veranstaltete derselben in Königsbrück eine eigne Gedächtnißfeier, die ihn ungemein rührte. Am Tage Maria Heimsuchung, den 2ten Juli 1815, feierte er seine 2te Vermählung mit der nachgelassenen Wittwe des in Lehre und Wandel unvergeßlichen Oberhofpredigers D. Franz Volkmar Reinhardt, der jüngsten Tochter des um den Sächs. Bergbau hochverdienten Oberberghauptmanns von Charpentier. Ja, die zärtliche Pflege dieser würdigen Frau gab die nächste Veranlassung zur Verlängerung und Verschönerung seines oft mühevollen Lebenspfades, da dieselbe den richtigen Takt besaß, in trüben Stunden sein Gemüth aufzuheitern und ihm Trost und Muth zuzusprechen, wenn er dessen bedürftig war.

Graf von von Hohenthal genoß in der Regel einer festen und dauerhaften Gesundheit, wie sie bei seiner Diät und geregelten Lebensweise nicht anders zu erwarten war. Nur einmal, im Jahre 1815 schwebte er in Gefahr, den Seinigen durch ein Nervenfieber entrissen zu werden. Im Jahre 1818 unternahm er in Begleitung seiner Gemahlin eine Reise durch das südliche Deutschland und die Schweiz bis nach Genf, die zu seiner Aufheiterung nicht wenig beitrug und an Geist und Körper gleich gestärkt, kehrte er in seinen ansehnlichen

Geschäftskreis zurück. Es war daher die größte Hoffnung vorhanden, daß der noch ungeschwächte Greis (der noch wenige Tage vor seinem letzten Lebenstage am Arbeitstische gesessen hat) im August 1825 das funfzigjährige Jubiläum seiner Anstellung im Sächs. Staatsdienste begehen würde; auch sah er diesem denkwürdigen Tage mit inniger Freude entgegen. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Am 6. Januar 1825 wohnte er noch dem öffentlichen Gottesdienst in der Hofkirche bei und besonders machte die gesungene Strophe des letzten Verses von No. 104.:

„Führst Du uns einst zu Deiner Ruh,
„O wie weit herrlicher wirst Du
„Den Frommen einst erscheinen!“

auf sein frommes Gemüth einen solchen Eindruck, daß er diesen Vers gleich nach seiner Nachhausekunft auf ein Blatt schrieb, um ihn seinem Gedächtnisse besser einzuprägen. Kurz darauf zeigte sich eine schnell überhandnehmende Leberentzündung und schon wenige Tage nachher ließ er sich jenes Blatt auf sein Krankenlager bringen und am 15. Januar ward sein müder Geist der irdischen Laufbahn entrissen, um in jenen lichteren Zonen den Preis zu empfahen, der den reinen und unbefleckten Seelen dort verheißen ist.

Er hinterließ zwei Söhne *), Herrn Peter Karl, Graf von Hohenthal, Geh. Finanzrath und Kreishauptmann, Ritter des königl. Sächs. Civ. Verdienstordens zu Dresden, und Herrn Peter Wilhelm, Graf von Hohenthal und 2 Töchter, beide mit 2 Gebrüdern, Grafen von der Lippe vermählt.

*) 3 Töchter und 1 Sohn waren frühzeitig gestorben.

Schriften.

Diss. de ambitu politiae ejusque a justitia discrimine. Lips. 1774. 4. (ward nachher unter folgendem Titel umgearbeitet.

Liber de Politia, adspersis observationibus de causarum politiae et justitiae differentiis. Ibid. 1776. 8.)

Gab heraus: * Leipziger Intelligenzblatt, Leipz. 1794—1824. 4. (Von ihm sind darin, außer den „Fragmenten" folgende Aufsätze: Nekrolog des Geh. Cabinetssecretairs Georg Samuel Crenziger, 1807. S. 93. 94., Nekrolog des Hof- und Justizraths und Geh. Cabinetssecretairs Carl August Segnitz, 1807. S. 13. 14. Erinnerung an den verstorb. Conferenzminister und Geh. Rath Christoph Gottlieb von Burgsdorf, S. 46.47.)

* Lebensbeschreibung des Kursächs. Geh. Kabinetsministers Freiherrn von Gutschmidt. Gotha 1803. 8.

* Anhang zum Dresdner Gesangbuche vom J. 1797., welches in der Herrschaft Königsbrück und in andern gräflich Hohenthalschen Ortschaften eingeführt worden ist. Dresden (?) 1811. 8.

Franz Volkm. Reinhardts System der christlichen Moral 5. Band, herausgegeben nebst einer Vorerinnerung. Wittenberg, 1815. gr. 8. (Das Beigefügte ist vom Archidiac. M. Bentsch in Pirna und dem Superint. Schier gemeinschaftlich gefertigt worden.)

Anmerk. Dagegen ist ihm in einem kritischen Blatte die Apologie de Frederic Auguste Roi de Saxe, mit Unrecht beigelegt worden, die den königl. Sächs. Legationsrath und Ritter des Civ. Verd. Ord. Georg August von Griesinger, seiner eignen Angabe nach, zum Verfasser hat.

Abhandlungen.

* Kurzer Unterricht der Vormünder, in dem (ältern) Leipz. Intelligenzblatt; 1774. S. 201—205. 210—213.

* Von den Curatoren der Frauenspersonen oder deren Geschlechtsvormündern; 1775. S. 83—85.

* Vergleichung der Calenbergischen und Berliner allgemeinen Wittwenverpflegungsgesellschaften; 1776. S. 234—241. * Beantwortung der im 29. St. vom J. 1771 befindlichen Anfrage, den Verfall der Kirchenaerarien in neuern Zeiten betr., ebend. 1776. S. 253—257. 261—263.

* Nachrichten der Calenbergischen Brandassecuranz-Socie-

tät, aus den diesfalls ergangenen Verordnungen den Gesetze entworfen, nebst einigen Anmerkungen S. 441—459.
*) Gedanken über die Leibrentengesellschaft der Reichsstadt Nürnberg, 1778. S. 101—103. 231—235.
* Oekonomische Betrachtungen über die Wirthschaft des Herrn Landcammerraths von Schönfeld in Trachenau. S. 262—267. * Berichtigung, die curam absentium betr. 1780. S. 226. 227.)
Verschiedene Reden in den Jahresberichten der königl. Sächs. Bibelgesellschaft, (Dresd. 1814—1824. gr. 8.)
Mehrere (größtentheils einzeln gedruckte) Aufsätze in der neuen Allemannia für Recht und Wahrheit. (Sulzbach, 1816, 1817, 4 Hefte. gr. 8.)

J. W. S.

---

* V. Johann Peter v. Feuerbach,

königl. Würtembergischer Staatsrath und Ministerialdirector im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, außerordentliches Mitglied des königl. Geheimen Rathes, Commandeur des königl. Würtemberg. Civilverdienstordens, Ritter des Ordens der Würtembergischen Krone, des k. k. Oestr. Leopold- und des königl. Baierschen Civilverdienstordens.

geb. den 1. August 1761.
gest. den 18. Januar 1825.

Der Mann, dessen Lebensabriß in diesen Blättern des Andenkens an verdiente Deutsche eine würdige Stelle findet, gehörte zu der Zahl derer, welche in niedrigem Stande geboren und mit geringen Hülfsmitteln in einer harten Schule der Entbehrung und des Mangels aufgewachsen, nur durch eigene Kraft und unermüdetes Streben sich selbst den Weg zu einer Stufe bahnen mußten, wie sie dem Verstorbenen zum thatenreichen Wirken von der Vorsehung angewiesen ward.

Mit Rührung und Dank verehrte derselbe bei allen seinen Schicksalen, bei jedem Gelingen oder Mißlingen seiner Wünsche stets die lenkende Hand der Vorsehung, und jener lebendige Glaube an die letztere, jene Ergebung in den höhern Willen, waren auch die Ursache, daß er dem eigenen Verdienste das Wenigste zuschrieb, in Allem vielmehr das Walten einer höhern Fügung erkannte, auf die er noch in den letzten Tagen seiner Auflösung und unter Schmerzen den Glauben und die Hoffnung der Seinigen zu leiten suchte.

Diese Grundzüge seines Characters finden sich insbesondere auch in den eigenhändigen Notizen aus seinem Lebenslaufe, welche er vor neun Jahren während seines Aufenthalts an einem Kurorte, in prunkloser Erzählung bloß für seine Familie niederschrieb und welche mit absichtlicher Vermeidung einer Beschreibung seines öffentlichen Lebens (aus welchem er für die Geschichte der Zeit manches Interessante hätte einflechten können), nie zum Druck bestimmt, auch erst nach seinem Tode unter den nachgelassenen Papieren aufgefunden wurden.

Besondere Verhältnisse gestatten es dem Verfasser, aus diesen Notizen das Meiste auszuheben, was der nachstehende Lebensabriß enthält.

Johann Peter von Feuerbach wurde am 1. August 1761 in Wetzlar geboren und in der evangelisch-reformirten Religion erzogen. Seine Eltern waren Wilhelm Gottfried Feuerbach, und Judith, geb. Hoch. Der Vater, Bürger und Strumpfweber in Wetzlar, war ein mittelloser Mann, wurde aber wegen seines Fleißes und seiner Ehrlichkeit von Allen, die ihn kannten, geschätzt, und diesen Eigenschaften verdankte der Verstorbene, wie er selbst dankbar bekennt, den ersten Anlaß zu seinem Fortkommen. Der Stand und die Vermögenslosigkeit

seiner Eltern ließen indessen den Sohn an nichts anderes, als an die Erlernung einer Profession denken, zu welcher diese ihn auch wirklich bestimmt hatten. „Wie kam es nun (fragt der Verstorbene in einer Stelle der oben erwähnten hinterlassenen Notizen aus seinem Lebenslaufe), „wie kam es, „daß der Sohn armer Eltern das geworden ist, „was er ist? In meinem ganzen Lebenslaufe tritt „kein außerordentliches, auffallend großes Ereigniß „ein. Schritt vor Schritt geht Alles im Einzelnen „still vorwärts. Ich werde hingezogen, meinen eigenen Kräften kann ich nichts zuschreiben. Uebersehe ich das Ganze meines Lebens, so muß ich „darin allein die lenkende Hand der Vorsehung erkennen, die ich dankbar tief verehre. Wenn in „meiner bisherigen Laufbahn Umstände eintraten, „welche mir zuwider und unangenehm erschienen, „immer zeigte es sich in der Folge, daß es gerade „so zu meinem Vortheile seyn mußte, sey es wegen „meiner äußeren Verhältnisse oder wegen meiner inneren Besserung und Vervollkommnung. Was „auch immer mein Schicksal in meinen noch übrigen Lebensjahren seyn wird, stets werde ich, durch „meine Erfahrung überzeugt, die allweise und allgütige Hand der Vorsehung verehren."

Den ersten Unterricht empfing der Verstorbene in der Deutschen Schule zu Wetzlar bis zu seiner Confirmation im Jahre 1774, als durch das gute Lernen und die hübsche Handschrift des Knaben bei dem Vater der Gedanke entstand, daß sein Sohn vielleicht eher an seinem Wohnorte in einer Schreibstube, als Copist, etwa bei einem Reichskammergerichtsprokurator oder Advokaten, sein Unterkommen gewinnen könnte. Der Gedanke gefiel dem Knaben, der nun zu diesem Zwecke auch etwas Latein lernen sollte. Er benutzte den von seinem Vater

ihm verschafften Schul- und Privatunterricht in Wetzlar mit Fleiß und machte schnelle Fortschritte. Mit diesen entwickelte sich aber bei ihm auch das Verlangen, noch die höheren Schulen zu durchlaufen und vorbereitende juridische Vorlesungen zu hören, wozu es damals in Wetzlar Gelegenheit gab, und bald verband sich damit der sehnliche Wunsch, eine Universität zu besuchen.

Die Aussicht auf eine Erfüllung dieses Wunsches lag jedoch weit entfernt, und obgleich nach dem im Jahre 1780 eingetretenen Tode des Vaters der Jüngling das Glück hatte, in einem Hause die Stelle eines Privatlehrers zu erhalten und dadurch wenigstens der Nahrungssorgen enthoben zu seyn, so stellten sich doch dem nun zum festen Vorsatze gewordenen Drange zum Studium auf einer Universität unübersteiglich scheinende Hindernisse entgegen. Indessen benutzte er unermüdet seine freien Stunden zu Fortsetzung der begonnenen Vorbereitungsstudien, und endlich führte ein durch Verwendung erhaltener Freitisch in Göttingen die Möglichkeit einer Ausführung des längst gefaßten Vorsatzes herbei. Zwischen Freude, Furcht und Hoffnung schwebend, trat der Jüngling mit einer Baarschaft von einigen ersparten Louisd'or im Spätjahre 1782 seine Reise dahin an.

Ein glücklicher Zufall ließ den Fremdling gleich bei seiner Ankunft in Göttingen einen eben so mittellosen ehemaligen Mitschüler auffinden, der ihn nicht nur durch guten Rath unterstützte, sondern auch Zimmer und Schlafstätte mit ihm theilte. Nicht ohne Rührung und mitleidsvolle Theilnahme läßt sich die nähere Schilderung lesen, welche in den obenerwähnten nachgelassenen Notizen des Verstorbenen von den Entsagungen und Schwierigkeiten gegeben ist, womit der Jüngling, besonders in den

ersten zwei Jahren seines Aufenthalts auf jener Hochschule, zu kämpfen hatte.

Außer dem freien Mittagstische und dem unentgeldlichen Zutritte in die Vorlesungen (welchen er insbesondere der Empfehlung des Geheimen Justizraths Pütter verdankte), blieben noch mancherlei dringende Bedürfnisse, wie Holz, Licht, Hausmiethe, Bücher, Kleider rc. zu bestreiten. Abschreiben von Collegienheften für Studenten, welche in günstigeren Glücksumständen sich befanden, Repetitionen der Vorlesungen mit andern und Unterricht mehrerer junger Leute, gaben dem eisernen Fleiße des nebenbei sein eigenes Studium unermüdet fortsetzenden Jünglings die Mittel an die Hand, jenen nothwendigen Bedürfnissen Genüge zu leisten.

Mit dem Vertrauen und der Achtung, welche er bei den Eltern und Verwandten dieser Studirenden sich erwarb, verband sich der günstig Ruf von seiner wissenschaftlichen Bildung. Eben damit verbesserte sich auch allmälig seine ökonomische Lage und der Aufenthalt in Göttingen wurde ihm so angenehm, daß er nach 3½ Jahren nur ungern diese Hochschule verließ. Von mehreren Seiten wurde ihm die Aussicht vorgehalten, vielleicht in Göttingen selbst oder im Hannöverischen seine fernere Laufbahn mit Glück fortsetzen zu können. Er folgte jedoch mit Beiseitsetzung seiner eigenen Neigung der Schickung, welche ihm in der Einladung eines durch Göttingen reisenden Mitglieds des Reichskammergerichts entgegen kam. Er kehrte mit diesem nach Wetzlar zurück, wo er sich praktischen Arbeiten in den Schreibstuben von Kammergerichtsprocuratoren und Assessoren widmete und sich überhaupt mit der reichskammergerichtlichen Praxis in ihrem ganzen Umfange bekannt zu machen suchte. Das Glück schien ihm indessen hier minder günstig, als gegen

das Ende seines Aufenthalts in Göttingen, und beinahe ein Jahr war unter mancherlei harten Erfahrungen dahin gegangen, ohne daß die Bemühungen des jungen Mannes nach einer seine Zukunft mehr sichernden Existenz glücken wollten. In dem Augenblicke jedoch, wo sich Alles vereinigte, um ihm einen längern Aufenthalt in Wetzlar unangenehm zu machen, trat eine neue Periode in seinem Lebenslaufe ein.

Der damalige Kammergerichtsassessor von Albini, dessen ganze Familie schon früher sich bei verschiedenen Gelegenheiten wohlwollend für den jungen Mann interessirt hatte, ward von dem Churfürsten von Mainz zum Geheimen Referendär nach Wien ernannt, und Feuerbach nahm dessen Antrag, ihn als Privatsecretär dahin zu begleiten, dankbar an. Er reiste im Aug. 1786 mit Herrn v. Albini nach Wien ab, wo ihm der Aufenthalt bald immer angenehmer wurde, ungeachtet sein geringer Gehalt ihm fortwährend jede mögliche Einschränkung gebot und er auch einer geliebten Stiefmutter, welche im Jahre 1788 starb, noch etwas davon abzugeben sich nicht versagen konnte. Er suchte daher in den freien Stunden, welche ihm seine damalige Bestimmung übrig ließ, noch durch Arbeiten in der Schreibstube des Reichsagenten von Fichte, seines nachherigen vieljährigen Freundes, seine Lage zu verbessern. Eine Vorbereitung für eine künftige Bestimmung fand er zugleich darin, daß ihn jene Arbeiten mit der Praxis eines Reichsagenten bekannt machten. Seine Pläne und Wünsche waren nämlich nach und nach fast einzig darauf gerichtet, mit der Zeit die Stelle eines Reichsagenten zu erlangen, zu welcher indessen die Aussichten sehr in der Ferne lagen. Unerwartet gab jedoch ein neues Ereigniß seinem damals nur auf eine fortdauernde Existenz in Wien gerich-

seinem Absehen eine andere tröstlichere Richtung. „Auch hier" sagt er in den nachgelassenen Notizen, „erkenne ich die leitende Hand der Vorsehung, die „es anders verfügte, als ich wollte."

Um diese Zeit wurde nämlich bei dem Schwäbischen Rittercantone Kocher eine Consulentenstelle vakant und Feuerbach meldete sich auf Anrathen und mit Empfehlungen seines Gönners v. Albini versehen, um diese Stelle. Er erhielt dieselbe und reiset sofort im August 1789 von Wien nach Eßlingen, als dem Sitze der Ortskanzlei, ab. Dort angekommen, trat er nun als öffentlicher Beamter eine neue Laufbahn an, die ihn zum erstenmale in seinem Leben in eine Lage versetzte, in welcher er mit keinen Nahrungssorgen mehr zu kämpfen hatte. Allein in anderer Hinsicht war seine Lage sehr schwierig. Es war für den jungen Mann, ohne Kenntnisse der Localverhältnisse, selbst ohne besondere Kenntniß der so complicirten ritterschaftlichen Verfassung, welche ein eigenes Studium und praktische Uebung voraussetzte, bei vielen Geschäftsrückständen und laufenden Arbeiten, und zumal bei der damals herrschenden Spannung im Directorium, keine leichte Aufgabe, den Anforderungen seines neuen Wirkungskreises Genüge zu leisten. Sein Eifer und seine Kenntnisse, sein gerader und offener Character und der Grundsatz, keiner Parthei, sondern nur dem Rechten und Wahren sich hinzugeben, erwarben ihm indessen bald die Zufriedenheit und das Vertrauen seiner Vorgesetzten und Collegen.

So wie die damaligen Zeiten, so war auch sein Amtsleben unruhig. Die Französische Revolution war ausgebrochen und zog bald darauf auch den Ausbruch des Krieges nach sich. Dadurch nahmen bei der Ritterschaft die Geschäfte, die Sorgen und das Gedränge von allen Seiten zu, welches

auch nach dem Frieden von Lüneville und dem Reichsdeputationsrezesse von 1803, wodurch die ritterschaftliche Verfassung vorerst noch erhalten ward, nicht aufhörte.

Die Veränderungen, welche diese auch nachher noch bedrohten, gaben Anlaß, daß Feuerbach im Jahre 1803 mit der nach Wien abgeordneten ritterschaftlichen Deputation dahin abreiste und an den dort eingeleiteten Verhandlungen derselben Theil zu nehmen hatte.

Mochten sich auch manche Besorgnisse über seine Zukunft mit den Veranlassungen dieser Reise verbunden haben; so erfreute er sich doch — wie er sich ausdrückte — derselben als einer Gelegenheit, seine frühere Lieblingsstadt und seine guten Freunde daselbst wieder zu sehen.

Nach seiner Rückkehr von Wien, im November 1804, vermählte sich Feuerbach zu Eßlingen mit der ältesten Tochter seines Collegen, Caroline Weinland; eine Verbindung, die ihm das reinste eheliche Glück zuführte, weil er in Carolinen die zärtlichste Gattin, die treueste Mutter und die sorgsamste Hausfrau liebte und verehrte. Mit Rührung sprach sich der Verstorbene auch über dieses Ereigniß aus und erkannte darin die gütige Vorsorge des allmächtigen Vaters, der seine Schicksale so wunderbar geleitet habe. *)

---

*) Diese edle würdige Frau folgte ihrem Gatten schon am 13. August des gegenwärtigen Jahrs (1826) in einem Alter von nicht vollen 47 Jahren im Tode nach. Ihr zum bleibenden Denkmal mögen hier die Worte stehen, womit der Verstorbene ihren Character schon im Jahre 1817 in seinen Notizen bezeichnete:

„Carolinen verdanke ich mein eheliches Glück und „ihre vorzüglichen inneren Eigenschaften übertrafen noch „alle äußere Schönheit. In den 13 Jahren, in welchen

Im Jahre 1805 brach ein neuer Sturm am politischen Horizonte aus. Der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich und die damit verbundenen bekannten Ereignisse zogen als nächste Folge nach und nach die Unterwerfung der Reichsritterschaft unter verschiedene ehemalige Reichsstände nach sich.

Hiermit war nun auch das bisherige Verhältniß und das Band zwischen dem Schwäbischen Rittercantone Kocher und den Cantonsdienern gelöst. Der höheren Leitung vertrauend, deren Führung er in seinem Leben so oft erkannte, vermied Feuerbach jedoch, Schritte zu thun, welche den Bestimmungen des Schicksals, das nun seiner wartete, hätten vorgreifen können. Ein großer Theil der Ritterschaft des Cantons, welchem er als Diener angehört hatte, war zwar unter Würtembergische Hoheit gekommen. Seine Anstellung in königl. Würtemberg. Dienste hing inzwischen vorerst von der Auseinandersetzung mit Baiern ab, welches gleichfalls ritterschaftliche Diener zu übernehmen hatte. Ohne weiteres Zuthun von seiner Seite wurde Feuerbach jedoch im September 1806 dadurch im königl. Dienste verwendet, daß er dem Generalcommissär für die durch den Presburger Frieden erworbenen und in Gemäß-

„ich mit ihr in der Ehe lebte, habe ich nicht Einen Zug „ihres Characters kennen gelernt, welcher mir zuwider „wäre. Ihre reine sanfte Seele ist ganz für mich und „meinen Character geschaffen. Ohne Ansprüche, ohne Ei„telkeit, nur in dem Kreise ihrer Familie und in ihrem „Hauswesen ihr Glück kennend [illegible] religiösen Sin„nes, über Alles Andere erhaben, was sonst Frauen in „ihrem Alter reizen und unterhalten kann; und so war „sie von dem ersten Tage unserer Ehe an bis jetzt, gleich „gut, gleich zärtlich gegen ihren Gatten. [illegible] „werden sie, wenn ich auch nicht mehr am Leben bin, lie„ben und verehren, wie sie es um sie, denen sie sich „ganz aufopfert, verdient hat.

heit der Rheinischen Bundesacte an Würtemberg gefallenen Landestheile, zur Assistenz in der Eigenschaft eines königl. Würtembergischen Occupationscommissärs, jedoch vorerst ohne förmliche Anstellung, beigegeben und nach Ehingen geschickt wurde.

Dieses trug dazu bei, daß nun eine sehr günstige Wendung für seine Zukunft begann, und es geschah hier, was, wie er selbst sagte, in seinem Leben so oft der Fall war, daß Ereignisse, welche ganz außer ihm lagen, ihn geradezu dahin führten, wohin er kommen sollte. Sein Aufenthalt in Ehingen hatte ihm Anlaß und Gelegenheit dazu gegeben, möglichst vollständige Notizen über die Canton Donauschen Ritterorte und deren Localverhältnisse zum Behufe der Unterhandlungen zu sammeln, welche demnächst in Ulm wegen Abtheilung der Ritterorte überhaupt, in Folge der Rheinischen Bundesacte, mit Baiern eröffnet werden sollten.

Bei deren wirklichen Eröffnung ward Feuerbach dem dazu ernannten königl. Bevollmächtigten beigegeben.

So schwierig die Unterhandlungen theils wegen der Verschiedenheit der Grundsätze, theils wegen der Objecte selbst waren und so wenig anfänglich sich Aussicht zu einer Ausgleichung zeigte, so gelang es ihm doch, durch seine Vorschläge eine für Würtemberg annehmliche Uebereinkunft zu bewirken.

Mit der Ratification dieses Vertrags erhielt Feuerbach nun die wirkliche Anstellung in königl. Diensten bei dem damaligen Cabinetsministerium (Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten) als vortragender Rath mit dem Character eines Legationsraths, eine Anstellung, die mit seinen Wünschen und seinen früheren Dienstverhältnissen am meisten übereinkam. Der neue Wirkungskreis, der ihm nun

tät, aus den diesfalls ergangenen Verordnungen der Gesetze entworfen, nebst einigen Anmerkungen S. 453—459.

*) Gedanken über die Leibrentengesellschaft der Reichsstadt Nürnberg, 1778. S. 101—103. 231—235.

* Oekonomische Betrachtungen über die Wirthschaft des Herrn Landcammerraths von Schönfeld in Trachenau; S. 262—267. * Berichtigung, die curam absentium betr. 1780. S. 226. 227.)

Verschiedene Reden in den Jahresberichten der königl. Sächs. Bibelgesellschaft, (Dresd. 1814—1824. gr. 8.)

Mehrere (größtentheils einzeln gedruckte) Aufsätze in der neuen Allemannia für Recht und Wahrheit. (Sulzbach, 1816, 1817, 4 Hefte. gr. 8.)

J. W. S.

---

* V. Johann Peter v. Feuerbach,

königl. Würtembergischer Staatsrath und Ministerialdirector im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, außerordentliches Mitglied des königl. Geheimen Rathes, Commandeur des königl. Würtemberg. Civilverdienstordens, Ritter des Ordens der Würtembergischen Krone, des k. k. Oestr. Leopold- und des königl. Baierschen Civilverdienstordens.

geb. den 1. August 1761.
gest. den 18. Januar 1825.

Der Mann, dessen Lebensabriß in diesen Blättern des Andenkens an verdiente Deutsche eine würdige Stelle findet, gehörte zu der Zahl derer, welche in niedrigem Stande geboren und mit geringen Hülfsmitteln in einer harten Schule der Entbehrung und des Mangels aufgewachsen, nur durch eigene Kraft und unermüdetes Streben sich selbst den Weg zu einer Stufe bahnen mußten, wie sie dem Verstorbenen zum thatenreichen Wirken von der Vorsehung angewiesen ward.

Mit Rührung und Dank verehrte derselbe bei allen seinen Schicksalen, bei jedem Gelingen oder Mißlingen seiner Wünsche stets die lenkende Hand der Vorsehung, und jener lebendige Glaube an die letztere, jene Ergebung in den höhern Willen, waren auch die Ursache, daß er dem eigenen Verdienste das Wenigste zuschrieb, in Allem vielmehr das Walten einer höhern Fügung erkannte, auf die er noch in den letzten Tagen seiner Auflösung und unter Schmerzen den Glauben und die Hoffnung der Seinigen zu leiten suchte.

Diese Grundzüge seines Characters finden sich insbesondere auch in den eigenhändigen Notizen aus seinem Lebenslaufe, welche er vor neun Jahren, während seines Aufenthalts an einem Kurorte, in prunkloser Erzählung bloß für seine Familie niederschrieb und welche, mit absichtlicher Vermeidung einer Beschreibung seines öffentlichen Lebens (aus welchem er für die Geschichte der Zeit manches Interessante hätte einflechten können), nie zum Druck bestimmt, auch erst nach seinem Tode unter den nachgelassenen Papieren aufgefunden wurden.

Besondere Verhältnisse gestatten es dem Verfasser, aus diesen Notizen das Meiste auszuheben, was der nachstehende Lebensabriß enthält.

Johann Peter von Feuerbach wurde am 1. August 1761 in Wetzlar geboren und in der evangelisch-reformirten Religion erzogen. Seine Eltern waren Wilhelm Gottfried Feuerbach, und Judith, geb. Hoch. Der Vater, Bürger und Strumpfweber in Wetzlar, war ein mittelloser Mann, wurde aber wegen seines Fleißes und seiner Ehrlichkeit von Allen, die ihn kannten, geschätzt, und diesen Eigenschaften verdankte der Verstorbene, wie er selbst dankbar bekennt, den ersten Anlaß zu seinem Fortkommen. Der Stand und die Vermögenslosigkeit

seine Eltern ließen indessen den Sohn an nichts anderes, als an die Erlernung einer Profession denken, zu welcher diese ihn auch wirklich bestimmt hatten. „Wie kam es nun (fragt der Verstorbene in einer Stelle der oben erwähnten hinterlassenen Notizen aus seinem Lebenslaufe), „wie kam es, „daß der Sohn armer Eltern das geworden ist, „was er ist? In meinem ganzen Lebenslaufe tritt „kein außerordentliches, auffallend großes Ereigniß „ein. Schritt vor Schritt geht Alles im Einzelnen „still vorwärts. Ich werde hingezogen, meinen eigenen Kräften kann ich nichts zuschreiben. Uebersehe ich das Ganze meines Lebens, so muß ich „darin allein die lenkende Hand der Vorsehung erkennen, die ich dankbar tief verehre. Wenn in „meiner bisherigen Laufbahn Umstände eintraten, „welche mir zuwider und unangenehm erschienen, „immer zeigte es sich in der Folge, daß es gerade „so zu meinem Vortheile seyn mußte, sey es wegen „meiner äußeren Verhältnisse oder wegen meiner inneren Besserung und Vervollkommnung. Was „auch immer mein Schicksal in meinen noch übrigen Lebensjahren seyn wird, stets werde ich, durch „meine Erfahrung überzeugt, die allweise und allgütige Hand der Vorsehung verehren."

Den ersten Unterricht empfing der Verstorbene in der Deutschen Schule zu Wetzlar bis zu seiner Confirmation im Jahre 1774, als durch das gute Lernen und die hübsche Handschrift des Knaben bei dem Vater der Gedanke entstand, daß sein Sohn vielleicht eher an seinem Wohnorte in einer Schreibstube, als Copist, etwa bei einem Reichskammergerichtsprokurator oder Advokaten, sein Unterkommen gewinnen könnte. Der Gedanke gefiel dem Knaben, der nun zu diesem Zwecke auch etwas Latein lernen sollte. Er benutzte den von seinem Vater

ihm verschafften Schul- und Privatunterricht in Wetzlar mit Fleiß und machte schnelle Fortschritte. Mit diesen entwickelte sich aber bei ihm auch das Verlangen, nach die höheren Schulen zu durchlaufen und vorbereitende juridische Vorlesungen zu hören, wozu es damals in Wetzlar Gelegenheit gab, und bald verband sich damit der sehnliche Wunsch, eine Universität zu besuchen.

Die Aussicht auf eine Erfüllung dieses Wunsches lag jedoch weit entfernt, und obgleich nach dem im Jahre 1780 eingetretenen Tode des Vaters der Jüngling das Glück hatte, in einem Hause die Stelle eines Privatlehrers zu erhalten und dadurch wenigstens der Nahrungssorgen enthoben zu seyn, so stellten sich doch dem nun zum festen Vorsatze gewordenen Drange zum Studium auf einer Universität unübersteiglich scheinende Hindernisse entgegen. Indessen benutzte er unermüdet seine freien Stunden zu Fortsetzung der begonnenen Vorbereitungsstudien, und endlich führte ein durch Verwendung erhaltener Freitisch in Göttingen die Möglichkeit einer Ausführung des längst gefaßten Vorsatzes herbei. Zwischen Freude, Furcht und Hoffnung schwebend, trat der Jüngling mit einer Baarschaft von einigen ersparten Louisd'or im Spätjahre 1782 seine Reise dahin an.

Ein glücklicher Zufall ließ den Fremdling gleich bei seiner Ankunft in Göttingen einen eben so mittellosen ehemaligen Mitschüler auffinden, der ihn nicht nur durch guten Rath unterstützte, sondern auch Zimmer und Schlafstätte mit ihm theilte. Nicht ohne Rührung und mitleidsvolle Theilnahme läßt sich die nähere Schilderung lesen, welche in den obenerwähnten nachgelassenen Notizen des Verstorbenen von den Entsagungen und Schwierigkeiten gegeben ist, womit der Jüngling, besonders in den

ersten zwei Jahren seines Aufenthalts auf jener Hochschule, zu kämpfen hatte.

Außer dem freien Mittagstische und dem unentgeldlichen Zutritte in die Vorlesungen (welchen er insbesondere der Empfehlung des Geheimen Justizraths Pütter verdankte), blieben noch mancherlei dringende Bedürfnisse, wie Holz, Licht, Hausmiethe, Bücher, Kleider 2c. zu bestreiten. Abschreiben von Collegienheften für Studenten, welche in günstigeren Glücksumständen sich befanden, Repetitionen der Vorlesungen mit andern und Unterricht mehrerer junger Leute, gaben dem eifernen Fleiße des nebenbei sein eigenes Studium unermüdet fortsetzenden Jünglings die Mittel an die Hand, jenen nothwendigen Bedürfnissen Genüge zu leisten.

Mit dem Vertrauen und der Achtung, welche er bei den Eltern und Verwandten dieser Studirenden sich erwarb, verband sich der günstig Ruf von seiner wissenschaftlichen Bildung. Eben damit verbesserte sich auch allmälig seine ökonomische Lage und der Aufenthalt in Göttingen wurde ihm so angenehm, daß er nach 3½ Jahren nur ungern diese Hochschule verließ. Von mehreren Seiten wurde ihm die Aussicht vorgehalten, vielleicht in Göttingen selbst oder im Hannöverischen seine fernere Laufbahn mit Glück fortsetzen zu können. Er folgte, jedoch mit Beiseitsetzung seiner eigenen Neigung der Schickung, welche ihm in der Einladung eines durch Göttingen reisenden Mitglieds des Reichskammergerichts entgegen kam. Er kehrte mit diesem nach Wetzlar zurück, wo er sich praktischen Arbeiten in den Schreibstuben von Kammergerichtsprocuratoren und Assessoren widmete und sich überhaupt mit der reichskammergerichtlichen Praxis in ihrem ganzen Umfange bekannt zu machen suchte. Das Glück schien ihm indessen hier minder günstig, als gegen

das Ende seines Aufenthalts in Göttingen, und beinahe ein Jahr war unter mancherlei harten Erfahrungen dahin gegangen, ohne daß die Bemühungen des jungen Mannes nach einer seine Zukunft mehr sichernden Existenz glücken wollten. In dem Augenblicke jedoch, wo sich Alles vereinigte, um ihm einen längern Aufenthalt in Wetzlar unangenehm zu machen, trat eine neue Periode in seinem Lebenslaufe ein.

Der damalige Kammergerichtsassessor von Albini, dessen ganze Familie schon früher sich bei verschiedenen Gelegenheiten wohlwollend für den jungen Mann interessirt hatte, ward von dem Churfürsten von Mainz zum Geheimen Referendär nach Wien ernannt, und Feuerbach nahm dessen Antrag, ihn als Privatsecretär dahin zu begleiten, dankbar an. Er reiste im Aug. 1786 mit Herrn v. Albini nach Wien ab, wo ihm der Aufenthalt bald immer angenehmer wurde, ungeachtet sein geringer Gehalt ihm fortwährend jede mögliche Einschränkung gebot und er auch einer geliebten Stiefmutter, welche im Jahre 1788 starb, noch etwas davon abzugeben sich nicht versagen konnte. Er suchte daher in den freien Stunden, welche ihm seine damalige Bestimmung übrig ließ, noch durch Arbeiten in der Schreibstube des Reichsagenten von Fichte, seines nachherigen vieljährigen Freundes, seine Lage zu verbessern. Eine Vorbereitung für eine künftige Bestimmung fand er zugleich darin, daß ihn jene Arbeiten mit der Praxis eines Reichsagenten bekannt machten. Seine Pläne und Wünsche waren nämlich nach und nach fast einzig darauf gerichtet, mit der Zeit die Stelle eines Reichsagenten zu erlangen, zu welcher indessen die Aussichten sehr in der Ferne lagen. Unerwartet gab jedoch ein neues Ereigniß seinem damals nur auf eine fortdauernde Existenz in Wien gerich-

deren Absehen eine andere tröstlichere Richtung. „Auch hier" sagt er in den nachgelassenen Notizen, „erkenne ich die leitende Hand der Vorsehung, die „es anders verfügte, als ich wollte."

Um diese Zeit wurde nämlich bei dem Schwäbischen Rittercantone Kocher eine Consulentenstelle vakant und Feuerbach meldete sich auf Anrathen und mit Empfehlungen seines Gönners v. Albini versehen, um diese Stelle. Er erhielt dieselbe und reiset sofort im August 1789 von Wien nach Eßlingen, als dem Sitze der Ortskanzlei, ab. Dort angekommen, trat er nun als öffentlicher Beamter eine neue Laufbahn an, die ihn zum erstenmale in seinem Leben in eine Lage versetzte, in welcher er mit keinen Nahrungssorgen mehr zu kämpfen hatte. Allein in anderer Hinsicht war seine Lage sehr schwierig. Es war für den jungen Mann, ohne Kenntnisse der Localverhältnisse, selbst ohne besondere Kenntniß der so complicirten ritterschaftlichen Verfassung, welche ein eigenes Studium und praktische Uebung voraussetzte, bei vielen Geschäftsrückständen und laufenden Arbeiten, und zumal bei der damals herrschenden Spannung im Directorium, keine leichte Aufgabe, den Anforderungen seines neuen Wirkungskreises Genüge zu leisten. Sein Eifer und seine Kenntnisse, sein gerader und offener Character und der Grundsatz, keiner Parthei, sondern nur dem Rechten und Wahren sich hinzugeben, erwarben ihm indessen bald die Zufriedenheit und das Vertrauen seiner Vorgesetzten und Collegen.

So wie die damaligen Zeiten, so war auch sein Amtsleben unruhig. Die Französische Revolution war ausgebrochen und zog bald darauf auch den Ausbruch des Krieges nach sich. Dadurch nahmen bei der Ritterschaft die Geschäfte, die Sorgen und das Gedränge von allen Seiten zu, welches

auch nach dem Frieden von Lüneville und dem Reichsdeputationsrezesse von 1803, wodurch die ritterschaftliche Verfassung vorerst noch erhalten ward, nicht aufhörte.

Die Veränderungen, welche diese auch nachher noch bedrohten, gaben Anlaß, daß Feuerbach im Jahre 1803 mit der nach Wien abgeordneten ritterschaftlichen Deputation dahin abreiste und an den dort eingeleiteten Verhandlungen derselben Theil zu nehmen hatte.

Mochten sich auch manche Besorgnisse über seine Zukunft mit den Veranlassungen dieser Reise verbunden haben; so erfreute er sich doch — wie er sich ausdrückte — derselben als einer Gelegenheit, seine frühere Lieblingsstadt und seine guten Freunde daselbst wieder zu sehen.

Nach seiner Rückkehr von Wien, im November 1804, vermählte sich Feuerbach zu Eßlingen mit der ältesten Tochter seines Collegen, Caroline Weinland; eine Verbindung, die ihm das reinste eheliche Glück zuführte, weil er in Carolinen die zärtlichste Gattin, die treueste Mutter und die sorgsamste Hausfrau liebte und verehrte. Mit Rührung sprach sich der Verstorbene auch über dieses Ereigniß aus und erkannte darin die gütige Vorsorge des allmächtigen Vaters, der seine Schicksale so wunderbar geleitet habe. *)

---

*) Diese edle würdige Frau folgte ihrem Gatten schon am 13. August des gegenwärtigen Jahrs (1826) in einem Alter von nicht vollen 47 Jahren im Tode nach. Ihr zum bleibenden Denkmal mögen hier die Worte stehen, womit der Verstorbene ihren Character schon im Jahre 1817 in seinen Notizen bezeichnete:

„Carolinen verdanke ich mein eheliches Glück und „ihre vorzüglichen inneren Eigenschaften übertrafen noch „alle äußere Schönheit. In den 13 Jahren, in welchen

Im Jahre 1805 brach ein neuer Sturm am politischen Horizonte aus. Der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich und die damit verbundenen bekannten Ereignisse zogen als nächste Folge nach und nach die Unterwerfung der Reichsritterschaft unter verschiedene ehemalige Reichsstände nach sich. Hiermit war nun auch das bisherige Verhältniß und das Band zwischen dem Schwäbischen Rittercantone Kocher und den Cantonsdienern gelöst. Der höheren Leitung vertrauend, deren Führung er in seinem Leben so oft erkannte, vermied Feuerbach jedoch, Schritte zu thun, welche den Bestimmungen des Schicksals, das nun seiner wartete, hätten vorgreifen können. Ein großer Theil der Ritterschaft des Cantons, welchem er als Diener angehört hatte, war zwar unter Würtembergische Hoheit gekommen. Seine Anstellung in königl. Würtemberg. Dienste hing inzwischen vorerst von der Auseinandersetzung mit Baiern ab, welches gleichfalls ritterschaftliche Diener zu übernehmen hatte. Ohne weiteres Zuthun von seiner Seite wurde Feuerbach jedoch im September 1806 dadurch im königl. Dienste verwendet, daß er dem Generalcommissär für die durch den Preßburger Frieden erworbenen und in Gemäß-

---

„ich mit ihr in der Ehe lebte, habe ich nicht Einen Zug „ihres Characters kennen gelernt, welcher mir zuwider „wäre. Ihre reine sanfte Seele ist ganz für mich und „meinen Character geschaffen. Ohne Ansprüche, ohne Eitelkeit, nur in dem Kreise ihrer Familie und in ihrem „Hauswesen ihr Glück kennend [illegible] stille religiösen Sinnes, über Alles Andere erhaben, was sonst Frauen in „ihrem Alter reizen und unterhalten kann; und so [illegible] „sie von dem ersten Tage unserer Ehe an bis jetzt, gleich „gut, gleich zärtlich gegen ihren Gatten. Meine Kinder „werden sie, wenn ich auch nicht mehr am Leben bin, lieben und verehren, wie Sie es um sie, denen sie sich „ganz aufopfert, verdient hat.“

heit der Rheinischen Bundesacte an Würtemberg gefallenen Landestheile, zur Assistenz in der Eigenschaft eines königl. Würtembergischen Occupationscommissärs, jedoch vorerst ohne förmliche Anstellung, beigegeben und nach Ehingen geschickt wurde.

Dieses trug dazu bei, daß nun eine sehr günstige Wendung für seine Zukunft begann, und es geschah hier, was, wie er selbst sagte, in seinem Leben so oft der Fall war, daß Ereignisse, welche ganz außer ihm lagen, ihn geradezu dahin führten, wohin er kommen sollte. Sein Aufenthalt in Ehingen hatte ihm Anlaß und Gelegenheit dazu gegeben, möglichst vollständige Notizen über die Canton Donauschen Ritterorte und deren Localverhältnisse zum Behufe der Unterhandlungen zu sammeln, welche demnächst in Ulm wegen Abtheilung der Ritterorte überhaupt, in Folge der Rheinischen Bundesacte, mit Baiern eröffnet werden sollten.

Bei deren wirklichen Eröffnung ward Feuerbach dem dazu ernannten königl. Bevollmächtigten beigegeben.

So schwierig die Unterhandlungen theils wegen der Verschiedenheit der Grundsätze, theils wegen der Objecte selbst waren und so wenig anfänglich sich Aussicht zu einer Ausgleichung zeigte, so gelang es ihm doch, durch seine Vorschläge eine für Würtemberg annehmliche Uebereinkunft zu bewirken.

Mit der Ratification dieses Vertrags erhielt Feuerbach nun die wirkliche Anstellung in königl. Diensten bei dem damaligen Cabinetsministerium (Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten) als vortragender Rath mit dem Character eines Legationsraths, eine Anstellung, die mit seinen Wünschen und seinen früheren Dienstverhältnissen am meisten übereinkam. Der neue Wirkungskreis, der ihm nun

angewiesen wurde, gab seinen Einsichten und seiner Thätigkeit reichen Stoff. Der Preßburger Friede und die Rheinische Bundesacte, welcher die Auflösung des Deutschen Reichs folgte, hatte das Alte aufgelöst und bei der Gestaltung einer neuen Ordnung der Dinge so Vieles übrig gelassen, was mit den benachbarten Staaten noch auszugleichen blieb. Auf allen Seiten mußten Unterhandlungen zu Auseinandersetzungen, Ausgleichungen und Beilegung der Differenzen angeknüpft und Verträge abgeschlossen werden.

In allen diesen Angelegenheiten arbeitete Feuerbach mit rastloser Thätigkeit und die vielen in den Jahren 1808, 1809 und 1810 abgeschlossenen Staatsverträge wurden entweder von ihm, als Theilhaber an der Bevollmächtigung, mit unterzeichnet, oder durch ihn im Ministerium bearbeitet.

Im October 1810 wurde er zum Mitbevollmächtigten für den Vollzug eines mit Baiern in Paris abgeschlossenen Landescessions- und Purificationsvertrags ernannt, und brachte mit diesem Geschäfte zwei Jahre theils an der Gränze, theils in Ulm, theils in München zu. Im Jahre 1812 kam in München der definitive Vollziehungsvertrag zu Stand, und seine Bemühungen hierbei wurden durch die ihm zu Theil gewordene, unten anzuführende, Auszeichnung erkannt.

Auch auf Anlaß der Unterhandlungen des Pariser Friedens, vom Mai 1814, war er zu einer Sendung nach der Hauptstadt Frankreichs bestimmt. Diese verhinderten zwar zufällige Umstände; als dagegen in Folge dieses Friedens der Congreß in Wien zu Stande kam, so wurde Feuerbach noch im Spätjahre 1815 dahin berufen und hatte sich bei seinem gleichfalls dort anwesenden Regenten desjenigen besonderen Zutrauens zu erfreuen, auf welches er als

ein treuer und eifriger Diener so gegründeten Anspruch hatte.

Gleichen Schritt mit den ihm anvertrauten wichtigen Geschäften gingen die Beförderungen und Auszeichnungen, womit sein König und fremde Monarchen ihn aus eigener Bewegung begnadigten. Schon früher hatte Feuerbach von dem kaiserl. Oesterreichischen Hofe bei Gelegenheit eines Subsidientractats, zu welchem er mitwirkte, die große goldene Civilverdienstmedaille erhalten.

Im Jahre 1808 wurde er zum Geheimen Legationsrathe bei dem damaligen Cabinetsministerium ernannt und erhielt im Jahre 1809 das Ritterkreuz des königl. Würtembergischen Civilverdienstordens. Im Jahre 1812, nach Abschluß des obenerwähnten Münchner Vollziehungsvertrags, wurde ihm das Commandeurkreuz dieses Ordens verliehen, auch im Jahre 1815 von dem kaiserl. Oesterreichischen Hofe die Auszeichnung zu Theil, daß er zum Ritter des kaiserl. Leopoldordens ernannt ward. Nach seiner Zurückkunft von dem Congresse zu Wien, in eben diesem Jahre, beförderte ihn die Gnade des Königs zum Staatsrathe, wobei ihm zugleich das Directorium der Kanzlei und das Bureau der auswärtigen Angelegenheiten bei den Deutschen Expeditionen übertragen wurde. Fünf Monate darauf erhielt er seine Ernennung zum königl. Gesandten am Bundestage, eine Stelle, von welcher er jedoch auf seine mit individuellen Gründen motivirte Bitte dispensirt wurde.

Seit dieser Zeit arbeitete Feuerbach mit unermüdeter Thätigkeit im Cabinetsministerium und wurde zugleich bis zu dem im October 1816 erfolgten Ableben des Königs Friederich Maj. zu den Conferenzen, welche dieser geistreiche Fürst in Bezug auf die auswärtigen Verhältnisse hielt, beigezogen, um Vor-

träge zu halten, so wie er auch in mancherlei ihm unmittelbar ertheilten Aufträgen arbeitete.

Bei der Regierungsveränderung blieben unter des jetzt regierenden Königs Wilhelm Maj. seine Amtsverhältnisse, in Ansehung der Geschäftsleitung in dem königl. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, dieselben, auch wurde er im Jahre 1820 zum wirklichen Ministerialdirector im Departement der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Nachdem die früher bestandenen persönlichen Conferenzen aufgehört und der Geschäftsgang durch die Herstellung und Organisation des Geh. Raths, als oberste berathende Behörde, überhaupt einige Aenderungen erhalten hatte, so berief ihn der König im Jahre 1821, als Beweis der Anerkennung seiner bisher dem Staate geleisteten Dienste, für das laufende Jahr zum außerordentlichen Mitgliede dieses Collegiums, eine Auszeichnung, die ihm auch in den folgenden Jahren bis zu seinem Tode stets wieder zu Theil wurde. Im Jahre 1820 hatte ihn der König mit dem Ritterkreuze des neuerrichteten Ordens der Würtembergischen Krone begnadigt und im Jahre 1821 wurden Feuerbachs Verdienste auch von Seiten des Königs von Baiern bei Gelegenheit eines mit der Krone Baiern in diesem Jahre abgeschlossenen Ausgleichungsvertrags durch Verleihung des Verdienstordens der Baierischen Krone ausgezeichnet.

So rastlos und erfolgreich Feuerbach in seinen amtlichen Verhältnissen arbeitete, so thätig und theilnehmend gab er sich auch noch anderem Wirken hin, wo er glaubte, Gutes stiften zu können.

Zu Anfang des Jahres 1823 fiel, in Folge der zu Stuttgart vorgenommenen Wahl eines Reformirten Stiftungsraths und Particularbürgerausschusses für die Verwaltung des Heiligen der refor-

mirten Kirche, das Zutrauen seiner Mitbrüder der reformirten Gemeinde unter andern auch auf Feuerbach, und er arbeitete in der Eigenschaft eines erwählten Kirchenvorstehers (Kirchenältesten) in ächt christlichem Sinne an der Vereinigung der Stuttgarter und Cannstadter reformirten Gemeinde mit der lutherischen zu Einer gemeinschaftlichen evangelischen Kirchengesellschaft. Wenn auch die deshalb gemachten Schritte zu Erreichung des schönen Zweckes einer solchen christlichen Vereinigung dermalen noch nicht zu dem gewünschten Resultate führten, so blieb dem Verstorbenen doch das Bewußtseyn, nach Kräften und in den reinsten Absichten hierzu mitgewirkt zu haben.

Mit Anfang des Jahres 1824 fing in Folge einer schweren Krankheit, welche seine geliebte Tochter befallen hatte, auch seine Gesundheit zu wanken an, und dem zärtlichen Vater und Gatten war es nicht vergönnt, sich der Wiedergenesung dieses Lieblings seines Herzens lange zu erfreuen. Nach kurzer scheinbarer Erholung, während welcher er sich den gewohnten Berufsarbeiten wieder zu widmen begann, stellten sich früher schon entstandene Unterleibsbeschwerden und ein heftiger Brustkrampf mit erneuerter Kraft seit dem Beginn des Jahres 1825 ein, und letzterer machte endlich am 18. Januar seinem thätigen Leben ein Ende.

Eine zärtlich geliebte, nun bereits wieder mit ihm vereinte Gattin und vier Kinder weinten an seinem Grabe, und eine zahlreiche Menge seiner Freunde und die ersten Staatsbeamten ehrten durch die feierliche Begleitung zu seiner Ruhestätte das Andenken an den edeln Hingeschiedenen.

St. N.

VI. Joseph Placidus Heinrich,

Phil. et Ss. Theol. Dr., Capitular der hohen Kathedral-kirche zu Regensburg, königl. Baierscher und bischöflicher geistlicher Rath, Mitglied der k. Baierschen und mehrerer auswärtigen Akademien und gelehrten Gesellschaften.

geb. den 19. October 1758.

gest. den 18. Januar 1825. *)

Joseph Heinrich wurde zu Schierling im Regenkreise Baierns geboren. Nachdem er in der dortigen Volksschule den ersten Unterricht erhalten hatte, brachte ihn sein Vater, ein Loderer (Wollweber), nach dem benachbarten Regensburg, wo er die aula scholastica ad veterem capellam, eine von diesem Collegiatstifte unterhaltene lateinische Vorbereitungsschule besuchte. Liebenswürdige Aufrichtigkeit und Eingezogenheit, diese zwei Schwestern der holden Unschuld, begleiteten den kleinen Joseph an seinen neuen Aufenthaltsort, und verließen ihn auch nicht, so lange er studirte. Frömmigkeit war das erste und höchste Ziel seines Strebens, und eben diese Frömmigkeit, weil sie eine ächte war, trieb ihn an zur eifrigsten Anwendung seiner vorzüglichen Talente, dieser edelsten Gaben Gottes. Die Folge war, daß er unter seinen Mitschülern in allen Classen des bischöflichen Gymnasiums, sowohl in dem sittlichen Betragen, als in dem jährlichen Fortgange, die ersten Plätze behauptete. Diese seine ungeheuchelt frommen Sitten und ausgezeichneten Fortschritte waren es auch, welche ihm im Jahre 1775 nach absolvirter Rhetorik die Aufnahme in das damals sehr blühende Reichsstift zu St. Emmeram bewirkten. Hier wollte er sich im heiligen Gehorsame ganz Gott

*) Nach der bei [illegible] in Regensburg erschienenen Gedächtnißschrift.

widmen. Wie er in dem Prüfungsjahre oder Noviziate zu Scheuern das Muster eines folgsamen und frommen Novizen war, so war er auch, nachdem er sich im Jahre 1776 durch Ablegung der feierlichen Klostergelübde Gott geweiht hatte, immer das Muster eines frommen Benediktiners. Seine noch lebenden Mitbrüder und Alle, die ihn kannten, geben hiervon einstimmiges Zeugniß.

Placidus — diesen schönen, seinem sanften und folgsamen Charakter entsprechenden Namen erhielt er in der heiligen Profession — studirte nun im Kloster mit allem Eifer Philosophie und Theologie. Frobenius Forster, damals Fürst-Abt, selbst ein Gelehrter und eben so richtiger Kenner als eifriger Beförderer guter Talente, bemerkte bald bei seinem jungen Frater Placidus eine vorzügliche Anlage und auch Neigung zu den mathematischen und physikalischen Studien. Er übergab ihn seinem würdigen Mitbruder, Cölestin Steiglehner, damit er sich unter dessen Leitung bestens bilden möchte. So geschah es, daß Placidus, schon als Frater und dann auch als Priester, bis an das Ende seines Lebens alle von geistlichen Studien und Verrichtungen freien Augenblicke mit größtem Eifer auf die mathematischen und physikalischen Wissenschaften verwendete.

Am 27. October 1782 verrichtete Placidus sein erstes Meßopfer, welche heilige Handlung er forthin, ausgenommen im Falle einer Krankheit oder eines unübersteiglichen Hindernisses, täglich mit aller möglichen Andacht und zur heilsamen Erbauung der Gegenwärtigen verrichtete.

Durch fortgesetztes Studium, geleitet und unterstützt von den ausgezeichneten Männern Frobenius und Cölestin, hatte Placidus bald so ausgezeichnete Fortschritte gemacht, daß er im Jahre

1785 — 1786 das philosophische Lehramt in seinem Kloster übernehmen konnte. Nicht nur seine jüngern Mitbrüder, sondern auch Religiosen aus andern Klöstern und weltliche Söhne aus angesehenen Häusern zählte er, besonders bei den öffentlichen Experimentalcollegien, unter seinen Zuhörern. Als hierauf am 1. December 1791 Cölestin Steiglehner, damals D. D. Professor zu Ingolstadt, als Fürst-Abt erwählt wurde, bekam er den ruhmvollen Ruf, als öffentlicher Lehrer auf jener Universität die Stelle desselben zu ersetzen. Mit Freude wurde er dort aufgenommen, und mit dem philosophischen und theologischen Doctorgrade beehrt. Einem Lehrer nachfolgen, wie Steiglehner gewesen, war eben keine leichte Sache; allein bald zeigte sich Placidus als einen würdigen Zögling und eben so würdigen Nachfolger desselben. So manche, auch in hohen Aemtern und Würden stehende Männer denken noch mit Vergnügen an jene Stunden, in welchen sie den kleinen und magern Placidus Heinrich doch mit Anstand und Würde eben so faßlich als gründlich lehren hörten und eben so gewandt als glücklich experimentiren sahen. Gegen Ende des Studienjahres 1798 vernahm er den Wunsch seines Fürst-Abtes, daß er, da einige würdige Mitbrüder erkrankt, andere mit Tod abgegangen waren, in sein Kloster zurückkehren und daselbst das Lehramt übernehmen möchte. Der Wunsch des Vorstehers war dem frommen Religiosen ein Befehl. Ungern und nur durch die mächtige Verwendung Cölestins erhielt er die nachgesuchte Erlaubniß, Ingolstadt verlassen zu dürfen. Im Kloster lehrte er nun noch einen ganzen philosophischen Cursus.

Aber bald schlug die für geistliche Stifter und für Klöster verhängnißvolle Stunde. Am 1. Dec

cember 1802 wurde die ehemalige Reichsabtei zu St. Emmeram für den Fürsten Primas feierlich in Besitz genommen. Dem selig in dem Herrn entschlafenen Placidus wird kein empfindsames, kein menschliches Herz seine Thränen der Wehmuth verargen. Er fand, mit so vielen andern Mitbrüdern in diesem Stifte und in andern Klöstern aller Orten, seinen Trost in dem Bewußtseyn, bisher nicht unwürdig und nicht fruchtlos gelebt zu haben. In frommer Ergebung betete er Gottes väterliche Fügung an. — Von dieser Zeit an sah Placidus sich selbst und seiner Wissenschaft gegeben, und machte sich seinen Lebensplan. Auf seinen klösterlichen Beruf, welchen er mit reifer Ueberlegung und mit herzlicher Zuneigung gewählt und bisher gewissenhaft erfüllt hatte und welchen er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens hochschätzte und liebte, richtete er vorzüglich sein Augenmerk. Vorgeschriebenes und freiwilliges Gebet, Betrachtung, Selbstprüfung und Lesen geistlicher erbauender Schriften nahmen täglich, vom frühesten Morgen angefangen, mehrere Stunden seiner Zeit in Anspruch. An Sonn- und Festtagen, wie auch an den Vorabenden derselben, fanden ihn Katholiken aus höhern Ständen bis zur geringsten Volksclasse unermüdet arbeitend in dem eben so wichtigen als schweren Geschäfte eines erleuchteten und eifrigen Beichtvaters. Oefterer Krankenbesuch war eine natürliche Folge von der großen Anzahl seiner Beichtkinder. Die übrige Zeit widmete er dem fortschreitenden Studium in dem großen Umfange seiner Wissenschaft und der Ausarbeitung nützlicher Schriften, besonders über das Licht.

Licht, das seltsamste Wesen in der ganzen Natur, überall verbreitet und doch wahrnehmbar, die dichtesten Körper durchdringend und doch unerreich-

bar, dies beschäftigte den unermüdeten Placidus schon in den ersten Jahren seines Lehramtes. war dasselbe bis zu diesem Zeitpunkte mehr als anderes Objekt der Physik vernachlässigt und einseitig behandelt worden. Zwar hatten die mathematischen Betrachtungen desselben einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht; allein desto schlimmer stand es mit den physisch-chemischen Untersuchungen, besonders als man anfing, die unendliche Erfahrungswelt in naturphilosophischen Träumen umfassen zu wollen. Ein desto glücklicherer Erfolg konnte daher die Bemühungen des Verewigten, der stets und ohne Unterbrechung alle Hülfsmittel der Chemie benutzte, die zerstreuten Wahrnehmungen sammelte, bereits gemachte Versuche durch Wiederholung prüfte, neue veranstaltete, die Beobachtungen vervielfältigte und die von den Akademien d. W. dargebotenen Gelegenheiten auf das Emsigste benützte, um durch Zusammenstellung seiner Erfahrungen die Erkenntniß der Materialität des Lichtes zu befördern. Dafür ward ihm auch von allen Seiten die ehrenvollste Anerkennung. Die Akademie zu München belohnte seine erste Abhandlung mit einem Preise, jene zu Petersburg theilte siebenzehn Jahre später ihren Preis zwischen ihm und Link: die Jablonowsky'sche Gesellschaft zu Leipzig beehrte seine Concurrenzschrift mit dem vollen Preise; das kaiserlich französische Institut gab seinem Traktate den zweiten Platz, das schmeichelhafteste Zeugniß, und ließ ihn, als er vom December 1809 bis zum April 1810 in Paris verweilte, zwischen den ordentlichen Mitgliedern Platz nehmen. Diese eben erwähnte Reise machte er an der Seite seines hohen Gönners, des verewigten Fürsten-Primas, Carl Dalberg, welcher schon bei der Aufhebung des Klosters eine jährliche Summe von sechshundert

Gulden zur Fortsetzung und Anschaffung neuer Werke und zum Ankauf physikalischer Instrumente bewilligt hatte, und — ein besonderes Wohlwollen für Placidus Heinrich hegend — demselben nicht allein die im Stifte zu St. Emmeram befindlichen Sammlungen von Apparaten und Naturprodukten zum beliebigen Gebrauche überließ, sondern ihm auch manches neue und kostbare Instrument verehrte. Placidus verwendete aber auch diese Wohlthaten auf die edelste Weise. Er hielt wieder in dem Klostergebäude Experimentalcollegien, welche nicht nur von den Studirenden des Lyceums zu St. Paul, sondern auch von vielen andern gebildeten Männern geistlichen und weltlichen Standes zahlreich besucht wurden, und beschäftigte sich unermüdet mit Versuchen über die im Dunkeln bemerkbaren Lichtphänomene, welche die Basis des oben erwähnten Traktates und des später erschienenen classischen Werkes über die Phosphorescenz der Körper wurden. Jener war in Deutscher Sprache und nur auszugsweise in der Französischen verfaßt, und wohl nur auf diese Weise läßt sich erklären, warum Dessaignes den Preis erhalten konnte.

In dem Zeitraume von 1800 bis 1812 hatte Placidus noch eine nützliche und seinem edlen Herzen werthe Nebenbeschäftigung. Fürst-Abt Cölestin, welcher als Knabe in das Seminar von St. Emmeram gekommen war und da eine so schöne Ausbildung in der Musik, in wissenschaftlichen Kenntnissen und in der Frömmigkeit erhalten hatte, trug immer eine besondere dankbare Neigung für sein liebes Seminarium im Herzen und wollte das Aufblühen dieser nützlichen Anstalt noch mehr dadurch befördern, daß er den würdigen Placidus Heinrich als Seminarinspector anstellte. Placidus bekleidete dieses Amt von 1800 bis 1802 und dann

wieder von 1804 bis 1812, und der Hochwürdige Joseph Emmerich, welcher schon seit fünf und dreißig Jahren — als Zögling, als Präfect, und dann als Inspector — in diesem Seminare lebt und zum Besten vieler Jünglinge wirkt, dieser biedere, aller Schmeichelei ganz abholde Mann gibt uns wörtlich das Zeugniß: „Hier wirkte Placidus auf die geistige Ausbildung der Alumnen „nach allen Kräften, indem er seine Erholung von „den eigenen höhern Studien darin suchte, sich „selbst mit dem Unterrichte der Kleinen zu beschäf„tigen und sorgte auch wie ein wahrer Vater für „alle Anliegen der seiner Obsorge anvertrauten Ju„gend!“

Als das Fürstenthum Regensburg unter das Scepter von Baiern versetzt worden war, erhielt Placidus den Ruf, sich nach München als ordentliches Mitglied der dortigen Akademie zu verfügen. So sehr er sich durch diese Auszeichnung geehrt fühlte, so fand er sich doch bewogen, dieselbe abzulehnen, und ward hierauf — ihm ein erfreulicher Befehl — eingeladen, seine Experimentalcollegien und astronomischen Vorlesungen am königlichen Lyceum zu Regensburg fortzusetzen. Fesselte ihn aber auch Anhänglichkeit an den Fürst-Abt und die übrigen Mitglieder des aufgehobenen Stiftes, so wie das Bedürfniß eines milderen Klima an diese Stadt, so bestimmte ihn zu jenem Entschlusse doch ganz vorzüglich die Gnade, womit der regierende Fürst von Thurn und Taxis und insbesondere die regierende Frau Fürstin, als wirkliche Besitzerin eines massiven Thurmes im fürstlichen Hofgarten, geruhte, sogleich nach der im April 1812 erfolgten gänzlichen Auflösung der ehrwürdigen Emmerama, diesen Thurm unter der Leitung des künftigen Bewohners in ein astronomisch-

meteorologisches Observatorium umschaffen zu lassen. Es war nämlich dem unermüdeten Placidus zum Bedürfniß geworden, seine vieljährigen Beobachtungen der Witterung fortzusetzen. Mit dem Mai 1771 beginnt das von Steiglehner geführte meteorologische Tagebuch, und zehn Jahre später übernahm Heinrich diese Functionen, und setzte sie — während seines Aufenthaltes in Ingolstadt und seiner Reisen einen zuverlässigen Schüler substituirend — ununterbrochen und zwar größtentheils mit den nämlichen Instrumenten fort. Wer die Beschwerden der täglich zehnmal und noch öfter wiederholten Beobachtungen und die Last der monatlichen und jährlichen Reductionen und Berechnungen kennt, der wird der rücksichtslosen Aufopferung des würdigen Placidus Heinrich seine volle Achtung nicht versagen können, und die erfreuliche Bemerkung machen, daß es der beharrlichen Ausdauer zweier Männer gelungen ist, ein Semi-Saeculum meteorologicum Ratisbonense zu liefern, während manche Gesellschaft Aehnliches umsonst beabsichtigte und bald wieder aufhörte. Aber diese meteorologischen Beobachtungen waren es auch, welche der Verewigte noch eilf Tage vor seinem Hinscheiden selbst in das Journal eintrug; seine meteorologischen Instrumente waren es, von welchen er sich dann erst trennte, als ihm die Ueberzeugung von seinem herannahenden Ende geworden war.

Das Observatorium war zugleich der praktischen Astronomie geweihet, welcher Placidus schon im Kloster und zu Ingolstadt gehuldigt hatte, und nun große Opfer brachte. Von dem Fürsten Primas mit einem Repetitionskreise von Fortin zu Paris (welcher schon bei der Gradmessung in Spanien von den berühmten Französischen Astronomen Delambre und Mechain gebraucht worden war)

beschenkt, kaufte er sich noch aus eignen Mitteln alle übrigen zu einer guten Sternwarte erforderlichen Instrumente der besten Meister des In- und Auslandes. Je weniger er aber irgend eine Anstrengung oder Entbehrung scheute, wenn es darauf ankam, sein Journal mit neuen Beobachtungen zu bereichern, desto schmerzhafter fiel es ihm, daß diese Thätigkeit des Geistes durch die Abnahme seiner Gesundheit allmählig immer mehr gehemmt wurde, und daher minder bewegt, als zu befürchten war, vertauschte er im Sommer des Jahres 1822 seine Wohnung mit einer andern in der Nähe der Kathedralkirche, zu deren Kanonikus er im vorhergehenden Herbste ernannt worden war.

Durch diese ehrenvolle Auszeichnung fühlte sich Placidus wieder seinem ersten und ursprünglichen Berufe zurückgegeben und widmete sich mit desto größerem Eifer den ihm dadurch gewordenen Pflichten. Die geschäftsfreien Stunden gehörten der Ausarbeitung einer lateinischen Uebersetzung der Psalmen und dem Genusse seiner ausgesuchten und reichhaltigen Bibliothek. Seine astronomischen und physikalischen Instrumente überließ er dem königl. Lyceum zu Regensburg auf eine Weise, welche deutlich seine unveränderliche Anhänglichkeit an die Sammlungen desselben, welche ehemals dem Stifte zu St. Emmeram angehört und seit dem Jahre 1782 unter seiner Aufsicht gestanden hatten, zu erkennen gab, und die ehrenvollste und belohnendste Anerkennung, womit diesen Ankauf die königliche Regierung des Regenkreises begutachtet und das königliche Staatsministerium des Innern genehmigte. Aber seine ängstlichen Bemühungen in dieser Angelegenheit und die an ihm ungewöhnliche Freude über ihre glückliche Beendigung, erschienen

jetzt als eben so viele Beweise für das Vorgefühl seiner letzten Krankheit.

Placidus Heinrich überstand, wie sein vieljähriger Freund und Ordinarius Hofrath Dr. Schäffer jun. berichtet, schon im Jahre 1800 eine heftige Lungenentzündung, von welcher er, nachdem sich ein Eitersack glücklich entleert hatte, zwar langsam, aber doch vollkommen wieder genas. Von dieser Zeit bis zum Jahre 1821 fanden sich zwar bisweilen vorübergehende Unpäßlichkeiten, aber keine wichtigen Krankheitsformen ein. Allein in jenem Jahre litt der Verewigte während des ganzen Winters an einer Gattung Bleikolik, welche er, so wie den Verlust aller seiner Zähne, durch das Einathmen der Quecksilber- und anderer schädlicher Dämpfe bei seinen Versuchen über die Phosphorescenz veranlaßt zu haben vermuthete und eingestand. Auch diese Uebel wurden allmählig beschwichtigt, wiewohl sich bei dem Mangel aller Kauwerkzeuge keine bleibende Wiedergenesung hoffen ließ. Und im Jahre 1822 kehrten sie auch nebst andern Beschwerden wieder und dauerten insbesondere während des größten Theils des verflossenen Jahres mehr oder minder heftig fort. Sie erloschen zwar in den letzten Monaten desselben, allein nicht auf dem Wege einer Heilung, sondern einer allmählig eintretenden Erschöpfung der organischen Lebensverrichtungen, als Folge des Unvermögens, Nahrungsmittel nehmen und sich solche aneignen zu können. Doch die Kräfte des Geistes schienen weder an der stufenweise zunehmenden Schwäche des Körpers Antheil zu nehmen, noch von ihr abhängig zu seyn; denn immer erhielt sich das rege Bewußtseyn und eine heitere, ruhige Stimmung des Gemüths. Dieser innere Friede des Verewigten, die unmittelbare Folge seiner durch frühzeitige, geistige und

sittliche Bildung erworbenen und behaupteten Vorherrschaft der Vernunft über die niedern sinnlichen Eindrücke, über leidenschaftliche Aufregungen und diätetische Ausgleitungen, dieser fromme Gleichmuth war es auch einzig und allein, dem er ungeachtet des seit der frühesten Jugend sehr zarten Körperbaues, des beharrlichen Studirens, der sitzenden Lebensweise und der großen geistigen Anstrengungen, die lange Dauer seiner Lebenstage zu verdanken hatte; überhaupt schien die Natur bei ihm auf die psychischen Kräfte reichlich übertragen zu haben, was sie nur kärglich an physischen verlieh.

Obwohl der Selige jeden Tag die vorschreitende Annäherung seiner Auflösung fühlte und öfters selbst voraus verkündete, so befolgte er dennoch beharrlich die ärztlichen Rathschläge mit Ruhe und Duldung, klagte nur selten und leise über die Last der ihm ganz ungewohnten Unthätigkeit, und entschlummerte, nachdem er die heiligen Sterbesakramente wiederholt empfangen hatte, am 18. Januar 1825 Morgens 7¼ Uhr sanft und ruhig zu jenem bessern Leben, in welchem er den Lohn seines frommen und segenreichen Wandels erlangen wird. Die ordentlichen Mitglieder der botan. Gesellschaft verlieren an ihm einen treuen Freund und geschätzten Collegen, den sie herzlich betrauern und dessen Andenken bei ihnen unauslöschlich seyn wird. Mit Vergnügen theilen wir noch die letzten freundschaftlichen Zeilen des Verstorbenen, die seiner geübten Feder an unsern eben so hochgeehrten als bejahrten Freund, Herrn Professor Duval, entflossen, im Nachstehenden mit:

„Hiermit habe ich die Ehre, mit Bode's astronomischem Jahrbuche für 1826, nach Dero Wunsch „und mündlicher Aeußerung, aufzuwarten. Möge „es Ihnen recht viel Vergnügen in heiteren Win-

„ternächten verschaffen. Für mich ist der gestirnte „Himmel, sowohl meiner Lage als Gesundheit hal„ber, zeitlebens verdunkelt. Seit 2 Monathen habe „ich meine Stube nicht mehr verlassen und selbst „dieses Briefchen schreibe ich mit Mühe. Perferit „obdura, dolor hic tibi proderit olim! jenseits „des Grabes. — — Was ich befürchte, ist, daß „der Veteran unserer Astronomen, Bode, mit „diesem 50. Band sein astronom. Jahrbuch schließe. „Wer wird es mit so vielem Fleiße fortsetzen?"

Regensburg d. 29. November 1824.

Placidus Heinrichs im Drucke erschienene Schriften, nach chronologischer Ordnung.

Abhandlung über die Wirkung des Geschützes auf Gewitterwolken, 4. — in den neuen philosophischen Abhandlungen der Baier. Akademie der Wissenschaften für 1789. (erhielt den Preis.)

Abhandlung über die Frage: Kommt das Newtonische oder das Eulerische System vom Licht mit den neuesten Versuchen und Erfahrungen der Physik mehr überein, 4. — in den neuen philosophischen Abhandlungen der Baier. Akademie der Wissenschaften für 1789. (erhielt den Preis.)

Oscillationes Mercurii in tubo torricelliano ingruentibus procellis et tempestatibus observatae in Museo physico Ratisbonae ad S. Emmeramum annis 1788 et 1789 a Plac. Heinrich; 4. — in den neuen philos. Abhandlungen der Baier. Akademie der Wissenschaften für 1794.

Abhandlung über die mittlere Kraft und Richtung der Winde, 4. — in den neuen philosophischen Abhandlungen der Baier. Akademie der Wissenschaften für 1797.

Positiones selectae ex Physica et Mathesi. Ratisb. 1791

De sectionibus conicis tractatus analyticus. 8. Ingolstadii 1797.

Positiones Physicae et mathematicae. Ratisb. 1799.

De longitudine et latitudine geographica urbis Ratisbonae observationibus astron. determinata, cui accedunt Theses selectae ex Physica et Mathesi. 4. Ratisb. 1801.

Pyrometrische Versuche über die Ausdehnung des Eisens und der Holzkohle. 8. München 1805.

Bestimmung der Maaße und Gewichte des Fürstenthums Regensburg. 8. Regensburg 1808.

Von der Natur und den Eigenschaften des Lichtes, eine physisch-chemische Abhandlung. 4. Petersburg 180[illegible]. (dieser Traktat erhielt den halben Preis.)

Monumentum Keplero dedicatum Ratisbonae die XXVII Decembris 1806. Fol. (sine nomine auctoris.)

Brevis et dilucida chemicorum effectuum luminis diversorum expositio, addita, quae inde derivatur, variorum luminis phaenomenorum explicatione, adhibitaque experientiae et experimentorum fide; 4. in actis societ. Jablonov. novis. (erhielt den Preis.)

Die Phosphorescenz der Körper nach allen Umständen untersucht und erläutert; in fünf Abhandlungen. 4. Nürnberg 1811 — 1820.

Kurze Lebensgeschichte des letzten Fürst-Abts zu St. Emmeram in Regensburg, Cölestin Steiglehner. 8. Regensburg 1819.

Viele physikalische, meteorologische und astronomische Abhandlungen und Beiträge in die von Gehlen, Schweigger, Zach herausgegebenen Zeitschriften.

Nächstens wird zu Petersburg das von dem Verewigten in den Jahren 1819 — 1822 verfertigte Sach- und Namenregister über die vollständige Sammlung der Denkschriften der k. Russ. Akademie d. W. im Druck erscheinen. Placidus Heinrich war auch ein thätiger Mitarbeiter von Gilberts Annalen der Physik.

VII. * Johann Daniel Sander,

Buchhändler in Berlin.

geboren zu Magdeburg, 1759.

gestorben zu Berlin am 27sten Januar 1825.

Es ist gewiß auf dem Kontinente von Europa eine seltene Erscheinung, daß ein im öffentlichen

Leben sich auszeichnender Mann auch zugleich eine gelehrte Schulbildung erhalten hätte. Wir nehmen so viel an von den Brittischen Insulanern; wir führen ihre Industrie zum eignen Schaden freundlich bei uns ein; wir verpflanzen ihre Maschinen auf unsern Boden, preisen ihre Erfindungen und lassen von ihren Schiffen uns beherrschen; wir freuen uns, wenn unsre Künstler und Gelehrte bei ihnen Anerkennung finden und tragen die Producte ihres Geistes gern zu uns herüber; ja wir tragen sogar den gegenseitigen Unterricht über das Meer und verbinden doch nicht das Practische mit dem Intellectuellen, trennen doch, kastenartig, den Geschäftsmann von dem Gelehrten.

Es ist höchst traurig, wenn man, und besonders in Deutschland, das Treiben sieht und erkennt, wie ein höchst oberflächliches Wissen meist hinlänglich ist, um die einträglichsten Aemter zu erhalten; ja, wie oft gar kein Wissen nöthig ist, um sich unter uns wahrhafter Sinecuren zu erfreuen. Wenn Beispiele Zeit und Raum hier erlaubten, so würden ihrer viele gegeben werden können; man darf nur die subalternen Regierungsbeamten der meisten Staaten Europas anschauen und man wird unter ihnen hinreichende Beweise dafür finden. Und diese Aemter, welche, ohne große Kenntnisse zu erfordern, viele Familien ernähren könnten und doch nur einen geringen Aufwand in der Gesellschaft nöthig machen, stehen im schneidendsten Kontraste mit denjenigen, welche wissenschaftliche Bildung erheischen, für den Unterricht der Jugend und für die Veredlung des Volkes sorgen sollen und deren Inhaber doch meistens mit äußerer Noth kämpfen müssen.

Es ist noch immer eine fehlerhafte Einrichtung der Staaten, daß diejenigen ihrer Mitglieder, welchen sie das höchste Vertrauen schenken, von wel-

chen sie Alles fordern, im Aeußern am gering ausgestattet sind; es ist noch immer ein gro Fehler unserer Staaten, daß dem studierenden Jü linge die practische Laufbahn nicht angewiesen w ehe er zu ihr gelangt; ja, es ist ihr höchster F ler, daß wahre wissenschaftliche Bildung nicht diejenigen ergreift, welche auch in den niedrig Zweigen der Verwaltung am Wohle des Staat arbeiten.

Wie ganz anders war es im Alterthume! wa rum konnte damals derjenige, welcher, als Inte dant für die Bedürfnisse eines ganzen Heeres ge sorgt hatte, bald darauf zum Oberaufseher aller öf fentlichen Bauten, zum Minister der Rechtspflege, zum Feldherrn, zum regierenden Konsul ernannt werden und in allen diesen heterogenen Zweigen der Verwaltung beifallswürdig auftreten? Warum vermochte ein Gracchus heut Quästor und mor gen Volkstribun zu seyn? warum konnte Cäsar Oberpriester, siegreicher Feldherr und Alleinherr scher werden? Die Bildung war eine allge meine; nicht für den besondern Stand bestimmt; ohne zu fragen, was aus dem Knaben werden würde, wurde seine Erziehung und sein Unterricht geleitet, als sollten einst die höchsten Staatsämter ihm zu Theil werden!

Das ist der Unterschied zwischen alter und neuer Erziehungskunst! Fast scheint es, als wollte Europa die alten Kasten Aegyptens wiedergebä ren und abpflöcken die Grenzscheide der Kenntnisse, das menschliche Wissen in eine Wechselwirthschaft verwandeln. Fast scheint es, als wäre die Wissen schaft, welche Sokrates vom Himmel auf die Erde führte, heimathlos unter uns und hätte sich aus dem irdischen Treiben wieder zurückgezogen in die düstern Dachstuben der Gelehrten, um dem Him-

mal neu sich zu vermählen; wehe uns dann! Aber leider tragen Staat und Kirche schon die wirklichen Folgen einer Begebenheit an sich, welche uns gutmüthig nur noch als Schein sich darstellt, und wohl denen, welche in einer vielbekümmerten Zeit das Höhere retteten für die Erde und neu durch ihr thätiges Leben es ihr wieder zu erwerben suchten!

Unter solchen Heroen unserer Zeit erblicken wir den verewigten Sander und müssen mit hoher Achtung den stillen Kreis seiner rastlosen Thätigkeit verehren.

Die Theologie sollte nach der Eltern Willen der Beruf seines Lebens seyn! ein glückliches Loos war ihm gefallen, denn nur von Theologen verlangte man damals gründliche Kenntnisse. Und er erwarb sie sich in hohem Grade unter dem berühmten Funke, dessen ehrenwerthes Andenken nicht nur in ihm, dem Verewigten, nicht nur in allen Zöglingen der Domschule zu Magdeburg, sondern auch in jedem wahren Jugendfreunde beständig fortleben wird.

Vorzüglich durch klassische Bildung genährt, bezog Sander schon in seinem 17ten Jahre die Universität Halle, entfernte leicht von sich, was an wildem Sinne Fridericiane damals an sich trug und weihte emsig sich den ernsten Studien. Nach fast vierjährigem Aufenthalte folgte Sander im Jahre 1780 einem Rufe an die Realschule *) zu Berlin, an deren Pädagogium er fünf Jahre, meist in den höchsten Klassen arbeitete und Geschmack und gründliches Wissen thätig be-

*) Realschulen wurden damals die Zwittergeburten genannt, welche dem Zeitgeiste huldigend, ein oberflächliches Wissen verbreiteten und doch gern für gelehrte Schulen gelten wollten.

förderte. Die große Anhänglichkeit seiner Schüler an ihn beweist eben so sehr, wie freundlich er die Schätze des Alterthums mitzutheilen verstand, als wie empfänglich seine Zuhörer dafür waren.

Ist das Leben des Schulmannes auch practisch wirksam für die Welt und von den heilbringendsten Folgen für die menschliche Gesellschaft, so gehört seine Thätigkeit doch nur einem kleinen Kreise an, und leider erkennt selten der Staat, was hier im Stillen Gutes geschieht; aber Sander trat aus der Verborgenheit hervor und im Jahre 1785 ins öffentliche Leben über, indem er die Herausgabe der Berliner Zeitung von Haude und Spener übernahm und dieselbe mit geistvoller Thätigkeit und freier Umsicht leitete. Wer es weiß, mit welchen Schwierigkeiten eine solche Arbeit verbunden ist; wer jemals selbst ein Tagblatt und besonders ein politisches leitete, und ehrlich von den Anforderungen, welche man an ihn zu machen berechtigt ist, von der Bedeutsamkeit seiner Stellung und von den fast unvermeidlichen Klippen sich überzeugt fühlte: der wird Sandern um seinen neuen Wirkungskreis nicht beneiden, wird sich vielmehr wundern, wie ein Mann aus dem ruhigen und geachteten Schullehrerstande sich in das vielbewegte und gefahrvolle Leben der Politik wagen konnte, da er gewiß auch hier nicht an Muße gewann. Wenn wir auf sein späteres Wirken jetzt schon einen Blick werfen wollen, so wird es uns erklärbar, warum Sander seinen Stand wechselte, wir werden aber auch mit herzlichem Bedauern erkennen müssen, wie sehr er sich in dieser Wahl täuschte. Ausgedehnte literarische Pläne, reiche Ideen lagen in Sanders Geiste und warteten nur auf den Zeitpunkt, wo ihr Herr und Meister frei seyn würde von drückenden Geschäften, um aus ih-

[illegible] geistigen Geburtsstätte zu einem schönen Dasein hervorzugehen. Das war der Lebensplan Sanders! wenn der Schulmann ihn nicht auszuführen im Stande gewesen war: wie vermochte der Zeitungsschreiber es zu bewirken?

Nicht ohne Schwierigkeiten scheint Sander sich aus seinem politischen Wirkungskreise herausgerissen zu haben, und wenn ich gerade auch nicht behaupten kann, als hätten diese Schwierigkeiten außer ihm gelegen: so muß ich um so mehr meine Meinung festhalten, daß dieselben in ihm gelegen haben. Ohne auf seine Individualität hier Rücksicht nehmen zu wollen: so gibt es überhaupt für jeden gebildeten und thätigen Mann keine ihn mehr fesselnde Beschäftigung, als die Politik; sie ist eine verführerische Gefährtin unsres Lebens und umgarnt uns so eng mit ihren Netzen, daß wir ohne Thränen und Herzblut sie selten verlassen können.

Was bleibt dem Manne, wenn er nicht gerade in der Rüstkammer des Alterthums leben, sondern in der Gegenwart wirken will, wol anders übrig, als der Umgang mit der Politik, mit dieser eben so gefährlichen, als geistreichen und reitzenden Freundin? und je mehr sie sich neidisch verbirgt und ihre Reitze in den Schleier der Kabinette hüllt, desto mehr fesselt die Schlaue uns an sich, desto ängstlicher mühen wir uns, den Schleier zu lüften und ihre Reitze zu schauen. So ging's wol auch unserm Sander und gewiß um so mehr, je schneller sich in dem jugendlichen Manne der Geist und das Leben entwickelten, je mehr seine gesammte Wirksamkeit keineswegs der alten Literatur, so innig er auch mit ihrem Geiste vertraut war, zugewendet, sondern vielmehr dem thätigen Leben der Gegenwart gewidmet erschien.

Wenn Sander aber auch, wie jeder wackere Bürger Theil nimmt an den Begebenheiten des Tages und besonders jener großen Zeit, in welche sein kraftvolles Mannesalter fiel, der Politik nie ganz entfremdet wurde: so lag sie, nachdem er die Herausgabe der Berliner Zeitung aufgegeben hatte, doch nie mehr in dem Bereiche seines literarischen Wirkens. Ein schöner Beweis seiner männlichen Stärke! schwer war ihm die Trennung von ihr geworden und doch zerbrach er plötzlich ihre Ketten; aber sie mußte ihn schwer beleidiget haben, daß er so kräftig und auf immer sich von ihr lossagte.

Sander trat nun in literarischen Sachen an die Spitze der Vossischen Buchhandlung zu Berlin, entschied nicht nur über Annahme oder Rücksendung der ihr dargebotenen Manuscripte, so wie über die aus ihrem eigenen Antriebe hervorgegangenen literarischen Unternehmungen, sondern arbeitete auch fleißig selbst an mehreren Werken, welche sie herausgab. Hier scheint er es gefühlt zu haben, daß, wenn er auch wirklich sich in seiner Sphäre noch nicht befand, sich doch derselben bedeutend genähert hatte; aber noch immer war er zu beschränkt in seiner Wirksamkeit und vermochte nicht, den Kaufmannsgeist dem höheren Interesse der Wissenschaft unterzuordnen. Er wollte nicht Buchkrämer (mit Recht verdienen Alle diesen Namen, welche den starren Kaufmannssinn allein in ihren Geschäften herrschen lassen, sollten sie auch Tonnen Goldes besitzen) sondern Buchhändler im edelsten Sinne des Wortes seyn; er wollte auch erwerben durch den Rabatt, aber nicht durch den Verlag; er wollte in diesem nur die Wissenschaft bereichern, das aufkeimende Talent aus dem

Dunkel hervorziehen, seinem Volke Ehre bringen, aber sich dadurch nicht zum reichen Manne machen. So schied er denn aus einer Verbindung, deren Fesseln sein freier Geist und sein uneigennütziger Sinn nicht länger ertragen konnten und beschloß eine eigene Werkstatt für seine literärischen Ideen zu gründen. Es gelang ihm bald, seine Wünsche zu erfüllen und sich durch Kauf in den Besitz der Arnold Weverschen Buchhandlung zu setzen. Den kaufmännischen Theil seines nunmehr eigenen Geschäfts überließ er zwar nicht geradehin seinen Gehülfen, indem er eine genaue Oberaufsicht führte, band sich aber auch nicht an Kleinigkeiten und arbeitete in diesem rein merkantilischen Zweige nur so viel, als die Stellung eines Prinzipals nothwendig machte. Seine Hauptbeschäftigung blieb das Literarische; und mit welch' freiem Sinne, mit welch' inniger Freude, mit welch' glücklichem Erfolge hat er sich ihm nicht gewidmet!

Man kann seine literarische Thätigkeit von einem dreifachen Standpunkte aus betrachten: Kritik, Uebersetzung und Schöpfung. Wenn man an Ramler und Andere denkt, welche mit ihrem kritischen Messer bis zum innersten Geiste ihrer unglücklichen Schlachtopfer drangen: so muß man eben so große Vorurtheile gegen dieses Wort hegen, als wenn man der oft sinnlosen Hudeleien unsrer neusten kritischen Blätter sich erinnert: aber davon war Sander weit entfernt; davor schützte ihn seine hohe Achtung vor dem fremden Eigenthume; seine strenge Liebe zum Rechtseyn, sein fein und richtig fühlender Sinn und seine klassische Sprache. Es ist wahr, daß er oft mit großer Strenge seine Kritik walten ließ und die Werke, welche in seinem Verlage erschienen, mit scharfer Feile prüfte; aber

er wagte sich nie an den Geist des Autors, verlöschte nie dessen Individualität und hob durch oft unmerkliche Züge und kleine Epitheta die Schönheit desselben; und dankbar erkannten seine literärischen Freunde den richtigen Takt und den freundlichen Ernst ihres Verlegers.

Es ist gewiß eine höchst merkwürdige Erscheinung, welcher wir an Sandern begegnen, daß die Kritik ihm größere Ehre gebracht und reifere Früchte getragen hat, als die eigene Schöpfung; daß er glücklicher zu verbessern, als selbst zu schaffen verstand; aber theils mochten wohl seine vielseitigen Geschäfte, theils die Leichtigkeit, womit er arbeitete, theils das Selbstgefühl, welches ihn von seiner Meisterschaft im Deutschen Style nicht unrichtig belehrte, dazu beitragen. Nicht Tadel will ich damit aussprechen, denn Vieles in seinen Schriften, und besonders seine Privatbriefe, tragen den Stempel der reinsten Klassizität in der Deutschen Sprache an sich; sondern nur zur Warnung und Aufmunterung sey es hier gesagt. Warnen möge uns Sanders Beispiel, nicht strenger gegen Andere, als gegen sich selbst zu seyn; aufmuntern möge es uns, vor Allem unsre Sprache auszubilden, sie jedem andern Wissen vorzuziehn und ihr die schönsten Stunden unsers Lebens zu weihen! Wer edel, richtig und schön spricht, muß nothwendig vorher auch so gedacht haben; ohne Beides ist kein klassischer Schriftsteller möglich, und vertrauensvoll reichen wir demjenigen die Hand, welcher diesen Geist in seinen Werken offenbart, denn er kann auch im bürgerlichen und freundschaftlichen Leben uns nicht täuschen *).

*) Auch ohne Wielands meisterhafte Vertheidigung wird Sallustius uns gewiß kein frivoler Mensch

Eine Anekdote, welche mir, dem Jünglinge, als ich an den Stufen des Friedrichstempels zu Halle die Lehren der Weisheit vernahm — eine Zeit, welche Sanders Thätigkeit grade am kräftigsten hervorrief — mitgetheilt wurde, deren Aechtheit ich aber nicht verbürgen will, stehe noch hier, da sie vielleicht Sanders Freunden unbekannt, ein herrliches Licht wirft auf die verständige Thätigkeit des Verewigten und, ächt oder unächt, uns wenigstens Zeugniß gibt von dem lebendigen Vertrauen, welches die Deutsche Lesewelt in Sanders klassische Sprache setzte.

Ein bekannter Romanendichter jener Zeit, dessen Werke in Sanders Verlage erschienen, hatte ohngeachtet seiner großen Schreibseligkeit, nicht Zeit genug, die immer neuen und heißen Wünsche seines leselustigen Publikums zu erfüllen. Als Sander ihn von diesen drängenden Wünschen in Kenntniß gesetzt und häufig ermahnt hatte, die Erwartungen der Lesewelt nicht länger hin zu halten: so sandte jener Dichter ihm endlich ein großes Paket voller Zettel, welche mit einzelnen Gedanken, oft aus andern Werken entlehnt und mit Planen zu Romandichtungen beschrieben waren, ihn fragend, ob er aus diesem Quodlibet, da ihm die Zeit dazu fehle, etwas schaffen könne *), und Sander schuf aus diesem Wirrwar der heterogensten Bruchstücke die allgemein gelesensten Romane; schuf sie, ohne sel-

---

seyn, wie alberne Mährchen ihn dafür ausgegeben haben, wenn wir seine köstlichen Monographien studierten. Auch ohne gegenwärtigen biographischen Versuch wird Sander uns liebenswürdig erscheinen, wenn wir seiner klassischen Sprache begegnen.

*) Sollten wohl andere, geistvollere Männer unserer Literatur, wie eine hoffentlich leere Sage geht, sich eines ähnlichen Mißbrauchs des öffentlichen Vertrauens schuldig gemacht haben, oder noch schuldig machen?

gen Namen zu nennen, die eigne, natürlichste Eitelkeit unterdrückend, den Namen des Vielgeliebten an ihrer Stirn.

Im vertrautesten Kreise, im freundschaftlichsten Briefwechsel mit den ersten Pilastern unsrer Literatur, einem Lessing, Engel, Jean Paul, Forster und Ramler, auch mit Lafontaine in lebendiger Berührung, hatte Sander jetzt einen neidenswerthen Wirkungskreis.

Es war die alte Schule der Deutschen Sprache, welche die Wiederhersteller unserer Literatur gegründet und würdigen Zöglingen hinterlassen hatten; aus dem Wuste der Meistersängerei, aus dem französirenden Elemente eines Lohensteins und Hofmannswaldau hatte sie sich glücklich durchgearbeitet bis zu Klopstocks genialer Kraft und Lessings kritischem Sinne; da erhob sich — noch lebten die alten Meister — eine neue Schule, gebildet auf fremdem Boden, erzogen in der Mystik des Katholizismus, klingend mit auswärtigen Schellen und verführt durch eines Ehrwürdigen (Johann Heinrich Voß) gewaltige Kraft, des Alterthums heilige Gesänge in ursprachlicher Form auf Deutschem Boden zu verpflanzen, und forderte in der Fülle ihrer jugendlichen Kraft Anerkennung ihres noch nicht gewürdigten Verdienstes.

Eine herrliche Erinnerung bietet sich mir dar, um, was ich in Saalathen damals erfuhr und empfand, hier mitzutheilen! Die Heroen dieser Schule mit ihren Jüngern um mich in weitern und engern Kreisen versammelt, boten alles auf, ihrer neuen Weisheit größern Anhang zu verschaffen und nützten jedes Mittel, was sich ihnen darbot, Vorlesungen, Tageblätter, Kunstvereine in ihrem Geiste und Alles wurde versucht, um ihren Zweck zu erreichen. Es wäre interessant, das Trei-

der jener Schule im Anfange dieses Jahrhunderts näher zu beleuchten, wenn der Raum es hier nicht verböte). Viele unter uns, welche der Jugend rege Phantasie bewegte, schworen zu ihrer Fahne und um so inniger, je näher sie wußten, ihre Ansicht mit den ehrwürdigen Veteranen unserer Literatur zu verbinden. Aber bald fiel ihr künstliches Gebäude zusammen — ihre Meister wendeten sich dem Katholizismus zu und wir Jünger fühlten lebhaft die Gefahr, womit auf Kosten des Verstandes unsere Sinne, ja unser reiner Protestantismus bedroht wurde. Wenn Knaben, wenn Jünglinge der neuen Lehre abtrünnig wurden: wie hätte ein Sander mit seinem klaren Sinne, mit seiner kritischen Einsicht ihr huldigen sollen? — So verband er sich mit Kotzebue, um im Freimüthigen gegen jene neue Schule anzukämpfen! Man kann diese Verbindung einen Mißgriff des ehrlichen Sanders nennen; hier hatte einmal sein biederes Herz seinen hellen Verstand besiegt und nicht ihn erkennen lassen, wie falsch der schlaue Kotzebue seine Freunde zu behandeln pflegte. Dem Chamäleon gleich, änderte jener gewandte und schreibselige Mann seine Farbe leicht nach seinen Umgebungen, stach als Biene das Ungeheuer, was er im literarischen Wochenblatte bis an die Wolken erhob, und während er im Freimüthigen jene neue Schule mit beißender Satyre angriff, that er auch ehrenwerthe Männer, seines Verlegers nähere Freunde, in den Bann. Dieß — wie konnte auch ein Leben lange dauern, dessen Pole sich feindselig abstießen? — und daß der Freimüthige im October 1803 unter Garlieb Merkels Redaktion kam, welcher an die Stelle des Witzes gröbliche Schimpfreden gar setzte und in ihrem brüsken Tone schon zufrieden sich dünkte,

wenn sie, wie der Herr Doctor zwei Jahre vorher in einer mißlungenen Vorlesung zu Frankfurt an der Oder das große Resultat, daß Herder ein Dichter sey, seinen erstaunten Zuhörern verkündet hatte, die Blätter ihrer Wochenschrift nur mit leeren Ausfällen gegen ihre vermeintlichen Feinde *) gefüllt hatte: Beides bewog unsern Sander, die schöne Idee eines Freimüthigen im Deutschen Geisterreiche aufzugeben. Und wie hätte auch ein solch' gründlicher und biederer Mann, wie unser Sander, mit dergleichen Ephemeren lange stimmen können! Längst ist verhallt, womit Merkel die Welt zu beschenken glaubte und, außer einigen gelungenen Theaterschnurren, wird auch Kotzebues nur noch gedacht, um einen Gegner Deutschen Geistes und Deutschen Lebens zu bezeichnen **). Solche Leutchen konnten Sandern nie gefährlich werden; aber gefährlicher wohl in damaliger Zeit ein Feßler und Werner ***), doch welche Kraft übt nicht die lebendige Ueberzeugung des selbstständigen Mannes aus! Mit beiden Männern, welche damals schon auf der schwindelnden Höhe des sinnlosesten Mystizismus herumgaukelten, oder in den tiefsten Abgründen religiösen Aberglaubens versunken waren, im vertraulichsten Umgange, wurde er dennoch nicht von ihren Schwärmereien angesteckt.

---

*) Feindselig dachtet ihr freilich jener Schule euch gegenüber; glaubt aber nur, sie hat euch für so gefährlich nicht gehalten; dem Witze mußte sie Geist, den Schimpfreden verächtliches Stillschweigen entgegenzusetzen.

**) Die weitere Verantwortung dieser Behauptung überläßt der Herausgeber dem Herrn Referenten selbst.

***) Die Söhne des Thales, welche freilich schon in einzelnen Zügen ahnen ließen, wohin Werner auf diesem Wege gelangen müßte, welche aber doch des Schönen zu viel enthielten, als daß man einen so retrograden Saltomortale ihres Verfassers hätte fürchten dürfen, erschienen zuerst in Sanders Verlage.

Weit zahlreicher, als die eignen Schöpfungen Sanders, waren seine Uebersetzungen aus fremden Sprachen: eine Erscheinung, welche um so mehr auffallen muß, je größer die Ansprüche sind, welche wir an Sanders Geist und klassische Sprache zu machen uns berechtigt fühlen.

Seine natürliche Bescheidenheit, welche doch in seinen kritischen Arbeiten von seinem richtigen Selbstgefühle besiegt wurde, kann uns allein diese Erscheinung nicht erklären; so laßt uns denn einen andern Grund davon aufsuchen! Es mußte Sandern wohl bange werden, mit eigenen Geistesprodukten hervorzutreten, wenn er die große Anzahl Deutscher Klassiker erwog, deren Werke er theilweise selbst ins Publikum einführte; nicht Bescheidenheit, nicht drückende Berufsarbeiten, — sein Selbstgefühl wieß ihn in seine Grenzen: ein großes Verdienst mehr für den Verewigten, da er sich selbst das Ziel vorzeichnete, dessen sein Geist fähig war und es beständig festhielt. Wie beschämt auch darin der thätige, gebildete Mann so viele unter uns, welche in ihrem eingebildeten Wissen sogleich eine kecke Aufforderung finden, in jedem Fache zu glänzen! Wie weit hat er in diesem bescheidnen Selbstgefühle viele seiner Zeitgenossen hinter sich gelassen, welche nach Einem gelungenen Theatercoup sogleich auch wähnten, in der Biographie und in der Historie mit Glück auftreten zu können!

Aber dieses Selbstgefühl, welches in ihm herrschte, machte ihn auch oft reitzbar, wenn er fürchtete, nicht genug erkannt, oder gar verkannt worden zu seyn und zog ihm auf der gefahrvollsten Altersstufe des Mannes hypochondrische Zufälle zu. Nur seine leidenschaftliche Liebe zur Musik, wo Gluck und Händel seine Lieblinge waren und seine eben so gediegene, als geschmackvolle Kenntniß davon, zer-

kränkten ihm seine Grillen und erheiterten die letzten Jahre seines Lebens.

Männer von solcher Wirksamkeit pflegen, bei herannahendem Alter auszuruhen auf ihren Lorbeeren, nur schön und trefflich zu finden, was zu ihrer Zeit erschien und wenig sich um das zu härmen, was die geistige Welt später ergreift. So nicht Sander! sein Geist nahm den innigsten Theil an allem Neuen, was in der Literatur sich gestaltete und seine Kunstliebe ergriff mit herzlicher Freude die neuen Geburten der Zeit. Wie schmerzlich fiel es ihm, daß lähmende Krankheit ihm nicht erlaubte, das rasche Aufblühen des Königsstädtischen Theaters zu Berlin mit Augen zu schauen! wie klagte er noch in den letzten Tagen seines Lebens, daß er sich nicht auf diejenige Linie habe emporschwingen können, welche ihm von seinem thätigen Geiste sey angewiesen worden! So starb er, nachdem er schon mehrere Jahre gekränkelt — ein Leiden, welches ihm auch vielleicht das Preußische Unglücksjahr, wie vielen andern biedern Patrioten, welche die Zeit hoffnungslos verkannten, zugeschickt — und ein wiederholter Schlagfluß ihn gelähmt hatte, mit freiem, regem Geiste, gepflegt von seiner Gattin und von zwei Söhnen und zwei Töchtern, welche, erwachsen, des Vaters schönste Freude waren, im Kreise inniger, kenntnißreicher Freunde den sanften Tod, der ihm als Lebensengel des ewigen Friedens Hoffnungspalme reichte. Der Superintendent Küster sprach am 31sten Januar an Sanders Grabe kräftige Worte über des Verewigten große Verdienste und der königliche Chordirector Leidel feierte aus eignem Antriebe in der Aufführung geistlicher Gesänge das Andenken des besonders für Musik lebenden, verewigten Kunstfreundes auf eine zarte Weise.

Ein vielbewegtes und dennoch stilles Leben haben wir zu Grabe getragen! Welch Lob kann höher seyn, als was er selbst sich, der Verewigte, erworben hat! Thätig in seinem Berufe, wirksam mit glücklichem Erfolge für die Wissenschaft, kräftig befördernd das erwachende Talent, Strenge übend gegen mißlungene Versuche, bescheiden fühlend, was ihm noch fehlte, mit regem Eifer Alles ergreifend, was Kunst und Wissenschaft erzeugten, geachtet von seinen Zeitgenossen, geliebt von seinen Freunden, sank er, mit dem freimüthigen Geständniß: noch nicht genug geleistet zu haben, in die düstre Gruft und schaute hoffnungsreich auf das Licht, welchem er im Leben so kräftig entgegen gestrebt hatte!

Es bleibt uns jetzt noch übrig, Sanders zahlreiche schriftstellerische Arbeiten aufzuführen; wir theilen sie in ältere von 1777—1795 und in neuere bis 1810. Sie mögen chronologisch hier stehen:

Das Leiden Jesu, eine Cantate zu einer Passionsmusik von Rolle. Halle, 1777. 8. — Friedrich Wilhelm der große Churfürst, ein Vorspiel, 1782. — Verschiedene Erzählungen in den von Mylius herausgeg. kl. Romanen, Erzählungen u. Schwänken. — Einzelne Gedichte in Almanachen u. s. w. — Orpheus u. Euridice nach Glucks Musik. Magdeb., 1786. — In der 1sten Ausgabe d. hinterl. Werke Friedrichs II. hat er die Gedichte u. die Briefe an Voltaire übersetzt; die 2te Ausg. hat er, 4 Bde ausgenommen, revidirt u. z. Theil umgearbeitet. Freundschaftlicher Briefwechsel zwischen Friedrich II., König von Preußen und U. T. v. Suhm; a. d. Franz. übersetzt, 2 Th. Leipzig, 1787. — Friedrichs II. Werke, bei seinen Lebzeiten herausgeg. 1—3r Bd. A. d. Franz. — Magazin von Reisebeschreibungen, 1—5r Bd. übers. (Die folgenden Bde sind von ihm revidirt und zum Theil übersetzt worden.) —
Iphigenia in Tauris, nach Glucks Musik. Magdeb. 1790. — Aufs Neue gedruckt zum Behuf der Aufführung. Berlin, 1795. —

Iphigenia in Aulis, lyr. Tragödie in 3 Aufz., in Musik ges. von Gluck. Frei übers. u. im e. Auszug z. Singen bei dem Pianof. gebracht von J. D. Sander. Mit Deutschem u. Franz. Text. I. Akt. Fol. — Iphigenia in Aulis, lyr. Tragödie in drei Aufz. N. d. Franz. des Bailly du Rollet und nach der Musik des Ritters Gluck, von J. D. Sander. gr. 8. 1809. — C. W. Koch, Gemählde der Revolutionen in Europa. A. d. Franz. übers. von J. D. Sander. 3 Th. gr. 8. 1807—1809. — Die heilige Cäcilia. Geistliche Lieder, Oden, Motetten, Psalmen, Chöre u. andere Gesänge. Erster Jahrgang in 4 Lieferungen. Querfolio. —

Lacretelle, des Jüngern, Geschichte von Frankreich während des 18ten Jahrh. Aus d. Franz. übers. 2 Thle. 8. 1810.

Waschke, bei Bojanowo (Großherzogth. Posen) im Octbr. 1826.

Karl Wunster.

---

* VIII. Christian Ludwig August Philipp Heimreich,

Adjunct und Pfarrer zu Tiefenort,

geb. den 1. December 1754 zu Creuzburg.
gest. am 27. Januar 1825 zu Tiefenort.

Dieser im Betracht seines vielseitigen Wissens und Wirkens für das allgemeine Beste merkwürdige und verdiente Mann stammt aus einem adelichen Geschlecht, obgleich derselbe nie diese Würde mit einem Wort erwähnt hat und die Nachrichten davon nur erst in seinen hinterlassenen Papieren gefunden worden sind. Der Mitverfasser dieser Lebensbeschreibung hat das urschriftliche Adelsdiplom vom 31sten Mai 1737 vor sich und es wird für

die zahlreichen Freunde und Zöglinge unseres Heimreichs interessant seyn, einige Stellen herauszuheben und sie zur öffentlichen Kunde zu bringen. Mittelst dieses Adelsdiploms wurde der Großonkel unseres seligen Freundes, der kaiserl. Hof- und Legationsrath Ernst Friedrich Justus Heimreich, ein in Geschäften und kaiserlichen Aufträgen sehr erprobter Mann, für sich, seine Descendenten, auch dessen sämmtliche Geschwister in den Adelstand erhoben und es kam darin unter andern Folgendes vor:

„Wenn Wir denn angesehen, wahrgenommen „und betrachtet die Ehrbarkeit, Redlichkeit, adliche „Sitten und Qualitäten, sonderbare Tugenden, „Gaben, Vernunft, Wissenschaften und Gelahrtigkeit, womit Ernst Friedrich Justus von Heimreich begabet, welches uns auch bewogen, Ihn „bereits vor drei Jahren in die Zahl der Comitum Palatinorum zu setzen und einzuverleiben; Anbei Uns auch vorgestellet und mit „sonderbarer Glaubwürdigkeit beigebracht ist, daß „dessen Geschlecht laut unterschiedener Adels- „und Turnierbücher, Chroniken, an Kirchen und „Gebäuden gefundenen Epithaphien und Monumenten schon vor Seculis Edel gewesen, allermaaßen Heimricus schon im achten Seculo am „Rheinstrohm gelebet und das Kloster Lorsch fundiren helfen, Wolfgang im Jahr 1209 zu Worms, „Wilhelm im Jahr 1337 zu Ingelheim und Georg allerseits Edle von Heimreich im Jahr 1403 „zu Darmstadt auf den Turnier- und Ritterspielen gegenwärtig gewesen, nach der Zeit in Franken das Rittergut Dirnstein besessen, von dannen dieses Geschlecht endlichen in Niderdeutschland und auf die Insel Nordstrand sich ausgebreitet, bis zur Zeit des dreisigjährigen Krieges

„sich wieder einige nach Oberdeutschland gewen-
„det, in alle Wege aber die Vorfahren obbesag-
„ten Comitis Palatini im Kriegs- und Civil-
„dienste, sich rühmlich vor das Deutsche Vater-
„land gebrauchen laßen, er auch selbsten durch
„seine in Wien gemachten Cameral-Propositionen
„das Interesse Ihro Römisch Kaiserl. Majestät
„und Dero Erblande zu befördern, sich beflißen;
„demnächst in mancherlei Affairen und Verschi-
„ckungen, sowohl an Churfürstliche Höfe des Heil.
„röm. Reiches als auch nach den Niederlanden
„und dem Königreich Pohlen sich distinguirt, an-
„bei nicht weniger von Uns als andern in- und
„ausländischen Fürsten den Characteur eines Hof-
„und Legationsrathes zu führen, sich meritirt ge-
„macht, auch Unserm Fürstl. Hauße treu und
„hold und dienstbar gewesen und hierinnen all-
„stets zu continuiren versprochen hat. Solchem-
„nach haben wir mit wohlbedachtem Muth, gu-
„ten Rath und reifer Betrachtung in Krafft ob-
„gedachten Kaiserlichen Freiheitsbriefes und da-
„rinnen empfangenen vollkommenen Gewalt und
„Macht obenerwähnten Ernst Friedrich Justus,
„wie auch dessen leibliche Geschwister Johann
„Christian und Johann Friedrich, nicht weniger
„Christinen, Johannetten und Sophien Wilhel-
„minen allerseits Heimreich, gleichergestalt sowie
„auch alle deren eheliche Leibeserben und sämmt-
„liche Erbeserben und Descendenten beiderlei Ge-
„schlechts, Manns- und Weibspersonen für und
„für zu ewigen Zeiten, in den Stand des Adels
„bestätiget und in den Grad des Ritterstandes
„des Heil. röm. Reichs und der Kaiserl. Erbkö-
„nigreiche, Fürstenthümer und Lande als Ritter-
„mäßige und Turnier-Genoßleute erhöht, dazu
„gewürdigt, geschöpft, bekräftigt und Sie der

„Schaar, Gemeinschafft und Gesellschafft des Rit-
„terbaren Adels zugefügt und verliehen, aller-
„maßen und dergestalt, daß sie hinführo nebst
„dem Prädicat Edel von Heimreich sich Ritter
„des Heil. Röm. Reichs von und zu Heimen-
„thal nennen, schreiben, und solches Ehrenwort
„ewiglich führen sollen und mögen ꝛc.

„Hannibal Fürst von Portia."

Der im Jahre 1705 geborne, zugleich mit in den Adelstand erhobene Bruder des obenerwähnten Hof- und Legationsrathes war der Vater unsers Adjunct Heimreichs, ein sehr eifriger und kräftiger Mann, welcher zuerst die Pfarrei zu Einsdorf in der Diöces Alstädt erhielt, aber solche nach sechs Jahren mit der Pfarrei zu Helmershausen in der Diöces Ostheim vertauschte. Auch da blieb er nur kurze Zeit, indem ihn der höchstselige Herzog Ernst August von Sachs. Weimar nach Masbach versetzte, wo zwar seine Energie sehr kräftig wirkte, aber wo seine Heftigkeit auch bald eine weitere Versetzung nach Madelungen zur Folge hatte, welche Stelle er jedoch schon nach einem halben Jahre mit der Inspectorstelle zu Creuzburg vertauschte. Doch auch hier konnte er nicht bleiben und nachdem bei dem großen Brande im Jahre 1765 mit seinem eigenthümlichen Hause auch der größte Theil seines Vermögens verbrannt war, wurde er als Superintendent nach Kaltennordheim versetzt, wo er am 29. Mai 1771 mit Tode abging. Zu Creuzburg wurde am 1sten December 1754 unser Adjunct Heimreich geboren, wo er neben dem väterlichen Unterricht bis zum Jahr 1765 die dasige Stadtschule besuchte und nachdem im Jahre 1771 sein Vater als Superintendent zu Kaltennordheim gestorben war, begab er sich mit seiner Mutter zu seinem Schwager, dem Pfarrer Bindheim zu Aschen-

hausen, welcher ihn zu weiterer wissenschaftlicher Bildung vorbereitete. Im Jahr 1772 besuchte er das Lyceum zu Meiningen, wo er jedoch nur ein Jahr verweilte und dann die Universität Jena bezog, wo er das Studium der Theologie wählte, dabei die Vorlesungen der Professoren Polz und Zikler benutzte und als ein fleißiger, aber munterer Student daselbst lebte. Sein geringes Vermögen erlaubte ihm nicht, den gewöhnlichen akademischen Cursum auszuhalten, sondern nach drei Semestern verließ er schon die Universität, nachdem er vorzüglich die Französische und Englische Sprache gründlich erlernt hatte. Vom Jahre 1775 an bekleidete er mehrere Hauslehrerstellen in Franken, Sachsen, auf der Insel Rügen und nach seiner Rückkehr in sein Vaterland, in dem Städtchen Lands an der Rhöne und endlich in Farnrode unweit Eisenach, wo er sich vorzüglich mit Erziehung und dem Unterricht junger Leute beschäftigte, mit welchen er Reisen in entfernte Gegenden, z. B. in die Niederlande, machte, wobei er sich viele Sach-, Welt- und Menschenkenntniß erwarb.

Im Jahr 1790 traf ihn die Reihe, die geistliche Collaboratur bei dem geistlichen Ministerium zu Eisenach zu übernehmen; da aber damals mit dieser Vorbereitungsstelle gar kein Gehalt verbunden war und Heimreich deshalb seine Hauslehrerstelle aufzugeben genöthiget war, so errichtete er zu Eisenach ein Erziehungsinstitut, welches zunächst auf junge Engländer, Franzosen und Schweizer berechnet war, welche daselbst Unterricht in der Deutschen Sprache und andern vorzüglich Kaufleuten nöthigen Wissenschaften, erhielten. Er verband sich zu dem Ende mit mehreren Hülfslehrern, unter welchen besonders der bekannte Schriftsteller und Mathematiker Hoßfeld, jetzt zu Dreisigacker und

der um die vaterländische Geschichte verdiente Eisenachische Gymnasiumslehrer May genannt zu werden verdienen.

Dieses Institut hatte einen so glücklichen Fortgang, daß Heimreich zwei Jahre nach dessen Eröffnung die Entlassung von der Collaboratur suchte und erhielt, um sich ausschließlich diesem seinem Lieblingsfache zu widmen; doch wurde er auch da bald durch politische Ereignisse vertrieben. Es hatten nämlich die Folgen der inzwischen eingetretenen Französischen Revolution eine Menge Französische Emigranten mit ihren Familien aus dem Reiche vertrieben, deren viele nach Eisenach kamen und die geräumigsten Häuser einnahmen, so daß Heimreich kein passendes Lokal für sein Institut daselbst fand. Er suchte daher um die Predigerstelle zu Neustadt im Amte Gerstungen nach und erhielt sie. In diesem in einer reizenden Gegend des Werrathales gelegenen und von einem gutmüthigen Landvolke bewohnten Dörfchen, welches er daher sein Paradies zu nennen pflegte, verlebte er die glücklichsten Tage im Kreise seiner Zöglinge und Lehrer, von denen allen er als ein guter Vater geliebt und verehrt wurde. Dieses Dörfchen war ihm noch in der letzten Periode seines Lebens so lieb, daß er oft enthusiastisch davon sprach und versicherte, daß, wenn er nicht gleichsam mit Gewalt von da weggerissen und nach Franken versetzt worden wäre, er nie dieses Plätzchen verlassen haben würde; aber diplomatische Verhältnisse riefen ihn aus dieser schönen Lage in ein Feld, wo er zwar vielfache Beweise seines Patriotismus und seiner Anhänglichkeit an seine Landesherrschaft zu geben Gelegenheit hatte, aber wo er auch manche harte Prüfungsstunde aushalten und Weltklugheit sich zur Aegide in häufigen critischen Ereig=

nissen dienen lassen mußte. Seinem Regenten, dem Herzog von Weimar stand nämlich das Patronatrecht auf eine Pfarrei zu Masbach in Franken und der größte Theil dieser von Rosenbachischen Besitzung als Mannlehn zu, auch kam diese ansehnliche Herrschaft wegen Mangel männlicher Descendenten auf dem Heimfall. Theils häufige zwischen den untermischten katholischen und protestantischen Einwohnern vorkommende Reibungen, theils die Folgen der Deutschen Staatsumwälzung und daraus zwischen benachbarten Fürsten sich bildenden Collisionen, überdieß der Mangel an einem von den Deutschen Fürsten anerkannten Gericht, machten die Lage eines Pfarrers zu Masbach überaus schwierig und die Auswahl desselben bedenklich. In unserm Heimreich glaubte man alle Eigenschaften zu finden, welche zu dieser Stelle unentbehrlich waren und man hatte sich nicht getäuscht, seine Pastoralklugheit und diplomatische Umsicht und Gewandtheit ließen ihn durch vielseitige Verlegenheiten durchschlüpfen und wirkten vortheilhaft für die höchste Lehnsherrschaft, ohne der Gutsherrschaft nachtheilig zu werden. Doch bei aller seiner Vorsicht und äußerst umsichtigen und delicaten Verhalten hätte ihn doch beinahe ein öffentlich ausgesprochener Beweis seiner unbeschreiblichen Anhänglichkeit an seine ihm so theure Landesherrschaft seine Laufbahn zertrümmert, hätte er sich nicht mit Würde und Offenheit gegen die ihm gemachten Anschuldigungen zu vertheidigen gewußt. Es möchte bedenklich seyn, jenes Ereigniß, welches übrigens in dem Kirchspiel des Seligen allgemein bekannt ist, hier umständlich aufzuführen, da es in manche diplomatische Verhältnisse eingreift und manche Saiten unangenehm berührt, aber so viel ist bekannt genug, daß unser Heimreich vorgeladen und

hart angelassen, aber nach seiner eben so anständigen als freimüthigen, vor der hohen Behörde ausgesprochenen Vertheidigung, nicht allein von aller Strafe freigesprochen, sondern ihm noch eine der ersten protestantischen Stellen angetragen wurde, die er jedoch, weil er sich dazu zu schwach und zu sehr abgestumpft fühlte, verbat.

Auch in Masbach setzte Heimreich seine Lehranstalt fort, konnte aber wegen seinen vielen Amtsgeschäften nur wenige Zöglinge aufnehmen, die sich endlich durch die vielfachen, auch Franken betroffenen Kriegsbedrängnisse, gänzlich verloren.

War nun Heimreich durch die vieljährigen Kriegscalamitäten genöthiget worden, seine Lieblingsgeschäfte, die Bildung junger Zöglinge aufzugeben, so gewann er dadurch auf der andern Seite in geselliger Hinsicht, da er in seiner ganzen Umgegend von allen benachbarten Beamten und Geistlichen protestantischer und catholischer Confession sehr geschätzt wurde.

Endlich aber, von mancherlei Conflicten ermüdet, sehnte er sich wieder nach einer vaterländischen Stelle, und als im Jahre 1805 zu Tiefenort im Fürstenth. Eisenach der Adjunct Köhler gestorben war, suchte er diese ihm längst vor allen erwünschte Stelle, die ihm auch vor der Hand zugesichert, aber noch zur Zeit, weil man seine Entfernung von Masbach noch nicht wünschte, bis zu seinem Abgang von dort, durch Vicarien besorgt wurde. Erst im Jahre 1817, im 63. Jahre seines Lebens, trat er seine letzte Wanderung nach Tiefenort an, um da den Abend seines stets thätigen und gemeinnützigen Lebens zu beschließen. Er fand hier eine freundliche Aufnahme und Aufheiterung durch den geselligen Umgang mit gebildeten Männern, die ihm in allen Perioden seines thäti-

gen Lebens ein wahres Bedürfniß waren, und würde in dieser längst gewünschten ruhigen Stelle um so mehr einen sichern Zufluchtsort und Erholung von seinen vielfachen Duldungen gefunden haben, da durch ein gutes Diensteinkommen seine vorhin durch Gutmüthigkeit und Gastfreiheit etwas gestörten Vermögensumstände für sein häusliches Bedürfniß gesichert waren, aber mehrere traurige Verhängnisse störten auch hier den Herbst seines schönen gemeinnützigen Lebens, indem er sein Gehör fast gänzlich verlor und eine vieljährige treue Haushälterin, die Schullehrerwittwe Avemark, deren verwaiste zwei Söhne er erzogen hatte, und welche seit seinen Erziehungsanstalten sein Hauswesen treulich besorgt hatte, durch einen Schlagfluß mehrere Jahre völlig gelähmt wurde und ihm kurz vor seinem Ableben voranging. Nach einem anhaltenden Krankenlager, welches in Altersschwäche seinen vorzüglichsten Grund hatte, starb er am 27sten Januar 1826, im 71sten Jahre seines Alters, mit der Beruhigung, daß aus seinem Nachlasse die wenigen Gläubiger völlig befriedigt wurden, und keine Witwe und Kinder seinen Verlust betrauerten, ob er gleich die Liebe und Achtung seiner Gemeinden mit in das Grab nahm.

Unser Heimreich besaß einen hellen und wissenschaftlich gebildeten Verstand und einen ungesuchten aufheiternden Witz, welcher seinen Umgang sehr anziehend und unterhaltend machte. Französische und Englische Sprachkunde war in den jüngeren Jahren sein vorzüglichstes Studium, welches er bei den mancherlei Erziehungsinstituten sehr vortheilhaft benutzte. Mehrere seiner fremden Zöglinge aus Frankreich, der Schweiz und England suchten ihren alten treuen Lehrer auf, und in dem letzten Jahre seines Lebens besuchte ihn noch ein Englän-

der, der früher in seinem Institut gelebt, nachher in Aegypten gegen Napoleon gefochten und denselben endlich nach St. Helena gebracht hatte. Sein Herz war von der wärmsten Menschenliebe beseelt, die keine Aufopferungen jeder Art achtete, wenn es darauf ankam, zum Besten Anderer wirksam zu seyn. Sein reines Gemüth war die Quelle seiner stets frohen, heitern Laune, die ihn sogar in den letzten Tagen seines Lebens nie verließ und ihm noch manche Scherze über Gegenstände erlaubte, worüber andere in die bittersten Klagen ausgebrochen seyn würden. Eigennutz war ihm fremd und ein Beweis von dieser schönen geistlichen Tugend gab er dadurch, daß er nie das gewöhnliche Beichtgeld anzunehmen sich entschließen konnte. Sein Character war offen und frei von aller Heuchelei; ohne den Anstand zu verletzen, den er sehr in Ehren hielt, verachtete er alles leere Ceremoniel als leeren Tand. Er war in seinem geistlichen Amt ein treuer, aber aufgeklärter Lehrer, dem Finsterling ging er offen entgegen und gegen die ihm anbefohlene Gemeinde handelte er wie ein liebreicher theilnehmender Vater gegen seine Kinder. Nicht aus Eigennutz, sondern aus reiner Neigung wurde er Erzieher und liebte seine Zöglinge mit der innigsten Anhänglichkeit. Er sorgte nicht allein für ihre geistige Bildung, sondern eben so sehr lag ihm die physische Erziehung derselben am Herzen, so daß mancher, in seinem Institute aufgenommene Schwächling, mittelst der ihm gegebenen geregelten Leitung, es als kraftvoller Jüngling verließ: so machte er sich die moralische, wie die physische Bildung dieser zarten Pflanzen, deren ihm das Ausland so manche anvertraute, zur heiligsten Pflicht, und viele dieser Zöglinge, die durch ihn auf die Bahn der Tugend, der Weisheit und nützlicher

Wissenschaften geleistet worden sind, werden stets ... Andenken an diesen achtungswerthen Mann in ... rem Herzen bewahren.

J. u. L. T. u. B.

IX. Johann Ludwig Klohß,

der Medizin und Chirurgie Doctor, Inhaber des königl. Preuß. allgemeinen Ehrenzeichens erster Klasse, herzogl. Anhalt-Dessauischer Hofmedicus, Stadtphysikus und Stadt- und Land-Accoucheur zu Zerbst.

geb. den 20. November 1770.
gest. den 28. Januar 1825.

Wenn rastloses, redliches Streben, in einem nicht kleinen Wirkungskreise nach Kräften zu nützen, wenn der regste Eifer für seine Wissenschaft, die treueste Pflichterfüllung in dem gewählten Berufe und mannichfache, während eines langen Zeitraums dem Vaterlande und der Menschheit mit seltner Uneigennützigkeit und rühmlicher Selbstaufopferung von Gesundheit und Leben geleistete Dienste, einen Mann der Auszeichnung würdig machen, in diesem, dem Gedächtniß edler Dahingeschiedener aus dem Deutschen Volke geweihten Buche, auch für seinen Namen einen Platz zu erhalten, so gehört der Verstorbene unstreitig unter die Zahl derer, deren Verdienste und ganzes Leben ihnen ein hohes Anrecht an dieser Ehre und den vollgültigsten Anspruch ertheilen, der Vergessenheit entrissen und dem ehrenden Andenken der Mit- und Nachwelt erhalten zu werden.

Seine Vaterstadt war Zerbst, wo sein Vater Besitzer einer Wachsbleiche und einer der wohlhabendsten und angesehensten Bürger war. Den ersten

Unterricht erhielt er im älterlichen Hause, theils durch Privatlehrer, theils späterhin auf dem dortigen Gymnasio bis zum 11ten Jahre, wo ihn sein Großvater mütterlicher Seite, der Rath und Stadtphysikus Dr. Jacobi, welcher vor allen seinen übrigen Enkeln ihm die meiste Liebe und Sorgfalt schenkte, ganz zu sich in sein Haus nahm und 3 volle Jahre darin behielt, während welcher Zeit er noch das Gymnasium der Stadt besuchte. Dann ward er, hauptsächlich auch auf Anrathen des letztern nach Schulpforte gebracht, welche er nach 3jährigem Aufenthalte mit dem Gymnasio zu Gotha vertauschte, das er aber nur auf 1 Jahr noch besuchte und dann im 18ten Lebensjahre die Universität zu Jena bezog, um sich der Heilkunde zu widmen, zu der ihn schon früh eigne Neigung, nicht minder aber auch Beispiel und Aufmunterung seines Großvaters hinzogen, dessen Liebling er war. Ohne den Freuden des akademischen Lebens zu entsagen, die ihm vielmehr gern zusagten, und deren er in spätern Jahren sich immer mit vieler Wärme erinnerte, verabsäumte er indeß keineswegs das ernstere Studium seiner Wissenschaft und widmete sich mit Eifer und Fleiß der Medizin in ihrem ganzen Umfange, worin ihm Männer, wie Loder, Gruner, Stark, Nicolai u. s. w., den trefflichsten Unterricht ertheilten. Wie unermüdet sein Fleiß, wie rege seine Wißbegierde und wie groß sein Eifer waren, davon zeugt nicht nur sein späteres praktisches Leben, sondern auch die ehrenvollste Anerkennung von Seiten seiner Freunde und Lehrer, wovon der noch jetzt Beweise vorliegen. So findet sich in dem, von ihm nachgelassenen Denkmale akademischer Freundschaft folgende Stelle, die ein Freund einschrieb: „Guter Klohß! ich muß dir das rühmliche Zeugniß geben, du warst der Biene gleich; du

kunft nach Jena und gehst beladen mit Wissenschaf- ten ins Vaterland zurück." Noch mehr aber, als die- von einem Commilitonen gewiß seltne Aussprüche zeugt dafür das Lob und die Liebe seiner Lehrer, unter denen Loder insbesondere ihn vorzugsweise auszeichnete, so daß er in der, seiner Dissertation angehängten Einladungsschrift, von ihm rühmt, „er habe durch vorzüglichen Fleiß und gute Sitten sich vor vielen andern seinen Lehrern empfohlen, weshalb denn auch er selbst insbesondere Freundschaft für ihn gehegt habe."

Nach beendigtem akademischen Triennio bestand er summa cum laude das medizinisch-chirurgische Examen und ward dann unter Loder nach Vertheidigung seiner Dissertation: De paracentesi vesicae urinariae per intestinum rectum, zum Doctor der Medizin und Chirurgie promovirt.

Er verließ hierauf im Herbste 1791 Jena, um noch auf ein halbes Jahr die klinischen Anstalten von Berlin, und hauptsächlich die Charité zu besuchen und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück. Durch Anleitung und Beihülfe des schon erwähnten Raths Jacobi, eines vielbeschäftigten und damals schon hochbejahrten Arztes, der ihn mit väterlicher Liebe umfaßte und 7 Jahre im eignen Hause wohnen, an seinem Tische und täglicher Gesellschaft Theil nehmen ließ, nicht minder aber durch eigne Anstrengung und Geschicklichkeit gelang es ihm hier bald, das Vertrauen des Publikums zu erwerben und binnen kurzer Zeit zum Besitz einer nicht unbedeutenden Praxis zu gelangen. Da er mit besonderer Neigung auch der Geburtshülfe sich gewidmet hatte, die, wie das Hebammenwesen überhaupt, sich damals in Zerbst in schlechter Verfassung und ausschließlich nur in den Händen wenig unterrichteter Hebammen befand, so gelang es sei-

nen wiederholten Vorstellungen, die Behörden auf diese Gebrechen nicht nur aufmerksam zu machen, sondern auch dahin zu vermögen, zu deren Abstellung ihn mit einem namhaften Gehalte zum Stadt- und Landaccoucheur zu ernennen, in welcher Eigenschaft er bei schweren Geburten Unvermögender aus der Stadt und den diesseits der Elbe gelegenen Dörfern, Dessauischen Antheils, unentgeldlich Hülfe zu leisten und außerdem die Aufsicht über die Hebammen zu führen und deren Unterricht zu besorgen hatte. Glück und Zufall, zwei Umstände, die mehr oder weniger in dem Leben jedes Menschen, hauptsächlich aber in dem eines Arztes, zumal in dem ersten Auftreten eines Anfängers, eine Rolle spielen, begünstigten ihn in der ärztlichen und fast noch mehr in der geburtshülflichen Praxis, so daß er gar bald als Arzt und insbesondere als Geburtshelfer in der Stadt und Umgegend einen bedeutenden Ruf gewann und meilenweit zu Kranken und Kreisenden gerufen ward. Von Jahr zu Jahr vergrößerte sich so sein Wirkungskreis, wie seine Einnahme und beide wurden noch bedeutender, als durch den im Jahre 1804 erfolgten Tod des Raths Jacobi der größte Theil von dessen Praxis nicht nur, sondern auch das dadurch erledigte Stadtphysikat ihm, wenigstens zur Hälfte, zufiel, indem Besoldung sowohl, als Geschäfte desselben, zwischen ihm und dem damaligen Hofrath Henning getheilt wurden.

Unter keinen andern Abwechslungen, als denen, welche ein vielbeschäftigtes praktisches Leben darbietet, vergingen ihm so bei ungeschwächter Gesundheit mehrere Jahre, als er im Sommer 1813 einer der ersten war, die von dem sich damals entwickelnden bösartigen Typhus ergriffen wurden. Mit großer Heftigkeit hatte die Krankheit ihn den

fallen, mehrere Tage schwebte er, besonders we[gen]
sehr hervorstechender, der Gehirnentzündung n[a]-
hestehender, Affektion des Kopfes, in bedeutender [Le]-
bensgefahr; doch eine im Uebrigen gesunde K[ör]-
perbeschaffenheit, die sorgsamste Pflege und Abw[ar]-
tung und der treue ärztliche Beistand seiner Co[lle]-
gen retteten für diesmal noch das bedrohte Le[ben]
und er genaß, zwar langsam nur, aber doch vo[ll]-
ständig. Ein mehrtägiger Aufenthalt auf de[m]
Lande und von da ein kurzer Ausflug nach d[em]
damals vielbewegten und sehr lebendigen Be[rlin],
(es war gerade die Zeit des Waffenstillstandes), vo[ll]-
endeten durch Ruhe und Erholung anfänglich, sp[ä]-
terhin durch rege, alle Thätigkeit in Anspruch ne[h]-
mende Theilnahme an den damaligen großen Ze[it]-
ereignissen, die vollkommene Wiederherstellung u[nd]
schon Ende Augusts war er wieder im Stand[e]
nach wie vor seine Geschäfte zu besorgen. Sel[bst]
als in Folge des zu Ende 1813 und fast das gan[ze]
Jahr 1814 hindurch grassirenden Typhus auc[h]
Zerbst von dieser mörderischen Seuche heimgesuch[t]
ward, als sich die Zahl von Kranken täglich mehr[te]
und sogar zu diesem Allem noch ein großes Mil[i]-
tairlazareth, das fast ein Jahr lang in Zerbst blie[b],
hinzukam, an dessen Besorgung er gleichfalls thäti-
gen Antheil nahm und endlich mehrere seiner Col-
legen gleichfalls am Typhus erkrankten und ihr[e]
Kranken ihm größtentheils überlassen mußten, li[tt]
weder seine Gesundheit bei diesen überhäuften Ge-
schäften, noch sein Eifer in der Ausübung seines,
unter damaligen Verhältnissen, gewiß höchst schwe-
ren, höchst beschwerlichen Berufs. Im erhebenden
Gefühl des edlen Zweckes dieses Berufs, der sich
da bei der allgemein verbreiteten Noth, bei dem
Mangel guter ärzlicher Hülfe, bei der stets zuneh-
menden Masse von Kranken, bei der Höhe einer

schrecklichen Epidemie und bei den unterdeß immer fortstürmenden Schrecknissen eines verheerenden Krieges recht deutlich in seiner ganzen Wohlthätigkeit und Erhabenheit zeigte, und im Vertrauen auf eigene, durch die einmal überstandene Krankheit nicht mehr gefährdete Sicherheit, unterzog er sich allen Geschäften, besuchte ohne Unterschied eben so die mit Kranken angefüllten Gemächer der Reichen, wie die schmutzigen Hütten der Armen, ging früh und spät, bei Tag und Nacht, eben so in die Privathäuser, wie in die von armen Kriegern mehrerer Nationen wimmelnden Säle des großen, anfangs kaum mit dem Allernöthigsten versehenen Lazarethes, suchte zu helfen und zu retten, wo er vermogte, um dem Fortschreiten der tödtlichen, verheerenden Krankheit nach Kräften Einhalt zu thun. Seine Verdienste in dieser schweren Zeit um die Behandlung kranker Militairs in den Bürgerhäusern, als hauptsächlich um die thätige Theilnahme an der Besorgung des, größtentheils mit Preußen angefüllten Lazareths, wurden auch von Sr. Maj. dem König von Preußen durch die 1817 erfolgte Verleihung des allgemeinen Ehrenzeichens zweiter und ein Jahr später, erster Klasse anerkannt und von der Lazareth-Verwaltungscommission durch Befreiung von den Lasten der Einquartirung und einer Remuneration an Geld belohnt. Auch sein Fürst erkannte seine dem Staate geleisteten Dienste dadurch an, daß er nach dem im Jahre 1823 erfolgten Tode des Hofraths Dr. Henning ihn zum Hofmedicus ernannte und der Stadtrath zu Zerbst nicht minder, indem derselbe das eine Zeit lang getheilte Physikat der Stadt wieder vereinigte und ihm als alleinigem Stadtphysikus übergab.

Ein so ausgezeichnet thatenvolles, so ganz dem Dienste der leidenden Menschheit geweihtes Leben

ist die treueste Schilderung, die beste Lobrede des Mannes. Bei einer großen Geistesthätigkeit besaß Klohß einen gesunden, klaren Verstand, eine richtige Urtheilskraft, viel Beobachtungsgabe und einen ächt praktischen Takt. Ohne irgend einem System zu huldigen, deren er in seiner Laufbahn mehrere entstehn und wieder verschwinden sah, nahm er bei der Ausübung seiner Kunst die Natur zu seiner Führerin und die gediegenen Beobachtungen der besten Aerzte aller Zeiten und Völker und ihr Thun und Handeln zum Vorbilde an. Unermüdet in seiner Thätigkeit, gleich bereit, bei Nacht, wie bei Tage, zu Hülfe heischenden Kranken zu eilen, besaß er in einem hohen Grade die einem Arzte so nöthige, so unentbehrliche Geduld und dabei eine so große Uneigennützigkeit, daß sie sehr oft gemißbraucht ward. Eben so leutselig, gefällig und freundlich, wie gegen seine Kranken, war er auch gegen seine Kollegen und selbst bei manchem Anlaß zur Beschwerde und Unzufriedenheit über des Einen oder des Andern Betragen gegen ihn, war er unfähig, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und zu Eines Nachtheil sich selbst Vortheil zu stiften, wenn auch, wie nicht selten, er selbst dazu Veranlassung durch Andere erhielt.

Bei diesen Eigenschaften, die ihn als Mensch und Arzt gleich hoch in der Achtung Aller stellten, konnte es nicht fehlen, daß er das Zutrauen und die Liebe seiner Kranken in einem hohen Grade besaß, wie er denn auch in der That eine eben so ausgebreitete, als ausgezeichnet glückliche Praxis die seinige nennen konnte. Was er als Arzt geleistet, darüber spricht die einmüthige Stimme einer ganzen Stadt und die der Tausende, denen er Gesundheit und Leben gerettet hat: was er als Mensch gewesen, das bezeugten bei seinem Tode die Thrä-

nen der Seinigen, seiner Freunde und aller derer, welche durch nähere Bekanntschaft seine seltne Herzensgüte, sein freundliches Wohlwollen gegen Jedermann, seine Gutmüthigkeit und die Weichheit seines edlen Charakters kennen gelernt hatten.

Er war nur einmal verheirathet, indem er sich im Jahr 1799 mit Auguste Gelbecke, Tochter des nun verstorbenen Kaufmanns Gelbecke in Zerbst, verband. In dieser glücklichen Ehe wurden ihm 8 Töchter und ein älterer Sohn geboren, der gleichfalls Arzt, wenn auch nicht Erbe seiner Aemter und Würden, doch eines großen Theils seiner Praxis geworden, seinem verklärten Vater nachfolgt im Eifer für seine Wissenschaft, in treuer Pflichterfüllung seines Berufs und im Streben nach all dem Guten und Edlen, worin er ihm Muster und Vorbild gewesen ist.

Der gelehrten Welt ist er durch keine literarische Arbeiten, außer einer kleinen Schrift bekannt geworden, die unter dem Titel: Medizinische Bemerkungen über den Gebrauch und die Wirksamkeit der salzsauren Schwererde, 1795 zu Zerbst herauskam. Ueberhäufte praktische Geschäfte und das Bestreben, mit den Fortschritten der Medizin immer gleichen Schritt zu halten, daher eine vielfache Lectüre der besten neuern Schriften, raubten ihm die zu eignen schriftstellerischen Arbeiten erforderliche Zeit, zu denen sonst seine langjährige, ausgebreitete Praxis reichlichen Stoff dargeboten haben würde.

Eine Balggeschwulst an der rechten Seite des Halses, mit einer Anlage zum Kropfe, die sich schon in seinen Jünglingsjahren entwickelte, in den spätern, unbeachtet von ihm, immer mehr, und besonders durch häufige Anstrengungen bei geburtshülflichen Operationen, zunahm, war der Grund viel-

facher Sorgen und Bekümmernisse in den letzten Jahren seines Lebens und endlich die Ursache seines, noch in der Blüthe des männlichen Alters erfolgten Todes. Schon seit den letzten Monaten des Jahres 1824 litt er mehr, als sonst, an Congestionen des Blutes nach dem Kopfe, an Mangel an Luft, schwerer, besonders beim schnellen Gehen und Treppensteigen bemerklicher Respiration und an unruhigem Schlafe. Auch seine sonstige Heiterkeit litt hierunter beträchtlich und nur mit Mühe verbarg er den Seinigen die Besorgnisse, welche dies Uebel, dessen Unheilbarkeit und endlichen traurigen Ausgang er nur zu gut selbst fühlte, ihm verursachte. Mit den ersten Tagen des Januar 1825 nahmen alle obengenannte Symptome um ein Bedeutendes nicht nur zu, sondern es gesellte sich ihnen noch eine Betäubung des Kopfes und eine unbezwingliche Schläfrigkeit hinzu. Nichts destoweniger fuhr er immer noch fort, seine Kranken zu besuchen, obgleich ihm Jeder leicht seine große Angst und Hinfälligkeit ansehen konnte und die Seinigen Alles aufboten, ihn von den Geschäften zurück und zu Hause zu halten. Erst als das Uebel noch bedeutender ward, gab er nach vielem Widerstreben den vereinten Bitten seiner Familie nach und ging am 10ten Januar, wie seine Freunde glaubten, nur für einige Zeit, wie es aber das Schicksal beschlossen hatte, für seine Lebenszeit, den letzten Gang seines Berufs. Sein Kopf ward nun immer eingenommener, immer größer Schläfrigkeit und Betäubung, unruhiger der Schlaf, beschwerlicher die Respiration, häufiger die Phantasien. Aderlässe, wiederholte Anlegung von Blutegeln, kalte Umschläge auf den Kopf, äußere Ableitungsmittel und innerlich die zweckmäßigsten Arzneien: Alles blieb fruchtlos und brachte höchstens eine vorüberge-

hende Erleichterung hervor. Zwei Tage vor seinem Ende war sein Zustand so leidlich, daß er eine Spatzierfahrt unternehmen konnte und Tags darauf sogar wieder, was er lange nicht gethan, mit Appetit aß. Aber nur trügerisch war diese Hoffnung! Am 28sten Januar früh kehrten alle Symptome mit neuer Heftigkeit zurück. Ein nochmaliger Aderlaß blieb ganz fruchtlos und ein schrecklicher Todeskampf mit unnennbarer Beklemmung auf der Brust und der mühseligsten Respiration stellte sich ein. Gefaßt und in sein Schicksal ergeben, sah er mit seltner Resignation und wahrer Seelengröße dem Tode entgegen, tröstete selbst noch die neben ihm trostlos weinende Gattin und Kinder und empfahl diese, wenige Stunden vor seinem Ende, noch seinem ihn besuchenden Schwager mit zwar mühsam ausgesprochenen, aber kräftigen, herzzerreißenden Worten. Dann ließ er vor den Spiegel sich führen, besah in ihm noch einmal sein bereits bleifarbenes, dem Tode schon halb verfallenes Antlitz, starrte noch einmal mit schon halb verdunkelten Augen die Seinigen an, die zu verlassen ihm so schwer ward, und tröstete sie über sein nahes Ende mit einer Kraft und Erhabenheit des Geistes, deren in den letzten Augenblicken des Lebens, bei dem entscheidenden Schritt in jenes unbekannte Jenseits, kaum Einer unter Tausenden fähig seyn dürfte. Darauf schien ihn das Bewußtseyn zu verlassen; es trat gegen 3 Uhr, bei der gesunden Beschaffenheit der innern Theile und ihrem kräftigen Widerstreben, ein so schrecklicher Todeskampf ein, daß die Seinigen selbst Gott um das baldige Ende dieser Leiden anflehten, das endlich um 5 Uhr Abends erfolgte.

Wie theuer und werth er seinen Mitbürgern gewesen, das sprach sich bei seinem Tode auf das

Lebhafteste und Unzweideutigste aus. Noch an demselben Abend durchlief die Nachricht davon die ganze Stadt und ward allenthalben mit trauernder Theilnahme, mit Schmerz und Kummer aufgenommen, sein Tod selbst aber als ein wahrer, gemeinsam erlittener Verlust bedauert. Schon stundenlang vor der Beerdigung ward der Sarg, der die entseelte Hülle des Entschlafenen barg, von Hunderten umlagert, die noch einmal den sehen, noch einmal eine Thräne des Dankes und der Rührung dem zollen wollten, der im Leben ein und mehrmals ihr helfender Retter von Krankheit und Tod, von Schmerz und Jammer gewesen war. Als er den letzten Weg zur ewigen Ruhe getragen ward, da folgte, außer mehreren Wagen, eine lange Reihe seiner Freunde zu Fuß ihm nach, und eine zahlreiche Volksmenge schloß sich ernst und feierlich dem Zuge an. Auf dem Friedhofe angelangt, ward, ehe die Hülle in die Gruft der Väter sank, von Mehreren ein Choral angestimmt, den in der ringsum herrschenden Stille nur einzelne Thränen und Seufzer, Zeugen des tiefen Schmerzes, des regen Antheils der Versammlung, unterbrachen.

Deckt gleich kein Leichenstein das Grabmal des Verklärten, preißt keine Inschrift die Thaten seines Lebens und spricht kein Monument zu seinem Gedächtniß: sein Andenken wird fortleben in den Herzen seiner Mitbürger und in der Erinnerung Aller, die ihn in seinem segensreichen Wirken gekannt! —

* X. Johann Theodor Reinke,

Grenz-Aufseher und Strom- und Kanalbau-Director in Hamburg.

geb. den 10. April 1749.

gest. den 30. Januar 1825.

Sein Vater lebte in Hamburg und hieß Johann Heinrich und seine Mutter Engel Dorothea Möller, welche die zweite Frau ihres Mannes war. Unser Reinke verlor seinen Vater, als er noch nicht das dreizehnte Jahr erreicht hatte, also in einem Alter, in welchem das jugendliche Gemüth solchen Verlust stark fühlt, ohne schon die Geisteßstärke zu besitzen, ihn standhaft und mit Ergebung in göttliche Schickung ertragen zu können, und gewiß wäre er auch wegen dieses unersetzlichen Verlustes untröstlich gewesen, wenn nicht die Vorsehung, die ihn zu einem würdigen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft ersehen hatte, es so gelenkt hätte, daß er von nun an Sonnin, den Erbauer der Hamburgischen Michaeliskirche, gleichsam als seinen zweiten Vater ansehen konnte. Zu diesem nämlich war er, schon zwei Jahre vor dem Ableben seines Vaters, ins Haus gekommen. Der Vermittler dazu war der geschickte Zeichner Möller, sein Oheim und Sonnins Freund und Gehülfe, welcher schon früher es veranlaßt hatte, daß Sonnin die ältere Schwester unsers Reinke, als Haushälterin zu sich nahm. Sonnins Gunst wußte er sich in einem so hohen Grade zu erwerben, daß er nicht nur der Zögling, sondern auch der Liebling desselben genannt werden kann; weshalb er auch seinen Lehrer und Wohlthäter bis an dessen Ende mit großer Liebe anhing und selbst seine Großmutter vermochte nicht, durch Bitten und Vorstellungen das Gegentheil zu bewirken, als sie

ihn für ihren Sohn Möller zu gewinnen suchte, da dieser und Sonnin sich trennten.

Schon im 18ten Jahre gab er Unterricht in den Anfangsgründen der Mathematik und im Zeichnen und empfing für die Stunde 6 Schilling (drei Groschen), einen, für damalige Zeit ansehnlichen Preis. Die dazu erforderlichen Kenntnisse verdankte er nur Sonnin, der ihn in der Mathematik unterwiesen und auch etwas mit der Lateinischen Sprache vertraut gemacht hatte. Denn sein Vater, ein Lohgerber, war nicht im Stande gewesen, viele Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder zu verwenden, weshalb auch sein jüngerer Bruder, der nicht das Glück hatte, nach dem Tode seines Vaters eine so kräftige Hülfe zu finden, als die, welche dem Bruder zu Theil geworden war, das Zimmerhandwerk erlernte und auf die Wanderschaft ging, endlich aber sich nach Batavia einschiffte, wo er wahrscheinlich gestorben ist.

Nach dem Tode ihres Mannes setzte seine Mutter dessen Geschäft eine Zeitlang fort, aber mit geringem Glücke; ja bald mußte sie es, hauptsächlich wegen Untreue der Untergebenen, aufgeben und sie gerieth sogar in Schulden, welche aber, so wie die seines Bruders, die dieser in der Fremde gemacht hatte, Reinke alle, obgleich sie über 1000 Mark betrugen, bezahlt hat. Die Mutter starb, als dieser 35 Jahr alt war.

Bis zum 29sten Jahre seines Alters war er Lehrer der theoretischen und angewandten Mathematik und er gab Unterricht im Planzeichnen, in der Perspectivzeichnung und in der Baukunst. Nebenbei beschäftigte er sich auch mit mechanischen Arbeiten, wodurch er seine Erwerbsquelle ansehnlich vergrößerte, und namentlich waren die damals viel geforderten Tambourinnadeln ein Hauptgegenstand seiner Ge-

schäftigkeit. Jetzt aber, im Jahre 1778, übernahm er, auf Anrathen einiger Cämmereibürger, auch Geschäfte für den Staat, und betrieb diese, bestehend in wirthschaftlichen Aufmessungen, Anfertigung von Charten und gutachtlichen Meinungen, bis zum Jahre 1787, ohne beeidigt zu seyn, für welche Arbeiten er die letzte Zeit eine jährliche Belohnung von 300 Mark erhielt. Diese Dienste waren aber bis zu diesem Jahre nur Nebensache für ihn, denn hauptsächlich war er mit Geschäften von Privatleuten beauftragt, welche ihm auch seine Haupteinnahme lieferten. Unter diesen Verrichtungen verdient besonders die Anlegung einer Kupferschmiede und Walzmühle in Poppenbüttel, einem Dorfe, 2 Meilen von Hamburg, angeführt zu werden. Ein gewisser Kaufmann Olde hatte aus England, durch eingezogene Berichte, einige Kenntnisse von der Einrichtung eines solchen Gewerkes erlangt, auf welche gestützt, Reinke das Werk ausführen sollte. Da aber der Erfolg nicht den Erwartungen entsprach, so machte er auf Oldens Kosten im Sommer 1782 eine Reise nach England, in der Absicht, die Einrichtung der dortigen Gewerke der Art, so viel möglich, selbst zu erforschen; nebenbei erhielt er aber auch den Auftrag, das Beschlagen der Schiffe mit Kupfer sorgfältig zu beobachten, weil Olde, wenn die Erkundigung genügend ausfallen sollte, Willens war, sein Schiff, unter Reinkes Leitung, mit Kupfer beschlagen zu lassen, von welcher Unternehmung er sich, da es das erste Schiff der Art in Hamburg seyn würde, viel Aufsehn versprach. Er kehrte aus England, nach einem dortigen Aufenthalte von zwei Monaten, zurück, und verbesserte darauf jenes angeführte Gewerk. Man fand indeß bald die Schneidewalzen, um Kupfer von $\frac{1}{8}$ Zoll dick, zu Streifen von $\frac{5}{8}$ Zoll breit zu schneiden, nicht vortheilhaft,

sondern die gewöhnlichen Scheeren dienlicher; zum Walzen des Kupfers aber wurden die Walzen aus England verschrieben. Diese Kupfermühle muß damals eine noch unbekannte Erscheinung bei Hamburg gewesen seyn, denn Olde war mit der Einrichtung derselben so geheim, daß selbst den Arbeitern ein Eid abgenommen wurde, nichts von derselben zu offenbaren. Auch des zweiten Auftrages, anlangend die Beschlagung der Schiffe mit Kupfer, hatte er sich bestens entledigt und unter seiner Anleitung ließ nun Olde sein Schiff, genannt Poppenbüttel, im Herbst 1782 mit Kupfer beschlagen, das erste, welches in Hamburg diese Bekleidung empfing. Nachher gab er noch die Anweisung zur Beschlagung eines andern Schiffes, wovon Olde die Besorgung übernommen hatte. Ueberhaupt hatte er für diesen Mann viele Arbeiten zu verrichten, mußte z. B. von dessen Besitz Risse anfertigen, auch ihm ein Haus zimmern lassen, welches nach der Insel St. Thomas geschifft und dort aufgesetzt wurde.

Für den Staat wichtig und heilsam wurde ein Vorschlag, welchen er demselben in einem Promemoria vom 27. December 1785 vorlegte, des Inhalts: daß es in vieler Hinsicht, unter andern für Wasserbauten, von außerordentlichem Nutzen sey, die Zeit des Eintritts der Ebbe und Fluth und deren jedesmalige Höhe genau zu wissen, und man müsse daher wünschen, daß ein Mann beordert würde, der obiges sowohl, als auch den Wind, der dabei statt gefunden habe, beobachte und aufzeichne, und geschähe dasselbe, fügte er hinzu, auch beim Zollenspiker, so würde man, da solche Beobachtungen schon seit einiger Zeit zu Cuxhaven geschähen, eine genaue Kenntniß von dem Wasserstande der unteren Elbe erlangen. Hierauf erfolgte schon am 2ten Januar 1786 ein Beschluß des Senats, wodurch dem

Unteroffizier beim Blockhause und dem beim Niedernbaum, obiges zu beobachten, aufgetragen und ihnen anbefohlen wurde, Reinke um ihr Verhalten dabei zu befragen. Am 19. Januar desselben Jahres fingen die Beobachtungen an und sind seit der Zeit ununterbrochen fortgesetzt und durch die Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten bekannt gemacht worden. Vom Monat Mai 1787 wurden sie an einem neuerrichteten Fluthmesser angestellt, dessen Nullpunkt das gewöhnlich niedrige Wasser bezeichnete, da hingegen an dem verworfenen Fluthmesser eine andere Wasserhöhe unzweckmäßig durch Null angedeutet gewesen war. Der Erfolg dieser Beobachtungen war, daß die voraus berechneten und in den Kalendern bemerkten Angaben für die Zeit des Eintretens der Ebbe und Fluth von nun an viel genauer und zuverläßiger waren, als früher, obgleich sie sich nur auf 15monatliche Aufzeichnung gründeten.*) Eine Mittelzahl aus den Beobachtungen, welche in den Jahren 1798, 1799 und 1800 angestellt worden waren, ergab, daß bei Voll- und Neumond 5 Stunden 18 Minuten und zur Zeit des ersten und letzten Viertels 4 Stunden 1 Minute nach dem höchsten Stande des Mondes am Himmel, das höchste Wasser sey oder die Ebbe eintrete. Nur durch die richtigen Fluthmesser wurde es möglich, daß folgende, für Hamburg sehr wichtige, Polizeianstalt entstehen konnte, welche verordnet hat, daß bei einer gewissen Wasserhöhe, die der Fluthmesser durch 13 Fuß über den Nullpunkt angiebt, den Einwohnern der Stadt, die für viele derselben eintretende Gefahr, durch Kanonenschüsse angezeigt werde. Diese Verordnung nun hat Reinke,

*) Man sehe hierüber Reinkens Aufsatz in den Hamburg. Addreß-Comtoir-Nachr. v. 7. Mai 1787. S. 281.

wenn gleich nicht in Vorschlag gebracht, wenigstens doch ausgearbeitet. Auf Veranlassung der hohen Wasserfluth am 22sten März 1791, erfolgte ein Vorschlag der Commerzdeputation: wie künftig große Wasserfluthen der Stadt weniger schädlich gemacht werden könnten. Auf diesen erwiederte Reinke in einem eingereichten Gutachten vom 23sten Mai 1791: es käme bei demselben darauf an, daß man die Leute, welche der Wache die Anzeige von dem Grade der Gefahr machen sollten, in den Stand setze, auf eine sichere und bequeme Art die Wasserhöhe zu jeder Zeit bemerken zu können, und ferner, daß sie mit deutlichen und genauen Verhaltungsbefehlen versehen würden. Um ersteres möglich zu machen, schlug er vor, beim Blockhause und bei der Wache am Baumhause Fluthmesser zu errichten, an denen 20 Fuß über dem Nullpunkte ein horizontales Bret angebracht würde, von welchem ab man mit einem Maaßstabe den Abstand des Wassers messen und so dessen Höhe über dem Nullpunkte bequem finden könne und sicherer, als an den gewöhnlichen Fluthmessern, zumal bei der Nacht, wo die an letzteren bemerkten Zahlen nicht gesehn werden könnten. Dieser Vorrichtung gab er der, durch den Klang einer Glocke die Wasserhöhe anzuzeigen, den Vorzug, weil solche künstliche Einrichtung leicht ins Stocken gerathen könne. In Ansehung der Instruction schlug er vor: bei 12 Fuß Höhe und noch steigendem Wasser die Aufmerksamkeit angestrengter werden zu lassen und die Gefahr zu beurtheilen, bei 13 Fuß Höhe der Wache Anzeige zu machen, und bei 14 Fuß die Andeutung der größern Gefahr zu geben. Das Mandat vom 28sten Oktober 1791 verordnete die Ausführung des ersten Punktes und änderte den zweiten dahin ab, daß erst bei 15 Fuß Wasserhöhe geschossen werden sollte. Das Mandat aber vom

2ten September 1801 bestimmte (wie es auch nothwendig ist), daß schon, wenn der Fluthmesser 13 Fuß Wasserhöhe anzeige, geschossen werden sollte, und so ist es bis jetzt mit der Einrichtung geblieben. So ordnete also Hamburg, durch Reinkes Vorschlag zu Fluthbeobachtungen dazu veranlaßt, eine Einrichtung an, die für das Leben vieler Einwohner größere Sicherheit schaffte.

Seinem Fleiße verdankt man es auch, daß von den früher in Hamburg vorgefallenen Fluthen jetzt die Höhen bekannt sind, denn er suchte die Zeichen davon an alten Gebäuden auf, und führte jene auf den Fluthmesser zurück. Die Angabe z. B. der Höhe des Wasserstandes am 8ten Oktober 1756, beruht auf einem Zeichen in der Wasserkunst beim Graskeller, das der derzeitige Kunstmeister angemerkt hatte.

Ob nun aber die auf der Elbe angestellten Fluth- und Ebbebeobachtnngen zur Erlangung einer allgemeinen und gründlichen Einsicht der merkwürdigen Naturerscheinung der Ebbe und Fluth tauglich wären, das ließ er dahin gestellt seyn, glaubte aber nicht viel daran, weil die Strömung des Flusses, so wie Winde und andere Dinge, ihre Brauchbarkeit zu solcher Absicht sehr verminderten; aber in Anwendung auf Deich- und Wasserbauten fand er sie tauglich, ja unentbehrlich. Er nahm sich daher dieses Gegenstandes auch so sehr an, daß er und Herr Nuppeau, der den Hamburgischen Kalender schrieb, 1812 monatlich die Vergütung dem Baumschreiber für die Beobachtungen bezahlten, weil in dem Jahre die Französische Behörde nichts dafür ausgab.

Im Jahre 1787 lernte ihn der Syndikus Sillem kennen, der ihn bald so lieb gewann, daß er ihn wöchentlich zwei Mal bei sich speisen ließ; ja er brachte es bald dahin, daß Reinke noch in dem-

wenn gleich nicht
doch ausgearbeit[illegible] Rath- und Bürgerschluß zum
Wasserfluth am[illegible]aufseher, mit einem jährlichen Ge-
Vorschlag der [illegible] Mark, erwählt wurde. Er hatte sich
Wasser[illegible] nicht im geringsten beworben; nur
werd[illegible] Zuneigung gegen dieselbe hatte er bei dem
[illegible]dikus Sillem blicken lassen. Da er aber, mit
diesem Dienste beauftragt, unmöglich von solchem
Gehalte anständig leben konnte, zumal jetzt die Ge-
schäfte, welche zu verrichten sein Amt forderte, ihm
wenig Zeit übrig ließen, dasselbe durch Nebenerwerb
zu vermehren; so ersetzte die Kammer seinen Man-
gel durch freiwillige Vergütungen und Geschenke,
woraus am Ende eine bestimmte jährliche Zulage
von 900 Mark entstand. Die Kammer fügte bald
jährlich noch 300 Mark für einen Gehülfen bei und
noch andere 300 Mark für Reisekosten. Letztere
Zulage hatte ein Unglück veranlaßt, indem er in
Geschäften mit einem Miethpferde gestürzt war.

Gleich in dem ersten Jahre seines Amtes lieferte
er, auf Verlangen des Commerziums, die erste rich-
tige Charte von der Mündung der Elbe, der Weser
und einem Theile der Nordsee, wie auch eine andere
von Helgoland.

Thätig zeigte er sich auch bei der Arbeit am
Ochsenwerder-Deichbruche im Jahre 1792, welche
dem Kapitain Barmann aufgetragen worden war,
der sich aber dabei viel Verdruß von den Landleu-
ten zuzog, weshalb manches verkehrt ging und un-
nöthige Geldsummen verschwendet wurden. Reinke
untersuchte nun, wiewohl unberufen, diesen Gegen-
stand näher, gab seine Meinung an und wurde dar-
auf dem Kapitain Barmann beigegeben. Noch nicht
sicher, rieth er auch, das Urtheil des Herrn W. aus
Ritzebüttel einzuholen, welches denn auch erfolgte
und mit seiner Meinung übereinstimmte. Nach der
Angabe von Reinke und W. wurde die Arbeit aus-

geführet. Reinke indeß hatte von hie es auch Verdruß und Mühe, wenig Belohnun[illegible]messer wurde er auch als Buchhalter über das Erden sollte, welches die Kammer dem Lande vorg[illegible] hatte und von welchem jährlich ein Gewi[illegible]es für jeden Morgen Landes abbezahlt wurde, aber er empfing für diese neue Mühe jährlich nur 36 Mark.

Die Begierde, sagt er in einem seiner Papiere, meiner Vaterstadt nützlich zu bleiben und noch nützlicher zu werden, vermochten mich, den ehrenvollen Ruf, welchen der Graf von H. im Jahre 1792 an mich ergehen ließ, die Stelle eines Oldenburgischen Ober-Deich-Grafen, mit einem Gehalte von 1000 Rthlr., anzunehmen, nicht zu folgen; ja, weit entfernt, hieraus für mich Vortheil zu ziehen, wie andere in solchen Fällen gethan haben, ließ ich die Aufforderung nicht einmal bekannt werden.

Eine desto größere Ehre widerfuhr mir zwar, als ich 1796, obgleich ich mich dagegen sträubte, feierlich zum Strom- und Canalbau-Director erwählt wurde; allein meine Einnahme vermehrte sich mit der Ehre nicht in gleichem Maaße, denn dieses neue Amt brachte mir nur 800 Mark Zulage und ich behielt alle meine frühern Beschäftigungen bei. — Aus diesem Berichte ist wohl abzunehmen, daß er lange Zeit eine nicht hinreichende Einnahme gehabt habe; dennoch wußte er sie nach und nach so zu vergrößern, daß er im Jahre 1810 insgesammt 4460 Mark in festem Gehalte von den vielerlei Behörden zu heben hatte. Zu dieser Einnahme gesellte sich noch ein Ansehnliches an Nebenverdienst, da mehrere Arbeiten von Privatleuten noch besonders bezahlt wurden. Nun sollte man denken, und viele Leute haben es wirklich geglaubt, bei einer solchen Einnahme und bei der kleinen Wirthschaft (er hatte eine Frau aber keine Kinder), müßte er großen

Reichthum hinterlassen haben; allein das war aus folgenden Gründen nicht möglich. Zwar schaffte er sich viele gute Bücher und kostbare Instrumente an, die große Summen kosteten, aber theurer kam ihm seine ausgezeichnete Mildthätigkeit zu stehen. Nicht zufrieden, seinen Verwandten beistehen zu müssen, half er auch vielen Freunden und selbst weniger Bekannten mit Geld, oft ungebeten: ein traurig aussehendes Gesicht brachte ihn leicht zum Mitleiden, so daß er seine Hülfe anbot. Dadurch verlor er zwar oft große Summen, weil er nicht immer an dankbare oder redliche Menschen seine Güte verwendet hatte, aber der Verlust schmerzte ihn wenig. Wichtig war die Einbuße, welche er durch die Franzosen erlitt. Denn als 1811 unsere Stadt dem Französischen Kaiserreiche einverleibt wurde, erhielt er, mit dem Titel Ingénieur ordinaire des ponts et des chaussées angestellt, nur einen Gehalt von 3300 Franken, welcher ihm noch dazu nicht gehörig ausbezahlt wurde; so daß er vom 1sten Jan. 1812 bis zum Juli 1813 nur 800 Franken erhalten und also schon 4150 Franken zu fordern hatte. Da die Bezahlung nun noch immer nicht erfolgte, so wurde er in so große Noth versetzt, daß er die ihm als erstes 6tel der Strafabgabe auferlegten 280½ Franken, nur mit Mühe zur Hälfte bezahlen konnte und auch selbst dann noch nicht die andere Hälfte aufzubringen vermögend war, als er schon durch zwei Zwangsbefehle zur Abtragung derselben ernstlich ermahnt und angehalten worden war. Er hatte sich inzwischen angelegen seyn lassen, indem er viele Gründe dazu anführte, von den Strafgeldern befreit zu werden, und diese Gründe mögen denn auch wohl einstweilen als triftig und gültig angesehen worden seyn und bewirkt haben, daß der Zwangsbefehlsträger sich nicht wirksam einstellte, obgleich

Messungen, nicht nur die Möglichkeit gezeigt und bewiesen, sondern welches auch als rathsam und dienlich anempfohlen worden war. Die desfalls gewechselten Streitschriften, welche von beiden Parteien Reinken zugeschickt wurden und mit denen er auch während des Streites im Briefwechsel stand, wurden zwar alle von ihm gelesen, aber an dem Streite selbst nahm er nicht Theil, obgleich die Sache von ihm nicht unbeachtet blieb, da sie einen Gegenstand betraf, welchem er von Jugend auf viele Aufmerksamkeit gewidmet hatte, nämlich die Verbindung der Ostsee mit der Niederelbe. Er hielt durch Sonnins Untersuchungen und durch eigene Beobachtungen geleitet und verleitet, [illegible] die Stör zur genannten Verbindung für den einzig tauglichen Fluß, und wie diese ausgeführt werden könne, darüber legte er seine Meinung öffentlich dar; *) daß aber eine solche Verbindung vermittelst der Alster, der Beste und der Trave möglich zu machen sey, dies schien ihm deshalb nicht ausführbar, weil man den Kanal, welcher die Alster mit der Beste verbinden müßte, durch einen zu hohen Landrücken zu führen hätte. Dies sagt er umständlich in der von Gudme herausgegebenen Schrift**) Seite 35, welchen Aufsatz ich hier den seinigen nenne, da es doch den Lesern jener Schrift und dieser Lebensbeschreibung ohnehin klar werden wird. Er überreichte denselben einem Kaufmanne in Kiel zum beliebigen Gebrauche, aber schon im Jahre 1815, und dieser theilte ihn dem Herrn Gudme mit, wel-

*) In den Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten von 1818, Stück 69.

**) Ist der Oldesloer Kanal zu berücksichtigen? Nebst einer Geschichte des Stader Zolles und authentischen Nachrichten über die frühere Wasserfahrt zwischen der Alster und Trave. Von A. C. Gudme. Schleswig 1821. 8.

chet den Aufsatz 1821 drucken ließ, also zu einer Zeit, wo dieses nicht mehr hätte geschehen dürfen. Denn er konnte kein Gewicht mehr haben, da Reinke selbst, indem er eine andere Schrift,*) welche seine Ansicht von der Sache als irrig darstellte, nicht nur gelobt, sondern ihr auch, da sie eine Preisschrift war, den Preis zuerkannt hatte, offenbar seine frühere Meinung, nun anders belehrt, zurück nahm. Sicher würde der Herr von Justi seine beißende Beurtheilung jenes Aufsatzes nicht niedergeschrieben haben, wenn er gewußt hätte, daß der Verfasser derselben, durch seine dargelegte Zeichnung, gerade von jener Meinung abgeführt worden, und derselbe sey, der, daß ihm der Preis zuerkannt würde, seine Stimme gegeben habe; vielmehr hätte er sich um so mehr geehrt fühlen müssen, da Herr Dr. Lorentzen selbst sagt, daß der Anhang zur Preisschrift dieser einen höhern Grad von Autorität beilege. Reinke konnte sich daher auch nicht durch die Aeußerungen des Herrn von Justi beleidigt fühlen, da sie eine Meinung angriff, die er nicht mehr hatte, und weil er überdies den Frieden liebte, so hat er auch nie etwas auf dieselben erwiedert.**) Hier

*) Diese Schrift führt den Titel: Ueber eine Kanal-Verbindung zwischen der Elbe und Ostsee vermittelst der Alster und Trave. Mit zwei Charten. Eine, von der Hamburg. Gesellschaft z. Beförd. d. Künste und nützlichen Gewerbe gekrönte Preisschrift von F. A. Lorentzen u. H. Justi. Nebst einer Vorrede und einem Anhange. Hamb. 1820. 4. — Dieser Schrift haben die beiden Beurtheiler derselben, der Herr Director Woltmann und Reinke den bemerkten Anhang beigegeben und dadurch die Schrift in manchen Dingen berichtigt.

**) Es wird manchem vielleicht lieb seyn, die Schrift des Herrn von Justi selbst kennen zu lernen, zu dem Ende steht hier der Titel: Prüfung und Würdigung der beiden im diesjährigen Februar-Stück des politischen Journals so betitelten merkwürdigen Schriften des geographischen

will ich nur den Schluß daraus ziehen, daß Reinke selbst noch im hohen Alter keine Meinung eigensinnig zu behaupten strebte, sobald sie durch triftige Gründe wankend gemacht worden war.

Zuweilen scheint er bei gewissen Gelegenheiten, wo es sich um eine ins Große gehende Veränderung des Bestehenden handelte, mit seiner Meinung nicht öffentlich aufgetreten zu seyn, woran aber wohl seine überhäuften Beschäftigungen die Ursache mögen abgegeben haben, da die Beurtheilung einer solchen Sache in der Regel viele Vorsicht und viele Zeit erfordert. So z. B., um nur eins anzuführen, gab er über den Vorschlag des Herrn Professors Büsch, „man solle die Stadt eindeichen" seine Meinung nicht öffentlich ab, obgleich mehrere Männer dafür oder dawider aufgetreten waren; doch scheint er mehr gegen die Eindeichung, als für dieselbe gewesen zu seyn, vielleicht wegen zu großer Anhänglichkeit an seinen Lehrer Sonnin. Einige wenige Beiträge, die er dem Director Woltmann, zu dessen Gutachten darüber, einlieferte, findet man in dem 4ten Bande der Verhandlungen und Schriften der Hamburg. Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe.

Die Dienste, welche er dem Staate leisten mußte, raubten ihm zwar fast alle Zeit, so daß er sich in große schriftliche Bearbeitungen solcher Gegenstände, die nebenher seine Lieblingsbeschäftigungen ausmachten, nicht einlassen konnte; jedoch ließ er sich nicht gänzlich abhalten, auf die eine oder die andere Weise seiner Neigung nachzuhängen. Er versuchte sich in vielen Dingen, besonders nahm er solche vor, die ins Leben eingriffen und augenblicklich von Nutzen

---

und ökonomischen Landinspectors Herrn Gudme, über die neuerlich in Anrege gekommenen Kanalangelegenheiten von H. v. Justi. Schleswig 1821. 8.

seyn konnten; aber in tiefsinnige Untersuchungen, deren Nutzen etwa nur darin bestand, den Scharfsinn des Erfinders zu zeigen, ließ er sich nicht ein, und er konnte es auch nicht, theils wegen Mangel an Zeit, theils weil ihm die nöthigen Vorkenntnisse fehlten, die er in seiner Jugend sich nicht hatte aneignen können. In der Astronomie konnte er es daher, wie begreiflich, nicht weit bringen, obgleich er diese Wissenschaft mit Recht hoch erhob, sie liebte und sie zu seinen angenehmsten Beschäftigungen rechnete. Weil er aber nur wenige Bücher benutzen und mit der Geschichte der Astronomie nicht genugsam bekannt werden konnte, war er leicht geneigt, manches, das vielleicht wirklich seine Erfindung war, für die erste der Art zu halten; er wagte es aber nachher nicht mehr, mit einer solchen hervorzutreten, nachdem er gleich das erste Mal, als er eine solche ankündigte und drucken ließ,*) in einer Beurtheilung derselben, welche von Zach lieferte, sehr übel mitgenommen worden war. Hierüber hat er sich oft beklagt, und er war von nun an nicht leicht geneigt, wieder irgend etwas drucken zu lassen, obgleich er zur Schriftstellerei einen großen Hang hatte. — Kurz vorher hatte er: „Ein Paar Worte über Hamburgs geographi-

---

*) Die Schrift führt den Titel: Anweisung aus einer beobachteten Distanz des Mondes von der Sonne, oder einem Fixsterne die geographische Länge zu finden, wobei der Gebrauch des englischen Nautical-Almanak und der dazu gehörigen Tables requisite etc. erfordert wird. Von J. T. Reinke. Hamburg 1803. 8. 88 Seiten. — Die Beurtheilung dieses Buches findet man in von Zachs monatlicher Correspondenz im 9ten Bande, Seite 162. Sie behauptet, daß schon im Jahre 1766 in der ersten Ausgabe der Tables requisite, S. 65., dieselbe Methode, welche genau die Dunthornesche sey, bekannt gemacht worden, und daß sie in der zweiten Ausgabe dieser Tafeln, Lond. 1781, S. 32, von Maskelyn verbessert, anzutreffen sey.

sche Lage" drucken lassen,*) um die Meinung einiger zu widerlegen, welche behaupteten, die geographische Länge und Breite von Hamburg gehöre zu den Dingen, welche man nicht wisse, indem er zeigte, daß schon Sonnin die Breite von Hamburg ziemlich genau bestimmt und auch wegen der Länge Beobachtungen angestellt habe. Endlich setzte er selbst, als das Ergebniß seiner und anderer Beobachtungen, Hamburgs geographische Breite 53° 32' 40", die Länge 28° 15' von Ferro. Seit dieser Zeit hat er sich ferner nur mit kleinen astronomischen Arbeiten, gleichsam zur Erhohlung, beschäftigt, besonders mit solchen, die mehr oder minder mit der mathematischen Geographie im Zusammenhange standen. Er beobachtete aber auch und berechnete Sonnen- und Mondfinsternisse. Einst aber verlor er bei der Beobachtung einer Sonnenfinsterniß, indem er einen künstlichen Horizont gebrauchte, sein rechtes Auge, welches wenige Tage nach der Beobachtung erblindete und ihn für immer seinen Dienst versagte. Anzuführen ist noch eine chronologische Arbeit von ihm, ein immerwährender Kalender, seine Erfindung, die gewiß sowohl sinnreich als brauchbar zu nennen ist, dennoch aber wenig bekannt geworden zu seyn scheint, da der Kalender nicht in den Buchhandel gekommen ist. Er scheint zu seinen frühern Arbeiten zu gehören; die kleine, dazu gehörige, auf einem halben Bogen befindliche Beschreibung führt keine Jahrzahl.**)

---

*) In den Hamb. Addreß-Comtoir-Nachrichten vom 13. Januar 1803.

**) Er hatte diese kleine, wahrscheinlich im Jahre 1784 verfertigte Arbeit selbst in Verlag genommen und verkaufte das Stück für 1 Mark. Er brachte zwar seine Kosten wieder heraus, gewann aber nichts dabei, indem ihm eine Menge Exemplare liegen blieben.

Unstreitig eine der wichtigsten Arbeiten, welcher er zum Nutzen für den Hamburgischen Staat sich unterzogen hat, ist seine Dreiecksmessung des Hamburgischen und angränzenden Gebietes. Diese Messung ist freilich nicht so gerathen, daß sie nicht künftig von Andern, welche solche Arbeit weniger als Nebenbeschäftigung betrachten können, wiederholt werden dürfte; aber sie ist doch so brauchbar, daß, auf dieselbe gestützt, Landmesser eine hinreichend genaue Karte vom Hamburgischen Gebiete liefern können. Die nur geringe Unterstützung, welche man ihm auf sein Ansuchen ertheilte, seine überhäuften Geschäfte, die ihn nur immer kurze Zeit dazu frei ließen, sein Alter und dann seine nur mittelmäßigen Instrumente waren Ursache, daß seine Dreiecksmessung weder so vollkommen ausfallen konnte, als gleiche von der Regierung in andern Staaten begünstigte und kräftig unterstützte Messungen von viel größerem Umfange; noch daß sie die Ausdehnung erlangte, welche er beabsichtigte, indem er als Gränzen derselben Lüneburg und Ritzebüttel festgesetzt hatte. Passender wäre freilich für ihn diese Arbeit in seinen jüngern Jahren gewesen; allein damals waren die Schwierigkeiten, welche er zuvor überwinden mußte, weit größer, als nachmals, und besonders war eine brauchbare, genau gemessene Standlinie, die Grundlage der ganzen Arbeit, ein Erforderniß, welches er nicht erlangen konnte. Diese Schwierigkeit hätte gewiß die Ausführung seines Planes, den er schon in frühern Jahren entwarf, gänzlich vereitelt, wenn nicht durch ein sonst für Hamburg sehr trauriges Ereigniß, eine Standlinie gebaut worden wäre, zuverlässig die kostbarste, die je einer solchen Messung gedient hat. Wir wollen ihn nun selbst reden lassen: „Die Wilhelmsburger „Brücke, welche die Franzosen errichtet hatten, bot

„eine vortreffliche Gelegenheit dar, auf derselben, gleich nahe bei der Stadt, mit wenigern, kaum dem zehnten Theil der Kosten, als sonst irgendwo er„fordert würden, eine Standlinie, beinahe achte„halbtausend Fuß lang, ausmessen zu können. „Hiezu gesellte sich ein anderer, für meine Opera„tion sehr günstiger, in jeder andern Rücksicht frei„lich höchst trauriger Umstand, nämlich dieser: Mar„schall Davoust hatte in der Nähe von Hamburg „und vorzüglich in den Marschgegenden, fast alle „Bäume weghauen, auch eine große Anzahl von „Gebäuden demoliren lassen. Dadurch war der Ge„sichtskreis in der Nähe und Ferne ganz ungemein „frei geworden. Diese aus dem Kriegsunglück her„vorgegangenen, für mein Vorhaben so günstigen „Umstände, spornten mich aufs Neue an, mit meiner „Operation entweder jetzt oder nie zu beginnen. „Mit Muth ging ich an die Arbeit, die während „der beiden Monate September und October des „Jahres 1814, durch schönes und helles Wetter un„gemein begünstigt wurde." Reinke brauchte zur Messung der Winkel einen Theodoliten von Adams, den er sich angeschafft hatte. Die Ergebnisse der Messung legte er in einer eigenen Schrift dar, betitelt: Darstellung und Resultate von der im Jahre 1814 angefangenen trigonometrischen Messung im Hamburgischen Gebiete und in den zunächst angränzenden Gegenden. Mit Kupfern. Hamburg 1815. 8. Was Reinke, als Privatmann, für eine genaue Karte vom Hamburgischen Gebiete thun konnte, hat er gethan, sagt Herr Professor Schuhmacher von ihm, bei Gelegenheit der Anzeige jenes Werkes in No. 134 des Orients, vom 9ten Nov. 1815, und fügt hinzu: Ohne unbescheiden zu seyn, darf ich vielleicht den Wunsch äußern, seine Vaterstadt möge ihn, zur Vollendung seines Planes, mit einem Rei-

chenbach'schen Theodoliten unterstützen, und dadurch einer Arbeit das Siegel des bleibenden Werthes aufdrücken, deren größter Nutzen doch auf Hamburg selbst zurückfällt. Für diese günstige Beurtheilung stattete Reinke seinen Dank ab in dem Nieder-Elbischen Mercur von 1816, S. 407, wo er auch zugleich Rechenschaft gibt, warum er das Büchelchen herausgegeben habe. In dem Jahrbriefe von 1819 der Hamburgischen mathematischen Gesellschaft, nennt er die Herausgabe jenes Büchelchens etwas zu voreilig, weil er nachher gefunden habe, daß sein Theodolit das nicht leisten könne, was er anfänglich von ihm erwartet habe. Deßhalb gibt er in dem genannten Jahrbriefe, nachdem er von dem Herrn Professor Schuhmacher mehrere, von diesem gemessene Winkel bekommen hatte, eine Tabelle der trigonometrischen Punkte, welche bis dahin in und um Hamburg gemessen und bestimmt worden waren. Diese Tabelle ist das Endresultat seiner trigonometrischen Arbeit und das allein Brauchbare derselben.

Eine andere für Hamburg wichtige Sache, die er in Ordnung brachte, ist folgende: Das Aichen der Weinfässer (welches in Hamburg Weinroyen genannt wird) wurde vor ihm sicherlich mit weniger Genauigkeit ausgeübt, und man darf wohl behaupten, daß erst durch seine Bemühungen, das Weinroyen in Hamburg jetzt mit Genauigkeit und Sicherheit verrichtet wird. Die drei letzten hiesigen beeidigten Weinroyer, von denen noch zwei leben, waren seine Schüler und haben die zu ihrer Verrichtung nöthigen Kenntnisse von ihm erhalten. Er hat zu dem Ende mit der Theorie des Royen, besonders nach Lamberts Anleitung, sich viel beschäftigt; aber auch eigene Messungen vieler Faßarten oder Gebinde angestellt, nach welchen er weitläuftige praktisch-brauchbare Tabellen ausarbeitete, die aber

nicht gedruckt worden sind. Weil man seine Kenntnisse in dieser Hinsicht kannte, so wurde er, als vor einigen Jahren das Thranroyen, welches bis dahin mit großer Ungenauigkeit verrichtet wurde, mit derselben Sicherheit, wie man den Inhalt von Weinfässern angeben konnte, ausgeführt werden sollte, ersucht, eine hinreichend genaue Methode dazu anzugeben, welche er denn darauf in einem eignen Gutachten vortrug.

Da Reinke nach und nach in seinem Leben sich mit mancherlei Dingen theils hatte abgeben müssen, theils auch die Begierde, so viel als möglich zu lernen, ihn zu allerlei antrieb, so ist es begreiflich, daß er manche Sache vornahm und anfing, die entweder nicht vollendet wurde, oder mißrieth. So hatte er z. B. den Einfall, Tafeln der Logarithmen der Sinus versus, die er dem Schiffer sehr nöthig erachtete, für beide Quadranten von 15 zu 15 Stunden auf 7 Decimalstellen zu berechnen, oder von seinen Schülern berechnen zu lassen. Diese Arbeit trug er wirklich seinen Schülern auf, die in müßigen Nebenstunden sich derselben unterziehen sollten. Allein, wer solche Rechnungen nur einigermaßen kennt, wird sich wohl denken können, daß die Schüler eine solche mechanische Arbeit, die ihnen noch dazu jede Zeit zum Selbststudium raubte, mit Widerwillen vornahmen, und daß sie also schwerlich immer mit der Genauigkeit vollführt wurde, die man von solchen Tabellen verlangen muß. Auch war die Methode, nach welcher sie berechnet wurden, schlecht, denn wegen der Eile, womit man die Arbeit betrieb, wurde so lange eingeschaltet, so weit schon von Minute zu Minute berechnete Tafeln der Art die Grundlage hergaben, und darauf wurde erst nach einer Formel gerechnet. Fertig sind zwar die Tafeln geworden, auch ins Reine geschrieben, allein

da Reinke zuletzt einsah, daß sie nur bis auf [illegible] höchstens 6 Decimalstellen Sicherheit gewähren konnten, so unterblieb der Druck derselben; auch wohl deshalb mit, weil dieser zu viele Kosten verursacht haben würde.

So wollte er ferner eine kleine Abhandlung über den Rösselsprung im Schach herausgeben, für welchen er, wie es scheint, vielleicht eine, bei einem gegebenen Anfangsfelde, allgemeine Regel aufgefunden hatte; allein es ist unterblieben und die Abhandlung verloren gegangen.

In den letzten fünf Jahren seines Lebens schrieb er den Hamburger Kalender, wie auch noch einige auswärtige.

Die letzte größere literarische Arbeit des thätigen Mannes, war die Lebensbeschreibung seines berühmten Lehrers Sonnin. Sie erschien im Jahre 1824 *) und ist eine, auf vieles Bitten seiner Freunde veranstaltete, Umarbeitung und Erweiterung eines früher von ihm in Schlichtegrolls Nekrolog **) gelieferten Aufsatzes desselben Inhalts.

Im Jahre 1790 wurde er von der in Hamburg befindlichen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe zum associirten Mitgliede aufgenommen. Den Versammlungen dieser Gesellschaft wohnte er fast unausgesetzt bei. Er wurde 1813 von derselben zum Vorsteher ihrer Zeichnenschulen erwählt; auch war er Vorsteher des Land- und Gartenbaues bei derselben. Im Jahre 1790 trat er auch der hiesigen mathematischen Gesellschaft als ordentliches Mitglied bei und war für diese au-

*) Lebensbeschreibung des ehrenwerthen Sonnin, Baumeisters und Gelehrten in Hamburg u. s. w. Hamburg, a. Kost. d. Verf. u. in Comm. bei Herold, 1824. 8.

**) Jahrg. 1794, Bd. 2, S. 1 ff.

ßerst thätig, so daß er von derselben immer als eins ihrer vorzüglichsten Mitglieder angesehn wurde.

Seit der Einrichtung der neuen Steuermanns-schule in Hamburg, gehörte er mit zu den vier Exa-minatoren, die nach angestellter Prüfung den Schü-lern jener Schule die Bescheinigung ihrer Brauch-barkeit als Steuermann, wenn sie diese im Examen bewährt hatten, ausstellten.

Es ist schon erwähnt worden, daß er in Geschäf-ten eine Reise nach London machte; eine gleiche Veranlassung hatte eine Reise nach Copenhagen und Berlin in den Jahren 1783 und 1784. Zum Ver-gnügen machte er 1809 und 1821 eine Reise nach Göttingen und bereisete das letzte Mal einen Theil des Harzes. Von Göttingen aus war ich bis auf den Brocken und von dort zurück nach Clausthal sein Begleiter. Von Oderbrück bis auf den Brocken gingen wir zu Fuß, und als wir oben angekommen waren, verwunderten sich alle Leute, welche gerade da waren und selbst der Brockenwirth, einen so be-jahrten Mann in ihrer Gesellschaft zu sehen, der den Brocken erstiegen hätte. Er wollte anfänglich sogar bei Clausthal in einen Schacht fahren; allein durch den Führer, der die Sehenswürdigkeiten in und bei Clausthal uns gezeigt hatte, besorgt ge-macht, ließ er bald von seinem Vorsatze ab. Nach-her hat er noch kleine Reisen ins Holsteinische und Mecklenburgische unternommen. Auf der Reise in Holstein kam er auch nach Meldorf, wo er früher den berühmten Reisenden Carsten Niebuhr kennen gelernt hatte, wie er dieses selbst in den Hamburg. Adr.-Comtoir-Nachrichten vom 21. Mai 1823 um-ständlich anführt. Sogleich erkundigte er sich dort bei Niebuhrs Tochter nach den von ihrem Vater gebrauchten astronomischen Werkzeugen, die ihm auf seinen Reisen gedient hätten. Er fand nun den

Vollkreis, von dem berühmten Astronomen Tobias Meier [illegible] verfertigt, noch vor, wie auch einen, von ihm selbst verfertigten Octanten. Diese Werkzeuge und eine silberne Taschenuhr von Mudge, welche Niebuhr auf seiner Reise getragen hatte, besonders aber den Vollkreis, wünschte er, aus Achtung für Tobias Meier und für Niebuhr, gerne käuflich an sich zu bringen und bot einen ansehnlichen oder vielmehr hohen Preis für das Kreisinstrument. Aber er hat dies so wenig, als eins von den andern erhalten können, weil Niebuhrs Nachkommen diese Sachen selbst zum Andenken bey ihrer Familie lassen wollten.

Reinke war mittlerer Größe, hager und von blühender Gesichtsfarbe. Seine vielen Geschäfte machten ihn oft etwas zerstreut und er zeigte daher nicht selten ein finsteres und mürrisches Gesicht. Wer ihn nicht näher kannte und zu ihm irgend einer Ursache wegen kam, wurde gewöhnlich anfänglich abgeschreckt, zumal, wenn er eine Bitte vorzutragen hatte, sein Ansuchen vorzubringen. Wer ihn aber kannte, wußte, daß er in Wirklichkeit ein eben so freundlicher und gefälliger Mann sey, als sein Gesicht unfreundlich und abstoßend schien. Er konnte zuweilen recht munter und spaßhaft seyn, besonders auf dem Felde beim Landmessen und des Abends, wenn er seine Tagsgeschäfte beseitigt hatte. Seit vielen Jahren, bis an seinen letzten Abend, pflegte er, nach vollendeten Geschäften, in ein bürgerliches Wirthshaus zu gehen, wo er manche Freunde antraf, mit denen er sich bald wissenschaftlich, bald auf andere Weise in munteren Gesprächen unterhielt. Nebenbei sah er auch wohl einer Schachpartie zu und nahm dann lebhaftes Interesse an jedem Zuge. In jeder Witterung ging er nach dem weit entlegenen Wirthshause, selbst als Altersschwäche

sich geflissentlich einstellte, allein, ohne Begleitung, und diese würde er auch, bei dem geringsten Anscheine von Hülfe, aber aufgenommen haben. Dabei hatte er gewöhnlich den Stock, welcher ihm als Stütze hätte dienen müssen, unter dem Arme. Sein Geschäft brachte es mit sich, daß er gegen jede rauhe Witterung abgehärtet wurde. Wenn er an einem Herbsttage beim Landmessen vom Regen ganz durchnäßt wurde, so arbeitete er doch, wenn es seyn mußte, den ganzen Tag fort, ohne Schnupfen oder sonstige Erkältung zu befürchten. Ungeachtet er nur ein Auge hatte, so konnte er doch mit dem gesunden sehr gut in die Ferne sehen und nur in besondern Fällen gebrauchte er eine Fernbrille. Beim Zeichnen aber, und überhaupt, um nahe und kleine Gegenstände auf dem Papiere deutlich unterscheiden zu können, hatte er beständig eine Brille nöthig. Er ging spät zu Bette, selten vor 12 Uhr, stand aber auch in der Regel spät auf, gewöhnlich gegen 8 Uhr. Er legte sich aber, wenn er nicht durch besondere Ursache davon abgehalten wurde, jeden Tag des Nachmittags, gleich nach dem Essen, anderthalb bis zwei Stunden zum Schlafen nieder, nicht bloß im Alter, sondern diese Gewohnheit beobachtete er schon in seinen frühern Jahren. Er hielt hierauf sehr viel und gab Gründe an, welche beweisen sollten, daß die Gesundheit des Menschen dadurch erhalten würde. Beim Frühstück und des Abends trank er gewöhnlich ein Glas Branntwein, allein zuletzt war eins für seine schwindenden Körperkräfte schon zu viel, und daher ist es gekommen, daß manche ihm nichtige Beschuldigungen angedichtet haben.

Was seine religiösen Vorstellungen anbetrafen, so war er hierin sehr freidenkend; der Glaube galt ihm wenig. Er las viele Schriften, sowohl die, welche für, als welche gegen die Kirche geschrieben

waren. Er sprach jedoch über Gegenstände der Religion nur ungern und nie ohne äußere Veranlassung, und dann nur mit verständigen Männern, aber frei und ohne Rückhalt. An hohen Festtagen genoß er mit seiner Frau das Abendmahl.

Seine Haupttugend war Arbeitsamkeit; die Trägheit haßte er von ganzem Herzen. Machte ein geschickter Mann von seinen Kenntnissen nicht thätigen und rastlosen Gebrauch, so wurde er von ihm nicht geachtet, ja er stand selbst dessen weiterer Beförderung im Wege, wovon sich Beispiele anführen ließen. Dagegen empfahl er den Mann allenthalben, der, wenn auch nur mit mittelmäßigen Kenntnissen ausgerüstet, diese eifrig ins Leben treten ließ und sich nützlich machte. Er war ferner gleichgültig gegen jede Beleidigung; fast nie wurde von ihm etwas darauf erwiedert, und an dem Beleidiger nahm er nicht die geringste Rache. Aerger, sagt er, untergräbt am ersten die Gesundheit; ich möchte nun gern alt werden und daher will ich mich nicht ärgern. Diesen Vorsatz suchte er ohne Ausnahme durchzuführen und er ist ihm selbst in solchen Fällen treu geblieben, wo man seine Gutmüthigkeit für Schwachheit ansah und wo mancher, der zum Theil von ihm abhing, durch Forderungen und lächerliche Anmaßungen seine Nachsicht und Geduld auf die äußerste Probe stellte. Hatte er zu Jemandes Gunsten etwas gethan, sey's nun durch Geld oder durch Fürsprache, so erfuhr man von ihm nie etwas über seine geleisteten Dienste; nur gelegentlich von seiner Frau wurde vielleicht dessen erwähnt. Danken konnte man ihm eigentlich fast gar nicht, denn fing man an, ihm seinen Dank abzustatten, so gebärdete er sich dabei ganz sonderbar und man that am besten, augenblicklich still zu schweigen.

Er hat sich zwei Mal verheirathet. Die erste Ehe war eine Mißheirath und dauerte auch nur etwa ein halbes Jahr. Er sah ein Mädchen, das ihm dem Aeußern nach gefiel, welches er aber weiter nicht kannte; dies heirathete er, als er 28 Jahr alt war. Indeß, sehr bald bemerkte er, daß der Charakter seiner Frau ihrem Aeußern gar nicht entsprach, sondern daß sie eine schlechte, nichtswürdige Person sey. Er ließ daher sogleich durch einen Ehescheidungscontract, welchem die Frau sich fügen mußte, die Verbindung auflösen. Vierzig Jahr alt, im Jahre 1789, verheirathete er sich zum zweiten Male. Er wählte zur Frau Maria Sophia, die Tochter eines Wundarztes, Namens Wedell. Mit dieser Frau lebte er bis an seinen Tod in steter Eintracht und glücklich; doch blieb die Ehe kinderlos. In seinem Testamente hat er diese, seine Ehefrau, zur alleinigen Erbin seines ganzen Nachlasses eingesetzt, welcher ihr auch geworden ist. Sehr bedeutend war freilich sein Nachlaß nicht, aber doch von der Art, daß die Wittwe, bei vernünftiger und vorsichtiger Lebensweise, davon unbesorgt leben kann.

Eigentlich krank ist er nie gewesen und nie hat er einen Arzt gebraucht; kleine Unpäßlichkeiten vertrieb er durch gewisse Essenzen, von denen er das Recept besaß. Doch ist er weniger gesund gewesen, als er manchen glauben machen wollte, denn viele Jahre hat er an einem heimlichen Bruche gelitten, der erst bei seinem Tode deutlich hervortrat. Der Anfang dieses Uebels ist vielleicht schon in seiner Jugend aufzusuchen und wohl seiner Begierde, sich in allen, selbst eben nicht nützlichen, Dingen auszuzeichnen, zuzuschreiben. So z. B. übte er sich in Taschenspielerkünsten, im Seiltanzen, als Schauspieler u. s. w., besonders eifrig aber betrieb er es, sich im Springen Fertigkeit zu erwerben. Er hat

mir erzählt, daß in seinen Jünglingsjahren ein bekannter Herr Sch. eine horizontale Weite von 21 Fuß habe überspringen können; er aber habe, trotz aller Anstrengung, es nur dahin zu bringen vermogt, daß er 17 Fuß weit habe springen können. Dieses Springen war ihm freilich bei seinen Geschäften oft dienlich, wenn er im Felde auf Gräben traf, die ihm nun kein großes Hinderniß seyn konnten; allein vielleicht hat die Uebung darin ihm den Bruch verursacht.

Er behielt bis an sein Ende eine große Meinung von seinen, wie er glaubte, noch wenig geschwächten Körperkräften und diese war Ursache, daß er die letzten Jahre manchen Unfall erlitt, da er jede angebotene Hülfe, die ihm wirklich nöthig war, mit Unwillen abwieß. So z. B. ließ er sich durchaus nicht vom Wagen helfen, sondern er stieg allein herab.

Am letzten Abend seines Lebens ging er, wie gewöhnlich, aus. Auf dem Rückwege fiel er nieder, oder er wurde, wie andere behaupten, von einem Wagen umgestoßen. Genug, man fand ihn bald, äußerst hülfsbedürftig, auf der Straße liegen: ein Schlagfluß hatte ihm schon die Sprache geraubt. Wenige Stunden darauf starb er an den Folgen des Schlagflusses.

Der Tod hat den Faden seines unermüdeten Fleißes gewaltsam zerrissen, zerstört das lebendige Archiv von mehr als 50jährigen Urkunden des Hamburgischen Staates, geführt ihn aus dem Kreise seiner Freunde, die mit Achtung auf ihn sahen, getrennt ihn von seinen Zöglingen, deren einige seiner Hülfe noch lange bedurft hätten. O, mögen doch diese und vorzüglich die, welche durch ihn ihr gutes Fortkommen gefunden haben und schon ähnliche Stellen, als er hatte, bekleiden, beständig sich ihres

ihres [illegible] Wahrheit in Fleiß, Bescheidenheit, Gemüthlichkeit, Wohlthun — Daß mehrere seiner Schüler ihm Vieles, ja fast ihr ganzes Wohl zu danken haben, bezeuge ich um so lieber, da meine Verbindlichkeiten gegen ihn nicht geringe sind.

Hamburg. J. C. G. Gebauer.
Dr. philos.

XI. Dr. Johann Friedrich Neidhart,

Rector und Professor am Gymnasium zu Wertheim a. M., Ritter des großherz. Bad. Zähringer Verdienstordens,

geb. den 16. October 1744,
gest. den 31. Januar 1825.

„Quaerenti mihi multum et diu cogitanti, quanam re possem prodesse quam plurimis, ne quando intermitterem consulere reipublicae, nulla major occurrebat, quam si optimarum artium vias traderem meis civibus.... *Quod enim munus reipublicae majus afferre meliusve possumus, quam si docemus atque erudimus juventutem?*“ —

Cicero de divinat. II, 1.

Verdienstvoller Männer Leben beschreiben, ist eine angenehme Pflicht gegen die Menschheit, welche sich sichrer durch Beispiele als durch Lehren veredelt, und zu einer öffentlichen Anerkennung der Jugend sind die Zeitgenossen um so mehr verbunden, je anspruchloser dieselbe in stiller Verborgenheit wirkt. Freilich wird die Menge Weniger durch die geräuschlose Wirksamkeit des bescheidenen Verdienstes, als durch den äußern Glanz und außerordentliche Ereignisse, welche die Neugierde befriedigen, angezogen; aber

wenn sich die gepriesene That dem prüfenden Be-[illegible] in allen Schimmer aufhört, und [illegible] aufgedrungene Verehrung zur Gleichgültigkeit [illegible] erkaltet, so wächst die Achtung des Menschenfreundes, je länger er den Segen des bescheidenen, ruhig wirkenden Verdienstes betrachtet, und das ruhige Gefühl der Billigung erhebt sich zu gerechter Bewunderung.

Johann Friedrich Neidhart wurde in Wertheim geboren, wo sein Vater damals dritter Prediger war, nachher Stadtpfarrer wurde und endlich als Superintendent von seiner Gemeinde geliebt und verehrt, 1787 starb. Seiner Mutter, einer Tochter des Hofraths Schaller zu Gaildorf in Schwaben, wurde er schon als ein Kind von 5 Jahren beraubt. Den ersten Unterricht empfing er von seinem Vater und in der Deutschen Schule zu Wertheim, besuchte hierauf die lateinische Schule daselbst bis zur ersten Classe, worauf sein Vater, mit der Einrichtung der Schule unzufrieden, es für rathsam hielt, ihn mit einigen andern Knaben dem Privatunterrichte seines Oheims, eines geschickten jungen Theologen, anzuvertrauen, bis der damalige Regierungspräsident von Hinkeldey sich erbot, ihn an dem Unterrichte seines ältern Sohnes bei seinem geschickten Hauslehrer Antheil nehmen zu lassen. Diesen fand er an Chr. Gottfr. Böckh, einem jungen trefflichen Gelehrten*), welcher in der Folge Conrector an dem Gymnasium zu Wertheim, dann Rector in Eßlingen und zuletzt Archidiaconus in Nördlingen, seiner Vaterstadt, wurde; ein Mann, welcher sich auch durch pädagogische Schriften bekannt und verdient gemacht hat.

*) Chr. Gottfr. Böckh starb den 31. Januar 1792 zu Nördlingen, 59 Jahre alt. Seine Erziehungsbibliothek

Mit dankbarer Verehrung erneuerte Neidhart noch oft das Andenken an diesen trefflichen Jugendlehrer. Den sechzehnjährigen Jüngling nahm hierauf das damals häufig besuchte Gymnasium in Idstein, im Nassauischen, als seinen Zögling auf, wo er sich namentlich an zwei vorzügliche Lehrer der ersten Classe, Stritter und Schellenberg, dankbar erinnerte. Früh von 6 Uhr an wurden in jeder Jahreszeit die Morgenstunden (eine Viertelstunde um 8 Uhr zum Frühstücke ausgenommen), bis 10 Uhr, einigemal in der Woche auch bis 11 Uhr, durch den öffentlichen Unterricht ausgefüllt. Der Nachmittagsstunden waren in der Regel nur 2, und der fleißige Neidhart hatte es bald an sich selbst erfahren, daß, wer auf dieser Schule seine künftige Bestimmung stets vor Augen hatte, sich in wenigen Jahren gründliche Schulkenntnisse erwerben und zu den höhern Wissenschaften tüchtig vorbereitet auf eine Universität übergehen konnte. So rühmte der Greis oft den alten, jetzt nicht selten übersehenen Gebrauch jener Schule, schöne und wichtige Stellen aus den Klassikern auswendig lernen zu lassen und dadurch dem Gedächtnisse, ohne besondern Zeitverlust für den Unterricht, außer den Sprachkenntnissen zugleich einen Schatz des Schönen und Guten für das ganze Leben anzuvertrauen. Kurz nach der Schulfeier des Hubertsburger Friedensfestes, welches der Jüngling in einem Deutschen Gedichte: „Ueber die Na-

(Nordl. 1773—1786, 11 Bde.), seine Wochenschrift zum Besten der Erziehung (Stuttg. 1777. fg. 4 Bde. cf. Archiv v. Seebode 1825 Nro. I. S. 57 ff.), seine Predigten für die Jugend, seine Kinderzeitung, seine Jugendchronik und zuletzt sein Rathgeber junger Leute beiderlei Geschlechts, haben viel Gutes gestiftet und dem Verfasser in der Geschichte der Erziehung ein ehrenvolles Denkmal gestiftet. Auch an dem ersten Bande von Gräters Bragur nahm der gelehrte Böckh noch Antheil.

tur des Friedens" besungen hatte, nahm derselbe, nach einem dritthalbjährigen Aufenthalte, in einem lateinischen Gedichte in Hexametern: „De grati animi officio" von dieser Anstalt, welche ihm durch die Liebe seiner Lehrer und Jugendfreunde werth und theuer geworden war, Abschied, um über seine Vaterstadt zurück auf die Universität Halle abzugehn, wo er im October 1763 anlangte. Hier beschränkte er sich nicht bloß auf die Erwerbsstudien, sondern bezweckte eine allseitige und gründliche Menschen- und Gelehrtenbildung. Er besuchte vorzüglich die Vorlesungen eines Meier und Förster in der Philosophie, eines Semler und Nösselt in der Theologie, eines Eberhard in der Mathematik und Naturlehre, eines Klotz in der alten Literatur, und verband mit der gewissenhaften Benutzung der Vorlesungen ein sorgfältiges Privatstudium. Unter seinen Universitätsfreunden erinnerte er sich noch vorzüglich gern an den nachherigen berühmten Volksdichter Gottfried August Bürger, welcher mit seinem Musenfreunde v. Göckingk gerade damals von dem Hallischen Pädagogium auf die Friedrichsuniversität übergegangen war. Um sich zum Unterrichte der Jugend auch praktisch vorzubereiten, übernahm Neidhart auf dem Waisenhause wöchentlich einige Stunden in der zweiten Hebräischen Classe unentgeldlich, und verdankte dieser wohlthätigen Anstalt, wie so viele andere angehende Lehrer, die ersten Uebungen im Vortrage. Einige Wochen vor seinem Abgange von der Universität legte er noch einen rühmlichen Beweis von den Früchten seines akademischen Studiums öffentlich ab, indem er über die Lesearten eines Helmstädter Hebräischen Codex der h. Schrift eine Abhandlung schrieb und darüber als Respondent unter dem Adjunct der philosophischen Fakultät, G. J. L. Vo-

th, disputirte. *) Mit vorzüglichen Kenntnissen bereichert, von allgemein verehrten Lehrern, wie Nösselt und Semler, geschätzt, und an Leib und Seele gesund, verließ Neidhart nach drei Jahren diesen für ihn unvergeßlichen Musensitz sehr ungern, um nach dem Wunsche seines Vaters seine Studien noch auf der Universität Tübingen fortzusetzen. Hier benutzte er noch ein Jahr lang die Vorlesungen des Kanzler Reuß und der Professoren Cotta und Sauer, widmete aber die meiste Zeit dem Privatstudium, welches er auch nach der Rückkehr in seine Vaterstadt fortsetzte, außerdem aber seine jüngern Geschwister unterwies und sich zuweilen im Predigen übte.

Sein Wunsch, sich zu dem öffentlichen Unterrichte auf einer Lehranstalt noch länger praktisch vorzubereiten und zugleich vor seiner festen Anstellung noch mehr Menschen- und Weltkenntniß einzusammeln, wurde bald erfüllt, indem er 1768 mit dem Antrage einer Hofmeisterstelle in dem Hause des Darmstädtischen Geheimen Raths und Kreisgesandten, Herrn von Barkhausen-Wiesenhütten, überrascht wurde, um den Unterricht seines einzigen Sohnes zu übernehmen. Er fand in dieser angesehenen Familie zu Frankfurt a. M. Alles vereinigt, was ihm einen eben so angenehmen als bildenden Aufenthalt darbot, und er würde seine Stelle nach drittehalb Jahren nicht freiwillig verlassen haben, wenn ihn nicht die Vorsehung durch den Ruf zur Uebernahme des Rectorats in Wertheim einen ausgedehntern und seiner Bestimmung völlig angemessenen Wirkungskreis angewiesen hätte.

---

*) Observationes criticae in varias quasdam Lectiones codicis ebraei scripti Bibliothecae Academiae Helmstadiensis etc. Halae 1766.

Den 10. Julius 1771 wurde er als Rektor in sein neues, schon seit 6 Jahren unbesetzt gebliebenes Amt eingeführt, bei dessen Antritt er zugleich den in der Folge nie abgeänderten Entschluß faßte, sein ganzes Leben dem Schulstande zu widmen, weshalb er auch späterhin die ihm einigemal angetragenen Predigerstellen ablehnte, wiewohl sie ihm ein reichlicheres Einkommen und anlockende Bequemlichkeiten anboten. Sechs und zwanzig Lehrstunden in der ersten Klasse und noch einige Privatstunden wöchentlich, machten ihm bei einem jährlichen Einkommen von nicht ganz 600 Fl. nicht mißmuthig,*) da er sich von Jugend auf in der Entbehrung überflüssiger Bedürfnisse geübt und mit Wenigem zufrieden zu leben gewöhnt hatte.

Was und wie der Rektor Neidhart nun 50 Jahre hindurch in seinem Amte wirkte, das bezeugt das dankbare Gefühl einer großen Anzahl geschickter und edler Männer in der Nähe und Ferne, welche die Vorsehung in ihrer Jugend seinem Unterrichte und seiner Leitung anvertraute. Mit herzlicher Theilnahme deutet einer unserer ersten Pädagogen, der Kanzler Niemeyer zu Halle, bei seiner Anwesenheit zu Wertheim im Herbste 1820 den Segen dieser wohlthätigen Wirksamkeit in folgenden Worten freundlicher Erinnerung an:

„Auf meiner Reise in das Frankenland
Sah ich gar viel der Heil'genbilder,
Die man für frommen, gewähnten Müssiggang
Mit einer Glorie umkränzte.
Hier aber sah ich, wie Dein greises Haupt,
Ehrwürd'ger Mann, die bess're Glorie, —

*) Mit der neuen Organisation des Gymnasiums 1809 wurde die Rektoratsbesoldung um 200 Fl. und 10 Jahre vorher um 100 Fl. jährlich erhöht.

Ein großer Chor von Männern, Jünglingen,
Die Du durch Lehr' und Beispiel bildetest, —
Mit Dank und Ruhm umgibt,
Ein [illegible] segnend Dich vereint begleiten
Und lenk' zum Herrn, zu dessen höh'rer Schule,
Du sie, und auch Dich selbst erzogen hast."

Neidhart blieb dem Entschlusse bei dem Antritte seines Amtes, alle seine Kräfte und Zeit demselben bis an die Gränzen des Lebens zu widmen, treu. „Laßt uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ärnten ohne Aufhören," (Gal. 6, 9.) schrieb der hochverdiente Dr. Nösselt in Halle seinem geliebten und von der Universität abgehenden Schüler zur Erinnerung, und dieser hat die Worte der Schrift zu erfüllen gesucht und des Segens und der Freuden einer treuen und frommen Amtsführung viel geärntet.

Das Gymnasium zu Wertheim war bei seinem Antritte des Rectorats in so tiefen Verfall gerathen, daß diejenigen Schüler, welche sich nur wissenschaftlicher Bildung widmen wollten, genöthigt waren, sich zum akademischen Studium auf andern Schulen vorzubereiten, wie Neidhart zu diesem Zwecke zuvor die Schule zu Idstein besuchen mußte. Groß und mühevoll war daher die Arbeit, welcher sich Neidhart zur Verbesserung der Schule unterziehen mußte. Nach der damaligen Schulordnung mußte er in allen Lectionen der ersten Classe selbst unterrichten. „Er mußte *) nicht nur bei dem Unterrichte in der lateinischen Sprache seine Schulen oft auf die ersten Elemente derselben zurückweisen, —

*) Worte aus der handschriftlichen Jubiläumsrede eines der ersten Schüler des Rect. Neidhart, des Hrn. Rath Kolb, königlich Baierschen Herrschaftsrichters zu Kreuz-Wertheim.

sondern auch in andern Wissenschaften, wie z. B. in der Griechischen und Hebräischen Sprache, in der Mathematik, Geschichte und Geographie den Anfang machen, und diese Wissenschaften bis zu dem zum Besuche einer Akademie erforderlichen Grad der Vollkommenheit fortsetzen.

Die in den Händen der Schüler befindlichen Lehrbücher waren ermüdend für die Lehrer und abstoßend für die Schüler. Wie weit, um nur einige Beispiele anzuführen, wie unendlich weit läßt ein den Verstand und das Herz ansprechendes Lehrbuch eines Kanzlers Niemeyer in der christlichen Religion das saft- und kraftlose systematische Skelett eines Dietrichs hinter sich zurück, und wie weit sind die Ausgaben der alten Classiker der neuen Philologen von denen eines Minellii entfernt? Mit solchen zwecklosen Schulbüchern war eine gleiche zwecklose Lehrart verbunden, so daß es schwer zu sagen ist, ob die schlechten Schulbücher die schlechte Methode, oder diese jene veranlaßt habe. Denn diese bestand darin, das Gedächtniß nur mit Wörtern, Paradigmen und Phrasen anzufüllen und den Vorrath derselben zu der Kunst, schlecht lateinisch zu reden und zu schreiben, zu verwenden, und alles dies durch die härtesten und erniedrigendsten Zwangsmittel zu bewirken."

„Aller dieser Hindernisse ungeachtet, legte er ohne Prahlerei, ohne Ruhmredigkeit und verächtliche Seitenblicke auf andre Schullehrer, jedoch mit Muth Hand an das große Werk einer gänzlichen Reform des Wertheimer Gymnasiums. Ging der Zweck der ältern Schule auf trockenes Gedächtnißwerk, so war sein Zweck, den Verstand zu schärfen, das Gedächtniß mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, das Gefühl zu veredeln, den Geschmack zu verbessern und die Sitten zu verfeinern. Den Religions-

unterricht ertheilte er alle Woche, theils nach seinen eigenen schriftlichen Aufsätzen, theils nach Sprüchen aus der heiligen Schrift, mit dem größten Eifer, seine Schüler im Glauben an Gott und Unsterblichkeit und in christlichen Tugenden zu befestigen. Sein Religionsvortrag athmete ganz den Geist des großen Kirchenlehrers Augustin, welchen derselbe in den so schönen Worten aussprach: „in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas."

„Bei dem Lesen der Classiker bemühte er sich nicht nur den Sinn der Worte aus der Etymologie, sondern auch aus der Römischen Staatsverfassung, Geschichte, den Alterthümern und der Geographie zu erklären und seinen Schülern verständlich und deutlich zu machen; ferner den Ideengang des Schriftstellers zu entwickeln, auf die Schönheiten aufmerksam zu machen, zu zeigen, worin sie bestehen, sie dem Gedächtniß derselben einzuprägen und ihnen die Regeln der Alten zur Lebensweisheit, zur Nachahmung zu empfehlen, auch durch zweckmäßig eingerichtete Stylübungen Anleitung zu einer guten lateinischen Schreibart und zum leichtern und bessern Verstehen der Classiker zu geben. Außer den Schulstunden, die zum Unterricht in der Religion, in der Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Sprache, zum Lesen des alten und neuen Testaments in ihren Ursprachen und zur Geschichte und Geographie bestimmt waren, ertheilte er in Privatstunden den Unterricht in der Mathematik, mathematischen Geographie, und las in denselben mit seinen obern Schülern Xenophons Cyropädie, die Memorabilien des Sokrates und den Homer. Wiewohl damals in dem Gymnasium zu Wertheim weder in der Deutschen Sprache noch in der Botanik öffentlich Unterricht ertheilt wurde: so verwendete

er doch etliche Stunden in der Woche zur Deutschen Sprache, worin er vorzüglich gute Deutsche Schriften lesen, das Gelesene wieder entweder schriftlich oder mündlich vortragen ließ und dabei seine Schüler auf die Regeln der Deutschen Sprache aufmerksam machte. Auf Spaziergängen in sehr frühen Morgenstunden ließ er Gedichte über die Schönheiten der Natur vorlesen, an den Sonnabenden Nachmittags gab er auf Spaziergängen Unterricht in der Pflanzenkenntniß und in den späten Stunden der Nacht bei gestirntem Himmel Anleitung zur Kenntniß der Sternbilder. Zu jeder Zeit und Stunde stand seinen Schülern der Zugang zu ihm offen, um sich Belehrung und Aufschlüsse über Anstände in den Wissenschaften von ihm auszubitten. Sein Vortrag war deutlich und leicht zu fassen. Seine Bibliothek und sein Studienzimmer waren für seine Schüler ein wahres Museum in dem ursprünglichen Sinne des Wortes, wo sie die Abendstunden bis über die Mitternacht hinaus mit Lesen einer Komödie des Terenz, oder einer Elegie, oder eines Briefes des Ovid, oder einer Ecloge des Virgil auf die ungezwungenste Weise zubrachten. Gab er in seiner Wohnung eine musikalische Unterhaltung, welches damals, außer bei dem Herrn Grafen zu Löwenstein-Wertheim, nirgends geschah, so lud er seine Schüler auch dazu ein. Er machte mit denselben auch bisweilen kleine Fußreisen in benachbarte Gegenden. Kurz, der würdige Neidhart suchte auf alle Weise seinen Schülern zu nützen und lebte ganz für sie.

Neidhart war nüchtern und mäßig im Genuß, einfach und prunklos in seinem Aeußern, bei seinen Geschäften ernst, ohne finster, in Gesellschaften fröhlich und heiter, ohne ausgelassen zu seyn. Nur die Schönheiten der Natur und Musik waren seine lieb-

sten Vergnügungen, und daher das tägliche Besuchen und die Beschäftigungen in seinem Garten und die Begleitung seines Clavierspiels mit dem Gesang eines geistlichen Liedes seine häufigsten Erholungen. Wer hat aus seinem Munde je ein die Sitten beleidigendes oder unwahres Wort vernommen? Wer hat ihn nicht jederzeit als einen Mann befunden, der aller Leidenschaften Herr, der aufrichtig, gerade und gerecht war? als einen Mann, der Niemand beleidigte und wenn er selbst beleidigt wurde, mit Zuvorkommen die Hand zur Versöhnung bot? welcher Niemanden anmaßlich und nachtheilig beurtheilte, noch weniger Jemand verläumdete oder verfolgte, sondern vielmehr die Fehler Anderer gern entschuldigte? Wie theilnehmend war er nicht an den Leiden Anderer? Wer hat ihn je im Glück übermüthig und im Unglücke verzagt gesehen? Wie gewissenhaft und pünctlich war er in seinem Amte? Waren seine Schüler nicht Augenzeugen von der pünctlichen Beobachtung der Lehrstunden und war er nicht jederzeit beinahe immer der erste in der Schule? Und alle diese Tugenden krönten seine stille Bescheidenheit. Ich kann Neidhart nicht besser schildern, wie er war, als mit den Worten Quinctilians II, 2., wo er einen Lehrer schildert, wie er seyn soll: „Praeceptor sumat ante omnia parentis erga discipulos suos animum, ac succedere se in eorum locum, a quibus sibi liberi traduntur, existimet. Ipse nec habeat vitia nec ferat. Non austeritas ejus tristis, non dissoluta sit comitas, ne inde odium, hinc contemtus oriatur. Plurimus ei de honesto ac bono sit sermo, nam quo saepius monuerit, hoc rarius castigabit. Minime iracundus, nec tamen eorum, quae emendanda erunt, dissimulator.“ — Ueberzeugt, daß der Schulmann nur durch

fortgesetztes Privatstudium über sein geregeltes und einförmiges Leben den Reiz der Neuheit verbreiten und sich vor geschäftlichem Mechanismus bewahren, seinem Geiste diejenige Frischheit und Kraft, welche die Jugend zugleich anzieht und belehrt, verleihen und erhalten könne, fuhr Neidhart bis an das Greisenalter fort, für sich nicht blos die alten Griechischen und Lateinischen Classiker zu lesen und Horazens goldne Regel: Vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna (A. P. 269) bei seinen fast täglichen Arbeiten des Abends bis nach Mitternacht recht eigentlich und im Uebermaße zu beobachten; sondern er benutzte, außer seinen eignen Erfahrungen, auch die vorzüglichsten Erziehungsschriften und den Rath bewährter Schulmänner und suchte mit seinem Zeitalter fortzuschreiten.

Seinen Schülern blieb er stets mit Wohlwollen nahe und hoffte der Strenge der Zucht bei nicht ganz verwahrloseten Gemüthern entbehren zu können. Die natürliche Milde und Weichheit seines Characters erleichterte es ihm, diese Gesinnungen fest zu halten; und wenn es ihm auch nicht immer gelang, den eingewurzelten Leichtsinn und die Fehler der früheren Erziehung oder des bösen Beispiels durch nachsichtsvolle Geduld auszurotten; so hat er sich doch durch seine unveränderliche Güte und Herzlichkeit das Vertrauen aller seiner Schüler erhalten, die Liebe der Bessern für immer gewonnen und sich aus guten Schülern treue und dankbare Freunde erzogen. Sein Wirken als Erzieher wurde reichlich gesegnet, denn er begann Alles mit Gott und leitete in der Ueberzeugung, daß alle wahre Menschen- und Geistesbildung erst durch die Religion geweiht und für das Leben beglückend werden könne, die ihm anvertraute Jugend auch wieder zu Gott.

Er lehrte nicht blos Religion, sondern that

[illegible] als [illegible] empfahl, und bemühte sich, seinen Schülern das Vorbild eines wissenschaftlichen und religiösen Lebens zu werden. Jeden Tag begann er mit christlichen Betrachtungen und pflegte ihn, nach frommer Väter Weise, mit einem andachtsvollen Gesange am Claviere zu beschließen. Bei seinem Unterrichte leitete ihn überall der Grundsatz: non scholae, sed vitae discendum est, ohne den Werth der Wissenschaften nach dem Maßstabe gemeiner Nützlichkeit abzumessen. In diesem Sinne erklärte er auch seinen Schülern die alten Classiker und verweilte am liebsten bei den Stellen, welche sich durch Schönheit der Form und Wichtigkeit des sittlichen Inhalts auszeichneten. Seine körperliche und geistige Erholung suchte und fand er, außer der täglichen Beschäftigung in seinem Garten, hauptsächlich in dem liebevollen Umgange mit seinen Freunden und Anverwandten, welche er in der Nähe und Ferne jedesmal in den Ferien besuchte. Solcher, bis in die letzten Jahre größtentheils zu Fuß unternommenen Reisen, zählte er über hundert. Ungestört pflegte er seinen Weg, auch bei dem stürmischten Wetter, täglich bis auf 10 bis 12 Stunden fortzusetzen, denn er hatte seinen an sich schwächlichen Körper durch Uebung so abgehärtet, daß er sich, auch ohne Nachtheil für seine Gesundheit, harten Strapatzen unterziehen konnte. Dieser öftern Bewegung auf Reisen und im Garten, einer regelmäßigen einfachen Lebensart, der Befreiung von heftigen Leidenschaften, der Vorliebe zu einem thätigen Leben, verdankte er hauptsächlich den Genuß seiner fast ununterbrochenen Gesundheit und das Glück eines heitern Alters. So bewährte Neidhart die alte Wahrheit auf's Neue, daß ein mäßiges, thätiges und frommes Leben nicht blos das sicherste Mittel zu einem

haben [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] eines [illegible] [illegible] [illegible] genießen zu können.

Den 10ten Julius 1834 feierte Reichhart sein 50jähriges Amtsjubiläum, und erhielt dabei eine allgemeine und öffentliche Anerkennung seiner [illegible] ten Verdienstes auf eine eben so ausgezeichnete als liebevolle Weise. Se. königliche Hoheit, der Großherzog Ludwig, dessen huldvolles Vaterauge auch das [illegible] Verdienst nicht übersieht, ließ den Jubelgreis mit dem Ritterkreuze des großherzogl. [illegible] Verdienstordens schmücken, die hochfürstl. [illegible] Werth. Standesherrschaften verherrlichten das Jubelfest durch die gnädigste Theilnahme [illegible] Mitwirkung, und die phil. Fakultät zu Heidelberg ertheilte dem Jubelgreise das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie. Zu der Feier des Festes lud [illegible] Director des Gymnasiums, Dr. Föhlisch, [illegible] [illegible] besondern Schulschrift ein, worin unter dem Titel: „Beitrag zur Geschichte des Wertheimer Gymnasiums“, außer einer kurzen Darstellung des Lebens und der Amtsführung des Jubelgreises [illegible] [illegible], die Mitlehrer desselben, während seines [illegible] Rectorats, genannt und ein Verzeichniß der von demselben in Prima während dieser Zeit gebildeten Schüler beigefügt wurde. Eine ausführliche Beschreibung der Jubiläumsfeier ist kurz nachher bei C. Brönner in Frankfurt a. M. erschienen. Die gefällige Anordnung des Festes, die allgemeine herzliche Theilnahme daran, welche sich auch in mehreren angemessenen Gedichten und Reden von Freunden, Collegen und dankbaren Schülern des Jubelgreises, namentlich in der oben erwähnten handschriftlichen Rede des Herrn Rath Roll, welcher die Verdienste seines ehemaligen Leh-

ners [illegible] Erscheinung [illegible]
seiner [illegible]
[illegible] nicht [illegible], son-
dern auch den zahlreichen Verehrern desselben und
den Einwohnern Weilheims zur [illegible] Ehre
[illegible] auf [illegible] wie [illegible]
Zeit die Verdienste des [illegible] anzuerkennen
und zu würdigen weiß. So wurde der Tag seiner
Jubelfeier der schönste Tag seines [illegible] thätigen
und frommen Lebens, an welchem sich Liebe und
Dankbarkeit, Freundschaft und Wohlwollen um ihn
in frohem Kreise versammelten, um das Ehrendenk-
mal, was er sich selbst durch eine lange Reihe un-
vergänglicher Verdienste errichtet hatte, mit [illegible]
freudiger Theilnahme auszuschmücken.

In dem Geiste, in welchem der Verewigte bis
dahin gewirkt hatte, fuhr er auch nach der Jubel-
feier fort, thätig zu seyn. Ein unermüdlicher Pflicht-
eifer, welcher auch die letzten Kräfte der Schule
widmete — denn er ließ sich die letzten zwei Jahre,
nach einem unglücklichen Falle, auf seinen Stab und
die Arme seiner Schüler gestützt, in die Schule be-
gleiten und hielt seine Lehrstunden, [illegible] ganz
aufgab, zuletzt in seiner Wohnung [illegible] die
Sprache verlor, — eine musterhafte Pünktlichkeit
„in der stillen, ununterbrochenen, unbemerkten Aus-
„übung des ganzen Heeres sogenannter kleiner Pflich-
„ten, worüber uns kein Mensch und kein Buch lobt
„und der wir ganz unbemerkt so manches Opfer
„bringen müssen, — welches mehr sagen will, als
„die Ausübung einer einzelnen, in ihren Folgen oft
„sehr fruchtbaren Tugendhandlung, wozu uns doch
„wenigstens ein liebenswürdiger Enthusiasmus für
„die Jugend mit zu handeln bestimmen darf — *)“

---

*) Worte aus einer Handschrift Neidhart's.

eine durch keine Art schmerzlicher Erfahrungen zu beschränkende Güte gegen seine Schüler, eine unerschütterliche Geduld und Gemüthsruhe im Glück und Unglücke, welche weder in laute Klagen, noch bittere Heftigkeit überging, ein tiefer frommer Sinn, welcher alles Irdische auf ein höheres Walten der väterlichen Vorsehung bezog und sich noch in den schon gebrochenen Worten des Sterbenden, „Ich weiß an wen ich glaube,“ bewährte; — dieß waren die hervorstechendsten, trefflichen Eigenschaften des Verewigten, wodurch er während seiner langen Amtsführung in den Herzen und im Geiste seiner zahlreichen Schüler, die er für den Staat und die Kirche erziehen half, reichlichen Samen der Tugend und Wahrheit ausstreute.

Montag den 31. Januar 1825, Vormittags um 10 Uhr, starb der allgemein verehrte Neidhart, alt 80 Jahr, 3 Monat und einige Tage, nach einer 53jährigen, verdienstvollen Führung des Rectorats. Zur Ruhestätte begleiteten seinen Leichnam, welchen Mittelschüler trugen, den 3ten Febr. früh um 8 Uhr alle Schüler der 4 obern Classen, die Lehrer sämmtlicher Schulen, die evangel. und kathol. Geistlichkeit, der wohllöbliche Stadtmagistrat und auf hohe Veranstaltung die Civilbedienten der hochfürstlichen Standesherrschaften zu Wertheim in ihrer Hoftracht im feierlichen Zuge. Am 6. Febr. wurde gegen Abend in dem größten Lehrzimmer der Schule, in welchem dem Eingange gegenüber das wohlgetroffene und von Künstlerhand schon früher gefertigte Bildniß des Verblichenen, von Epheukränzen umgeben, aufgehängt worden war, eine besondere Gedächtnißfeier veranstaltet, wobei, nach Absingung einiger Strophen aus einem von dem Verstorbenen selbst verbesserten Kirchenliede *), der

*) Nro. 243. des Werth. Gesangbuches, „Seele! was

erste Schüler in Prima, L. v. Jan, in einem von einem Mitschüler verfertigten Gedichte die dankbaren und schmerzlichen Empfindungen der Jugend auszusprechen suchte, worauf nach Fortsetzung desselben Gesanges der Religionslehrer der Schule, Herr Diaconus und Pfarrer Bauer, ein ehemaliger Zögling des Seligen, eine der Würde des Gegenstandes angemessene Gedächtnißrede hielt, welcher ein feierlicher und vierstimmiger Schlußgesang folgte. Unter den zahlreichen Anwesenden befanden sich auch der reg. Fürst Georg und der Prinz Wilhelm zu Löwenstein=Wertheim=Freudenberg. Friede der Asche des Vollendeten! Sein Segen ruhe fernerhin auf der Anstalt, welcher er sein langes und thätiges Leben widmete, und sein frommer Geist bleibe ihr Schutzengel für jetzt und immer dar! —

„Nie wird von uns Dein Angedenken weichen,
Auch nach dem Tode wirkst Du fort und fort,
Ein Muster uns im Leben und Erbleichen,
Erhabner Lehrer noch im letzten Wort;
Auch unser Schicksal wird uns bald erreichen,
Allein wie schnell auch und an welchem Ort —
Nach Deinem Grab wird unsre Hoffnung blicken,
Und unsre Furcht verwandeln in Entzücken!" *)

---

kann Bessers seyn," worin sich in jeder Strophe die Worte wiederholen: „Alles was die Welt enthält, ist vergänglich und zerfällt. Schwing dich zu Gott!"

*) 9te Stanze aus dem im Wertheimer Intelligenzbl. Nro. 6. 1825 abgedruckten Gedicht von Hrn. Ch. Plaz, vormaligem Zögling und jetz. Prof. an der Mittelschule; Stanzen, geweiht dem Andenken des Herrn Rector Neidhard. Mit dem Motto:

— — — — Er schlummert im Grabe
Heiligen Schlaf; nicht Tod nenne der Seligen Ruh.
Kallimachos.

Verzeichniß der Schulprogramme und einiger andern Schriften des Rector Neidhart.

1) Ein Gespräch von der guten Anwendung der Jugendjahre. Wertheim, 1772. 2) Kurzgefaßte Geschichte des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich des Siegreichen, Stammvater des Hauses Löwenstein-W. 1774. 3) Das Leben des Cicero nach dem Plutarch. Erste Hälfte. W. 1775. 4) Zweite Hälfte. W. 1777. 5) Moralische Gedanken aus den Betrachtungen des Kaisers Marc Aurel Anton des Philosophen. Erste Hälfte. W. 1779. 6) Zweite Hälfte. W. 1789. 7) Ueber die Nothwendigkeit einer genauen Verbindung der Privaterziehung mit der öffentlichen. W. 1784. (Diese Abhandlung ist auch in einer zu Hildburghausen herausgekommenen Sammlung mehrerer Programme abgedruckt worden.) 8) Beitrag zur Schulgeschichte der Stadt Wertheim. W. 1790. 9) Topographisch-statistische Nachrichten von der Stadt Wertheim. Nürnberg b. Raw, 1790; auch abgedruckt von Bundschuh in dessen Topographie des Frankenlandes. 10) Geschichte Ludwigs, Grafen zu Löwenstein-Wertheim. W. 1794. 11) Programma scholasticum, loca selecta e Fabulis Terentii ad institutionem et formationem juventutis pertinentia illustrans. W. 1799. 12) Diatribe scholastica, memoriae Huldrichi Buchneri, A. M. poetae illustris, praeceptoris olim ac Cantoris de republ. Wertheim bene meriti, dedicata. W. 1800. 13) Ermahnungsrede des Isocrates an den Dämonikus, aus dem Griech. übersetzt. Erste Hälfte. W. 1801. 14) Die zweite Hälfte. W. 1802. 15) Album Lycei Wertheim. seu Catalogus Auditorum primae Classis per XXX. annos. W. 1803. 16) Dialogen für studirende Jünglinge auf Gymnasien und lateinischen Schulen. Frankf. a. M. bei Hermann, 1803. 17—20) Das Leben des ältern Cato, nach dem Plutarch. Vier Abtheilungen. W. 1804, 1806, 1807, 1808. 21) Luthers Verdienste um das Schul- und Erziehungswesen in Deutschland. W. 1809. 22) Der Geist aus den 6 ersten Büchern der Betrachtungen des Kaisers Marc. Aurel. Antonius über sich selbst, gezogen. W. 1810. 23) Ueber einige Mängel der häuslichen Erziehung, besonders in Rücksicht ihres Einflusses auf die öffentlichen Bildungsanstalten. W. 1813. 24) Historische Notizen zu der Lebens- und Regierungsgeschichte der Grafen von Wertheim, aus der Vorzeit. W. 1816.

W. Dr. F. S.

XII. Heinrich Karl Rosenstiel,

Ritter der Ehrenlegion, Mitglied des Consistoriums der lutherischen Gemeinde zu Paris, früher im Französischen Staatsdienst.

geb. zu Mietesheim *) im untern Elsaß am 28. October 1751.
gest. zu Paris am 4. Februar 1826.

Mit der Zerstörung der Bastille hatte am 14ten Julius 1789 die Revolution in Paris begonnen; es war der Kampf eines erbitterten Volkes, gegen Druck und Aberglauben eingeleitet, und die gebildete Welt sah mit freudigem Erstaunen eine neue Menschheit aus geist- und charakterlosen Trümmern emporsteigen. Aber die kleinen Folgen überwogen die großen Ursachen und was alle hochherzig hofften, wurde niedrig vereitelt.

So gehts aber immer, so wird es immer gehen, wenn das erregte Volk nicht Führer hat, welche ohne Ehrgeiz und Eigennutz seine Stimme reden, seine gerechten Ansprüche einer gesetzlichen Freiheit unterordnen und mit taktischer Weisheit und mit Heldenkraft es führen gegen alle, welche der neuen Ordnung **) der Dinge feindselig sind!

*) Mietesheim gehörte nach den brieflichen Mittheilungen, welche dieser Lebensbeschreibung theilweise zu Grunde liegen, ehemals zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg, und in ihr zum Amte Ingweiler. Nach Büsching aber gibts nur ein Mietersheim ohnfern Lahr im Breisgau und ein Mietersheim im untern Elsaß, welches aber nicht zum Amte Ingweiler, sondern zu den ehemaligen Gütern der freien Ritterschaft gehörte. Wo wurde also Rosenstiel geboren?

**) Unter neuer Ordnung verstehe ich hier eine ungewohnte Ordnung; denn gewiß kann eine alte Ordnung, wenn sie nicht auf die ewigen Prinzipien des

Mochten auch vom Staube geboren, die Helden im neuen Frankreich herrlich hervorglänzen: so erniedrigten Partheien, erkaufte Führer und blutige Verschwörungen die herrlichsten Keime des Bessern im niedergebeugten, hirtenlosen Volke zu den schrecklichsten Greuelscenen. Da ging der heilige Eifer in eine verzehrende Flamme über; da stürzten sich Tausende in unverschuldetes Verderben; da wurde die Opferflamme der Freiheit zu einem flüchtigen Strohfeuer und unter härterem Drucke sank das Volk zu Boden.

So lehrt es uns Frankreich! aber anders tönt die Stimme der Freiheit im wiedererwachten Griechenlande! Denkt an die Heroen der Vorzeit, deren würdige Enkel jetzt verlassen, ja sogar verfolgt von ihren christlichen Mitbrüdern, dennoch mit ausdauerndem Muthe um Ehre, Freiheit und Leben kämpfen; denkt an die Helden Griechenlands, welche bei Marathon fochten, bei Thermopylä fielen, bei Mantinea bluteten; denkt an den edlen Phocion, an den letzten Griechen, Philopömen! *).

Helden, uneigennützige **) Vaterlandsfreunde sind in ihren Enkeln neu erstanden! Aber hier liegt [illegible]
Rechts aus der Freiheit gegründet ist, keine Ordnung heischen.

*) Jawohl, aber nur des Alterthums; denn aus seiner Asche hat sich Hellas neu erhoben und wird auch im unglücklichsten Falle, ganz nach den unsterblichen Mustern seiner großen Tragiker, ein Drama aufführen im siegreichen Kampfe und, selbst ausgestrichen aus der Reihe der Völker, ewig leben bei der Nachwelt und im Elysium die Palme der Unsterblichkeit von seinen Vätern erhalten.

**) Freilich möchten dies ihre Gegner in Smyrna u. a. a. O. gern leugnen, wenn ihnen die herrliche Thatsache nicht widerspräche.

nicht das edle Volk unter in Zwiespalt und Blutgier; hier zerstören nicht Herrschsucht und Habgier der Partheien, was Herrliches geboren wird; hier richten nur die Ungläubigen ein Blutbad an unter den Christen auf dem klassischen Boden; hier verlassen oder zerstören, wol gar die Mächtigen der Erde, was der kräftige Wille des Volks hervorgerufen hat.

Ist's auch schwer und mißlich, jetzt schon über Frankreichs und Griechenlands Auferstehungsprozeß zu urtheilen: so wird es gewiß einst interessant seyn, beyde Begebenheiten mit plutarchischem Geiste neben einander zu stellen. Wie sehr wird das reiche und große Frankreich gegen das arme, so lange erniedrigte Griechenland bei einer solchen Darstellung verlieren!

Männer, welche Augenzeugen waren ihrer großen und ernsten Zeit, sollten der Nachwelt in lebendigen Zügen das Gemälde ihrer Tage zurücklassen; denn auch der fleißigste Sammler, auch der gelehrteste Forscher wird nicht vermögen, der Nachwelt vor die staunenden Augen wieder zu zaubern, was geschehen ist, sobald die Scenen jener Tage der Historie werden überwiesen worden seyn. Wie ein Xenophon seinen berühmten Rückzug, ein Cäsar seine Kriege, ein Sallust seinen Katilina geschildert hat; wie zahllose Memoiren aus Frankreichs vielbewegter Zeit uns, aber freilich nur im Geiste des Franzosen, jene Begebenheiten wieder hervorgerufen haben: so hoffte ich auch, von der andern Seite, mit Deutschem Sinn und Gemüthe unterrichtet zu werden, über jene Zeit von einem Manne, dessen Stellung und langes Leben ihm die geheimsten Triebfedern kund machen und wol zu jeder großen Begebenheit den Schlüssel darreichen

mußten; aber leider — Rosenstiel hat nichts Schriftliches hinterlassen! *)

Rosenstiels Vater wurde auf der Universität zu Jena zu einer Zeit gebildet, wo Walch, Buddäus und Andere sich durch kritischen Sinn, helle Ansichten und großen Fleiß auszeichneten. Als Prediger zu Mietesheim heirathete er die Tochter des Französischen Hofmalers Lutherburg, **) welche in Straßburg geboren und erzogen war; darauf wurde er Special (Superintendent) über mehrere benachbarte Pfarreien und blieb es bis zum Ausbruche der Französischen Revolution.

Die erste Bildung erhielt Heinrich Rosenstiel mit seinem jüngern Bruder, dem jetzigen Herrn Geheimen-Oberfinanzrath Rosenstiel zu Berlin, gemeinschaftlich im elterlichen Hause von seinem kenntnißreichen Vater; darauf bezogen beide Brüder das damals blühende Gymnasium zu Buchsweiler. ***) Ausgezeichnet war diese Bildungsanstalt damals sowohl durch ihre trefflichen Lehrer

---

*) Er hat auch außer seiner Inauguralschrift und einem kleinen geographischen Büchlein ohne Bedeutung nichts drucken lassen. Meine Beschreibung seines Lebens mußte sich daher nur auf wenige Quellen beschränken, welche in einigen brieflichen Mittheilungen seiner Verwandten in Berlin und obendrein in sehr magern Skizzen bestanden. Da, wo sein Leben die großen Begebenheiten seiner Zeit berührte, war ich gezwungen, aus historischen Aktenstücken zu schöpfen und vermochte über seinen öffentlichen Charakter nur in so fern zu urtheilen, als es mir vergönnt war, von seiner Theilnahme an jenen Begebenheiten auf denselben zurückzuschließen.

**) Sie war die Schwester des berühmten Landschaftsmahlers in London, welcher sich durch sein Eidophysikon auszeichnete.

***) Diese Stadt gehörte ehedem zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg, deren Hauptort sie war; gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts kam diese Grafschaft durch Heirath an Ludwig VIII., Landgrafen von Hessen-

und eben so kenntnißreichen, wie tüchtigen Rektor, Johann Philipp Christian Bast, *) als auch dadurch, daß die Landgräfin Henriette von Hessen-Darmstadt, die Großmutter des jetzt regierenden Königs von Preußen, eine sehr gebildete und thätige Beförderin der Wissenschaften und des Jugendunterrichts, hier residirte.

Sieben Jahre lang blieben die Brüder auf diesem Gymnasium, dann bezog Heinrich mit seinem Bruder die Universität Straßburg, wo sie vier Jahre lang emsig studierten. Wer kennt nicht die berühmten Männer, welche diese Universität damals aufzuweisen hatte? Ein Ehrlen in der Rechtskunde, ein Schöpflin, Koch, Lorenz, Oberlin, Schweighäuser, Scherer in der lateinischen und griechischen Literatur, in der Geschichte und Diplomatik, in der Mathematik und Physik! Zu einem gründlichen Studium forderte auch der Umstand noch auf, daß die meisten, besonders die juristischen Vorlesungen, in lateinischer Sprache gehalten wurden. Aber noch wirkte der schöne Verein junger geistreicher Männer, welche

---

Darmstadt, welcher das vom Grafen Johann Reinhard gestiftete Gymnasium im Jahre 1750 erneuerte.

*) Bast ist auch als Schriftsteller und besonders in der theologischen Literatur nicht unbekannt, aber gewiß mehr noch ausgezeichnet durch seine 30jährige treue und erfolgreiche Leitung jenes Gymnasiums und durch die gründliche Bildung, welche er seinem noch berühmtern Sohne ertheilte. Dieser Friedrich Jakob Bast, bekannt durch ernsten Fleiß und ungemeine Belesenheit und durch gründliche Kenntniß der griechischen Literatur, starb leider zu früh für sein Studium, nach kaum erreichtem 40sten Jahre, als Hessendarmstädtischer Legationsrath, plötzlich am Schlage, auf öffentlicher Straße zu Paris im Jahre 1811, eben im Begriff nach Darmstadt zurückzukehren, um seine schöne Muse der Vollendung vieler und großer Vorarbeiten daselbst zu widmen.

ihr Schicksal damals in Straßburg zusammenführte; wir sehen Rosenstiel in dem vertrauten Umgange mit Göthe, Herder, Jung-Stilling, Lenz, Blessig *) und Andern. Nach vollendeten Studien ging Rosenstiel nach Buchsweiler zurück, nachdem er vorher in Straßburg promovirt hatte, um Doctor juris, Licencié des lois zu werden. Seine Inauguralschrift widmete er dem Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt: sie handelte de remediis impugnandi sententias summorum Imperii tribunalium.

*) Rosenstiel wohnte in dem Hause des Vaters von Blessig und mit dessen berühmten Sohne unter einem Dache, wodurch die Jünglinge, welche ein gleicher Eifer für die Wissenschaften schon verbunden hatte, sich noch näher an einander schlossen. Obschon einige Worte über Blessig nicht hierher zu gehören scheinen: so fordert die Berühmtheit desselben und der Einfluß, welchen er auf alle seine Umgebungen und auch auf Rosenstiel hatte, mich dazu auf. Blessig, welcher 1816 im 69sten Jahre starb, war als akademischer Lehrer, als Prediger und Seelsorger und als edler Mann ausgezeichnet. Mit wie vielen Schwierigkeiten hatte er nicht während seiner Amtsthätigkeit zu kämpfen! als Protestant schon vor der Revolution, als Freimüthiger in ihr und durch sie, würdevoll und kunstreich, wenn er über Napoleons Feste predigen sollte, kräftig wenn die Verfolgungen der Jakobiner ihn trafen, und selbst dann thätig, wenn seine Kanzel ihm verschlossen wurde, sein Hörsal profanirt war. Unter allen seinen öffentlichen Reden hat die Gedächtnißpredigt auf den Marschall von Sachsen, 1777, in der Thomaskirche zu Straßburg, gewiß den größten und seltensten Ruf erhalten; denn, als der Marschall Contades und die Sächsische Prinzessin Christine das Signal dazu gegeben hatten, ertönte in der Kirche ein allgemeines Beifallklatschen.

Auffallend ist mir nur ein Umstand! Rosenstiel lebte in Blessigs Hause, und doch war bekanntlich Blessigs Vater ein mit drückenden Umständen immer kämpfender, armer Fischer: dies scheint mir, sich nicht recht vereinigen zu können.

Aus seinem Advokatenstande an der Darmstädtischen Regierung zu Buchsweiler rief ihn 1776 *) sein jüngerer Bruder, welcher dem Preussischen Minister Hertzberg nach Berlin gefolgt war, in die diplomatische Laufbahn. Es war demselben nämlich von dem damaligen Chef du Bureau des Interprètes aux affaires étrangères, Herrn Genêt de Charmontot, **) die Stelle eines Secrétaire interprète angetragen worden, welche er seinem Bruder überließ.

Es ist nicht nur überhaupt erfreulich für den jüngern Bruder, dem ältern eine angemessene Laufbahn eröffnen zu können, es mußte auch ihm als Protestanten, eine noch grössere Freude seyn, daß der ehrwürdige Graf von Vergennes ***), in Fontainebleau unsern Heinrich, ohne weitere Formalitäten durch einen bloßen Handschlag verpflichtete und dadurch auf eine kluge Weise die in jener Zeit wichtige Frage, ob er katholisch oder evangelisch sey, umging.

Kurze Zeit darauf verließ Pfeffel, ein Bruder des berühmten Dichters, den Dienst des Königs von Frankreich und Rosenstiel wurde an seine Stelle zum Jurisconsulte du roi erhoben.

---

*) Falsch steht in Weiss Repertorium statt dieses Jahres seiner Abreise von Buchsweiler das Jahr 1780.

**) Wenig bekannt ist derselbe, aber in unserer Zeit mehr es geworden durch seine Tochter Mad. Campan und ihre Denkschrift auf die Königin Antoinette von Frankreich.

***) So schädlich derselbe durch sein Zaudern und durch seine Theilnahme am nordamerikanischen Kriege war, so streng war auch seine Rechtschaffenheit, so beliebt seine Humanität. Ein schönes Denkmal hat er sich durch einen Brief an den Französischen Gesandten Breteuil in Wien gesetzt.

Dieses Amt verwaltete er bis zum Ausbruch der Revolution, wo er mit dem Könige aus Versailles nach Paris ging und sich daselbst mit seiner Familie aufhielt, aber entfernt von allen Geschäften und allem Antheile an dem wilden Partheikampfe jener Zeit. Es gehörte gewiß viel Muth dazu, unter solchen Umständen und in einer so tief bewegten Zeit Paris nicht zu verlassen; aber gewiß zeigt es von eben so viel Klugheit, daß Rosenstiel nicht nur niemals verdächtig, sondern auch mit dem Sturze des Terrorismus (27sten Julius 1794) bald wieder zu wichtigen Aemtern berufen wurde.

Als am 5ten April 1795 der Friede zu Basel mit Preußen geschlossen worden war und die jugendliche Republik aus ihren Stürmen zu einem herrlichen Leben hervorzugehen schien, da war es nöthig, die friedlichen Verhältnisse mit den Mächten Europas, deren Stellvertreter in Basel versammelt gewesen waren, durch Gesandte und Konsuls dauernd zu befestigen. Die dritte Konstitution, welche die Französische Republik durch die Directorialregierung erhielt, rief unsern Rosenstiel aus seiner Verborgenheit wieder hervor und sandte ihn als Konsul *) nach Elbing. Die Absicht der Regierung dabei ging hauptsächlich darauf hin, den Handel mit Preußen einigermaßen wieder in Gang zu bringen und vorzüglich den Wein- und Holzhandel wieder zu heben, eine Absicht, welche Rosenstiel durch seine Thätigkeit und Umsicht theilweise auch wirklich erreichte. Er selbst aber scheint aus einem andern Grunde gerade diese Stellung gewählt zu haben, nämlich um seinen Kindern einen festern Unterricht zu verschaf-

*) Consul de la république française pour la Baltique.

fen und sie ohne Störung, welcher man in seinem neuen Vaterlande damals so oft ausgesetzt war, erziehen zu können. Leider aber dauerte sein Aufenthalt in Elbing nicht lange, da neue und große Ereignisse ihn zurückriefen.

So siegreich Frankreichs Heere in Italien fochten, seitdem Buonaparte an der Spitze derselben stand (am 30sten März 1796); so kräftig Moreau, gleichzeitig mit jenem, im südlichen Deutschland auftrat: so traurig wendete sich für Frankreich das Siegesglück, nachdem Buonaparte (am 19ten Mai 1798) von Toulon abgesegelt war, um Aegypten zu erobern. Beide Begebenheiten hatten einen wichtigen Einfluß auf Rosenstiels Leben und hätten es ihm leicht in der besten Mannesblüthe rauben können.

Durch die ans Wunderbare gränzenden Siege des vom unbedeutenden Artillerielieutenant zum Obergeneral der Französischen Heere in Italien erhobenen Buonaparte, wurde Oestreich zum Frieden von Campo-Formio (17ten October 1797) und zu bedeutenden Abtretungen, Deutschland zum Kongreß von Rastadt (9ten December 1797) und zur Sekularisation seiner geistlichen Güter gezwungen; dort entstanden viele kleinere und größere italienische Republicken, hier mußten die Deutschen Fürsten des linken Rheinufers entschädigt werden. So kräftig Buonaparte als Feldherr aufgetreten war, so durchgreifend sprach und handelte er als Friedensvermittler zu Rastadt, wo sich auch Rosenstiel, als Französischer Gesandschaftssecretär befand. Sobald aber der Französische Held auf dem Mittelmeere schwamm, siegreich bei den uralten Piramyden focht, da war die Seele gewichen aus dem Französischen Staatskörper. In Rastadt schlichen die Verhandlungen unter Albini den ge-

gewohnten Schneckengang leerer und schwerfälliger Förmlichkeit; Mißtrauen und Uneinigkeit ließ die Delegirten meist im Finstern tappen und überall auf Hindernisse stoßen. Die ganze Verhandlung selbst war nur ein kleinlicher Kampf mit verborgenen Interessen der Deutschen Mächte und mit dem Trotze des republikanischen Stolzes. Seit Buonapartes Entfernung war man von Seiten Deutschlands gar nicht mehr zum Frieden geneigt, weil man von den Französischen Heerführern nichts zu befürchten glaubte und der Partheikampf im Innern Frankreichs sich schon wieder erhob. So entstand die zweite Koalition wider Frankreich und rechtfertigte die Hoffnung der europäischen Mächte; denn die Französischen Republikaner wurden überall geschlagen, Oesterreich und Rußland eroberten Italien und zwangen die Französischen Heere im November 1799 dasselbe zu räumen; aber einen Monat vorher war Buonaparte bei Frejus *) ans Land gestiegen! Schon am 23sten April 1799 erklärte sich der Friedenskongreß von Rastadt für suspendirt und die Französischen Gesandten Roberjot, Bonnier und Jean de Bry verließen Rastadt mit churmainzischen Pässen am 28sten April des Abends. Die trüglichen Verhandlungen endigten sich mit einem ungeheuren Frevel: Noch waren die Französischen Gesandten kaum 200 Schritte von Rastadt auf dem

---

**) Frejus hieß früher Forum Julii und war der Geburtsort des Römischen Feldherrn Julius Agricola, welcher die alten Britannier besiegte. Aus dieser historischen Zusammenstellung prophezeihete man auch später dem ausdauernden Napoleon den Sieg über seine Erbfeinde, da er zu Frejus für Europa gleichsam wieder neu geboren worden war. (auch 1815?) Ein neuer Beweis, wie gewagt und unsicher alle historische Parallelen sind!

Wege nach Plittersdorf gefahren, als sie von einem starken Trupp Szekler Husaren *) überfallen, die beiden ersten derselben schrecklich ermordet, ihre Leichname geplündert und ihre Legationspapiere geraubt wurden. Der Erzherzog Karl ließ die Sache streng untersuchen: aber warum schlug man später die Untersuchung nieder? Es ist kaum glaublich, daß Oesterreich Theil an diesem Gesandtenmorde sollte gehabt haben, und noch unglaublicher, daß die Französischen Directoren ihn durch Meuchelmörder veranstaltet haben sollten; ob die Emigrirten die Hand im Spiele gehabt haben, läßt sich nicht entscheiden: es scheint Privatrache gewesen zu seyn, und die blinde Wuth eines Subalternen, statt bloßen Raub, Mord zu begehen, das Schreckliche zu Tage gefördert zu haben. **)

Rosenstiel saß in einem der hintersten Wagen, ließ, durch den Lärm aufgeschreckt, von seinem Diener die Wagenthür öffnen, um zu dem vordersten Wagen zu eilen, wo er die, aus Sprachunkunde, wie er glaubte, entstandenen Mißverhältnisse heben zu können hoffte; aber sein Diener hatte das Angstgeschrei der Ermordeten schon vernommen, sah also auch seinen Herrn in augenscheinlicher Lebensgefahr und schob ihn sofort in den wasserreichen, ziemlich tiefen Chausséegraben, aus welchem sich nun Rosenstiel durch sumpfige Wiesen flüchtete und über die Mauer in den Schloßgarten entkam. Die Preußische Gesandtschaft und besonders sein vieljähriger Freund von Dohm, gewährte ihm allen Schutz und die so sehr nöthig gewordene Pflege. Sein Wagen wurde geplündert, die ge-

*) verkappter?

**) Man lese über diesen Vorfall den merkwürdigen Bericht des Herrn von Dohm.

sammtem Legationspapiere, jedoch nur Duplikate, schwammen auf der Murg nach Landau, wo sie aufgefischt wurden *). Aus dem Preußischen Gesandtschaftshause eilte Rosenstiel über Straßburg nach Paris.

Den Juristen hatte man damals in Frankreich nicht nöthig, das Schwert sollte erst entscheiden über die neue Ordnung der Dinge, und der Werth der Feder wurde nur in Proklamationen und Verhandlungen anerkannt; auch mochte wol Rosenstiels Gesundheit durch jenen Vorfall bedeutend gelitten haben. So kam es denn, daß er im Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten angestellt wurde. Hier hatte er die Freude, mit dem eben so gebildeten, als anspruchslosen Caillard wieder zusammenzukommen. Er hatte diesen Mann, welcher der erste republikanische Gesandte am Preußischen Hofe gewesen war, in Berlin bei seiner Durchreise nach Elbing kennen gelernt, und diese interessante Bekanntschaft gewährte ihm in Paris Freude und Vortheil.

So hat Rosenstiel denn 24 Jahre lang alles Große, was Frankreich in dieser Zeit unter Napoleon erzeugte, aber auch alles Unglück, was einen Mann, was ein ganzes Land immer getroffen hat und immer treffen muß, wenn sie über ihren Kulminationspunkt hinausstreben, unter seinen Augen sich gestalten sehen, mag viele geheime Triebfedern der Begebenheiten, welche vielleicht ewig uns verborgen bleiben werden, klar durch seine Stellung erkannt haben und ist doch grausam genug gewesen, Nichts davon der Nachwelt zu entdecken.

*) Wenn dieser Gesandtenmord politische Machination und nicht Privatrache gewesen seyn soll: warum hat man sich nicht besonders jener Gesandtschaftsdocumente bemächtiget?

Im 75. Jahre seines Alters nahm er unter König Ludwig XVIII. seinen Abschied mit Pension und erhielt das Ritterkreuz der Ehrenlegion; genoß aber nur kurze Zeit das, ihm zu spät gegönnte, Glück eines ruhigen Alters.

Außer seinen öffentlichen Dienstverhältnissen war er auch Mitglied des lutherischen Konsistoriums und gehörte zu den sogenannten Anciens.

Rosenstiel verheirathete sich mit Louise Weyland, Tochter des vormaligen Hessendarmstädtischen Leibarztes in Buchsweiler und Schwester des großherzoglich Sächsischen Präsidenten, Herrn Weyland in Weimar; sie hat ihn, so wie seine drei Kinder überlebt. Sein Sohn ist Französischer Vicekonsul in Amsterdam, seine beiden Töchter sind verheirathet; die älteste an den Professor Kieffer, Secretaire interprete und jetzigen Besorger des Bibeldrucks in Türkischer Sprache, für Rechnung der Brittischen und ausländischen Hauptbibelgesellschaft, und unter Mitwirkung der Bibelgesellschaft zu Paris, bei welcher Kieffer auch als Secretär arbeitet.

Rosenstiels reiches und wichtiges Leben liegt nun vor uns ausgebreitet und viele Erinnerungen knüpfen sich daran. Seine erste Jugend und sein kräftiges Mannesalter sahen vorbereiten die großen Gräuel, welche Frankreich, welche Europa während mehr als dreißig Jahren verheerten; sein späteres Leben sah den Mann des Jahrhunderts glänzen und stürzen, sah Deutschlands Freiheit wieder erobern und das Alte zurückkehren in Frankreichs Religion und Politik: wie viele Betrachtungen drängen sich hier uns nicht auf! Tief gegründet im Charakter des Französischen Volkes, brach die Flamme der Empörung, durch geistlichen und weltlichen Druck angefacht, wild lodernd aus, zerstörte die hei-

lichsten Interessen trat, das Ehrwürdigste mit Füßen, erzeugte auf den Trümmern einer wahren Freiheit eine Militärdespotie, welche im Eise der riphäischen Gebirge erstarrte und auf Deutschlands freien Gauen unterging.

Beneidenswerther Mann, daß du das alles sehen, alles in der Nähe sehen, ja oft Theilnehmer der großen Begebenheiten seyn konntest! Gesehen hast du, wie Ludwig XV. schwelgte und im sinnlosen Kriege gegen Friedrich den Großen sich und sein Heer erniedrigte und sein Reich der Auflösung nahe brachte; gesehen hast du, wie Ludwig XVI. Nordamerikas Freiheit auf Französischen Boden verpflanzte und zu schwach, dem wiedergebornen Gefühle seines Volkes und dem schrecklichen Partheienkampfe der Nächsten um sich die königliche Stirn zu bieten, Thron und Leben verlor; gesehen hast du, wie aus der Dunkelheit hervortretend, Männer an der Spitze der Französischen Heere unglaubliche Siege erfochten, dem vereinigten Europa widerstanden und eine neue Kriegskunst es lehrten; gesehen hast du, wie unter allen ihnen der Mann aus Korsika hervorleuchtete, wie er den Staaten Europas neue Gesetze gab, den fürchterlichen Kampf mit Albions Dreizack begann, seine Adler fast in allen Hauptstädten aufpflanzte, den Halbmond an den Ufern des Nils in Schrecken setzte, den ersten Thron des Kontinents als Kaiser bestieg, sein Blut mit dem Blute der ältesten Deutschen Fürsten vermischte, aber schwindelnd von der unermeßlichen Höhe herabstürzte!

Das haben Tausende mit dir gesehen, aber wohl Keiner in einer solchen Nähe und mit Deutschem Sinn und Herzen; darum berührte dich auch nicht mit phantastischer Bewunderung, was sich vor deinen Augen ereignete. Deine Seele wurde

mit Schmerz erfüllt bei den Wunden, welche die fremde Herrschaft deinem Vaterlande schlug! Abhelfen und Widerstehen ist nicht des Einzelnen Sache; aber mit unbestechlicher Redlichkeit, mit unermüdeter Treue dem Berufe folgen, wenn er auch schwer wird, und im häuslichen Kreise, in den Erinnerungen einer schönen Jugend, Ruhe und Trost finden: das, Rosenstiel! war der Zweck deines Lebens, das Ziel deines eifrigen Wirkens!

Ueberall, wo deine ausgebreitete Thätigkeit nur hinreichte, hast du dir Achtung und Liebe erworben; in jedem Verhältnisse, in jeder Periode deines Lebens hast du die Edelsten unter der Zahl deiner Freunde gesehen! Nicht in Buchsweiler und Straßburg allein, wo noch die Deutsche Zunge klingt; sondern auch in Elbing, wo der Name des Konsuls Rosenstiel noch immer mit Herzlichkeit und wohlerworbener großer Hochachtung ausgesprochen wird, hast du deinen schönsten Nachruhm gegründet; und selbst in Paris, in der Hauptstadt eines bald zügellosen, bald sich kraftlos beugenden, bald ausschweifenden, bald bigotten Volkes, hast du durch deinen edlen Charakter, durch deine loyalen Gesinnungen, durch deine geprüfte Erfahrung, durch deine mannigfaltigen und gründlichen Kenntnisse dir Liebe und großes Ansehen erworben! Wenn im großen Staatsleben auch dein Name einst nicht mehr gehört; wenn selbst dein treuer Diener, welcher aus Liebe zum besten Herrn sich der eignen Lebensgefahr freudig hingab, vergessen werden sollte: so wird im stillen Kreise deiner Kinder und Enkel, im Herzen deines liebenden Bruders und deiner Freunde dein Andenken noch lange im Segen bleiben; so wird dein eignes hohes Bewußtseyn dich jetzt, Verklärter, im

den Wohnungen des ewigen Friedens reichlich belohnen! 1. Joh. II., 17.

Waschke, bei Bojanowo. Karl Wunster.

---

* XIII. Christian Moritz Pauli,

Dr. der Philosophie und königlicher Professor zu Berlin;

geb. zu Lübben den 9. Januar 1785,
gest. zu Berlin den 5. Januar 1825.

Wenn ein Mann, der sich durch hohe Sittenreinheit, große Geistesgaben und eine umfassende gründliche Gelehrsamkeit vortheilhaft ausgezeichnet, zu früh dieser Erde entrückt wird, dann kann man nur Trost in dem festen Glauben finden, daß, so unerforschlich uns auch hienieden die Wege der Vorsehung sind, uns dereinst volles Licht in dieser Dunkelheit leuchten werde. Aber dennoch wird es der menschlichen Natur schwer, sich des wehmüthigsten Gefühles in solchen Fällen zu enthalten, und Alles, was sie zu erreichen vermag, ist nur, nicht ganz dem Schmerze zu erliegen. Oft schon traf Deutschland das harte Geschick, seine besten Köpfe vor der Zeit zu verlieren und auch das frühzeitige Hinscheiden des geistreichen Mannes, dem diese Zeilen gewidmet sind, ist ein wahrer Verlust für die gelehrte Welt, da er, wäre ihm ein längeres Wirken vergönnt gewesen, noch Vieles und Bedeutendes zur Förderung der Wissenschaften geleistet haben würde!

Christian Moritz Pauli wurde zu Lübben

geboren. Nach einem Grundsatze seines Vaters, daß in den ersten Lebensjahren eines Kindes keine Verkünstelung stattfinden müsse, blieb er bis zum achten Lebensjahre seiner eigenen Entwickelung überlassen und machte von dieser Zeit an, wo ihn zuerst sein Vater, dann Privatlehrer unterrichteten, desto sicherere Fortschritte. Sein künftiges Streben verrieth sich schon früh; gern mochte er sich mit der Büchersammlung seines Vaters beschäftigen und vorzüglich zog ihn Kant's Kritik der reinen Vernunft an, weil er in diesem Werke viel Wissenswerthes zu finden hoffte, was ihm zwar jetzt verschlossen wäre, jedoch es nicht für immer seyn würde. Aber nicht nur seine geistigen Anlagen entwickelten sich schnell, auch sein gerader biederer Sinn trat immer sichtbarer hervor und wurde durch Beispiel und Lehre seiner trefflichen und christlich gesinnten Eltern genährt und gekräftiget. So vorbereitet besuchte er ein Jahr lang die gelehrte Schule seiner Vaterstadt, deren damaliger Rector Dr. Suttinger, noch gegenwärtig lebt und nie aufgehört hat, für seinen gewesenen Zögling und nachherigen Kollegen die lebhafteste Theilnahme zu hegen, so wie auch dieser hinwiederum des ehemaligen Führers und spätern Amtsgenossen oft mit Liebe gedachte.

Noch war er kaum 14 Jahre alt, als ihn sein Vater auf die gelehrte Schule zu Gotha brachte. Rastlose Liebe zum Wissen und ein rein sittliches Gemüth begleiteten ihn dahin und wie wohl er sich hier gefühlt hat, beweist, daß er gern von seinem dortigen Aufenthalte sprach und mit freudigem Danke sich an den Einfluß erinnerte, den Männer wie Jakobs, Döring, Lenz u. a. m. auf den Gang seiner Bildung gehabt hatten. Unter seinen Mit-

schülern in Gotha gewann er einen Freund *), der ihm an Alter, Geist und Gemüth gleich stand und ihm, während eines Zeitraumes von 25 Jahren unerschütterlich treu blieb, obgleich ihre verschiedenen Berufswege es ihnen nicht gestatteten, an einem Orte beisammen zu leben.

Nach einer Anwesenheit von drei Jahren verließ er Gotha, und bezog die Universität zu Wittenberg, wo er sich 1½ Jahre verweilte und Philologie und Rechtswissenschaft studierte. Indessen war letztere seiner Neigung wenig angemessen und er hatte sich bei der Wahl dieser Wissenschaft von einem äußeren Antriebe leiten lassen; als er sich daher im Jahre 1804 zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig begab, beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Studium der Philosophie und nur bedauernswerthe ungünstige Umstände verhinderten ihn späterhin, sich dem philosophischen Forschen ausschließlich zu ergeben. Nachdem er die philosophische Doctorwürde erlangt hatte, nahm er eine Hauslehrerstelle in Hamburg an, blieb aber in diesem Verhältnisse nur einen Monat, weil er sich von einer schwermüthigen Stimmung befallen fühlte und zog sich nach Eutritzsch bei Leipzig zurück. Hier hielt er sich ein Jahr lang auf und entsagte während dieser Zeit, nach dem ärztlichen Rathe, aller anstrengenden Beschäftigung. Was er selbst oft und laut anerkannte, darf um so weniger übergangen werden und so sey hier der Sorgfalt gedacht, mit welcher die Frau Wittwe Geyser, Tochter des bekannten Malers Oeser, sich müt-

ter

*) Carl Friedrich Göschel, jetzt Oberlandesgerichtsrath zu Naumburg a. d. S., bekannt durch mehrere gehaltvolle Werke, unter denen hier nur seine geistreiche Schrift: „Ueber Göthes Faust, Leipzig 1824" erwähnt werden soll.

terlich seiner annahm und dadurch seine Herstellung beschleunigte.

Aus Liebe zum Wirken bewarb er sich nach seiner Genesung um ein Schulamt und wurde im Jahre 1809 als Conrektor in Lübben angestellt. Wie segensreich er in dieser Stellung gewirkt hat, davon zeugen seine Schüler und es möchte sich unter diesen auch nicht Einer finden, der sich des geschätzten Lehrers nicht mit Dank und Liebe erinnerte. Als diese Anstalt im Jahre 1817 in eine Bürgerschule umgeschaffen werden sollte, wurde er als Conrektor nach Brandenburg versetzt; allein der Wunsch, seinen bisherigen Schülern zuletzt noch recht nützlich zu seyn, veranlaßte ihn zu einer übergroßen Anstrengung seiner Kräfte, seine Gesundheit litt, und körperlich unwohl und leidend langte er in Brandenburg an. Bei seiner zarten Gewissenhaftigkeit quälte ihn der Gedanke, daß er in diesem leidenden Zustande nicht ganz seinem neuen Wirkungskreise werde genügen können, ein anderer ihn gleichfalls ehrender Umstand gesellte sich dazu, und so faßte und vollführte er den Entschluß, sein Amt niederzulegen. Er begab sich hierauf zur Herstellung seiner Gesundheit nach Karlsbad und als der Gebrauch des Brunnens ihn völlig wieder gekräftiget hatte, wählte er Berlin zu seinem künftigen Aufenthalte, aus einer gewissen Ahnung, wie er wiederholt äußerte, daß er hier finden werde, was ihm Noth thue, anerkennendes Wohlwollen. Er hat es im vollsten Maaße gefunden und seine innere Ahnung ihn also nicht getäuscht. Wie kurz nach seiner Ankunft in Berlin (im Spätsommer 1817) der Verfasser dieser Zeilen ihn kennen lernte, wie gleiche Gesinnungen und Grundsätze eine Freundschaft entstehen ließen, welche über dieses kurze Er-

denleben hinausreicht, möge hier nur angedeutet werden.

Alle seine Wünsche waren jetzt auf Erlangung eines akademischen Lehramtes gerichtet, wozu ihn innerer Beruf und eine unbezwingbare Sehnsucht hinzog und schon von Lübben aus hatte er seine Wünsche zu erkennen gegeben. Er stand der Erfüllung derselben nahe; aber seine zu große Bescheidenheit bewog ihn, erst noch eine neue gelehrte Schrift auszuarbeiten und bereits waren fünf Bogen davon abgedruckt, als er im Jahre 1821 an einem hitzigen Nervenfieber erkrankte und dem Tode sich nahe fühlte. Er genaß wieder, allein nur langsam stellten sich seine Kräfte ein und in diesem Gefühle körperlicher Schwäche war er nicht zu bewegen, seine Wünsche aufs neue in Anregung zu bringen, sondern nahm sich vor, das, was ihm ohne sein besonderes Zuthun oder ohne bestimmt geäußerten Wunsch zu Theil werden würde, als göttliche Fügung anzusehen, der sich freudig zu unterwerfen ihm Pflicht seyn sollte. Indessen vertraute er dem Freunde an, wie er noch immer ein akademisches Lehramt jedem andern Verhältnisse vorziehe, weil er dann Gelegenheit haben werde, seine Neigung zu philosophischen Forschungen zu befriedigen. So sehr es nämlich auch schien, als ob sprachwissenschaftliche Untersuchungen sein Lieblingsfach wären, so blieb ihm doch philosophisches Forschen ein wahres Bedürfniß und es war sein fester Vorsatz, so bald Zeit und Umstände ihn begünstigten, mit einem neuen Systeme der Urforschung, wie er Philosophie zu benennen pflegte, aufzutreten. Leider hat ihn sein frühzeitiger Tod an der Ausführung verhindert.

Im Jahre 1822 erhielt er die Zusicherung einer Anstellung bei einer der hiesigen gelehrten Schu-

len und übernahm vorläufig, von Michaelis 1822 bis Ostern 1823, wöchentlich einige Lehrstunden auf dem Französischen Gymnasium. Mit welcher Umsicht und mit welchem Erfolge er sich dieses Auftrages entledigte, ist von dem Director der Anstalt, Herrn Consistorialrath Palmié, öffentlich anerkannt worden; und dieses ehrenvolle Zeugniß veranlaßte den Director des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, Herrn Dr. Zimmermann, ihm gleich darauf einige Lehrstunden wöchentlich in den beiden oberen Klassen der gedachten Anstalt zu übertragen. Auch in diesem neuen Verhältnisse gelang es ihm bald, sich die liebevolle Zuneigung seiner Schüler zu erwerben und so sah er es nicht ungern, als er, auf den Vorschlag des Herrn Director Zimmermann, zum Oberlehrer an dieser Anstalt erwählt wurde.

Nur kurze Zeit war ihm noch zu wirken vergönnt. Sein öfteres und plötzliches Uebelbefinden und eine gewisse Unbehaglichkeit deuteten auf eine nahe Krankheit hin; allein sein Widerwille vor allen Arzneien, aus dem Grundsatze hervor gegangen, daß man die Natur sich selbst überlassen und in ihren Wirkungen nicht stören müsse, hielt ihn ab, einen Arzt zu befragen, so lebhaft auch deshalb in ihn gedrungen wurde. Seit dem Anfange des Jahres 1824 nahm sein Unbehagen zu, aber noch immer hielt er es für ein zufälliges, bald vorübergehendes Uebel; bis endlich eine sich im Rücken bildende Geschwulst ihn vermochte, sich nach ärztlichem Beistande umzusehen. Es kostete ihn viele Ueberwindung, für eine Zeit lang seinen Amtsgeschäften zu entsagen, so schwer ihm auch bei seinem leidenden Zustande jede Anstrengung wurde, und nur auf vielfältiges Andringen gab er endlich nach. Was menschlicher Kunst möglich ist, was

die freundschaftlichste Sorgfalt vermag, wurde zu seiner Rettung versucht; aber alle Bemühungen scheiterten, denn Gott hatte ihn ausersehen zu einem höheren Wirkungskreise. Er gab indessen der Hoffnung zu seiner gänzlichen Wiederherstellung Raum, nicht, weil er den Tod fürchtete, sondern weil er noch nützlich zu seyn und noch manche Vorsätze auszuführen wünschte. Seine Kräfte schwanden mit jedem Tage sichtbar dahin; am 14ten Januar 1825 ging er zum letztenmale aus, vier Tage darauf traten beunruhigende Anzeichen ein und nachdem er die letzten Tage noch schwer und hart gelitten hatte, entschlief er am 5. Februar Abends 8½ Uhr im vollen Vertrauen auf Gott und in der festen Ueberzeugung eines Christen. Das hohe Ministerium des Unterrichts und der kirchlichen Angelegenheiten hatte ihm noch eine ehrenvolle Auszeichnung zugedacht und ihn zum Professor ernannt. Ein zahlreiches und theilnehmendes Gefolge begleitete ihn am 9. Februar zu seiner Ruhestätte; sein geschätzter Kollege, Herr Professor und Prediger Brunnemann hielt am Grabe eine ansprechende Rede und schilderte die Verdienste des Verewigten treffend und wahr.

Ohne Widerspruch zu befürchten, darf gesagt werden, daß das Leben des Verewigten rein und fleckenlos war. Keiner einzigen seiner Handlungen hatte er Ursache, sich vor Gott und seinem Gewissen zu schämen, stets wollte er nur das Rechte und Gute, und wenn er dennoch hin und wieder verkannt wurde, so tröstete er sich mit seinem innern Bewußtseyn. Wer ihn genauer kannte, und ein sinniges Gemüth verstand, mußte ihn achtend lieben. Was als Sonderbarkeit an ihm auffallen mochte, war Folge seiner zu großen Bescheidenheit, die es ihm nicht erlaubte, seinen innern Werth zu enthül-

ten und geltend zu machen. Eine ihn zuweilen be-
fallende trübe Stimmung hatte ihren Grund in sei-
nem körperlichen Zustande, und in solcher Stimmung
sah er es gern, wenn ihm etwas Freudiges und
Aufheiterndes mitgetheilt wurde, weil er Freude
und Erheiterung als das mächtigste und anpassend-
ste Beförderungsmittel des körperlichen Wohlseyns
erkannt hatte. Es hielt daher nicht schwer, sein
augenblickliches Leid in Freude zu verwandeln und
wenn er gegen Trostgründe anzukämpfen, sie gleich-
sam von sich zu weisen schien, so geschah dies nur,
um sie sich durch Für und Wider desto gewisser
anzueignen. Freilich konnte man, wenn trübe Ge-
danken in ihm aufstiegen, bei einem Geiste wie der
seinige war, nichts durch Gemeinsprüche ausrichten,
er wollte durch vollgültige Gründe überzeugt seyn;
konnte man ihm diese geben und seine Zweifel be-
seitigen, so verschloß er sich ihnen nicht. Strenge
Pflichttreue, Wahrheitsliebe und Beständigkeit wa-
ren so hervorleuchtende Züge seines Charakters, daß
sie auch denen nicht verborgen blieben, die in kei-
nem vertrauteren Umgang mit ihm standen. Er
glaubte und hoffte, sein Glauben und Hoffen ist
nun zum Schauen geworden.

Was er als Schriftsteller geleistet hat, kann
nie in Vergessenheit übergehen. Er schrieb aus ei-
nem innern Drange, sich mitzutheilen, und wer Ge-
dankenfülle und geistreiche, eigenthümliche und gründ-
liche Behandlung eines Gegenstandes zu würdigen
weiß, dem werden seine Schriften volle Befriedi-
gung gewähren. Seine erste Schrift: Die Sprach-
reinigkeit von Seiten ihres förderlichen
Einflusses auf Sprachbereicherung, Leip-
zig 1811, ging hauptsächlich aus dem Gedanken
hervor, daß zu einer Zeit, wo ein fremder übermü-
thiger Eroberer Deutschland durchzog, es doppelte

Pflicht sey, sich der vaterländischen Sprache nach Kräften anzunehmen und sie von fremdartigen Bestandtheilen so viel als möglich zu reinigen. Er bewieß, daß verhältnißmäßig nichts in dem hohen Grade den Reichthum oder jede Art von Bildsamkeit einer Sprache beschränke, als willkührliche Bemengung derselben mit ausländischen Zeichen; jenes Entlehnen demnach aus fremden Sprachen, woraus man gemeinhin einen Hauptgewinn für Sprachbereicherung zu hoffen pflegt, gerade die entgegengesetzte Wirkung habe, wenn es nicht mit beständigem Ermessen des Besten der Sprache und der Gesetze geschieht, auf welche alles Sprachwohl beruhet. Mehrere öffentliche Stimmen haben sich zum Lobe dieser kleinen Schrift ausgesprochen und doch scheint sie noch nicht so bekannt geworden zu seyn, als sie es ihrem ganzen Inhalte nach zu seyn verdiente. Möchte die gehaltvolle Schrift sich der Aufmerksamkeit Aller erfreuen, denen die vaterländische Sprache kein gleichgültiger Gegenstand ist.

Nicht mit Unrecht kann man seine zweite Schrift: "Beiträge zur Sprachwissenschaft, 1. Heft. Leipzig 1812", eine der gelungensten und durchdachtesten Arbeiten dieser Art nennen. Er hielt selbst etwas auf dieses Werk und bedauerte nur, daß er sich eine fremdartige Sprachform in demselben erlaubt habe. Dies rügt auch der Beurtheiler dieses Werkes in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literaturzeitung No. 32. vom Jahre 1816, rühmt aber nach Verdienst den wissenschaftlichen Werth der Schrift, die einen sehr tiefforschenden Sprachkenner beurkunde und bemerkt am Schlusse: "Jeder Deutsche, dem daran gelegen ist, tiefer in den Geist der Sprachen und zunächst der Muttersprache einzudringen, wird dieses Buch studiren müssen. Sollte das Gewand auch anfangs mehr zurück-

schrecken, als einladen — man wird bald mit demselben vertraut und, für die leichte Mühe, sich mit dem freundlichen Aeußern bekannt gemacht zu haben, durch das gehaltvolle und körnige Innere reichlich belohnt werden."

Unter demselben Titel: „Beiträge zur Sprachwissenschaft", gab er im Jahre 1817 einen starken Band heraus, der vorzüglich gegen das noch immer übliche Lateinreden und Lateinschreiben gerichtet ist, welches er als eins der größten Hindernisse nicht nur einer völkergemäßen Entwickelung der neuweltlichen Menschheit, sondern auch einer unentstellteren und tieferen Auffassung des Römischen und Griechischen Alterthums selbst, mit siegenden Gründen bezeichnete. Er ist dieser Behauptung wegen von mehreren Seiten her angefochten worden, widerlegt aber hat ihn bis diesen Augenblick noch Niemand. Immer wird ihm das Verdienst bleiben, eine höchst wichtige Sache zur Sprache gebracht und auf allen Punkten beleuchtet zu haben, selbst wenn seine Bemühungen ohne allen Erfolg gewesen seyn sollten; doch läßt sich das Letztere kaum annehmen und es steht zu erwarten, daß das, was er mit frohem Muthe begann, weiter besprochen und wohl am Ende anerkannt werden möchte. Uebrigens enthält dieses Werk noch viele andere schätzbare philosophische und sprachwissenschaftliche Bemerkungen von bleibendem Werthe, und so kann es auch in dieser Hinsicht allen denkenden Lesern empfohlen werden. Nur muß man sich auch hier nicht an die äußere Gestalt des Buches stoßen, sondern sich mehr an den innern trefflichen Kern halten; indessen ist diese äußere Gestalt, wegen welcher der verewigte Verfasser seine Schrift die sonderbarste nannte, welche das Jahrhundert gesehen, doch keineswegs von so abschreckender Art, um das Lesen

beschwerlich zu machen, und damit dieses Werk die äußere Gestalt jedes andern Buches habe, ist nur erforderlich, sich das Wort: Vorrede, im Anfange desselben hinweg zu denken. Es möge vergönnt seyn, aus diesem gediegenen Werke folgende wenige Stellen anzuführen: „Die Sprache muß die Geistesgeschichte des Volkes mitleben, und es hat keinen großen Werth, wenn sie auch Abdrücke eines Denkens und Lebens aufstellt, das noch in den ersten Anfängen seiner Entwickelung begriffen ist; wie viel höher muß es geachtet werden, wenn sie das Bild eines verfeinerten Lebens aufnimmt, wenn sie Versuchen nicht widerstrebet, wodurch man bemüht ist, das im Geiste des Volkes erwachte Bewußtvollere eines unterscheidenden Denkens auch in sie, die vom Geiste zeugen soll, einzuführen.“ Man hat gegen Sprachverbesserungen so viele Vorurtheile, weil man zwischen Besserungen, wie sie gemeiniglich ausfallen, und Besserungen überhaupt nicht unterscheidet, die meisten Sprachbesserungen aber Verschlimmerungen, wohl gar allererst Verschlimmerungen sind. Unsere Sprachverbesserer verkennen gewöhnlich die Rechte des Sprachgebrauches als eines solchen, noch öfter aber die Feinheiten und wahren, meistens in einem tiefen Bedürfnisse ruhenden Gründe des Sprachüblichen. Dem Sprachgebrauche steht als Gebrauche nicht das kleinste Recht zu, außer da, wo er das größte hat; er hat aber das größte, so oft durch Gebräuchlichkeit das Verständniß bedingt ist; und das Verständniß hangt vom Gebrauche überall ab, wo Wörter und ihre Verbindungsarten die Bedeutung, welche erfordert wird, erst mittelst des Gebrauches annehmen können. Wer ohne Rücksicht auf diese Gränzsetzung behaupten kann, daß es bei einer üblichen, dem Scheine nach unrichtigen Redweise nicht nö-

tig macht, den Grund anzugeben, warum sie dennach statthaft sey, der macht das kunstreichste Gebilde des Menschengeistes, die Sprache, zu einem Werke des Zufalles, macht alles Bemühen um ihre Ausbildung und Erforschung zu einem undankaren Geschäfte und raubt dem Sprachgebrauche selbst jene Achtung, die ihm bleiben muß, wenn nicht die Sprache dem Gutdünken jedes Einzelnen überlassen seyn und in kurzer Zeit alle Ständigkeit verlieren soll."

Bei seiner wahrhaft sittlich-christlichen Gesinnung mußten ihm die irrigen und schädlichen Ansichten des Tages, welche unter dem Namen „Zeitgeist" sich einzuschleichen begannen, herzlich zuwider seyn und er benutzte daher jede Gelegenheit, sich dagegen zu erklären. Noch ehe irgend Jemand sich auf eine gründliche und genügende Weise über die Turnübungen hatte vernehmen lassen, griff er in dem eben besprochenen Werke das Turnwesen in seinen Grundfesten an und erwieß mit einleuchtenden Gründen den Nachtheil desselben, nämlich Unverhältnißmäßigkeit der Mittel und Zwecke, Maßlosigkeit, Hohlheit, Zwang, Unterdrückung der Ideenanfänge im Menschen, Losreißung von dem Leben in der häuslichen Welt, Verbildung des Körpers. Einige Zeit darauf trat auch Steffens als Bestreiter des Turnwesens auf, zuerst in den Zerrbildern des Heiligsten und dann in einer besonderen kleinen Schrift, sprach aber über das, was schon vor ihm Pauli darüber gesagt hatte, ohne es gelesen zu haben, fast vornehm ab und veranlaßte diesen, in einer eigenen Schrift: „Turnsachen. In einem Schreiben an Steffens, Berlin, 1819", den Beweis zu liefern, daß er aus denselben Gründen, wie später Steffens, das Turnwesen früher bestritten habe. Steffens schrieb

hierauf an ihn einen herzlichen anerkennenden Brief und erwähnte die Sache in der Vorrede zum 2ten Theile der Zerrbilder des Heiligsten mit diesen Worten: „In einem Streite, den ich hier keineswegs zu erneuern wünsche, hat der geistreiche biedere Pauli bewiesen, daß ich ihm Unrecht that, daß er, was ich angriff, mit den männlichen Waffen schon bekämpft hatte. Er hat es bewiesen, und die Art, wie es geschah, hat mich einem Manne nahe gebracht, den ich hochschätze."

Es darf nicht unbemerkt gelassen werden, daß die erwähnte Schrift des verewigten Freundes über das Turnwesen, mehr als eine gewöhnliche Gelegenheitsschrift ist. Es finden sich darin die trefflichsten Bemerkungen über verschiedene Gegenstände, wovon hier nur die folgende zum Belege ausgehoben werden soll: „Die Wissenschaft der Griechen, hörte ich vor einiger Zeit Schleiermacher sagen, ging von ihrer Dichtung aus. Wenn ich mich recht entsinne, fand Schleiermacher in der Dichtung die Lösung des Zirkels, daß es kein Wissen ohne Kunst des Wissens und doch hinwiederum keine Kunst des Wissens ohne Wissen gebe. Für mich hat der Zirkelsatz und seine Auflösung nur Sinn, wenn ich mir die Sache so denke: Es gibt ein Wissen ohne eine Kunst des Wissens, nur wissen wir nicht, daß es ein Wissen sey, und es gibt eine Kunst des Wissens, ohne ein Wissen, nur wissen wir nicht, daß es eine Kunst des Wissens sey. Mit anderen Worten: Es ist vorausgehend allem Wissen als einem solchen und aller Kunst des Wissens als einer solchen, die unbestimmte Empfindung eines Wissens, so wie eines Wissenkönnens, einer Weisung zum Wissen. Zwischen beiden Empfindungen herrschet ursachliches Verhältniß, wir müssen der Weisung zum Wissen gefolgt seyn, be-

vor rein die unbestimmte Empfindung des Wissens erhalten können. Aber, wie soll es nun zu einem Wissen kommen, von dem ich weiß, daß es ein Wissen sey, wie zu einer Kunst, von der ich weiß, daß es eine Kunst des Wissens sey? Hier bedarf es mehr, als ursachlichen Verhältnisses, es ist Wechselverhältniß erforderlich. Denn, um zu wissen, daß ich weiß, muß ich wissen, daß ich zu meinem Wissen auf dem Wege, der zum Wissen führet, also durch die Kunst des Wissens gelangt bin, und wieder, um dieses zu wissen, muß ich schon wissen. Beides (wir wollen von jetzt an unter Wissen immer das Wissen, um das ich weiß, unter Kunst des Wissens immer die Kunst des Wissens, um die ich weiß, verstehen), also Beides, Wissen und Kunst des Wissens müssen gleichzeitig seyn, keines kann aus dem anderen hervorgehen. Folglich ist ein Drittes nöthig, welches die unbestimmte Empfindung des Wissens und die unbestimmte Empfindung von einer Kunst des Wissens, beide mit einem Male zu einem Wissen und einer Kunst des Wissens steigert. Dieses Dritte kann nur Dichtung seyn. Daß nämlich meine unbestimmte Empfindung von einer Kunst des Wissens in der That eine Kunst des Wissens, meine unbestimmte Empfindung von einem Wissen in der That ein Wissen sey, davon kann ich nicht anders überzeugt werden, als daß mir ein unendliches Vermögen zu Gebote stehet, welches frei umherblicket und Kraft seiner Unendlichkeit mit völliger Sicherheit gewahret, daß es im ganzen Umkreise möglicher Empfindungen neben der Empfindung einer uns inwohnenden Kunst des Wissens und der Empfindung eines durch diese Kunst erlangten Wissens keine gebe, die mit jenen Empfindungen einen gleich großen Gehalt von Zuverläßigkeit in sich

selbst trüge. Das frei umherschauende und se
über die Schranken des inneren sowohl, als äu
ren Sinnes, mit sicherer Ahnung ins Unendl
hinausdringende Vermögen aber ist das Dichtun
vermögen. Es ist der wahre Empfindungsm
in uns, daher auch die Wissenschaft, die es mit i
zu thun hat, sehr bedeutungsvoll Empfindungsw
senschaft (Aesthetik) heißet. An sein Maaß hal
wir jede Wahrheit, von der wir untersuchen w
len, ob ihr unmittelbare Gewißheit zukomme
wie man fortfahren mag, Wahrheit der Dicht
entgegen zu setzen, so darf man doch in kein
Falle Wahrheitssinn und Dichtungsvermögen, s
dern nur Wahrheitssinn und Erdichtungssinn
Gegensätze aufstellen. Das Dichtungsvermögen f
get überall einem tiefen Zuge der Wahrheit.
darf daher keinem Urforscher fehlen, dessen Gei
handlungen ja eben von der Spähsamkeit
ses Vermögens spekulativ genannt werden.
Urforscher hat das Augendeutliche (Evide
oder unmittelbar Gewisse auszufinden und zu
gen, wie das mittelbar Gewisse damit verbun
sey. Alle Augendeutlichkeit aber ist einerlei m
der zum Wissen gesteigerten ursprünglichen Empf
dung des Wissens, und diese Steigerung, haben w
gesehen, ist lediglich durch Dichtungskraft möglich

Unverkennbar beurkundet sich auch der phil
sophische Geist des biedern Freundes in seinen „Ge
danken; drei Sammlungen, Berlin 1819 u
1824." Dieses Werk, dessen erster Band in der
früheren Ausgabe vom Jahre 1818 den zweiten
Titel: Karlsbader Zeitkürzungen, führte, ist als
eine wahre Bereicherung unserer Literatur anzuse
hen, da wir, außer Klingers Gedanken und Be
trachtungen und Lichtenbergs Bemerkungen, eben
nichts Gediegenes dieser Art aufzuweisen haben;

und alle diejenigen, denen es um mehr als eine augenblickliche Tödtung der Zeit zu thun ist, werden den verewigten Verfasser nicht ohne hohen Genuß auf seinem Gedankengange begleiten. Was man übrigens in diesem Werke zu suchen hat, ergibt der Titel, Gedanken über verschiedene Gegenstände, die aber für den aufmerksamen Leser einen Zusammenhang in und unter sich haben. Nirgends stößt man auf einen schiefen oder halbwahren Satz, nirgends auf etwas Bekanntes oder schon Gesagtes, und auf jeder Seite dieser drei Bände zeigt sich der Verfasser als Mensch und als Denker gleich achtungswerth. Was er sich selbst unter Gedanken dachte, drückte er in der zweiten Sammlung also aus: Das Seyn der Gedanken ist von dem der Körper sehr bestimmt unterschieden, zwar nicht dadurch, daß der Gedanke nur in der Zeit, der Körper in Zeit und Raum zugleich sey, aber auf folgende zweifache Weise: 1) der Körper ist jederzeit im Raume, der Gedanke kann in, kann außer dem Raume seyn; 2) Körper setzet dem Körper, nicht gleichergestalt dem Gedanken Undurchdringlichkeit entgegen, weil wirklich den Raum, worin sich ein Körper befindet, auch ein Gedanke einnehmen kann. Diesen Unterschied zum voraus festgesetzt, verhalten sich doch die bloßen Gedanken eben so zu den Aeußerungen einer höheren Seelenkraft, wie der Körper zum Gedanken. Der eine bloße Gedanke ist gegen den andern bloßen Gedanken undurchdringlich, er kann aber von einer Art höherer Gedanken, die zugleich Willen sind, durchdrungen werden. Wie demnach Des Cartes die Sinnen der empfangenen Eindrücke, die sich beim Denken erneuern, materielle Vorstellungen (ideas materiales) nannte, so dürften wir wohl die bloßen Gedanken mit noch größerem Rechte

materielle Vorstellungen, im Gegensatze der durch den Willen beseelten, nennen. Sodann hat ein bloßer Gedanke auch dadurch Aehnlichkeit mit dem Körperlichen, daß er nicht für sich, sondern lediglich für ein Anderes da ist. Die mit Willen durchdrungene Vorstellung ist ein Wesen für sich, wenn schon mit Wesen ähnlicher Art in einem höheren Selbstwesen verbunden. Wenn der Hylozoismus dem Materialismus in der Art entgegensteht, daß jener alles belebe, dieser alles tödte, so wird er auch alles bewillen müssen, weil es kein eigentliches Leben ohne Willen giebt.

Was der redliche Pauli über Carové und Görres, bei Gelegenheit ihrer Aeußerungen über den an Kotzebue verübten gräßlichen Meuchelmord, Wahres und Herrliches niedergeschrieben hat, findet sich in Cölln's freimüthigen, literarischen Blättern, vom Jahre 1819, und in Kuhn's Freimüthigem vom Jahre 1820. Die beiden Jahrgänge der Berlinischen Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur (1824, 1825), verdanken ihm viele schätzbare Beiträge, namentlich auch eine philosophische Abhandlung über das Daseyn Gottes. Was sich aus seinem handschriftlichen Nachlasse zum Abdrucke eignet, soll noch gelegentlich mitgetheilt werden.

Wie der Verewigte hier geschildert worden, so war er wirklich, treu, offen und wahr. Kein Verhältniß irgend einer Art hat auf ihn, seine Gesinnungen und Grundsätze den geringsten Einfluß gehabt. Er ging von einem rein sittlichen Standpunkte aus, und so mußten ihm natürlich viele Dinge anders erscheinen, als sie von der Befangenheit dargestellt zu werden pflegen. Wohl schwerlich möchte es für ein gutes Zeichen der Zeit anerkannt werden, bei jeder Abweichung von der Tagesmeinung sogleich selbstsüchtige Beweggründe zu vermu-

wenn Paul war solcher Beweggründe unfähig; und bei Allem, was er that, dachte er nie an die Folgen, die es für ihn selbst haben konnte.

Berlin, im September 1826.

Dr. Friedr. Wilh. Goedicke.

---

* XIV. Friedrich IV.

Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg.

geb. den 28. November 1774.
gest. den 11. Februar 1825.

Herzog Friedrich war der dritte von den vier Söhnen des Herzogs Ernst II. und der Herzogin Charlotte Amalie, Tochter des Herzogs Anton Ulrich von Meiningen. Als ihm der vierte Sohn geboren wurde, rief der Herzog freudig aus: „Gottlob! nun steht mein Haus auf vier festen Säulen!“ Doch nur von kurzer Dauer war diese Freude, denn der jüngste starb schon in den ersten Lebensjahren, der älteste im 13ten Jahre.

Mit der Sorgfalt, mit der Herzog Ernst II. für das Wohl seines Landes wachte, sorgte er auch für die Erziehung seiner Söhne. Friedrichs Charakter war von dem seines ältern Bruders, des Erbprinzen Emil Leopold August, sehr verschieden. Sein Geist glich mehr einem ruhig und mildstrahlenden Sterne, als einer heftig lodernden Flamme. Durch Sanftmuth gewann er die Herzen, und früh schon zeigten sich die Merkmale eines trefflichen Gemüths. Von seinem Vater geliebt, hing er an ihm mit gleicher Zärtlichkeit. Mit seinem ältern Bruder, dem Erbprinzen, wurde Friedrich unter der Aufsicht des Herrn von der Lühe und andern Lehrern zu Gotha, und 1788 bis 1790 zu Genf unterrichtet.

In ihr Vaterland zurück gekehrt, wurde den fürst-
lichen Brüdern in den Jahren 1791 und 1792 von
dem damaligen Regierungsrath Herrn von der Be[illegible]
das Staatsrecht des Deutschen Reichs, von dem
Jenaischen Professor Ulrich Philosophie und von
dem geheimen Archivar Welker Vaterlandsgeschichte
gelehrt.

Schon im Jahre 1785 war Friedrich von seinem
Vater zum Obersten bei dem Gothaischen, in Hol-
ländischem Dienste stehenden Regiment ernannt wor-
den. Damit er sich aber zum Krieger bilden und
die Stelle eines Obersten ausfüllen könne, machte
ihn König Friedrich Wilhelm II., nach dem Wunsche
des Herzogs Ernst II., 1792 zum Hauptmann bei
dem zu Magdeburg stehenden Infanterie-Regimente
von Kalkstein. Hier begann Friedrich sich dem
Studium der Kriegskunst thätig zu widmen, und
kaum darin erst eingeweiht, gehörte er schon zu de-
nen, welche gegen die Franzosen an den Rhein zie-
hen sollten. Da aber der König von Preußen keine
Freiwilligen bei diesen Truppen zulassen wollte, und
Ernst II. dieses erfuhr, rief er seinen Sohn zurück.
Doch dem Prinzen behagte dieser Verzug, diese
Unthätigkeit nicht, und er ging mit dem Beginn
des Frühlings 1793 nach den Niederlanden ab, um
den Befehl über das Herzoglich Gothaische Drago-
ner-Regiment selbst zu übernehmen. Als Begleiter
und Rathgeber ward ihm der einsichtsvolle Oberst
Friedrich Carl Ernst von Haake, der sich in Amerika
und in den Französischen Feldzügen zu einem sehr
erfahrnen Offizier gebildet hatte, beigegeben. Mit
anerkannter Thätigkeit und Tapferkeit wohnte Frie-
drich den Schlachten bei, welche in den Jahren 1793
und 1794 gegen die Franzosen in den Niederlanden
gefochten wurden. Aber das Glück krönte seinen
kriegerischen Sinn und Muth nicht. Mit großer

[illegible] führte er in dem Treffen zwischen Ypern [illegible] Cortryk bei Menin, welches sich den 8. September zwischen einer Holländischen Heerabtheilung unter dem Erbprinzen von Oranien und den Söhnen der Revolution entsponnen, an der Seite des Obersten von Haake, sein Regiment gegen den Feind, als während des fürchterlichen Donners der Geschütze ein Pulverwagen umfiel, den Prinzen verwundete und mit dem Pferde zu Boden warf. Dieser verhängnißvolle Tag, von welchem man theils das Uebel herschreibt, welches später kein Arzt zu heben vermochte, von welchem wir weiter unten sprechen werden, war der 13te September 1793. Doch noch zeigten sich die Folgen jenes Unfalls nicht und er war abermals thätig in dem Treffen bei Wattigni, den 15ten und 16ten October. Aber auch hier nöthigte die Uebermacht der Franzosen, unter Jourdan, den Prinzen von Koburg, über die Sambre zurück zu gehen, worauf Friedrich die Oberstenstelle gegen die eines Generalmajors vertauschte. Gegen Ende des Jahres traf Holland das traurige Schicksal, eine Beute der eroberungssüchtigen Neufranken zu werden. Die Holländische Kriegsmacht löste sich auf und Friedrich begab sich nach Bremen, Hamburg und Ludwigslust. An den Höfen seines Vaters und anderer Fürsten, die er nun besuchte, war er ein angenehmer Gast.

Im Sommer 1796 ging er, zur Befestigung seiner Gesundheit, nach Karlsbad. Im October 1797 begleitete er seinen Bruder, den Erbprinzen, nach Ludwigslust, als dieser sich mit Louise Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, vermählte.

Noch erfreute sich Friedrich seiner völligen Gesundheit, noch blühete sein Körper, noch war sein Geist ungeschwächt, als 1803, in Folge einer frühern Verletzung, von welchem sich bisher keine Spur

gezeigt hatte, sein Nervenübel begann. Aber zu keiner ungelegeneren Zeit konnten diese Leiden seinen Vater betrüben, der eifrig auf die Nachfolge seiner Söhne bedacht war. Die erste Gemahlin des Erbprinzen August starb im Januar 1801, vierzehn Tage nach der Geburt ihrer Tochter, der nachmaligen Gemahlin des Herzogs von Koburg. Die zweite, den 24sten April 1802 mit der Prinzessin Caroline Amalia von Hessenkassel geschlossene Ehe Augusts, zeigte keine Hoffnung zur Nachfolge. Sein Vater wünschte daher, daß auch sein jüngerer Sohn, Friedrich, sich vermähle. Der Gothaische Leibarzt Grimm, ward bei der Krankheit des Prinzen zu Rathe gezogen. Friedrich besuchte die Heilquelle zu Wiesbaden und ging dann nach Frankfurt a. M., denn sein liebreicher Vater ließ ihm gern willfahren, bei Heilung seiner Krankheit lieber seiner Natur, als der Vorschrift der Aerzte zu folgen.

Prinz Friedrich liebte und übte die Tonkunst; er sang vorzüglich schön; war aber auch ein Freund der andern schönen Künste. Große Kenntniß hatte er von den ältern und neuern Werken des Pinsels, des Meissels und des Grabstichels; vorzüglich später zeigte sich diese Vorliebe, als er Italien durchreist, die Alterthümer Roms mit eignen Augen gesehen und sich durch eignen Ankauf in Besitz von vielen Kunstschätzen gesetzt hatte.

Als Herzog Ernst sich immer schwächer fühlte, sein Ende herannahen sah, sprach sich die Sehnsucht nach dem geliebten Sohne lebhaft aus. Friedrich kehrte nach Gotha zurück, und schon nach einigen Monaten, den 20. April 1804, ging der würdige fürstliche Vater in jene Welt hinüber.

Bedeutend waren die für Friedrich angewiesenen Einkünfte, aber an dem frohen Genusse derselben verhinderte ihn sein vermehrtes Nervenübel. Be-

wegungslos lag er oft, vorzüglich in den Morgenstunden, an dem Todtenkrampfe (Starrsucht) darnieder, der immer regelmäßig zu derselben Zeit eintrat und mehrere Stunden anhielt. Der Leibarzt Grimm, die Größe der Gefahr erwägend, berathschlagte sich mit mehrern der ausgezeichnetsten Aerzte, dem leidenden Prinzen Hülfe zu schaffen. Vergebens erschöpfte man alle Mittel, alle Versuche der Heilkunst, — ihm konnte nicht geholfen werden. Im Juli 1804 besuchte er, in Begleitung des Herrn von Haake und des Arztes Sulzer, die Bäder von Spaa und mehrere andere zur Aufheiterung seines Geistes geeignete Orte. Im August und September 1804 verweilte er in Paris. Die Franzosen, einen hohen Grad von eitler Selbstsucht besitzend, sich selbstgefällig für das liebenswürdigste Volk der Welt haltend, konnten nicht umhin, Friedrichs herrliche Gestalt und einnehmende Eigenschaften zu bewundern, denn wie eine Eiche über niedere Weiden, ragte des schönen Deutschen Prinzen erhabener Wuchs an den Versammlungsplätzen hervor. Von Paris wendete er sich nach Montpellier.

Die berühmtesten französischen Aerzte, Corvisart, Pinel, Chrestien u. a. wurden consultirt, aber wider Willen des Prinzen, der der Kunst der Deutschen Aerzte mehr Vertrauen schenkte. Von Chrestien — doch vorzüglich, weil Sulzer es anrieth — ließ er sich zum Gebrauch trockner Bäder,*) und deßhalb zu einer Reise nach Marseille, bewegen. Doch nicht hier, sondern erst in Nizza, wo er sieben Monate, vom November 1804 bis Juni 1805, verweilte, gebrauchte er diese. Die Munterkeit seines Geistes fand sich wieder ein, und Sulzer, um den wiedergefundenen Keim des Wohlseyns bei dem Prinzen durch gesunde Luft, durch Veränderung des Clima

*) Abgang ausgepreßter Oliven.

und durch andere Kuren weiter zu entwickeln, begleitete ihn über Genua, wo Friedrich den Kaiser Napoleon besuchte, nach Turin über den Mont-Cenis, durchwanderte mit ihm die Schweiz, und machte in der Stadt Gais, im Canton Appenzell, Halt. Die Molkenkur, die er hier genoß, war ohne Erfolg, und an die traurige Einsamkeit in Gais, dachte Friedrich noch in spätern Jahren wie an ein Exil zurück. Von da eilte er über Inspruck durch Tyrol nach Italien, und hielt sich den Winter 1805 und einen Theil des Jahres 1806 zu Florenz, Rom und Neapel auf. Der kunstliebende Prinz bildete hier, vorzüglich in der Tonkunst, seine herrlichen Anlagen aus, und brauchte zu Neapel die Seebäder.

Nach einem fast zweijährigen Aufenthalte zu Rom, ging er über Teramo, Loretto, Bologna nach Mailand und von da, im Oktober 1806, nach Venedig. Von da begab er sich nach Wien, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, und kehrte dann nach Gotha zurück, um die reiche Erbschaft zu besehen, die ihm sein Vatersbruder, August, der im Oktober 1806 verstarb, hinterlassen hatte. Bis zum Juli 1807 hielt Prinz Friedrich sich zu Gotha auf, begleitete dann seinen Bruder, den Herzog August, nach Dresden, um Napoleon zu sprechen, der von Tilsit dahin gereist war, und da der Prinz von seinem Uebel noch nicht befreit war, ging er zum zweiten Male nach Karlsbad. Der vaterländische Himmel schien seiner Gesundheit nicht zuzusagen; aufs Neue erwachte seine Neigung für Italien; er ging zuerst nach Wien und dann nach Rom zurück. Um Denkmäler der alten Kunst unter seiner Leitung und auf seine Kosten ausgraben zu lassen, kaufte er in der Nähe Roms ein Stück Land. Dieser Aufenthalt in Rom war das goldne Zeitalter Friedrichs. Nach drei Jahren, 1810, kehrte er, zur allgemeinen

Fremde, mit ziemlich hergestellter Gesundheit, in sein Vaterland zurück. Der Starrkrampf zeigte nur noch, und zwar des Morgens, geringe Spuren. Bei seiner Ankunft in Gotha kamen ihm Vornehme und Geringe mit offnen Armen entgegen. Alle, die das Glück hatten, sich ihm zu nahen, versichern und wissen es nicht genug zu rühmen, wie vortheilhaft sie den Prinzen verändert fanden, wozu der Aufenthalt an größern und kleinern Höfen beigetragen hatte. Wenn er redete, waren seine Ausdrücke eben so edel, schön und gut gewählt, als wenn er schrieb. An Allem nahm er den lebhaftesten Antheil und Aller Herzen kamen ihm entgegen. Man wünschte, er möchte sich vermählen, um dem Lande einen Thronerben zu schenken, da man die Hoffnung aufgegeben, aus der Ehe seines Bruders ihn zu erblicken. Aber Friedrich konnte sich zu einer Vermählung nicht entschließen, und im Herbste 1814 ging er zum dritten Male nach Rom, aber leider ohne seine alten Rathgeber und Freunde, nur in Begleitung des Kammerherrn von Herda, der nach zwei Jahren nach Gotha zurück kehrte, und der Prinz war nur noch von seinem Kammerdiener und der übrigen Dienerschaft umgeben. Er lebte größtentheils zu Rom in der Gesellschaft der Fürstinnen Dietrichstein und Fiano, der Gräfinnen Schuwalof und Sacrati, so wie einiger Cardinäle und anderer Geistlichen, die ihn zu einem Religionswechsel geneigt machten. Prinz Friedrich verließ, zu Folge seiner zu großen Willfährigkeit und Herzensgüte, den Glauben und die Kirche seiner Väter, die Religion seiner erhabenen Ahnen, von der Johann Friedrich den Großmüthigen keine Leiden der Gefangenschaft abtrünnig machen konnten, als deren Vertheidiger und Pfleger sich Bernhard den Beinamen des Großen, Ernst den Beinamen des

Stimmen erworben hatten, und trat zur Römisch-katholischen Religion über. Doch so weit gewannen die Ausländer nicht Einfluß über ihn, daß er auch seine Deutsche Einfachheit, Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Treue aufgegeben hätte. In dieser Beziehung blieb er der Alte, aber durch die Behandlung der Italienischen Aerzte verschlimmerte sich seine Gesundheit. Gotha wurde durch diese traurige Nachricht sehr beunruhigt, und im Jahre 1818 Herr Ettinger, später, 1820, Herr Geh. Legationsrath von Bridel nach Rom geschickt, der dem Papst Pius VII. und dem Cardinal Consalvi ein Schreiben des regierenden Herzogs August überreichte, um die Abreise des Kranken, der 1819 auch Livorno und die nahen Bäder von Pisa besucht hatte, zu beschleunigen.

Friedrich kehrte bald darauf, im August 1820, in Begleitung Ettingers, des Geh. Legations-Raths von Bridell, eines katholischen Geistlichen, Monsign. Mellazzi und dessen Neffen, M. Biconti, nach Gotha zurück. Nicht nur die alte Krankheit hatte ihn mit aller Macht wieder befallen, auch ein neues Uebel hatte sie noch empfindlicher gemacht. Nur mit großer Schwierigkeit vermochte er zu sprechen, und Alle, die den Prinzen früher gekannt, wurden von tiefer Wehmuth ergriffen, denn kaum vermochte man die zutraulichen Worte zu verstehen, mit welchen er den Bewillkommnungsgruß erwiederte. Durch Miene und Gebärden drückte er seine Meinung, seinen Willen aus und machte sich so seiner Umgebung verständlich.

Welchen Grund und Ursprung diese fürchterliche Krankheit gehabt, darüber waren die Aerzte zweifelhaft, bis Friedrichs Kopf nach seinem Tode geöffnet ward. Auf der rechten Seite des Kopfes, zwischen der dicken Hirnhaut, oder dem Hirnfell und dem Spinnewebenhäutchen, entdeckte man eine, mit Wasser

gefüllte Sack- oder Balggeschwulst, welche 8 Loth wog. Diese Sackgeschwulst hatte den Kehlkopfnerv angegriffen, und durch Zusammenpressung der übrigen Nerven so auf das Gehirn gewirkt und es zusammen gedrückt, daß daraus die Leiden des Prinzen zu erklären waren. Nach sehr wahrscheinlicher Vermuthung ist diese Sackgeschwulst durch jenen heftigen Fall mit dem Pferde in der Schlacht bei Menin, oder wie andre sagen, durch einen Sturz vom Pferde bei den Waffenübungen zu Magdeburg herbeigeführt worden. Da die Regimentsärzte damals nur eine geringe Hautverletzung an der bezeichneten Stelle des Kopfes wahrnahmen, erklärten sie, daß die erlittene Contusion keine nachtheiligen Folgen haben werde. Daraus erzeugten sich aber alle die spätern Leiden des Prinzen, die kein Arzt zu ergründen vermochte.

Friedrichs kräftiger Geist und rüstiger Körper hatte lange Zeit die Riesenlast dieses Uebels ertragen. Die Reisen hatten von Zeit zu Zeit wohlthätig auf ihn gewirkt. Auch zu Anfang des Winters 1820 reiste er nach Lyon, besuchte dann, auf Anrathen seiner Aerzte, Marienbad, aber nach seiner Rückkehr nach Gotha litt er nur noch mehr; höchst traurig ward sein Gesundheitszustand, den jeder neue Frühling noch durch einen heftigen Catarrh verschlimmerte.

Den 17. Mai 1822 starb sein Bruder, Herzog August. Zärtlich hatte er ihn geliebt. Er trat die Regierung an und reiste seitdem nicht mehr. Den stillen Aufenthalt in der Vorstadt, den Pallast, den er von seinem Vatersbruder, August, geerbt, behielt er auch als Regent bei. Obgleich ihn schwere Krankheit gebrochen, so schmückte ihn doch als Herzog noch dieselbe Bescheidenheit, Höflichkeit, Gütigkeit, Leutseligkeit und einfache Lebensweise, daß er

von seinen Unterthanen wahrhaft geliebt, und nichts sehnlicher, als die Erhaltung seines Lebens gewünscht wurde. Die Hofhaltung, das Pageninstitut, die Leibgarde, wurden während seiner Regierung aufgelöst. Die Ausübung seiner geistlichen Hoheitsrechte überließ er dem Geheimen-Rathscollegium. Die Staatsgeschäfte wurden von ihm, nach Leitung seiner trefflichen Minister, geführt, doch wie wohlthätig sie gewirkt und nach des Herzogs Tode noch wirkten, scheint nicht sowohl in diese Lebensbeschreibung, als in die besondere Geschichte dieser herrlichen Männer und in die allgemeine Gothaische Geschichte zu gehören.

Die letzte Handlung des Herzogs Friedrich IV. war die Feier des dritten Jubelfestes des Gothaischen Gymnasiums, den 21. December 1824.

Sein Körper vermochte, zu Anfang des Februar 1825, dem Starrkrampfe nicht länger zu widerstehen, ein Lungenschlag endete das Leben des unglücklichen Friedrichs, den 11ten Februar drei Viertel auf sieben Uhr Morgens, und sein Leichnam ward am Morgen des 17. Februar auf der Insel des Parks, neben seinen Brüdern, beigesetzt.

Friedenstein. *)

Seht ihr das Haus voll hoher Prunkgemächer?
Es glänzt so schön im gold'nen Sonnenschein!
Weit schaun ins Land die Zinnen seiner Dächer,
Und gastlich lud's den Sohn des Glückes ein
Zu Herrlichkeit, zu Spiel und Tanz und Becher:
Kennt ihr das Schloß? — Es ist der Friedenstein!

*) Friedenstein ist bekanntlich der Name des, durch das Erlöschen seines Fürstenstammes damals verwaiseten Residenzschlosses zu Gotha. Der Verfasser dieses Gedichts ist der Collaborator Welker daselbst.

Ach! Schweigen wacht nun an den öden Thoren,
Und ewig ist sein Fürstenstamm verloren.

Sucht ihr den Ort, wohin auf stillen Wogen
Ein Kahn zu Moos und Friedensbäumen führt?
Ihn grüßen Mond und Stern' am Himmelsbogen.
Kennt ihr den Ort, von keinem Sturm berührt?
Die Insel ist's! von Stille nur umzogen,
Wo Liebe weint, mit Blumen Gräber ziert:
Vier Fürsten hält schon da die Ruh umfangen;
Der letzte Fürst ist auch dahin gegangen!

Seht ihr das Land, wo, frisch durchströmt von Lüften,
Ein Wälderkranz die blauen Höh'n umzieht?
Wo Blüth' und Frucht in schönen Thälern düften,
Wo Bürgerglück auf tausend Wegen blüht?
Wo singend zog der Landmann auf den Triften? —
Es ist Gotha's Flur und Altenburg's Gebiet!
Doch kennt ihr auch des Landes Trauertöne?
Um Fürsten klagt's, um die geliebten Söhne.

Kennt ihr das Volk, auf dem ein Seegen ruhte,
Wenn wilder Sturm den Himmel rings getrübt?
Das seinem Herrn gedient mit Gut und Blute,
Und fromm und treu die schwerste Pflicht geübt?
Kennt ihr das Volk? — Es schaut mit neuem Muthe
Zum Friedenstein; es hat ja heiß geliebt —
Dort hofft es Trost für späte Tage wieder,
Dort herrsche bald ein freundlicher Gebieter.

Jena, 1826. Dr. Wachter.

XV. Franz Peter Rick,

Doctor und Professor der Theologie an der Universität Freiburg im Breisgau.

geb. d. 27. Oct. 1772.

gest. d. 11. Febr. 1825. *)

Er wurde geboren zu Winnweiler, dem Hauptorte der Grafschaft Falkenstein. Sein Vater, Beamter daselbst, bemerkte besonders an zweien seiner heranwachsenden Söhne eine sehr erfreuliche, geistige Lebendigkeit. Der jüngere, welcher später sich der Heilkunde widmete, erwarb sich in unserm Jahrzehend einen ruhmvollen Namen als Mitarbeiter des Archivs für den thierischen Magnetismus. Der ältere war unser Franz Peter. Seine Knabenjahre verflossen unter den Augen sorgfältiger Eltern; und besonders war es die zärtliche Mutter, welche dem frohen, jugendlich lebendigen, zuweilen zu raschen Sohne ausgezeichnete Aufmerksamkeit widmete, deren er in spätern Jahren, unter Freunden, oft dankbar erwähnte. Seine Gegenliebe zu ihr zeigte sich noch auf eine schöne Weise kurz vor seinem Tode. Vier Monate zuvor besuchte er dieselbe in einer Absicht, die seinen Zartsinn ehrenvoll beurkundet. Damit sie ganz unbekümmert und froh den Rest ihrer Tage zubringen möge, bat er sie, bei ihm ihren Wohnsitz zu nehmen und über seine häuslichen Verhältnisse mütterlich zu wachen; dadurch werde es ihm — wie er vorgab — möglich, sich ganz ungetheilt dem neuangetretenen Lehrberufe zu widmen. Ein Zug des Zartsinns und Wohlwollens, der ihm immer, und gegen Alle eigen war, mit denen ihn das Leben näher verband.

---

*) Aus der Gedächtnißrede des Herrn Professors Dr. Buchegger entnommen.

Der elterlichen Erziehung entwachsen, begann er seine Studien auf dem Gymnasium zu Freiburg, wo ihn seine Lehrer der schnellen Auffassung der Lehrgegenstände und — bei aller Jovialität — ganz tadelfreien, sittigen Art des Benehmens wegen nicht weniger schätzten, als liebten. An der hohen Schule zu Freiburg im Breisgau studirte er sodann die Philosophie und die humanistischen Lehrgegenstände; — letztere mit besonderer Vorliebe. Nachdem er auch die theologischen Studien begonnen hatte, ward ihm der ehrenvolle Antrag, zu Konstanz im gräflich von Bissingischen Hause die Erziehung der jungen Grafen zu leiten. Während der zwei Jahre, die er dort zubrachte, zeigte sich auffallend die ihm ganz eigene Gabe, mit Menschen gewandt umzugehen; und er erwarb sich dadurch die Liebe des gräflichen Hauses in gleich hohem Grade, als durch die Heranbildung der jungen Familie dessen Verpflichtung.

Darauf bedacht, durch Fortsetzung seiner theologischen Studien sich auf seinen Lebensberuf näher vorzubereiten, ward er durch höhere Verwendung in das kaiserliche Collegium in Pavia aufgenommen. Diese Anstalt, früher das Collegium der Hungarischen Nation zu Rom, von Joseph dem II., Oestreichs großem Herrscher, nach dem eignen Staate zurückgezogen, erweitert und zur Bildungsanstalt für Zöglinge des geistlichen Standes aller Erbstaaten erhoben, war in jeder Hinsicht so kaiserlich bedacht, daß es zweifelhaft war, ob darin reichlicher für den Körper oder für den Geist gesorgt sey. Jedes theologische Fach wurde von mehrern Lehrern und zwar verschiedener Schulen und Orden erläutert, so, daß die Zöglinge, wenn sie in einer Stunde nach dem augustinianischen Lehrsysteme die Entwicklung eines Gegenstandes vernommen, in der fol-

genden den nämlichen Lehrtheil von einem Lehrer durchführen hörten, welcher dem Molinismus, oder den thomistischen Ansichten mit ganzer Seele huldigte. Dadurch sollten diese Formen in den Gemüthern der jungen Zöglinge sich von selbst aufreiben und die theologische Wissenschaft neue Keime treiben, welche nicht in den Formen, sondern im Wesen der Theologie selbst ihre Wurzel hätten. Was beabsichtiget wurde, geschah. Die Mehrzahl der Zuhörer, worunter auch unser Nick gehörte, wurde jenem scholastischen Formalismus abhold und ward — tiefer auf das Bleibende der theologischen Erkenntnisse eindringend — auf die Quellen selbst, auf den unwandelbaren Buchstaben der Schrift und auf den lebendig wehenden Geist des Kirchenglaubens erster Zeit hingewiesen.

In ihren Bestrebungen, sich in die Tiefen der theologischen Ideen einzuweihen, wurden damals die Zöglinge zu Pavia gewaltsam dadurch unterbrochen, daß sich der Schauplatz des Krieges in jene gesegneten Fluren zog. Vor dem herannahenden Feinde fliehend, gingen die meisten in ihre Heimath. Unser Nick begab sich nach Wien, stellte sich dort seinem Monarchen vor und wurde von dem jetzt regierenden Kaiser auf eine ausgezeichnet wohlwollende Weise empfangen. Wie erstaunte Nick, als er am Abend jenes Tages — von dem Ergehen in der Kaiserstadt in seine Wohnung rückkehrend — vernahm, schon dreimal habe ein kaiserlicher Diener nach ihm gefragt und ihn nochmals zu dem Kaiser beschieden! Das Geistvolle im Blick und in den Zügen des jungen Mannes war dem Menschenfreund auf dem Throne nicht entgangen. Mit den Schlägen des Mißgeschicks bekannt, empfing der Vater seiner Völker unsern Flüchtling aus den Feldern des Krieges mit rührender Huld und

eröffnete ihm selbst, wie er aus einem Studienfond ihm den Aufenthalt in Wien sichern könne. Dadurch in den Stand gesetzt, seine fast beendeten theologischen Studien gänzlich an das Ziel zu bringen und von einem Zögling der Freiburger Hochschule, dem k. Geh. Rathe Fechtig, wohlwollend in das Haus aufgenommen und in die Kreise gebildeter Männer aller Stände eingeführt, legte Nick in Wien den Schlußstein an seine Vorarbeiten zum künftigen Lebensberuf. Zu Konstanz den 24. September des Jahres 1797 zum Priester geweiht, wurde er in eben diesem Jahre an der St. Martinspfarre zu Freiburg als Cooperator und Katechet angestellt.

Bisher hatte Nick seinen Geist und Charakter herangebildet; nun trat er auf mit jugendlicher Kraft und mit vielen Kenntnissen ausgerüstet, der Menschheit reichlich wieder zu geben, was er von ihr reichlich empfangen hatte. —

Aus seiner Menschenfreundlichkeit erzeugte sich naturgemäß jener warme Sinn für Freundschaft, den selbst der ungeübte Blick als einen fernern Hauptzug in seinem Bilde erkennt. Die Saiten des menschlichen Herzens, in denen die Menschenfreundlichkeit ihre reinen Anklänge findet, geben bei leiser Berührung die gleich gestimmten Accorde der Freundschaft, und bald wird die harmonische Stimmung verwandter Gemüther ihre sanftern Melodien austauschen. Und dieser Wohllaut freundschaftlicher Anklänge, wie hörbar ertönte er in Nicks wohlwollender Brust! und wie geeignet war er, die gleiche Stimmung in fremder Brust hervorzubringen! Hatte er einmal mit Jemand die zarten Schleifen der Freundschaft geknüpft, so war es ihm wie gegeben, fast unbemerkt eine angenehme Gewalt über seine Freunde auszuüben, ohne anmaßend auch nur zu

scheinen. Sein Wohlwollen war uneigennützig, er huldigte ganz Rousseaus Grundsatz: „jene sind unsere Freunde nicht, welche, um unsere Freundschaft nicht zu verlieren, uns das Unangenehme verschweigen.“ Ganz den Werth der Freundschaft fühlend, hing er mit Innigkeit an jenen, die ihm ihr Wohlwollen geschenkt hatten. Unvergeßlich sind mir die Worte, die er vier Tage vor seinem Hinübergange, in weicher Stimmung, nach heftigen Beengungen der Brust, sprach. Nach langem Verstummen, aus tiefem Nachdenken erwachend, nannte er jene drei seiner nähern Freunde, welche an seinem Krankenlager so theilnehmend ihren Beistand leisteten; und von mächtiger Rührung im Innersten ergriffen, setzte er bei: wenn Schläge uns treffen und die Hand der Freunde sie abwehren will, so — seine Stimme brach, das überwältigende Gefühl ließ ihn nicht weiter in Worte fassen, was er in diesem Augenblick empfand.

Durch seine Gewandtheit im Umgang mit Menschen konnte er sich schnell und leicht in eines Jeden Lage hineindenken, und mit richtigem Urtheil die Seite auffassen, wo er ihm auf eine eigenthümliche Weise nahen konnte. Mit einem Scharfblick durchschaute er die Verhältnisse seiner Umgebungen. Das Feuer seines Auges ließ den Menschenkenner bald in ihm einen Mann entdecken, der mit seltener Beobachtungsgabe ausgerüstet, von den äußern Erscheinungen auf das Innere richtig zu schließen vermöge. Seinem Grundsatze treu, wußte er das Nützliche mit dem Angenehmen, in seinem Umgange stets Scherz mit Ernst, in seiner Lebensweise das Anstrengende mit dem Gesundheitfördernden, in seinen Arbeiten das Trockene mit dem Anziehenden, in seinen Vorträgen das Schwierige mit dem Leichtfaßlichen natürlich und ungesucht zu

verbinden. In heitern Kreisen verstand er das attische Salz in den Ton der Gesellschaft zu mischen und dadurch dem Umgange jene geistige Würze zu geben, ohne welche der Mensch sich so oft unter Menschen einsam fühlt und unter der Schaustellung aller scheinbar glänzenden Eigenschaften Armuth des Geistes wahrnimmt. Er, der Freund der Fröhlichkeit und der heitern Geselligkeit, bewahrte den stillen Ernst des Lebens, die richtige Schätzung aller vergänglichen Dinge, die Aufgabe seines Priesterberufs treu in seinem Gemüthe. Davon liegt der überzeugendste Beweis in einer stillen Gewohnheit unseres Freundes, die, weil sie Wenigen bekannt seyn dürfte, hier zu erwähnen ist. Rick hielt sich ein eigenes Denkbuch, welchem er die Aufschrift gegeben: „memento mori." Darin hatte er die geistreichsten Stellen niedergeschrieben, die ihm bei Lesung verschiedener Dichterwerke über Tod, Unsterblichkeit, Vorsehung, Vergeltung jenseits des Grabes, in eine Blumenlese dieser Art zu gehören schienen. Nur aus dem letzten Stücke theilen wir als Beleg Schlußstrophen. Sie lauten fast wie eine Todesanzeige:

„Eh' das junge Jahr erbleicht,
„Streift der Abendwind vielleicht
„Ueber meinem Grabe.

„Los des düstern Sarkophags,
„Freut sich des entflorten Tags
„Die erlöste Psyche.

„Eh' des Frühlings Wang' erbleicht,
„Triumphirt erlöst vielleicht
„Psyche überm Grabe."

Gehen wir über von den allgemeinen Eigenthümlichkeiten des Verewigten auf seinen

besondern Beruf, so ist zu erwähnen, daß Nick seine priesterlichen Verrichtungen zu Freiburg in der Martinspfarre als Katechet begann. Die Vorsehung scheint ihn ganz an die Stelle gewiesen zu haben, die seinem Sinne vollkommen entsprach. Er, der Menschenfreund, erkannte das reine Menschenbild in dem reinen kindlichen Gemüth, welches mit zarter Weisheit zu pflegen und darin das Samenkorn der Religion zum Keimen und Blühen zu wecken, damit es reife Früchte bringe, nun seine Aufgabe war. Nach Josephs Verordnung sollten in größern Städten seiner Lande eigene Religionslehrer in den Schulen aufgestellt werden, die, nur diesem Geschäfte sich widmend, der Jugenderziehung mit Liebe, Einsicht und ungetheilter Seele sich hingeben könnten. Und wie faßte Nick diese Aufgabe auf! Kindlich, wie er war, und ernst, wie er werden konnte, wußte er die hergebrachte Steifheit der Schule zu entfernen, ohne das Ansehen nur im Geringsten zu vergeben. Dadurch wurde ihm die Liebe und Ehrfurcht der Kinder in gleichem Grade zu Theil. Die Gewandtheit, den Ton der Kinder zu finden und traulich mit ihnen umzugehen, blieb ihm auch noch in den letzten Jahren eigen. Wenn er in abendlichen Ruhestunden seine Freunde besuchte, so drängte sich deren kleine Jugend um den Hausfreund, und er wußte ihnen auf eine so eigenthümliche Weise ihre Fortschritte in den Schulgegenständen abzulocken und wieder darauf zurückzuwirken, daß er auch in dieser Hinsicht seinen Freunden Freundliches erwies. Zur Jugenderziehung trug er überhaupt eine entschiedene Vorneigung. Sein Talent hierin ward bald von unserer hohen Regierung bemerkt und er zum Schuldekan eines Bezirks ernannt, worin er viele Jahre angelegentlich arbeitete, und, da seine Erfahrung und Ueber-

ziehung zuweilen von der anderer Schulmänner abwich, über die Einführung der Lautmethode mit einem seiner Berufsfreunde in Fehde gerieth, die sich aber bei Beider Anspruchslosigkeit und zartem Sinne endete, ohne die Freunde einander zu entfremden. Ueberhaupt genoß Nick in seinem priesterlichen Kreise jene erhebende Freude, daß seine Tüchtigkeit allgemein anerkannt wurde. Der Graf von Sickingen, seine Vorzüge kennend, ernannte ihn daher zum Pfarrer in Ebnet; zwei Jahre später ward er von dem Freiherrn von Bollschweil auf die Pfarrey Wittnau berufen. Für die Rufenden und den Berufenen gleich ehrenvoll, denn das Verdienst anerkennen, zeugt von dem eigenen Werth.

Und welche Berufstreue entwickelte da unser Nick, welche Liebe ward ihm zu Theil! Nicht nur in geistlichen Angelegenheiten war er seiner Gemeinde ein klarer und umsichtiger Rathgeber; auch in ihren häuslichen Anliegen ein Helfer. Seine Uneigennützigkeit dadurch beurkundend, erndtete er in so höherm Grad seiner Angehörigen Zutrauen. Die innerste Falte ihres Herzens und ihre geheimsten Sorgen deckten sie ihm auf und erbaten sich von ihm Trost und Hülfe. Glücklich der Mann, dem die Herzen seiner Anvertrauten so entgegenschlagen; sein bescheidener Hirtenstab wirkt Segen bringend unter der Menschheit und schafft die arme Hütte des Landmanns um zum Sitze lebensfroher, glücklicher Familien. Das Einwirken Nick's auf seine Gemeinde brachte viele und schöne Früchte. Nicht selten kamen Eltern, deren heranreifende Söhne und Töchter ihnen leise Kümmernisse verursachten, zutraulich mit der elterlichen Bitte zu ihm, ihren Kindern wieder ernste Rüge und strenge Mahnung zukommen zu lassen. Und wenn dann der Hirt seiner Gemeinde, um die Ursache solcher Bitte sich er-

kundigend, vernahm, daß keine Ursache des Rügens vorhanden sey, sondern nur dem möglichen Leichtsinne der frischen Jugend wieder eine Furcht, wie es die Eltern nannten, als Gegenmittel eingeflößt werden sollte: so nahm der kluge Mann, um den redlichen Willen der Eltern zu erfüllen, und möglichen Unfällen der Jugend vorzubeugen, bei den Jünglingen gewöhnlich am Montage Veranlassung, nach ihrem vielleicht gestern verspäteten Nachhausekommen zu fragen. Bei Mädchen gab ihm am Sonntag ihre sorgfältiger geordnete Kleidungsweise eine Gelegenheit, nützliche Lehren und freundliche Ermahnungen für ihr Alter anzuknüpfen, wobei die gleichsam zufällig herbei kommenden Eltern, gewöhnlich nach geraumer Zeit nachher es an Erinnerung an die gegebene Ermahnung und an eindringenden Zusprüchen nicht ermangeln ließen. Auf solche Weise gewann er die Herzen derjenigen, deren Jugenderziehung er unterstützte — und jener, denen er mit solcher Schonung, oft ohne daß sie dessen sogleich gewahr wurden, die zweckgemäßesten Ermahnungen ertheilte. Daher kam es, daß seine Pfarrgemeinde so innig an ihm hieng. Haben wir nicht mit Rührung gesehen, wie eine Mutter, ihren etwa achtjährigen Sohn an der Hand, sich zwischen die Umstehenden an das offene Grab ihres und ihres Sohnes Erziehers hindurchdrängte, und mit Thränen im Auge, mit stummer Bewegung der Hand, ihrem Kleinen den hinabgesenkten Sarg wieß, als wollte sie in diesem Moment mit Zügen, die nichts mehr auszulöschen vermöchte, in der jungen Seele auffrischen, was der im Sarg liegende ihm einst als Lehrer in die Seele gelegt. Wie beneidenswerth ist das Wirken eines Mannes, der im Sarge noch redet und wirkt! des Mannes, dessen Hinübergang durch den Schmerz, den die Uebriggebliebenen über

seinen Verlust empfinden, alles wieder aufregt, was er für Menschenwohl gewirkt, dessen Tod unter Siegel legt und als gesichertes Erbgut zurückläßt, was er im Leben für seiner Mitmenschen Bildung begonnen.

Wie als Rathgeber und Jugenderzieher, so erndtete Nick auch als Redner die allgemeine Achtung. Zwar bedarf die Wahrheit keines Schmuckes, und das Göttliche, in welcher Schale es immer gereicht werde, bleibt göttlich. Aber die Wahrheit findet den Eingang in die Gemüther der Menschen weit gewisser, und das Göttliche wird vom Auge der Sterblichen schneller erkannt und vom Gemüth inniger aufgefaßt, wenn es mit Schönheit und Würde nach jedes Fassungsweise dargestellt wird. Es wird ja der Demant vom Unkundigen nicht erkannt, wenn ihn die Kunst nicht geschliffen dem Auge vorhält und das Feuer seines Glanzes zeigt. Und ist nicht die ganze Natur ein großartiger, ordnungsvoller, blumenreicher, kraftvoll sich aussprechender Prediger Gottes? Wo edle Einfachheit und Klarheit mit der Kraft sich paaret, wird der Religionsverkünder die Lehren der Gottesfurcht in alle Tiefen der Seele seiner Zuhörer einsenken, wird ihrem Verstande jene Aufhellung, dem Gemüth jene Ruhe, dem Willen jene Kraft geben, welche dem menschlichen Leben erst die wahre Bedeutung verleiht. Kein Sterblicher ist, der nicht die Regungen des religiösen Lebens wahrnähme und in ernsten Stunden die Kraft oder das Bedürfniß der Religion nicht fühlte. Mag auch zuweilen der Glückliche muthwillig seine Zerstörungslust an dem Baume der Religion üben; wenn die Hitze der Sonne versengend sticht, oder unheilschwere Gewitter des Lebens nahen, so stellt sich Jeder unter jenes Baumes schützende Aeste. Und führen nicht Eltern den Se-

gen ihrer Verbindung im zarten Alter zu den Zweigen jenes Baumes, damit aus seinen himmlischen Früchten ihre Lieben Nahrung saugen, und unter seinem sanften Schatten ihr reines Gemüth dem Edlen, Höhern, Göttlichen den Kelch aufschließe? Nick trug seine Kanzelreden mit solcher Wärme, Würde und Geschmack vor, daß ein großer Theil der Einwohner sich wechselseitig benachrichtigte, wenn sie vernahmen, daß er die Kanzel besteige. Im spätern Wirkungskreise hatte er seinen Gegenstand anders aufzufassen; er erwog reiflich die Bedürfnisse seiner Gemeinde, den Ton, in welchem dem Landmann die Wahrheit vorgelegt, und die Darstellungsweise, welche für diesen als die geeigneteste gewählt werden soll. Dadurch wirkte er allseitig und genoß das erhebende Vergnügen, jeden seiner Vorträge begierig aufgefaßt zu sehen. Seine Vortrefflichkeit wurde auch höhern Orts gewürdigt, und als einst in der damaligen Hauptstadt unseres Landes die Stelle der priesterlichen Obsorge der katholischen Confessionsangehörigen erledigt ward, ging hier die Sage, es sey bei Besetzung jener Stelle von Nick die Rede gewesen. Als in späterer Zeit unser Durchlauchtigster Fürst einige Tage hier verweilte, ward Nick auf höchsten Befehl von dem benachbarten Wittnau zur Tafel gezogen. Der umsichtige Regent wollte den Mann wieder persönlich sprechen, welchen er früher von so vortheilhafter Seite kennen gelernt hatte. Und fürwahr! Nick löste die Aufgabe eines Hirten einer Landgemeinde in jeder Hinsicht glücklich. Im religiösen Versammlungsorte erschien er immer mit Würde und Ernst; in seinem Berufe war er genau; ein strenger Handhaber der Ordnung. Von den Seinigen war er daher bald als der erkannt, der wußte, was er wolle, und warum er handle, der entschlossen auf

sein Ziel hinarbeite und jedes Hinderniß zu übersteigen oder zu beseitigen verstehe. Daher galt ihnen sein Wort Alles, und sein Ansehen ruhte auf sichern Pfeilern. Den sie mit Theilnahme zur Zeit des ansteckenden Fiebers, erzeugt durch die Mühseligkeiten des Kriegs, von einem Krankenlager zum andern eilen sahen, und der mit ihnen alle Lasten jener drangvollen Zeit getragen, dieser besaß ihre volle Hochachtung.

Benachbart unserer Stadt, und häufig theils geselliger, theils durch seinen Beruf gegebener Gründe wegen darin anwesend, war er den Vätern der Hochschule genau bekannt und mit einzelnen in näherm Verkehr. Als daher durch den Hinübergang eines hochgefeierten, um diese Anstalt, um die Wissenschaft, um seine Mitbürger, und um Alle, die mit ihm in irgend eine nähere Verbindung gekommen waren, höchst verdienten Lehrers, die Kanzel der Moral erledigt wurde, ersahen die Väter der theologischen Fakultät in ihm den Mann, welcher jenen Lehrstuhl zu übernehmen vollkommen geeignet sey. Durch einstimmigen Vorschlag des akademischen Consistoriums, wie der Facultät, ward er dem höchsten Hof als Lehrer der Moral und der allgemeinen akademischen Religionsvorträge vorgestellt, und von diesem unter dem 1. Mai 1824 als **ordentlicher öffentlicher Professor der Moral** bestätiget.

Die schöne, classische Literatur zog ihn mächtig an. Mit den Classikern Latiens war er vertraut; die neuern Italischen Dichter hatte er großen Theils gelesen; vorzüglich aber war er in den Werken der schönen Literatur seines Vaterlandes bewandert. Daher schöpfte er seine angenehme, nicht selten witzige, oft humoristische Schreibart; daher seine fließende, bilderreiche Gabe der Darstellung und des Vortrags.

Seine Kenntniß der schönen Literatur führte ihn bald in das Haus des gefeierten Sängers unserer Hochschule, Johann Georg Jacobi's, und knüpfte zwischen beiden das innigste freundschaftliche Verhältniß. Im wechselseitigen Umgang empfanden die beiden Freunde, wie viel der Mann durch den Austausch der Gedanken an Bildung des Geistes und Herzens gewinne,

Das Streben, einen **Reichthum der Kenntnisse** zu erwerben, beschränkte sich bei **Nick** nicht blos auf die theologischen Wissenschaften. Jede Gelegenheit, seine Ansichten zu bereichern oder zu berichtigen, ergriff er mit Eifer. Als der durch seine Schädellehre berühmte Dr. Gall einige Zeit hier verweilte und Vorlesungen über seine Theorie gab, kam **Nick** regelmäßig von seiner benachbarten Pfarrey herein, besuchte unausgesetzt dessen Lehrvorträge, um seine anthropologischen Kenntnisse zu erweitern. Nach Galls Abreise erbat er sich von einem eben so aufmerksamen Zuhörer jener Lehrvorträge, einem noch lebenden verehrten Mitglied unserer Akademie, die nachgeschriebenen Hefte und ergänzte durch Privatstudium, was bei schnellem Anhören ihm etwa wieder entgangen seyn mochte. Mit den wissenschaftlichen Zeitschriften unserer Tage hatte er sich vertraut gemacht; durch einige seiner Freunde, unter denen eine Zierde unserer Hochschule oben an steht, ist er mit den Werken der Literatur stets bekannt geworden; durch Gedankenaustausch mit denselben hat er vielen Gewinn gezogen; durch den Gebrauch der, jedem Freund der Wissenschaft offen stehenden, akademischen Bibliothek sah er sich in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft um.

Durch die **allgemein gelehrte** Vorbildung, und die besondere seiner **Berufswissenschaft** zum Lehramte befähiget, mit ausgezeichneten Vor-

zügen des Geistes begabt, reich an Beobachtungen und Erfahrungen, die er sich während seiner 27jährigen Amtsführung in jener verhängnißvollen Zeit allgemeiner Erschütterung und theilweiser Umgestaltung der Dinge, erworben hatte, begann er sein Lehramt. Sein Grundsatz war: die christliche Sittenlehre, sich stützend auf die allgemeinen Vernunftgesetze des Guten, und zugleich die Pflichten der Offenbarung in ihr wissenschaftliches Lehrgebäude aufnehmend, ist auf eigene Weise aufzufassen und darzustellen; die Tiefen der Philosophie, wie die Quellen der Offenbarung, müssen dem christlichen Sittenlehrer offen da liegen; das Ergebniß daraus ist in edler Einfachheit hinzustellen; wie die Schönheit nur im einfachsten Gewand sichtbar wird, wie sie ist, so erscheint die Idee des Guten, dessen Ausprägung die Sittenlehre ist, nur dann rein, wenn keine künstliche Verzierung ihre edlen Umrisse entstellt, oder verhüllt; schmucklos tritt die Tugend auf; sie selbst ist ihr höchster Glanz. Die Tugendlehre, als Auffassung der Tugend in Grundsätzen, soll eben so einfach in ihren Umrissen, eben so edel in ihrer Zeichnung und eben so großartig in ihrem Totaleindruck auf das Gemüth des Menschen seyn. Wenn die Tugend eine Schminke auflegt, so verräth ihr Dahinwelken, daß sie aufgehört habe, Tugend zu seyn; und wenn sich die Tugendlehre ihre Frischheit und Anmuth durch fremde Färbung gibt, so ist sie nicht die wahre Auffassung der Idee des Guten. Diesem Grundsatze treu, suchte Rick das Lehrgebäude der Sittenlehre seinen Zuhörern einfach hinzustellen; dann entwickelte er bei Erläuterung der einzelnen Lehrtheile eine glänzende Gabe der Darstellung, sprach mit Wärme und Fülle, und belebte nicht selten seinen Gegenstand durch reiche Bilder. Immer geistvoll, oft glänzend in seinen Durchfüh-

rungen, verwob er in die theoretische Auseinandersetzung zugleich praktische Bemerkungen; gab aus dem Bereich seiner Erfahrungen wichtige Fingerzeige für die künftige seelsorgliche Leitung und wieß immer zugleich die Anwendung auf das Leben nach. Die ihm aus dem frühern Beruf eigen gewordene rednerische Darstellungsweise vertauschte er, die Bildungsstufe seiner Zuhörer richtig auffassend, immer mehr mit der streng didaktischen. So besaß an ihm die Wissenschaft einen treuen Pfleger, unsere Anstalt ein würdiges Mitglied, seine Schüler einen ernstfreundlichen Lehrer, der sie durch reiche Mittheilungen in das Gebiet der Sittenlehre einführte. Die theologische Facultät, sein wissenschaftliches Streben und sein Wirken auf die akademische Jugend bemerkend, überraschte ihn daher, um ihm einen neuen Beweis ihrer Hochachtung und Anerkennung seiner Verdienste zu geben, gleich im ersten Jahre seines Lehramtes mit der theologischen Doctorwürde.

Es lag in seinen Wünschen, auch außerhalb seines Hörsaales zu wirken, und durch Kundmachung seiner wissenschaftlichen Ansichten der Welt Rechenschaft über seinen Beruf, den Forschern Stoff zum Weiterforschen zu geben. Zu diesem Ende hatte er angefangen, Skizzen für einzelne Theile der Sittenlehre zu entwerfen, die er sodann auszuarbeiten, und wenn sie sich über das Gesammtgebiet der Moral erstreckt haben würden, dem Drucke zu übergeben gesonnen war. In früherer Zeit schrieb er verschiedene Aufsätze in Jacobi's Iris, einige Reden und eine Schrift, welche die Lage unseres Bisthums näher berührte. Aus dem Ergebniß seiner Studien und aus dem Vorrath seiner Lebenserfahrungen möchte Wünschenswerthes an das Licht gekommen seyn, wenn ihm längere Zeit im neu angetretenen Amte zu wirken beschieden gewesen wäre.

Weit entfernt, dort, wo Verschiedenheit der Meinung, und die von verschiedenem Standpunct ausgehende Auffassung der Dinge, nothwendige Entgegnungen zur Folge hat, die nach der Naturanlage der Personen verschiedenartig sich äußern, sogleich einen übeln Willen zu vermuthen, war er vielmehr geneigt, die Puncte, wo entgegengesetzte Ansichten sich nähern, aufzusuchen und vermittelnd den Standpunct zu bezeichnen, wo die verschiedenartigsten Berücksichtigungen in Anschlag gebracht und das Beste der gemeinsamen Sache in vielartiger Hinsicht befördert werden könne. Unsere Anstalt umfing er mit warmer Liebe, jeden einzelnen Collegen mit Freundlichkeit, seine Schüler alle mit Wohlwollen. An den Angelegenheiten der Hochschule nahm er immer innigen Antheil; unterzog sich gern den gemeinsamen Bemühungen; war in Abgebung seines Urtheils gleichweit entfernt von anmaßender, wie von zurückhaltender Aeußerung. Unbefangen seine Ansicht darlegend, ehrte er fremde Ueberzeugung. Wenn er nach Pflicht das Schickliche gethan hatte, so erwartete er ruhig die Entscheidung vorgesetzter Stellen und die Leitung einer höhern Macht. Bei solcher männlichen Haltung genoß er allgemeine Achtung. Die theologische Facultät übertrug ihm, als er kaum ein halbes Jahr in Freiburg war, die Leitung ihrer Geschäfte und der Senat schlug ihn zur Führung der Gesammtanliegen der Hochschule an höchster Stelle vor.

So stand der Mann! ein kräftiger Stamm, viele Früchte verheißend! Da riß ihn der Tod gewaltsam aus unserer Mitte. Eine Entzündung der Lunge, veranlaßt durch die Schärfe der schnell wechselnden Witterung, griff dieses, jeden Athemzug des Menschen bedingende Organ so zerstörend an, daß er, trotz der eifrigsten ärztlichen Hülfe, am 16

Tag seiner Erkrankung, [illegible], [illegible] um 9 Uhr, in seinem [illegible] Lebensjahre ruhig und schmerzlos entschlief. Ihm kam der Tod nicht unerwartet. Gleich beim Beginn der Krankheit hatte er über den Abschluß seines irdischen Daseins [illegible] besprochen. Allgemein war die Trauer bei der Kunde seines Todes. Von seiner benachbarten Pfarrgemeinde eilten Hausväter herbei, sich von dem niederschlagenden Gerücht selbst zu überzeugen, und mit schmerzerfüllter Seele begaben sie sich zurück, wissend, welchen Schmerz sie durch die Botschaft ihres allverehrten Hirten den Übrigen [illegible] würden. Unter seinen Collegen war nur eine Stimmung, die der Wehmuth. Er ruht bei den [illegible] dern, welche die Asche der akademischen Väter decken, die schon schlafen den großen Schlaf, bis einst am Tag der Vergeltung den Preis ihres edlen Wirkens empfangen werden.

* XVI. Heinrich Ludwig de Marées,

Schuldirector und Seminarinspector zu Dessau.

geb. den [illegible] November 1773.

gest. den [illegible] Februar 1826.

Das Geschlecht de Marées, in den Zeiten der beliebten lateinischen Namensendungen gewöhnlich Maresius genannt, stammt aus den Spanischen Niederlanden und hatte, seines evangelisch-reformirten Glaubensbekenntnisses wegen, sich vor Alba's Verfolgungen von da geflüchtet. Von Stockholm, wo es sich ansiedelte, und wo noch jetzt Nachkommen blühen sollen, von wo aber auch ein Zweig nach Holland ging, kamen im Anfang des 18. Jahrhunderts zwei in Stockholm geborne junge Brüder de Marées nach Deutschland. Der jüngere, Georg

hatte sich der Malerei gewidmet, bereisete Italien und lebte hernach als Churfürstl. Hofmaler in München, wo noch in den königl. Gallerien viele Gemählde seiner fleißigen und kunstreichen Hand mit Werthschätzung aufbewahrt werden, und wo er, ohne Hinterlassung männlicher Nachkommen, in dem siebenten Zehend des vorigen Jahrhunderts gestorben ist. Der ältere Bruder, Abraham de Marées ging, der Theologie obzuliegen, nach Heidelberg, dem berühmten Muttersitz der Deutsch-reformirten Kirche. Mit einer Tochter des dasigen ersten Professors und Kirchenraths Mieg verheirathet, kam er auf den Ruf des weltberühmten Leopold von Anhalt als Archidiaconus nach Dessau, wo er das im Dessauischen so weit verbreitete, nachmals auch in Verzweigungen in das Preußische und Weimarische übergegangene Maréesische Geschlecht gründete. Doch blieb für jetzt sein Aufenthalt noch nicht in Dessau. Die reformirte Gemeinde in Nürnberg verlangte ihn zu ihrem Prediger und er zog dahin. Funfzehn Jahre hatte er dort segensreich gewirkt, als ihn Fürst Leopold, bei Erledigung der ersten geistlichen Stelle seines Landes, als Consistorialrath und Superintendenten nach Dessau zurückrief, wo er im Jahr 1760 starb. Sein Nachfolger, wie vorher sein College, ward sein ältester Sohn, Simon Ludwig Eberhard, der in Dessau 1717 geboren, vom zwölften Lebensjahre an in Heidelberg von seinem Großvater Mieg erzogen und zu einem frommen und gelehrten Theologen gebildet worden war und als Candidat Bremen und Holland besucht hatte. Ueber 63 Jahre hat dieser feurige Mann der Anhalt-Dessauischen Kirche in verschiedenen Aemtern gedient und die höchste Stelle als Consistorialrath und Superintendent 42 Jahre hindurch bis an sein Ende verwaltet. In den beiden letzten Jahrzehenden des 18.

Jahrhunderts, als der Despotismus der Berlinischen Aufklärerei seinen Gipfel erreicht hatte und nur sehr Wenige von Deutschlands Gottesgelehrten dagegen laut zu reden wagten, trat Er in mehreren Aufsehen machenden Schriften als muthiger Vertheidiger seines Glaubens an Christus und die Bibel gegen die Allg. Deutsche Bibliothek und ihre Verbündeten auf. Seine Schriften wurden von der altchristlichen Partei mit großer Freude aufgenommen, auch in das Schwedische und Holländische übersetzt, und würden wahrscheinlich auch jetzt noch mehr gelesen werden, wenn nicht die beständige Bestreitung damaliger Gegner, die nicht blos abwehrend, sondern auch angreifend verfuhr, (weil es, nach seinem Ausdruck, der Klugheit gemäß sey, den Krieg in Feindes Land zu spielen) die Theilnahme jetziger Leser erschweren müßte. Indeß findet sicher der Unparteiische auch jetzt noch viel Köstliches von Glaubensfreudigkeit und Christusliebe, von Bibelkenntniß und Gelehrsamkeit, von Witz und Scharfsinn darin: Vorzüge, die sich mit einer gewandten Polemik und einer höchst lebendigen und kräftigen Sprache verbinden.

Von drei und zwanzig Kindern dieses Simon Ludwig Eberhard de Marées war unser Heinrich Ludwig eins der jüngsten. Ein schönes Kind, das bald ein Liebling seiner Eltern, seiner größeren Geschwister und Aller wurde, die es kannten; das aber auch von der Gefahr eines frühen Todes, der die meisten Kinder seiner fruchtbaren Mutter hinweggraffte, bedrohet wurde. Im dritten Lebensjahre war der liebe Heinrich einmal am Stickhusten so krank, daß alle Hoffnung schwand und schon Todeszüge über das blasse Engelsgesichtchen sich verbreiteten. Als gerade in der Zeit der höchsten Gefahr die Stunde kam, wo der Vater predigen sollte

ging er mit schwerem Herzen in die Kirche, predigte und betete. Traurig kam er nach Hause, wo er sein Kind nicht mehr am Leben zu finden fürchtete. Aber siehe! es war eine auffallende Besserung sichtbar, die zur völligen Genesung führte. Der Vater nahm den Genesenen als ein neues Geschenk des erhörenden Gottes an und hatte ihn um so lieber. Einige Jahre später brachten ihn die natürlichen Blattern wieder an den Rand des Grabes. Damals war die heilbringende Jenner'sche Erfindung noch nicht vorhanden. Die Impfung, die man damals kannte, geschah mit dem Gifte der Menschenpocken selbst; war aber mit Schmerzen, öfters mit bösen Armgeschwüren, selbst mit Gefahren für fernere Gesundheit verbunden und der Mutter durch eigene Erfahrung an ihren älteren Kindern so verdächtig geworden, daß sie sich nicht entschließen konnte, ihren Heinrich auf diese Weise impfen zu lassen. So gerieth er in die Gewalt der natürlichen Blattern, die ihre ganze Wuth an ihm ausließen und für sein Leben äußerst besorgt machten. Als er endlich nach unsäglichen Leiden durch unermüdete Pflege genas: war seine Schönheit auf immer verloren und sein liebes Antlitz traurig entstellt; obgleich die fürchterliche Krankheit ihm den Ausdruck frommer Redlichkeit, die das Wesen seiner Seele war, nicht von Stirn, Auge und Mund vertilgen konnte. Noch weniger hat sie den Geisteskräften geschadet, die sich früher in der Lernbegierde des Kindes, in seinem leichten Auffassen und in dem Festhalten des Aufgefaßten vortheilhaft zeigten.

Das Lernen wurde ihm im Vaterhause, wie gewöhnlich den nachgeborenen Kindern, durch so viel ältere Geschwister erleichtert. Der Vater aber, so wahr, warm und kräftig er, wie in Allem, so auch in der Liebe zu Weib und Kindern war, konnte

sich, seiner Geschäfte wegen, mit dem eigentlichen Unterricht seiner Kinder nicht befassen, die ihn gewöhnlich nur Mittags und Abends sahen und immer in ehrerbietiger Ferne blieben. Doch hatten die jüngsten Kinder allerdings schon hierin viel voraus, daß der Vater in seinem herrlichen Alter sich ihnen mehr näherte; daß Er, der sonst in Glaube und Denkart, in Sitte und Kleidung dem Einflusse eines veränderlichen Zeitgeschmacks so fest widerstand, doch hier entweder der allgemein milder gewordenen Sitte nachgab, oder dem immer unwiderstehlicher fordernden Bedürfnisse seines Herzens. Man konnte aber in der That nicht viel um ihn seyn, ohne von ihm zu lernen: wenn er bald aus dem reichen Schatze seiner Lebenserfahrungen Mittheilungen machte; bald über die neuesten Weltbegebenheiten, woran er den wärmsten Antheil nahm, bald über Menschen oder Bücher, treffende Urtheile fällte; bald unterhaltende Einfälle eines lebhaften Witzes vorbrachte; oder wenn er, was er am liebsten that, seine innigste Liebe für Gott, Jesus Christus und die Bibel aussprach. Dieser nähere Umgang des Vaters hatte auf Heinrich's Gemüth von Kindheit an den größten Einfluß, so daß er auch in der Folge unter seinen Brüdern, nicht in der Gesichts- aber in der Geistes- und Herzensbildung, selbst in dem Ton der Stimme, worin sich das Gemüth am meisten offenbart, dem Vater der ähnlichste ward. Seine Thätigkeit, sein Eifer, seine Neigung zu den Fächern der Geschichte und Erdbeschreibung, worin der Vater ganz einheimisch war, seine christliche Frömmigkeit, seine Vorliebe für Klopstock, Alles war vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, dessen ganzes Leben bis zu den letzten Augenblicken die treueste Verehrung für das väterliche Andenken athmete.

Den Elementarunterricht empfing er theils durch Privatlehrer im väterlichen Hause, theils in den unteren Klassen der Dessauischen Stadtschule, woran damals nur vier, in der Folge fünf Lehrer arbeiteten. Ehe de Marées die oberste Klasse erreichte, ward diese Schulanstalt durch Fürst Franz, dessen Vatersorge für die Jugend durch so manchen am Philanthropin erlittenen Verdruß und Fehlschlag nicht ermüdet war, äußerlich und innerlich umgeschaffen; ein fürstlicher Pallast für diesen Zweck umgebauet; es wurden mehr Lehrer angestellt; alle besser besoldet; der ganze Unterricht nach Plan und Ausführung durch den trefflichen Neuendorf angeordnet, der, vormals Lehrer am Philanthropin, dann Landprediger in Pommern, von da wieder nach Dessau berufen und an die Spitze aller Schulen der Stadt und des Landes gestellt ward. In die 1785 unter dem Namen der Hauptschule eröffnete Anstalt ging nun in seinem zwölften Lebensjahre de M. sammt den übrigen Mitschülern aus der alten über und wurde in die zweite Klasse aufgenommen. Welch ein schönes neues Leben, das in dieser neuen Anstalt blühete, und das durch den überall gegenwärtigen Neuendorf immer beseelt und gefördert ward! welch ein Wetteifer frischer fröhlicher Thätigkeit unter Lehrern und Schülern, der auch auf diesen Schüler, einen der fleißigsten, seinen Segen goß! Die Lehrer, die sich um seine Bildung verdient machten, waren, außer dem Director Neuendorf, der selbst nur aushelfend Lehrstunden gab, der rastlos zum Fleiß spornende Rector Pfannenberg, der sehr geliebte Seminarinspector Funke, Neuendorf's Gehülfe und Freund; der vortreffliche Mathematiker Vieth, gegenwärtig Schulrath, der unlängst als Rector verstorbene freundliche Feldhann und noch aus der alten Schule der treue Bornemann.

Fünf Jahre hatte de M. noch in den beiden obersten Klassen den Schulunterricht genossen, als er, mit sehr rühmlichen Abgangszeugnissen, zu Ostern 1790 die Universität Halle bezog, wo er das unschätzbare Glück hatte, wieder unter nahen Verwandten zu leben. Eine, um fast zwanzig Jahre ältere, leibliche Schwester war mit dem dasigen (noch lebenden) Professor Stange verheirathet, in dessen Hause er wohnte, und der, außer andern Verdiensten, die er sich um de M. erwarb, auch durch seine großen literarischen Kenntnisse und durch seine beträchtliche, besonders in den Fächern der Theologie und Philologie reiche Büchersammlung, bei seinem jungen Schwager Liebe und Kenntniß der Literatur beförderte. Durch das Familienleben im schwägerlichen, so wie im verwandten Hause des Consistorialraths Pauli, Hof- und ersten Dompredigers, wurde er vor aller Gefahr burschenhafter Verwilderung, wozu er ohnehin keinen Hang hatte, noch mehr bewahrt, obgleich er einer anständigen Freiheit im frohen Umgange mit seinen akademischen Freunden genoß, unter welchen, außer mehreren Landsleuten, besonders zwei seiner vertrautesten, Pauli, des Consistorialraths jüngster Sohn, jetzt Prediger in Berlin, und Eylert, jetzt Bischof in Potsdam, erwähnt werden sollen. Mit dem größten Fleiße benutzte de M. die Vorlesungen eines Nösselt, Knapp, Niemeyer, Mursinna und Stange in der Theologie, eines Maaß und Klügel in Philosophie und Naturkunde und vorzüglich Friedr. Aug. Wolf's in der Philologie. Der gewaltige Geist dieses berühmten Mannes, seine tiefe Sprachkunde, seine helle Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums, so wie sein geschmackvoller Vortrag, verbunden mit dem nicht geringen Gewichte des Ansehens, das er sich selbst zu geben so gut verstand, wirkten so stark

[illegible] jungen [illegible] seiner [illegible]; [illegible] [illegible] seine Verehrer geblieben sind, wenn auch nicht alle mit jeder seiner Sitten sich befreunden konnten. Auch unserm de M. gewannen Wolfs Vorträge, die er allen übrigen vorzog, für die klassischen Studien; und in dieser Schule konnte er unmöglich die Grundsätze gutheißen lernen, nach welchen damals so vielfältig, besonders auch in Halle durch Nösselt, die Bibelauslegung getrieben ward: wie er denn vielleicht eben durch die Künsteleien der damals herrschenden Erklärungsart der heiligen Schrift und durch Wolfs gesundere Ansicht vom Alterthume, mehr von der Theologie zu den Schulwissenschaften sich hingezogen fühlte. Doch vernachlässigte er jene keineswegs; widmete aber, obgleich im Hause eines tüchtigen Kenners der hebräischen Sprache, dieser Sprache wohl die wenigste Zeit.

Nach den gut angewendeten akademischen Jahren, kehrte er in das Vaterhaus zurück, wo er bald eine innig geliebte Mutter verlor und nun nebst der jüngsten Schwester, die beständige häusliche Gesellschaft des Vaters ausmachte. Nach dessen Wunsche sollte er sich jetzt näher zum Predigerberufe vorbereiten; auch hat er mehrmals gepredigt. Die ihn gehört haben, waren mit seinen Anfängen zufrieden und hofften von seinen Gaben viel für die Kanzel. Wenigstens mag sein mündlicher Vortrag schon damals nicht unangenehm gewesen seyn; denn er hatte eine tönende Stimme, ein biegsames Organ, das er sorgfältig ausbildete und womit er die Französische, Italienische und Englische Sprache, die er alle fleißig trieb, auch in ihren schwierigsten Lauten, zart und bestimmt aussprach: wie er denn auch gern und mit einem schönen Ausdruck des Gefühls vorlas.

Die Vorsehung fügte es gleichwohl, daß Er, der

menschlicher Erwartung nach, ein frommer, thätiger Prediger geworden seyn würde, den Schulkatheder wählte, um vielleicht in diesem schönen, unendlich segensvollen Wirkungskreise noch mehr zu nützen. Da er in seinen Candidatenjahren, die er angenehm und nützlich im Vaterhause verlebte, auch Unterricht in mehreren Klassen der Hauptschule zu geben hatte: so gewann er die Schule und die Schule ihn so lieb, daß beide nicht mehr von einander lassen zu können schienen, und er der erste ihrer Zöglinge ward, von welchem sie in festen Aemtern Gegendienste annahm. Als nämlich durch den unerwartet frühen Tod des edlen Neuendorf, große Amtsveränderungen unter den Lehrern der Hauptschule nöthig wurden: erhielt de M. 1799 die Stelle eines Subrectors, die er nach einigen Jahren mit dem Conrectorat vertauschte und bezog nun die Amtswohnung in dem Gebäude der Hauptschule. Den alten Vater, dem jetzt an der Stelle der jüngsten, nun auch verheiratheten Tochter, eine Enkelin haushielt, besuchte er mit seinen übrigen, in Dessau wohnenden, Geschwistern so abwechselnd, daß fast jeder Abend der Woche dem heitern Greise eine bestimmte Gesellschaft zuführte: bis Ihn, der sein Amt bis an sein Ende selbst verwaltete und der eben erst die festliche Erndtedankpredigt gehalten hatte, nach kurzer Krankheit, in seinem fünfundachtzigsten Lebensjahre, am 17. Oktober 1802, Gott zu höherer Gesellschaft abrief. Krankheit und Tod des geliebten Vaters, den alle Kinder, mit einer großen Anzahl von Enkeln und Urenkeln, innig betrauerten, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf den jüngsten Sohn, der auch in der Krankheit am meisten um ihn war und in der That eine ganz besondere Gabe zarter Krankenpflege besaß, wie sie sonst nur dem weiblichen Geschlechte eigen zu seyn pflegt:

[illegible] glücklich in Wissenschaften [illegible] [illegible] gelernt hatte; [illegible] in der Folge durch eigene schwere Krankheiten nicht mehr ausbilden sollte.

Jetzt kam ihm eine reich besetzte Zeit. Außer den vielen öffentlichen Lehrstunden in der Schule gab er Söhnen und Töchtern der ersten Häuser besondern Unterricht in den Fächern der Geschichte, Erdbeschreibung, Deutschen Sprache und Literatur und kam dadurch in angenehme Verbindungen, die zum Theil sein Herz beschäftigten, zum Theil aber auch seine Kräfte sehr in Anspruch nahmen. Damals bildete in Dessau ein schöner Kreis gebildeter Jünglinge und Jungfrauen aus den höheren Ständen, die auch häufig in geselligen Festen froh und aufheiternd des Lebens genossen. Wer solche Feste anordnete und leitete, der dazu Stimmen und Verse lieferte, war meistens der Conrector de M. Er, [illegible] [illegible] Jünger geweiht, [illegible] [illegible] auf den Stufen des Eingangs gern Gedichtchen, daß die Geburtstage jenes Kreises nicht unbekränzt mit Blumen aus Flora's und der Musen Gärten; die Saitenspiel und Gesang; übernahm auch wohl, doch seltner und nicht glücklich, Rollen in dramatischen Aufführungen; fehlte nicht leicht in den Theegesellschaften jenes Kreises; entzog sich doch aber auch nie dem Umgange weder mit seinen Amtsgenossen, noch mit seinen Geschwistern oder Jugendfreunden, denen er immer treu blieb; und war bei dem Allen in der Erfüllung seiner Berufsgeschäfte unermüdet. Daß aber für ein so reiches Leben die gewöhnlichen Tagesstunden nicht genügten, begreift man. Oft mußte er nach den Arbeiten des Tags und nach den Abendgesellschaften, noch einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, um die Uebungsaufsätze der Schüler durchzusehen oder

[illegible] des folgenden Tages vor-
zubereiten. Einer solchen übergroßen Anstrengung darf man [illegible] wohl mit zuschreiben, daß er in dieser Zeit zum ersten Male seit jenen Gefahren der [illegible] bedeutend erkrankte. Es ergriff ihn ein heftiges, mit abmattenden Schweißen und Gichtzufällen verbundenes, entzündliches Fieber, wobei vielleicht auch damals schon die Leber zugleich litt. Er genas und war bald wieder in [illegible] Weise seiner Arbeiten. So sehr er auch seine ganze vorige Gesundheit wieder erlangt zu haben schien, so wiederholte sich doch, bis zu seiner Verheirathung, dieselbe Krankheit, in Zwischenräumen von mehreren Jahren, zwei Mal wieder, und fast immer gefährlicher, so daß immer für sein Leben gefürchtet ward. [illegible], die bei den Anfällen dieser Art [illegible] zu [illegible] schienen, kehrten nach der Genesung schnell zurück; seine Liebe zu seinem Amte und seinen Berufsgeschäften nahm immer mehr zu, und bald verband er damit auch noch schriftstellerische Thätigkeit. Sein erstes Werkchen, das unter der damals sehr beliebten Funkischen Firma erschien, war ein Sittenspiegel für die Jugend. Funke, der durch seine sehr zweckmäßig abgefaßte und mit großem Beifall aufgenommene Naturgeschichte und Technologie einen Namen erlangt hatte, pflegte aus seinem reichen Geiste Ideen, die er nicht alle selbst ausarbeiten konnte, besonders Entwürfe für Jugendschriften und sogenannte gemeinnützige Werke, an Freunde und Gehülfen in Stadt und Land zur Ausführung zu vertheilen. Er gab den Plan bald ausführlicher, bald kürzer an; verschaffte die nöthigen Bücher und Hülfsmittel; behielt sich Durchsicht und Herausgabe vor; schloß den Handel mit dem Verleger für sich ab und ging dann wieder mit jedem seiner Gehülfen einen besonderen Vertrag ein. Auf

dieser Schriften [illegible] nennen kann, sind bekanntlich mehrere schätzbare Werke hervorgegangen, zu welchen aber der erwähnte Sittenspiegel schwerlich gezählt werden mag. Denn der Versuch, theatralische Charaktergemälde in gewissen allgemeinen Umrissen und ihren abstechenden besonderen Zügen unter den Ueberschriften einzelner Tugenden und Laster, als den Stolz, den Leichtsinnigen, den Großmüthige etc. zusammen zu setzen, sagte dem Geschmacke der Jugend wenig zu, die sich vielmehr an anziehenden Erzählungen von lebhaft und natürlich dargestellten Kinderfiguren ergötzte, wie sie manche nachher in den Funkeschen und in den andern Lesebüchern, zahlreich genug, erschienen; so daß immer für sein Leben gefürchtet [illegible] Funke, diesen Mann von ausgezeichneten Lehrgaben, der sich durch mündlichen Unterricht und durch Abfassung mehrerer Schulbücher, um die Dessauische Schule und um so viele andere große Verdienste erworben hatte, starb im Jahre 1807 in Hamburg, wohin er von Freunden zum Besuch eingeladen war, nachdem er kurz zuvor sein Amt niedergelegt hatte. Sein Nachfolger, als Seminarinspektor, wurde der M. [illegible], der zugleich noch in den obern Klassen der Hauptschule mehrere Lehrstunden beibehielt oder hinzubekam. Hier war ihm ein neuer, größerer Wirkungskreis eröffnet, den er mit neuer warmer Liebe umfaßte und mit unermüdetem Eifer auszufüllen strebte. Seine Seminaristen waren ihm mit Liebe und Verehrung ergeben; seine ehemaligen Schüler, jetzt unter ihnen viele wackere, vortreffliche Männer, nennen ihn noch mit dankbarer Achtung und die Kleinen selbst, deren Unterricht durch die Seminaristen er aufsehend leitete, hingen mit ehrerbietiger Liebe an seinem freundlichen Ernst. Sein schriftstellerischer Fleiß nahm zu und verbreitete sich

der [illegible] Sprache, die Einleitung [illegible] war Mit-
arbeiter an verschiedenen kritischen und anderen
wissenschaftlichen Zeitschriften, er schrieb Lehrbücher
der Deutschen und Lateinischen Sprache, auch der
Geographie; er arbeitete seine Lehrgänge für Prima
in Literaturgeschichte, Aesthetik, Poetik, alter und
neuer Welt- und Kirchengeschichte sorgfältig aus.
Gleichwohl fand er noch Zeit genug, auch durch
häuslichen Unterricht Manchem, besonders unter sei-
nen Verwandten, nützlich zu werden. — Gewiß
hat ein Schulmann sorgfältig über sich zu wachen,
wenn er durch das beständige Lehren, durch das
in den Klassen oft nothwendige Absprechen und Ent-
scheiden, sich nicht zu einem Ton verwöhnen will,
der für den gesellschaftlichen Umgang weniger paßt;
aber wenn er durch das sehr hohe Ansehen, das er
bei seinen Schülern genießt, nicht an Bescheidenheit,
oder durch gelehrten allzuhäufigen Umgang mit Bü-
chern, nicht an Gewandtheit und Brauchbarkeit für
das Leben verlieren und nichts von dem Schulstaube
an sich behalten soll, in welchem der Pedant sich
gefällt: Wollten wir den M. von einiger Verwöhnung in
Hinsicht des ersten vielleicht nicht ganz frei zu spre-
chen wagen, so blieb er doch von den anderen der
genannten Fehler sehr weit entfernt, weil er im Be-
sitz einer sehr vielseitigen Bildung und durch immer
lebhaft unterhaltene Theilnahme an der Gesellschaft
und ihren mannichfaltigen Verhältnissen sich eine
sehr geschickte Anstelligkeit für das Leben außer der
Schule und einen zarten und tiefen Sinn für alles
Edle und Schöne des Lebens zu bewahren wußte.
Kaum erhob sich in Stadt und Land irgend ein
Unternehmen für gesellige Bildung und Unterhal-
tung, irgend eine Anstalt zur Beförderung des Wah-
ren und Guten, woran er nicht den wärmsten An-
theil genommen hätte.

[illegible] genügte dem feinen Herzen nicht; es be-
durfte der Liebe. Was er früher gesucht, aber nicht
mehr gefunden oder durch den Tod verloren hatte,
das fand er jetzt in Einer seiner Schülerinnen und
Verwandten, des Kammerdirectors von Raumer,
eines im Dessauischen und im weiteren Umkreise
hochverehrten und hochverdienten Mannes, ältesten
Tochter, Louise, einer Schwester des berühmten Ge-
schichtschreibers der Hohenstaufen, Friedrich v. Rau-
mer, und des Bergraths Carl v. Raumer, Professors
der Mineralogie in Breslau, dann in Halle, gegen-
wärtig in Erlangen, zweier Männer, die vorher
schon nahe Freunde von de M., nun durch Ver-
schwägerung mit ihm noch näher verbunden wur-
den. Die Vermählung, am 2. Juni 18[illegible] froh ge-
feiert, gründete ein Glück seines Lebens, das er bis
an sein Ende dankbar pries. Wer de M. nur aus
seinem öffentlichen Leben und Wirken gekannt hat,
kennt doch die Wärme und Innigkeit seines Ge-
fühls, die heilige Frömmigkeit und die ewige Treue
seiner Seele nicht ganz, die sich in der Geschichte
seiner Liebe, von dem Anfang seiner Werbung an
durch die eilf Jahre seiner Ehe bis an seinen Tod
offenbarte. Ja, er kennt auch den Dichter de M.
weniger. Die warmen Ergüsse seines liebenden Her-
zens hat er in Liedern an die Geliebte mit einer
Wahrheit und Innigkeit hingeströmt, daß man es
wohl anfühlt, daß sie nur aus der tiefsten Seele
quellen konnte. Und solche Flammen der Liebe in
Liedern und Briefen an die Braut und an die Gat-
tin, leuchten aus den letzten Jahren noch eben so
hell und warm, als aus den ersten; sie leuchteten
in gesprochenen Worten noch durch das Dunkel der
Todesnacht.

Jene größeren Kreise des geselligen Lebens, für
welche de M. früher gelebt hatte, waren schon seit

[illegible] mit kleiner geworden; seit seiner Verheirathung beschränkte sich sein Umgang fast nur auf die Verwandtschaft, die er gern um sich sah, die indeß von seiner und der Gattin Seite zahlreich genug war. Das häusliche Leben war sein Liebstes; bey Frau und Kindern, deren ihm Gott drey gute und liebe gab, ruhete er aus von den Geschäften und stärkte sich zu neuen; da erholte er sich von so manchem Verdruß, an welchem es in so mannichfaltigen Amtsverhältnissen nicht ganz fehlen konnte. Diese Verhältnisse wurden verwickelter, als ein, hauptsächlich von ihm entworfener, neuer Schulplan zur Ausführung kam, wodurch die Bürgerschule von der gelehrten ganz getrennt und ein Weg zu beiden durch eine Elementar- oder Vorschule gebahnt, darum auch mehr Lehrer angestellt und das Ganze in mancher Hinsicht umgebildet werden sollte. Da ward er, mit Beibehaltung seines Seminars, zum Director der Bürgerschule ernannt. Und wie er dieses, sein Schooßkind, gehegt und gepflegt, wie thätig er für dasselbe gewirkt und wie er schon hierdurch allein sich bedeutende Verdienste um die Stadt, und durch Bildung der Schullehrer um das ganze Land erworben: wird von den Dessauern gern anerkannt.

In dem Dessauischen, einem mit nützlichen Stiftungen und Anstalten gesegneten Ländchen, blühet auch seit 1787 eine Pastoralgesellschaft, gestiftet von dem kräftigen Schweizer Häfeli, damals in Wörlitz Hofkaplan der Fürstin Louise. Dieser, unter landesherrlicher Genehmigung und durch landesherrliche Kosten bestehende Verein aller Prediger des Landes und aller [illegible]schen theologischen Candidaten, hat zum Zwecke, die Mitglieder in gegenseitiger Liebe und gemeinsam sich belebendem Fleiße, näher mit einander zu verbinden, und sie in theologischer Er-

[illegible] zum Se-
gen [illegible]gemeinden und zur Förderung des Reichs
Jesu Christi, unablässig weiter zu bilden. Die
Mittel zu diesem schönen Zwecke sind: allgemein
umfassende theologische Bücher, eigene Ausarbeitun-
gen, deren mündliche und schriftliche Beurtheilungen
und vornämlich persönliche Berathungen und Be-
sprechungen über wissenschaftliche und in die Amts-
führung einschlagende Gegenstände. Zu dem Ende
ist die Gesellschaft, nach der Lage der Pfarreien, in
acht Kreise getheilt, deren jeder, unter der Leitung
eines Kreisgeschäftsbesorgers, sich monatlich versam-
melt und in jeder Versammlung sich mit dem Vor-
lesen eines eigenen Aufsatzes von dem Mitgliede,
das die Reihe trifft, mit Unterredung darüber und
mit Beantwortung aufgegebener Fragen u. s. w.
beschäftigt, worüber der Kreisgeschäftsbesorger ein,
von allen Mitgliedern des Kreises zu unterschrei-
bendes, Protocoll aufnimmt, das mit den schrift-
lichen Aufsätzen auch den übrigen Kreisen mitgetheilt
wird, um von allen Mitgliedern gelesen und mit
Anmerkungen begleitet zu werden. Die theologi-
schen Bücher werden nach Stimmenmehrheit gewählt,
von dem beständigen Bibliothekar der Gesellschaft,
der in der Stadt Dessau seinen Wohnsitz haben muß,
angekauft und in wechselndem Umlauf von Allen
gelesen. Ein Vorsteher, der auf zwei Jahre ge-
wählt wird, leitet das Ganze. Bei der alljähr-
lichen allgemeinen Versammlung aller Mitglieder in
Dessau führt er das Wort, giebt Rechenschaft über
die jährlichen Arbeiten, Schicksale und Ausgaben der
Gesellschaft, theilt ihr die ihm zugekommenen An-
fragen über ihre allgemeine Angelegenheiten zur ge-
meinschaftlichen Berathung und [illegible] mit,
läßt alle Verhandlungen protokolliren und versendet
eine reine Abschrift dieser Verhandlungen in jeden

[illegible]. Nach Vollendung der Geschäfte am Tage der allgemeinen Versammlung wird die Gesellschaft mit einem festlichen Mahle auf dem Herzoglichen Schlosse bewirthet. Die Kosten für die Anschaffung der Bücher, für ihre Versendung in die Kreise und für die Reise der Entfernten nach Dessau zur jährlichen allgemeinen Versammlung, werden alle von der festgesetzten Summe bestritten, welche die Herzogliche Kammerkasse dazu jährlich auszahlt. Dem so huldreich für die Bildung seiner Prediger sorgenden Landesvater, wird von dem allgemeinen Geschäftsbesorger jährlich über die Beschäftigungen der Gesellschaft Bericht erstattet.

Diesem Predigerverein, woran Theil zu nehmen allen Predigern und theologischen Candidaten des Landes zur Pflicht gemacht, allen Oberlehrern aber an den beiden Hauptschulen oder Gymnasien in Dessau und Zerbst freigelassen ist, gehörte auch de M. seit seiner Rückkehr von der Universität an, gehörte ihm mit Liebe und Eifer an. Nie hat er, wenn ihn die Reihe traf, vorzulesen versäumt; und wie schätzbar waren so viele sowohl seiner vorgelesenen Aufsätze, als der Anmerkungen, die er vielleicht unter allen Mitgliedern der Gesellschaft am fleißigsten, zu den umlaufenden Arbeiten Anderer schrieb! Wie vielfach hat er der Gesellschaft, früher als Kreisgeschäftsbesorger und noch zuletzt als Bibliothekar, zu dienen gesucht! Immer lag ihm die fortschreitende Verbesserung der Gesellschaft und des Predigerstandes überhaupt am Herzen und noch zuletzt theilte er sehr zweckmäßige, ganz auf Ausführung berechnete Ideen zur Gründung eines Predigerseminariums in Dessau mit. Wer klagt nicht, daß viele schöne Gedanken und gemeinnützige Entwürfe, die sich in seinem reichen, unermüdet

fortstrebenden Geiste entwickelten, mit ihm entschlummert sind!

Bei dem lebhaften Antheil, den er an dem Besten dieser Pastoralgesellschaft, so wie an allem Guten nahm, ist nicht zu leugnen, daß er manchmal in mündlichen und schriftlichen Unterredungen und Streitigkeiten einen leicht heftig werdenden, entscheidenden Ton annahm. Der Grund war gut, aus welchem solcher Eifer entsprang; es war warme Liebe für alles, was ihm wahr und recht schien; es war lebhafter Haß gegen das Unrecht. Bitterkeit lag eigentlich in seiner reinen, liebenden Seele eben so wenig, als lange nachtragender Groll. Auch nach stürmischem Aufbrausen eines mündlichen Streits, war durch das Oel der Liebe sehr bald nicht nur die Oberfläche geglättet, sondern die ganze Tiefe seines Wesens wieder ruhig, mild, versöhnt. Und es möchte wohl nur äußerst wenige Menschen gegeben haben, in deren Beurtheilung und Behandlung sich bei ihm fortwährend einiges Bittere eingemischt hätte. Durch seine Kenntnisse, seinen Fleiß und seinen rechtlichen, festen Sinn, hatte er sich die Achtung seiner Obern und Aller, die ihn kannten, erworben; wenn ihm aber eben dieser feste Sinn, der, wo er Recht zu haben glaubte, Keinem gern nachgab, nicht immer Aller Zuneigung erwerben konnte: so liegt das in der Natur der Sache. Auch mag er wohl (wer könnte es leugnen wollen?) gegen Manchen wirklich gefehlt haben. Was er fehlte, hat bei Menschen sein Tod versöhnt, bei Gott sein Glaube und seine Liebe.

In diesen Beiden lagen die Grundzüge seines Charakters. Der Glaube an Gott und den Welterlöser lebte tief in seiner Seele und war schon frühe durch Lehre und Leben des Vaters, durch den geliebten Klopstock, späterhin durch sein eigenes treues For-

schen in der heil. Schrift, immer mehr gestärkt worden. Selbst während seiner akademischen Laufbahn hatte er sich nicht durch den Unglauben der damaligen Zeit in seinen heiligsten Ueberzeugungen irre machen lassen, vielweniger in den folgenden Jahren; sondern er hielt an ihnen mit der ganzen Treue seines Gemüths, so wie hinwiederum diese Treue und Redlichkeit durch seinen Glauben herrlich unterstützt ward. Eben darin fand auch seine Vaterlandsliebe und sein Eifer gegen Unterdrückung der Menschheit den mächtigsten Halt. Ueber die politischen Angelegenheiten und die großen Welthändel, die er theils gründlich kennen zu lernen bemüht war, theils nach solchen Grundsätzen beurtheilen zu müssen meinte, die mit den wesentlichsten Ueberzeugungen seiner Seele innig und tief zusammen hingen, fiel es einem Gegner schwer, ihn zu bekehren.

Auch seine Thätigkeit, ein anderer wesentlicher Charakterzug, entsprang oder stärkte sich aus jenem reinen Quell. Mit Kräften des Geistes und Körpers wohl ausgerüstet, mit klarem Verstande, treuem Gedächtnisse und tiefem Gefühl begabt, von reger Ehrliebe gespornt, überall aber von innigstem Pflichtgefühl durchdrungen, hatte er die Arbeit lieb und war von Kindheit an dazu gewöhnt. Sie ward ihm leicht; sie war ihm Freude und Bedürfniß. Wie wir oben aus einem Beyspiel seiner frühern Jahre überschauten, wieviel und wie vielerlei er zugleich leistete: so mag uns auch seine letzte Zeit einen Beleg seiner umfassenden Thätigkeit geben. Die beiden Aemter eines Directors der neuen Bürgerschule und eines Seminarinspectors, womit auch die soviel Genauigkeit und Zeitaufwand erfordernde Führung, wenigstens sechs verschiedener Kassen verbunden war, nahmen allein schon die Thätigkeit eines gewöhnlichen Arbeiters in Anspruch. Als Bi-

bliothekar der Schul-, in den letzten Jahren auch der Pastoral-Bibliothek, die neu aufgestellt und geordnet werden mußte, hatte er viel Geschäfte. Daß er ein fleißiges Mitglied des Predigervereins war, ist schon erinnert worden. Er las die darin umlaufenden Schriften und Bücher; er las das Wichtigere alles, was im Fache der Schulwissenschaften herauskam; er las viele Zeitschriften, deren er mehrere für besondere Lesezirkel selbst besorgte; auch besaß er eine gewählte Büchersammlung, die er immer vermehrte und sorgfältig benutzte. In den letzten Jahren leitete er die Geschäfte einer Commission zur Herausgabe eines neuen Gesangbuchs für die Dessauischen Kirchen, das er zu einer musterhaften Sammlung zu erheben suchte. Zu dem Ende schaffte er die Originalwerke Deutscher geistlicher Dichter aus den drei Jahrhunderten der evangelischen Kirche an, besorgte ihre Vertheilung unter die Mitglieder der Commission und führte bei den Zusammenkünften das Protokoll. Wie hat er auf allein für dieses Geschäft eine so große Menge Tabellen, Auszüge, Verzeichnisse von seiner Handschrift hinterlassen und den übrigen Mitgliedern bis auf den heutigen Tag seinen Verlust unersetzlich gemacht! Er war an mehreren Literaturzeitungen Mitarbeiter und lieferte auch zu der großen, von Ersch und Gruber herausgegebenen allgem. Encyklopädie der Wissenschaften mehrere Beiträge in den Fächern der Literargeschichte und Geographie. Der besonders ausführliche Artikel: Anhalt (Geschichte, Geographie und Statistik des Herzogthums), ist von ihm. Er schrieb Lehrbücher für die Schule. Er dichtete viel. Ganz in der letzten Zeit hat er zwei große Oratorien gedichtet, die der berühmte Friedr. Schneider, Kapellmeister zu Dessau, in Musik gesetzt hat, nämlich: das verlorne Paradies (nach Mil-

ton), bereits in Magdeburg und in Dessau mit großem Beifalle aufgeführt und das andere noch nicht bekannt gemachte: die Geburt und Kindheit Jesu, welchem, nach einem mit Schneider verabredeten Plan, noch drei Oratorien über Leben, Tod und Erhöhung Jesu folgen sollten. Als Mitglied der Singakademie in Dessau, so wie auch der dasigen Liedertafel, übte er noch immer gern Musik, Gesang und Dichtkunst aus. Und nun darf man bei dem Allen nicht vergessen, daß er den Seinigen ganz war und blieb, was ein Gatte und Vater seyn soll und daß er neben der Sorge für seine Kinder, auch noch in den letzten Jahren die Erziehung und Studienleitung zweier, ihm und seiner trefflichen Gattin anvertrauter Jünglinge aus Schlesien, übernommen hatte und mit Gewissenhaftigkeit besorgte. Eine so ausgebreitete Wirksamkeit war allein durch die strengste Ordnung in Eintheilung der Zeit und des Raums möglich. Letzteres verstehe ich besonders von der Ordnung seiner Bücher und Papiere, zu welchen letzteren er sehr geräumige Fächerschränke mit Ueberschriften der sehr zahlreichen Fächer besaß, deren nicht leicht Eines leer blieb. Eine unglaubliche Anzahl von Handschriften aus allen Fächern, worin er arbeitete, fanden sich nach seinem Tode in Pult und Schränken! Und wie fleißig hat er Briefe gewechselt!

Mitten in diesen Arbeiten überraschte ihn die letzte Krankheit, die ihn vielleicht nicht getroffen hätte, wenn er die Badreisen, die er seiner Leberbeschwerden wegen, sonst nach Pyrmont, später nach Alexisbad gemacht hatte, jährlich hätte wiederholen können. Da er jedesmal gestärkt aus den Bädern zurückgekehrt war, so konnte man nur bedauern, daß sie seit mehreren Jahren unterblieben; besonders wenn man oft sehr deutlich und mit

ängstlicher Besorgniß eine Krankheit der Leber seiner Gesichtsfarbe ansah. Er selbst war für seine Gesundheit nie ängstlich besorgt. Jetzt dachten er und die seinigen vielleicht am wenigsten an Gefahr. Am 2. Februar 1825 hatte er noch der Versammlung des Dessauer Pastoralkreises mit lebhafter Theilnahme beigewohnt und noch am folgenden Tage sein Amt verwaltet. Nach dem Abendessen lieset er, wie er im Winter pflegte, seiner Frau und Schwägerin vor: da wandelt ihn auf einmal ein Frösteln an, das ihn zu Bette treibt und schon in derselben Nacht in ein so heftiges Entzündungsfieber ausschlägt, daß man sogleich die allergrößte Gefahr erkennt. Aller schleunig herbeigeschafften Hülfe ungeachtet und ungeachtet aller Sorgfalt seines trefflichen Arztes, der, sein vieljähriger vertrauter Freund, ihn schon so oft in Krankheiten glücklich behandelt hatte und sein jetziges Uebel auf den ersten Blick erkannte, nahm das Fieber der entzündeten Lunge und Leber zu und die Kräfte nahmen ab. In Krankheiten von dieser gefährlichen Art mußte man ihn sehen, wenn man sich von seiner Geduld und Milde, von dem Frieden seiner Seele und der Wahrheit seines Glaubens überzeugen wollte. Gattin und Arzt hatten von Anfang an Alles gefürchtet; er selbst hat im Verlauf der Krankheit auch geäußert, daß er dießmal wohl schwerlich davon kommen werde. Schmerzen empfand er wenig oder gar nicht; nur über große Brustbeklemmung klagte er bisweilen, aber seine Seele blieb ruhig. Er durfte wenig sprechen. Was er sprach, zeugte von seinem Glauben und seiner Liebe. Wenn mir doch Gott, sagte er einmal zu seiner Frau, nur noch einen einzigen Tag in vollkommener Gesundheit schenken wollte, daß ich dir ganz sagen könnte, wie sehr ich dich liebe und

wie ich dir für deine Liebe dankbar bin! — Auch seine Phantasien trugen diese Farbe. Er sah im letzten Traum, der ihm den lebhaftesten Eindruck hinterließ, sich von einem unendlich hellen überirdischen Licht umleuchtet. In diesem wunderbaren Glanz umringte ihn eine immer größer und größer werdende, ihm freundlich zudringende Schaar von Kindern. Da, von unbeschreiblich seligem Gefühl durchdrungen, rief er aus: Siehe, Herr! hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast! Mit verklärten Mienen erzählte er am Morgen dieses Gesicht, fiel nach einem kurzen Aufflammen anscheinender Besserung in Bewußtlosigkeit, und nach wenigen Stunden eines tieferen Schlafs standen die immer leiseren, immer unmerklicheren Pulse still. Er war sanft, ohne alle Zuckungen entschlummert am Mittag des 12. Februar 1825, einige Monate über 51 Jahr alt. Sein Tod ward von den Seinigen tief empfunden und erregte in seiner Vaterstadt die allgemeinste und lebhafteste Theilnahme, die sich auch bei seinem feierlichen Leichenbegängnisse aussprach. Am Morgen nach der Beerdigung feierte die in ihrem Saale versammelte Schule mit Gesang und mit Reden, welche der Herr Schulrath Vieth und der Herr Director Stadelmann hielten, das Andenken des Verstorbenen sinnig und schön.

D. J. F. de M.

De Marées im Druck erschienene Schriften.

Sittenspiegel für die Jugend (2ter Theil des vom Inspector Funke herausgegebenen Elementarwerks, unter Funke's Namen). Berlin, 1800. 8. Neue Aufl. ebend. 1805. 8. — Tabellarisches Handbuch der neueren Geographie, Statistik und Geschichte, für Schulen. Herausgegeben von C. P. Funke. Mit einem damit übereinstimmenden Sammlung Charten, welche nach den neuesten astronomischen Beobachtungen, den Friedensschlüs-

sen gemäß entworfen sind. 1stes Heft, enthaltend 6 Charten und 10 Bogen Tabellen. Berlin, 1802. fol. — Anleitung zur Lectüre (2te Abtheilung des 1. Bds. der von Funke herausgegebenen Bildungsbibliothek). Hamburg, 1806. gr. 8. — Gedichte in verschiedenen Zeitschriften. — Teutsche Sprachlehre für Bürger- und Töchterschulen. Leipzig, 1814. 8. — Ueber Kotzebue's Ermordung und deren Veranlassung. Mit einigen Bemerkungen über Teutschlands Universitäts- und Gemeinwesen. Dessau, 1819. 8. — Beiträge zur Ersch-Gruberischen Encyclopädie.

XVII. Karl Friedrich August Meisner,

Professor der Naturgeschichte in Bern.

geb. den 6. Jenner 1765.

gest. den 12. Februar 1825 *).

Vixi et quem dederat cursum fortuna peregi.

Virgil.

Er war geboren zu Ilfeld (bei Nordhausen) im Königr. Hannover und bezog nach vorausgegangener Gymnasialbildung in seinem Geburtsorte, die Hochschule Göttingen, um daselbst Philosophie, alte Sprachen und sonstige dem Pädagogen nothwendige Wissenschaften zu studieren; vor allen übrigen zog ihn aber Blumenbachs so lehrreicher, als angenehmer Vortrag der Naturgeschichte an. — Nachdem er seine Studien vollendet, kam er mit einigen Empfehlungen nach Bremen und widmete sich hier der Erziehung mehrerer Knaben, für welche er in der Folge ein

---

*) Zum Theil aus den Alpenrosen 1826. Eine umständlichere Biographie findet man in den Annalen der allgem. schweiz. naturforsch. Gesellschaft, Band II., Heft 2. Bern, 1825, welche vom Herrn Doctor Brunner in Bern abgefaßt ist.

eigenes Institut zu errichten beabsichtigte und zu welchem auch Ref. gehört zu haben, sich, wenn gleich dunkel, erinnert. Seine Musestunden in Bremen widmete er seinen Uebungen im Spiel auf dem Cello und der Uebernahme einiger Rollen auf dem, damals vom allgemein bekannten Verfasser des Werkes „Ueber den Umgang mit Menschen", dem Freiherrn Adolph von Knigge errichteten Liebhabertheater, wo Ref. ihn als Meister Hassel in Kotzebu's „Indianer in England" gesehen zu haben sich erinnert. — Die damalige bigotte steife reichsstädtische Stimmung konnte es aber einem Candidato theologiae nimmer verzeihen, sich so weggeworfen zu haben, öffentlich als Comödiant (wenn auch zum Vortheil der Armen und vor einem ausgewählten Cirkel) zu agiren; und dies veranlaßte ihn, den Ruf als Erzieher in einer angesehenen Familie zu Bern anzunehmen und dahin im Jahre 1796 abzureisen. — Zu Basel verließ er den Postwagen, um den Rest seiner Reise zu Fuß zurückzulegen, um ja keinen Gegenstand, keine schöne Ansicht, die der Weg etwa darbieten möchte, zu verlieren. Als er die Anhöhe des Neuenweges vor Bern erreichte, wo sich mit einmal die Aussicht auf die ganze Stadt dem überraschten Wanderer eröffnet, verweilte er lange nachdenkend auf der dort angebrachten Ruhebank in Erwartung der Schicksale, die an diesem fremden Orte, den ihm die Vorsehung zum Aufenthalt angewiesen, seiner warten möchten. Wer sich je in einer ähnlichen Lage befand, wer, fern von der Heimath, nach langer einsamer Wanderung, endlich sein Ziel vor sich sah, nicht wissend, was ihm die Vorsehung für Tage hier bereiten würde, der kann es begreifen,

daß der erste Eindruck, den Bern auf unsern Freund machte, ein sehr ernster war.

„Sein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An seinem inneren Gesicht vorüber,
Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft.“

Doch, wie weit liegen oft Ahnung und Wirklichkeit auseinander? Ihm ahnete damals wohl nicht, daß er sein Deutsches Vaterland nie wiedersehen, daß er hier, in Bern, bleiben, hier der Ehe glückliche Bande knüpfen, hier eine zweite Heimath finden und — daß man ihn — kaum hundert Schritte von der Stelle, wo er jetzt stand, — dereinst begraben würde.

Die erste Zeit seines Aufenthalts in Bern war nicht die angenehmste. Seine Tagebücher aus jener Periode sprechen viel davon, wie ungewohnt es ihm vorkam, in dem Lande der Freiheit die Schranken der Standesverschiedenheit, die kalten Bande der Convenienz und der Ceremonie strenger zu finden, als er es in der Residenz gesehen hatte. In den wenigen Gesellschaften, die ihm anfangs offen standen, fühlte er sich daher unwohnlich und fremd. Die Menschen schienen ihm ungesellig und nur die Natur, die ihn umgab, zog ihn an. So wie er aber bekannter, einheimischer wurde, fand er bald bei den achtungswürdigsten Menschen verschiedener Stände die freundschaftlichste Aufnahme und der Himmel führte ihm Freunde zu, die ihm manchen unschätzbaren Dienst leisteten und denen er bis an sein Ende treu und dankbar blieb.

Schon von früher Jugend an hegte sein Gemüth wahre Empfänglichkeit für das Schöne in der Natur. Sein Geburtsort, in dem mildesten, ro-

eigenes Institut zu errichten beabsichtigte und zu welchem auch Ref. gehört zu haben, sich, wenn gleich dunkel, erinnert. Seine Musestunden in Bremen widmete er seinen [illegible] im Spiel auf seinem Cello und [illegible] Berge, die [illegible] auf dem [illegible] schroffen Porphirfelsen, waren [illegible] liebste Spatziergänge; er kannte jede Schlucht, jede Höhe, jeden Pfad; er hieng mit ganzer Seele daran und betrachtete sie als seinen Garten. Mit Rührung habe ich selbst mehrere Anlagen besucht, die er als Knabe mit eignen Händen ausgeführt, um irgend eine Klippe zugänglich und die schöne Aussicht von ihrem Gipfel genießbar zu machen.

Jetzt sah er sich mitten in der herrlichen Schweizer-Natur und zwar — wer wird es leugnen? — in einer der reichsten, erhabensten, entzückendsten Gegend der Schweiz, in Bern. Von seinen Fenstern aus konnte er die majestätische Alpenkette, die weißen Fernen der Gletscher, die zackigen Gipfel der Voralpen, die waldigen Rücken und grünen Abhänge der Hügel, den blauen Strom der Aar, die üppigen Wiesen und die zahllosen Landhäuser im Vorgrunde, in all' der wechselnden Beleuchtung des Tages sehen und nimmer ward er müde, dieses unerschöpfliche, ewig junge Bild zu betrachten, das mit jedem Morgen ihm neue Reize enthüllte. — Wie sehr mußte ein solches Schauspiel die Seele ergreifen! — Eine heiße Sehnsucht, dieses schöne Land zu sehen, hatte Meisnern vorzugsweise bewogen, jene Stelle in Bern anzunehmen, denn lange schon trug er jenen lebendigen Trieb in sich, dessen Befriedigung er sich als sein höchstes Glück auf Erden träumte. Jetzt war er darin und jetzt benutzte er auch jede Muße zu Spatziergängen in der nähern Umgebung, oder zu längeren Wanderungen

daß der erste Eindruck, den Mann auf unsern Gemüth machte, ein sehr ernster war.

„Sein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
und wenn er einen hohen Berg [illegible] vorüber,
Und die ätherische Luft athmete, und diesen [illegible] der Menschen tief unter seinen Füßen nicht mehr erkannte,“ dann hörte man ihn wohl mit Begeisterung ausrufen:

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkömmt mit seiner Qual.“

Wer jemals eine solche Wanderung mit Meißner gemacht hat, wird sich überzeugt haben, wie beglückend die Natur auf ihn einwirkte, wie sein innerstes Herz sich aufschloß beim Anblick der erhabenen Naturscenen, wie ihn reine Heiterkeit und frohe Laune beseelten. Alles Widerwärtige, Drückende und Beengende des Lebens fiel dann von ihm ab; er ward ein neuer Mensch. Keine Unbequemlichkeit, keine Mühseligkeit, die den Wandrer in den Bergen doch gewöhnlich heimsuchen, vermochte auch nur auf einen Augenblick seinen Frohsinn zu trüben. Wie steil und ermüdend auch immer der Pfad seyn mochte, so wurde dadurch der Genuß doch nie geschmälert, den Meißner an der Aussicht empfand. Sturm, Regen und Gewitter schienen oft seinen Muth und seine Laune auf die Probe stellen zu wollen; umsonst, ihr Grimm brach sich kraftlos an dem Panzer seiner Unerschrockenheit; und wenn oft der Platzregen keinen trockenen Faden an ihm gelassen hatte, so pflegte er statt aller Klagen scherzend zu sagen: „es sey lange noch

nicht so schlimm, als wenn es noch einmal so arg wäre!" — Das ärmlichste, einfachste Mahl, womit er in einer elenden Hütte vorlieb nehmen mußte, schmeckte ihm so gut, wie die leckerste Tafel; seine heitere Genügsamkeit, seine frohe Laune, seine witzigen Einfälle würzten es selbst bloßen Theilnehmern, die schon anfingen die Nase zu rümpfen. Auch schlief er auf dem härtesten Lager, auf platter Erde oder auf einem Heuboden nicht minder ruhig, als im weichsten Pflaum und beim Erwachen hörte man ihn nie über Rücken- und Gliederschmerzen sich beklagen. Vielmehr konnte er über seine Gefährten, wenn sie ob solcherlei Strapazen jammerten oder murrten, recht ärgerlich werden und durch witzige Satyre über ihre weichliche Verzogenheit sich und andere lustig machen. Indessen verschmähte er das Gute, Angenehme, Bequeme keineswegs, sondern pflegte, so oft er zum Beispiel nach Lauterbrunnen kam, sich gar angelegentlich nach den trefflichen Alpforellen und den köstlichen Erdbeeren zu erkundigen, wo er sich dann fürstlich labte. — Mit wenigem zufrieden, fand er überall Genuß und so gediehen ihm manche Freuden, die andere unbeachtet und ungenossen am Wege stehen ließen.

Immer weiter und weiter dehnte sich sein Interesse aus. Die Natur selbst, mit all' ihren unendlich mannigfaltigen Geschöpfen, öffnete seinem forschenden Geiste ein immer reiches Feld der unerschöpflichsten Erndte. Keinem ihrer Producte versagte er seine Aufmerksamkeit; doch vor allen zogen ihn die höhern Organisationen, der belebten Schöpfung, die Thiere, an. Auf jeder Wanderung die er unternahm, war er eifrig darauf bedacht, sowohl seine Kenntniß der Lebensart der Thiere, als seine Sammlung zu bereichern, und viele un-

serer Leser wissen bereits, wie sehr der Erfolg sein Bemühen krönte, wie viel er zur genauern Kenntniß vieler unsrer einheimischen Thiere, namentlich des Steinbocks, des Alpenhasen, des Lämmergeiers 2c. beigetragen *) und wie vorzüglich seine unermüdliche Thätigkeit ein Museum zu Stande bringen half, das unserer Stadt zur wahren Zierde, zu einer ihrer vorzüglichen Sehenswürdigkeiten angerechnet wird.

In den Bergen, wo Meisner auch nur einmal hingekommen war, kannte man ihn überall, und weil er mit den Leuten freundlich und zutraulich war, an ihrer Wirthschaft Interesse zeigte, ihre biedere Treuherzigkeit schätzte, so war er allemal gern bei ihnen gesehen und freundlich bewillkommt. Sie mußten ihm von naturgeschichtlichen Dingen, von den Gemsjagden, von Murmelthieren, dem Stollenwurm u. dgl., oder von abentheuerlichen Sagen der Vorzeit erzählen, wofür er ihnen reichlich seinen guten Tabak spendete, den sie über alles lobten und im Kreise um ihn her, am traulichen Feuerheerde, verschmauchten. Auch hörte er sie gern ihre volksthümlichen Lieder singen und stimmte wohl selbst zuweilen laut mit ein. Wenn ihm darunter etwas unbekanntes, Eigenthümliches aufstieß, so setzte er es gleich in Noten und ließ sich die Verse dazu dictiren. — Auf solche Art konnte er mit den wackern Sennen wohl bis tief in die Nacht

*) Er machte diese in zwanglosen Heften bekannt, unter dem Titel: Das Museum der Naturgeschichte Helvetiens, Nr. 1—12. Bern bei J. J. Burgdorfer, 1807—1820, 4to. Jede Nummer enthält 1 — 2 Abbildungen. — Der Beifall, den diese verdienstvolle Arbeit bei den Gelehrten fand, läßt erwarten, daß ihre Unterbrechung von dem wissenschaftlichen Publiknm sehr bedauert werden wird.

sich unterhalten, sich dann mit ihnen auf den Heuboden legen und vor der Sonne wieder frisch und munter aufstehen, um von einem nahen Felsgipfel das unbeschreibliche Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen. Und wenn dann die Sonne höher stieg und ihren himmlischen Odem über die erwachende Natur ausgoß und jedes Geschöpf sich ihrer belebenden Strahlen freute, dann durchstreifte Meisner rastlos die Fluren, seine Beute verfolgend und selbst dann noch unverdrossen, wenn ein seltener Schmetterling in tückischem Fluge ihn auf weite Abwege lockte, oder lange Strecken zurück, oder bergauf, bergab und wieder hinauf zu laufen, zwang. Erhaschte er ihn endlich, so verkündete ein lauter Jubelruf seinen Triumph und alle saure Mühe war vergessen. Wenn aber alltägliche Insecten ihn umschwärmten, als wollten sie gefangen seyn, so pflegte er sie scherzend anzureden „hinweg eitle Thoren, spart eure Mühe! Ich weiß schon was ihr wollt; ihr buhlt um Unsterblichkeit! Ihr möchtet in meiner Sammlung glänzen; aber dazu seyd ihr die Leute nicht, euch grünen keine Lorbeeren!"

Doch nicht weniger als der Zweck des Sammelns leitete ihn auf seinen Wanderungen der Sinn für die erhabenen Scenen der Alpennatur; denn, so wie ihn oft Gegenden anzogen, die dem Auge weniger Schönheiten darboten, aber eine reiche Ausbeute für die Sammlung versprachen; so lockten ihn hinwieder die malerischen Gegenden zum Genusse der Anschauung. Mit dem Geschmack eines Künstlers, mit der Begeisterung eines Dichters wallfahrtete er zu den herrlichen Standpunkten unsres Landes; aber wie tief ihn die Natur durchdrang, wie sehr sein Herz an ihr hieng, wie glücklich er sich in solchem Genusse fühlte, können nur die bezeugen, die ihn auf solchen Wanderungen begleite-

ten. Doch werden auch die Leser der Reisebeschreibungen, die er den Alpenrosen einverleibt, oder einzeln der Jugend widmete, gerne dieses Zeugniß beglaubigen *).

Mit den bereits genannten Zwecken verband Meisner noch den, viel nach der Natur zu zeichnen, meist zwar nur Bergketten und Bergprofile; nicht, um davon ein malerisches Bild zu behalten, dazu wären auch seine unausgeführten Skizzen zu wenig gewesen, sondern in der Absicht, dadurch, nach dem Beispiele des vortrefflichen G. Studer **), zu einer genauern topographischen Kenntniß der Alpen zu gelangen und oft auch, um die geognostische Beschaffenheit einer Gegend in ein deutliches Bild zu fassen.

Durch seine Kenntnisse im Fache der bildenden Künste, denen Meisner in früheren Jahren nicht ohne Erfolg vielen Eifer und Fleiß gewidmet hatte, durch seinen richtigen, gebildeten Geschmack und immer regen Sinn für das Schöne der Kunst, war er in der Bernischen Künstlergesellschaft ein eifriges Mitglied, das immer bemüht war, obgleich indirekter Weise, zum Flor des Vereins das Seinige beizutragen; so wie auch wieder der Umgang mit unsern ausgezeichneten Künstlern und Kunstfreunden auf sein Gemüth sehr wohlthuend einwirkte und ihm manchen festlichen Tag und frohen Abend gewährte. — Jeden solchen Verein, welchen [illegible]

*) Die erste solcher Reisebeschreibungen (des Berner Oberlandes) „für die Jugend," gab Meisner 1801 bei E. Haller heraus. Herr J. J. Burgdorfer wird dieselbe nächstens neu auflegen. — Seit 1820 ließ Meisner zum Neujahrsgeschenk für die Jugend, vier neue Bändchen, mit Kupfern und Vignetten erscheinen, unter dem Titel: „Kleine Reisen in der Schweiz, für die Jugend beschrieben." Bern, 1820–1825, bei J. J. Burgdorfer.

**) Siehe dessen kurze Biographie in den Alpenrosen von 1816.

guter Zweck geschlossen hatte, betrachtete er als eine gemeinnützige Stiftung, die dem Vaterlande Frucht und Ehre bringe; da er die Schweiz, die ihn zwar nicht förmlich in die Zahl ihrer Bürger aufnahm, jetzt als seine zweite Heimath liebte, so trat er gern solchen Gesellschaften, z. B. der helvetischen, der naturforschenden und der Musikgesellschaft bei und strebte immer mehr für sie und durch sie zum Besten des Landes mitzuwirken und dessen Ruhm durch Wissenschaft und Kunst zu befördern *).

Insbesondere verdanken ihm Berns Musikfreunde einen bedeutenden Dienst. Von früher Jugend an beseelte ihn eine so unwiderstehliche Neigung für Musik, daß er sich unermüdlich bestrebte, in dieser Kunst etwas zu leisten, und in der That spielte er auch sein Lieblingsinstrument, das Violoncello, wenn auch nicht mit ungewöhnlicher Fertigkeit, doch mit so viel ächtem Geschmack, mit so wahrem, ansprechendem Ausdruck, mit so schmelzender Zartheit, wie man es von Dilettanten wohl selten hören dürfte. Auf die Violine und das Fortepiano verwendete er weniger Fleiß, aber in der Theorie der Musik besaß

*) Außer den weiter oben genannten Arbeiten Meisners, können hier noch folgende eine Erwähnung finden: Naturwissenschaftlicher Anzeiger der allg. schweiz. Gesellsch. für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von Fr. Meisner. Bern bei C. A. Jenni, 1817—1823. Ein Band 4. und dessen Fortsetzung: Naturwissenschaftliche Annalen 2c. 1824 u. 1825. Bei C. A. Jenni. Zwei Bändchen 8., jedes aus zwei Stücken bestehend, wovon das letzte nach Meisners Tode, vom Herrn Dr. Brunner zum Druck befördert wurde. Systematisches Verzeichniß der Schweizervögel, welche im Museum der Stadt Bern aufgestellt sind. (Gemeinschaftl. mit Schinz). Bern, 1824. gr. 8. Einrichtung der Meisnerschen Lehranst. zu Bern. Bern, 1804. Lehrbuch der Erdbeschreib. nach Gaspari. Ebds. 1806.

Außerdem hinterließ Meisner eine umfassende, reich ausgestattete, naturgeschichtliche Beschreibung der Schweiz im Manuscript.

er die gründlichsten Kenntnisse, wovon sein reiner Geschmack, sein richtiges Urtheil und die wenigen, aber glücklichen Versuche im Componiren, die wir von ihm haben, genug Beweise geben. Auch würde er es ohne solche und ohne seine unverdrossene Thätigkeit schwerlich dahin gebracht haben, in Bern, wo er zwar Talente und Liebhaberei genug, aber den gründlichen musikalischen Sinn auf einer untergeordneten Stufe antraf, einen bessern Geist zu beleben und eine Vocal- und Instrumentalgesellschaft mit zu bilden oder zu reformiren, die bald die besten Musikwerke auf eine Weise aufführte, wie man sie vor dem in Bern wohl kaum gehört hatte. So viel Hindernisse aller Art er auch lange Zeit hierbei zu bekämpfen hatte, ließ sich doch sein Muth und sein Enthusiasmus dadurch keineswegs lähmen und selbst keine Aufopferungen oder Entbehrungen, die von seiner Seite erfordert wurden, schreckten ihn von seinem feurigen Streben ab.

Ein anderes großes Verdienst muß man Meisnern einräumen, ein Verdienst um die Bildung und Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechts. Sowohl an der öffentlichen Anstalt der Akademie, wo er den Lehrstuhl der Naturgeschichte seit 1805 inne hatte, als auch besonders bei seinen verschiedenen Privatinstituten, die er nach einander errichtete, bewieß er seine vielseitigen Fähigkeiten in mehreren Fächern der Pädagogik sowohl, als seine große Vorliebe für die Jugend und sein seltenes Talent mit ihr umzugehen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und das Ziel gleichsam spielend auf dem leichtesten Wege zu erreichen. Was viele Anstalten oft sehr aus der Acht lassen, die Bildung des kindlichen Herzens, war eigentlich sein Hauptziel. Durch eine liebevolle Behandlung wußte er dergestalt auf die Kinder zu wirken, daß sie ihm

mit unbegrenztem Zutrauen den Weg zu ihrem Innern öffneten und ihn all ihre Tugenden und Fähigkeiten, so wie ihre Schwächen und Mängel, erkennen ließen. Daher konnte er jedes genau beurtheilen, konnte jedem nach seinem Vermögen die Arbeit zumessen, konnte aller Herzen auf der empfänglichsten Stelle treffen und dadurch um so energischer sie rühren. — Aber wie innig hieng er auch an seinen Zöglingen! Wie freute er sich ihrer Liebe, ihres Zutrauens, ihrer Fortschritte! Seine Theilnahme war so herzlich, daß, wenn er Fehler an ihnen entdeckte und strafen mußte, ihn dieß nicht minder schmerzte und bekümmerte, als wenn es sein eigenes Kind betraf. Seine schönsten Stunden erwuchsen ihm aus der letzten Anstalt dieser Art, die er hielt. Seine Geburtstage pflegten die Schülerinnen durch ein einfaches, im Geheimen vorbereitetes Fest zu feiern, wobei sich ihre treue Anhänglichkeit und Dankbarkeit bald in einen Chorgesang, bald in declamirten, von einem Freunde eigen dazu gedichteten Versen, aussprach. Nicht nur Meisner selbst, dem dies alles galt, sondern alle Anwesenden wurden dadurch im Innersten gerührt und Meisner war dabei über allen Ausdruck glücklich. —

Wie wirst du nun, geliebter Leser, aus dem bisher erwähnten auf Geist und Herz, auf den moralischen Charakter unsers Freundes schließen? — Ich dächte das Resultat gehe von selbst hervor, doch sey es mir erlaubt, den Verewigten, den ich auf das genaueste kannte und in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen des Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, hier zum Schluße mit wenigen Zügen zu schildern, und ich hoffe, du wirst mein Bild, das ich zwar nicht mit frostiger Unpar-

theilichkeit; aber doch voll Wahrheitsliebe entworfen, mit deiner Meinung übereinstimmend finden.

Seelenruhe, Herzensgüte, Edelsinn waren die Grundeigenschaften seines Gemüths, die er von der Wiege bis zum Grabe im Innern trug, die ihn in keinem Sturme des Lebens verließen, die ihn bei allem seinen Thun und Lassen leiteten. Redlichkeit, Uneigennützigkeit, Bescheidenheit, Menschenliebe und ein reines Bewußtseyn gehen daraus hervor. Er kannte keinen Feind, weil er selbst Niemanden feind war. Er setzte das allgemeine Beste über seinen eigenen Vortheil und brachte jenem daher Opfer, die oft seine schwachen Kräfte überstiegen. Er glaubte sich zur Förderung der Wissenschaft bestimmt, nicht aber zur Erreichung irdischer Vortheile; darum wandte er auf die erstere mehr, als die bedächtige Rücksicht auf die letztern erlauben mochte. Jedem diente er gern, ohne Gegendienste zu fordern, eine Eigenschaft, welche Undankbare nur zu oft zu seinem Nachtheile benutzt haben. Offen und treuherzig, wie er war, ließ sich sein Vertrauen bald gewinnen und so wie er gegen Jeden rechtlich handelte, so erwartete er auch Gleiches von seinem Nächsten; er kannte keinen Argwohn und war daher oft das Ziel feiner Betrüger; aber dennoch blieb ihm Haß und Rachsucht ein fremdes Gefühl. Er kannte zu sehr seine eigenen Mängel und Schwächen, als daß er mit den Vorzügen, deren er sich mit Recht bewußt seyn durfte, hätte prahlen, oder Andern ihre Verdienste hätte streitig machen wollen. Aber wenn er schweigendes Verdienst verkannt oder verachtet; wenn er das Wahre von dem Dunkel der Dummheit verschlungen, das Gute unter dem Siege des Bösen zertreten sah, dann verließ ihn seine Sanftmuth, dann entflammte ihn gerechter Unwille. Er geizte mit der Zeit, wie

mit dem höchsten Gut, arbeitete rastlos seinem Ziel entgegen und verachtete den Müßiggang wie das verderblichste Laster. Gleich empfänglich für Lob und Tadel, freuete er sich des ersteren im Stillen und gegen den letztern, wenn er gegründet war, machten ihn weder Eigenliebe, noch Eitelkeit hörlos. Er schätzte die Menschen nach dem Range des Geistes und Herzens, nicht nach der Zahl ihrer Ahnen oder irdischen Güter, daher seine freundliche Leutseligkeit, sein gerades, ungekünsteltes Benehmen, sein gleich gestimmter Ton, nicht kriechend gegen Hohe, nicht hochmüthig gegen Niedere.

Genügsam bei dem bescheidenen Ertrag eigenen Verdienstes, unbekannt mit Habsucht und Ehrsucht, suchte er sein Glück nicht in hohen Ehren, nicht im Geräusche der Welt, nicht bei glänzenden Festen, aber im Kreise der Seinigen und vertrauter Freunde, verlebte er die süßesten Stunden. Ein Freund der Geselligkeit, genoß er gern, wenn des schwülen Tages Geschäfte vollbracht waren, den heitern Abend mit denen, die sein Herz liebte, die, wie er dachten und empfanden, die keine Schranken der Sitte von ihm trennten und die, wenn ihn Kummer umschattete, ihn mit ihm theilten und Trost oder Hoffnung in das bedrängte Herz gossen, aber wenn die Freude herrschte, war er nicht der letzte in ihren muntern Reihen; sein lebhafter Geist, sein feiner Witz, seine rege Phantasie, sein jugendlicher Frohsinn belebte und erhöhte jedes Fest, woran er Theil nahm; doch nie überließ er sich dem ausgelassenen Taumel der Sinnlichkeit, nie überschritt er die Schranken des reinen, edlen Genusses. Hier übte er stets eine strenge Selbstbeherrschung, die er eher bei Gelegenheiten mangeln ließ, wo die Berücksichtigung seiner zeitlichen Verhältnisse sie erfordert hätte.

Er ist nicht mehr. Wohl ihm! Er hat des Lebens Last und Hitze getragen, Kummer und Sorgen drücken ihn nicht mehr. Ach! er kann seinen edlen Freunden und Gönnern nicht vergelten, was sie für ihn thaten; aber den wärmsten Dank nahm er mit hinüber. Die ihn kannten, mögen ihm ein wohlwollendes Andenken bewahren. Mancher verlor in ihm einen warmen, biedern Freund. Seine Geschwister und eine Wittwe sammt drei Kindern werden ewig im Herzen um ihn trauern.

— — er.

---

* XVIII. Joseph Albert von Ittner,

Großherzogl. Bad. Staatsrath, Curator der Universität zu Freiburg, Commandeur des Zähringer Löwenordens in Constanz.

geb. den 2. März 1754.
gest. den 9. März 1825.

Joseph Albert von Ittner wurde auf einem Familiengute, unweit Bingen am Rhein, geboren. Sein Vater war churmainzischer Beamter, nicht Leibarzt, wie im Conversationslexicon, neue Folge, stehet, sondern Bruder des verehrten Leibarztes dieses Namens. Unser Joseph Albert von Ittner entwickelte schon als Knabe ausgezeichnete Talente; keiner seiner Mitschüler hatte es in dem Studium der Philologie und der alten Klassiker so weit gebracht, wie er. Die ersten wissenschaftlichen Vorbereitungen erhielt er in Mainz und vervollständigte sie in Göttingen. Durch sein ganzes Leben war ihm der Name Göttingen theuer geblieben; er sprach gern und mit Eingenommenheit von dieser Schule, an der er des Unterrichts der berühmte-

sten Rechtslehrern gewesen, und unter Heynes Leitung in der Literatur der Griechen und Römer bedeutende Kenntnisse erworben hat, die er unablässig weiter ausbildete. Die Werke dieser herrlichen Geister des Alterthums entwickelten seinen Geschmack, und führten ihn in die gesellschaftlichen Einrichtungen, und in das öffentliche Leben der beiden Völker ein. Der Gewinn davon war, abgesehen von andern Gewährungen, nicht gering für die Berufswissenschaft, der er sich gewidmet hatte. Das römische Recht wurde ihm so klar, daß er die einzelnen Gesetze und das Rechtsverfahren stehenden Fußes aus einer Menge Stellen classischer Autoren beleuchten und aus seiner reichen Belesenheit, die in einem glücklichen Gedächtnisse hinterlegt war, ähnliche in den griechischen Freistaaten nachweisen konnte. Ich rede von den Jahren, wo ich ihn kennen lernte und wo er in seiner ganzen Reife die Aufmerksamkeit, wie er irgendwo eintrat, auf sich zog.

Die juristische Praxis begann er bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar, setzte sie fort an der Reichsversammlungscanzlei zu Regensburg und bei dem k. k. Reichshofrathe zu Wien. Nach diesen Vorbereitungen erhielt er 1778 Anstellung bei der fürstlich Hohenzollern-Hechingischen Regierung als Hofrath; und nach wenigen Jahren, 1786, wurde ihm ein eben so angenehmer, als unter den damaligen Umständen bedeutender Platz zu Theil: der Fürst Großprior des Maltheserordens, Deutscher Zunge, ernannte ihn zu seinem und des Capitels Canzler. An dieser Stelle lag ihm die innere Geschäftsführung des Ordens ob, und die seiner äußern Verhältnisse, welche zunächst den Verband mit dem Großmeisterthum und dann mit dem Deutschen Reiche betrafen.

Der Großprior hatte seinen Hofhalt zu Heitersheim, in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegend des Breisgaues, fünf kleine Stunden von Freyburg entfernt Hier verlebte von Ittner den glücklichsten Abschnitt seines Lebens. Das Zutrauen des Fürsten und der Ordensritter; der angenehme Geschäftskreis, der von keiner Seite etwas Drückendes für einen Mann hatte, der seinem Amte gewachsen war; das gute Verständniß aller fürstlichen Beamten unter sich, die größtentheils Männer von Bildung waren; die anständigen Gehalte, die sie sämmtlich nach Maßgabe ihrer Verrichtung und ihres Ranges genoßen, machte die Lage des Kanzlers und die gesellschaftlichen Verhältnisse Aller erfreulich, obgleich seine Dienstverhältnisse in jener unruhevollen und, in diplomatischer Hinsicht, so schwierigen Zeit einen Geschäftsmann erforderten, der nicht nur reich an Kenntnissen war, sondern auch einen feinen diplomatischen Takt besaß. Die schöne Wohnung, der geräumige Garten, welchen Ittner besonders zu verschönern verstand, machte den Aufenthalt ungemein reizend und beneidenswerth. Dabei kamen ihm seine ausnehmenden Kenntnisse in der Botanik zu statten, welche unser vortrefflicher Gmelin in seiner Flora Badensis durch die Ittneria den Freunden dieser Wissenschaft unvergeßlich gemacht hat und erhöhten überhaupt die Freuden des Landlebens.

Eine verständige Gemahlin voll Herzensgüte leitete das Haus, frohe hoffnungsvolle Kinder erfüllten es mit Jubel. Jedem, der Unterricht und Kenntnisse besaß, stand es offen: eine seltene Gastfreundlichkeit empfieng jeden Mann von Werth und der heitere Blick, der ihm überall entgegen kam, verkündete ihm, daß er herzlich willkommen sey. Manchen schönen Tag hat der Dichter Jacobi mit sei-

ner kleinen Familie in diesem Kreise verlebt; mancher andere und auch ich, der nun mit Wehmuth dem Verstorbenen eine schönere Blume, wenn er sie hätte, auf das Grab legen möchte.

Mit Tagesanbruch war der Kanzler an seinen Geschäften; ein beträchtlicher Theil derselben war schon abgethan, wenn das kleine Volk erwachte und mit seinen Büchern herbeieilte, Unterricht zu empfangen. Denn, obschon er einen trefflichen Hauslehrer hatte, besorgte er doch immer einen Theil des Unterrichts selbst, namentlich in der Französischen, Italienischen, Englischen und dann in der Griechischen Sprache und in der Naturgeschichte. Das alles wurde, wenn Fremde da waren, in ihrer Gegenwart vollzogen: sie waren ja Freunde des Hauses. Nun zum Frühstück, dann wieder zur Arbeit. Der Fremde fand indeß Bücher auf seinem Zimmer oder Vergnügen im Garten. Ohne Verzug, wie der Pflicht der Tribut gebracht war, erschien der Hausherr wieder im Kreise der Gesellschaft mit der glücklichsten Laune, einem stets lebendigen Witze und mit einem ungeheuren Reichthum von Anecdoten. Das Drollige im menschlichen Leben wußte er wie wenige aufzufassen und wieder zu geben; doch immer ohne Bösartigkeit und niemals mit Beziehungen, welche bezeichnend oder für andere beleidigend waren. Vornehmlich ließ er dem Witze ein freies Spiel bei der Mahlzeit. Sonst gab er einer ernsten Unterhaltung den Vorzug über wissenschaftliche Gegenstände, je nachdem er den Mann vor sich hatte; am liebsten über Griechische und Römische Literatur, bei welcher Gelegenheit oft die schönsten Stellen aus den Tragikern und Lyrikern, oder auch aus den Werken der Beredsamkeit und Historiographie nachgelesen und durchgesprochen wurden. Den Homer und

Virgil wußte er beinahe auswendig. Unter den geschichtlichen Werken hatte er am lieblichen Vortrage des Herodot und an Plutarchs geistvollen Sittenschilderungen ein besonderes Gefallen. Die verschiedenen Dialecte der Griechischen Sprache, zu der er die vorherrschendste Lieblingsneigung besaß, waren ihm geläufig. Er hatte es darin zu einem Grade seltner Höhe im Sprechen und Schreiben gebracht und er machte sich noch in seinem Greisenalter eine Freude daraus, Andern mit seiner Sprachkenntniß auszuhelfen und ihnen hülfreiche Hand zu leisten. Auch die Lateinische Sprache schrieb und sprach er mit classischer Reinheit und Zierde und es glückte ihm, seine Liebe zu diesen todten Sprachen auf seine Kinder, selbst auf seine Töchter zu übertragen. Unter den lebenden Sprachen machte er die Englische, Französische und Italienische in solchem Grad zu seinem Eigenthum, daß er die beiden letzteren ebenfalls fertig schrieb und sprach. Daß er hierbei die Cultur und Eleganz seiner Muttersprache nicht zurücksetzte, davon gab er später in Zschokkes Ueberlieferungen und in dessen Erheiterungen die glänzendsten Beweise.

So glückliche Verhältnisse in jeder Beziehung drohte das Schicksal zu zerstören. In einer verhängnißvollen Zeit schlug auch die letzte Stunde für den Maltheserorden, von dessen Großmeister, dem Grafen von Reichenbach-Furmaiger und von dessen Ordensgliedern er sich so hoch geehrt und geliebt sah. Nun galt es hohen Ernst: das größte Genie konnte natürlich das nicht aufhalten, was der gewaltige Napoleon in dem Gebiete der höheren Politik bereits beschlossen hatte, allein ein Staatsmann wie er, wußte das Uebel wenigstens durch Erringung des möglichen Ersatzes zu mildern. Vielseitige Negotiationen wurden eingeleitet,

nichts blieb vergessen oder versäumt, den souverainen Orden, wo es möglich wäre, zu retten. In der Gefahr bewährt der edle Mann seine Treue; der wackere Kanzler kämpfte pro aris et focis, und erst, als alles verloren war, wich er betrübt, aber mit gutem Gewissen unter den Letzten vom Kampfplatze.

Alle Beförderungen und Auszeichnungen, welche ihm unter der folgenden Regierung zu Theil geworden sind, waren nur eine schwache Vergeltung für einen vergangenen Glücksstand, der ans Poetische grenzte. Er fand an dem hochseligen Carl Friedrich, Großherzog von Baden, einen Fürsten, der seinen Werth anerkannte, ihn nach dem Preßburger Frieden, durch welchen die Besitzungen des Johanniterordens im Breisgau ihm mit dem Regierungspersonale zugefallen waren, in der Reihe der geheimen Räthe anstellte, als einen wahren Geniam betrachtete und ihn beauftragte, das gefürstete Benedictinerstift St. Blasien im Schwarzwald, durch seine gelehrten Ordensglieder so rühmlich bekannt, aufzulösen und seine Reichthümer und Liegenschaften als Staatsgut zu übernehmen: ein Vermögen von mehreren Millionen. Man ermesse daraus die Größe des Zutrauens und die Reinheit, die man an Ittnern ehrte. Er entledigte sich des höchst schwierigen Auftrages ganz seiner würdig und wußte mit dem Interesse des Staates die Schonung, Humanität und Milde für diejenigen, welche die Hand des Schicksals getroffen hatte, so zu vereinigen, daß sowohl der verlierende, als der gewinnende Theil seine pflichterfüllende Handlungsweise anerkannte, wie es denn auch im Herzen des edlen Fürsten lag, dessen Geschäftsmann er geworden war.

Er hatte diese Verrichtung noch nicht ganz

bekundet, als er im Januar 1807 zum Curator der hohen Schule zu Freiburg ernannt wurde, wo er damals so manchen eingerissenen Mißbrauch beseitigte und ein reges literarisches Leben zur Bildung der Akademiker veranlaßte. Fähig, als ausgezeichneter Lehrer in mehreren Fächern aufzutreten und ein warmer Freund jeder Wissenschaft, hat er die Angelegenheiten der Anstalt mit Eifer und vollkommener Theilnahme zu den seinigen gemacht. Das Ideal, nach welchem er strebte, war das ihm so theure Göttingen; aber die Mittel, sich dem Urbilde anzunähern, waren zu beschränkt. Seine Wünsche waren weit größer, als es die Verhältnisse verstatteten. Daher gefiel er sich manchmal nicht sonderlich in diesem neuen Kreise der Thätigkeit: er hätte für die Wissenschaft gern Wunder gewirkt und fühlte ungern die Nöthigung, sich mit gewöhnlichen Erfolgen zu begnügen. Wäre er nach Maßgabe reich gewesen, er würde von seinem eigenen Gute zu Tausenden aufgeopfert haben, um den lieblichen Traum ins Daseyn zu rufen. Er grämte sich manchmal über Dinge, woran weder er, noch Andere die Schuld hatten und kam mir zuweilen vor wie einer, der nach Romanen heirathen will und sein Schicksal verwünscht, weil er die Braut seiner Einbildung nicht finden kann. Indessen weil er mehr wünschte, als möglich war, unterließ er nicht das Thunliche ins Werk zu setzen und des Guten so viel zu bezwecken, als es die Umstände erlaubten.

Das Großherzogthum hatte mit der Schweiz, einem nachbarlichen Staate, mehrere Gegenstände von Wichtigkeit ins Reine zu setzen. Es wurde ein Gesandter nöthig; die Wahl fiel auf den Geheimenrath von Ittner. Da seine Gegenwart nur zur Zeit der Tagsatzung erforderlich war, schien die

Caraktel mit der Gesandtschaft leicht vereinbarlich. Wenn es wahr ist, was ein großer Staatsmann behauptet hat: „ein Gesandter müsse einem Marmorkopfe gleichen, der weder die Farbe noch die Züge verändert, was man zu ihm sprechen möge," so war Ittner dazu verdorben; er konnte schweigen, aber sich nicht verstellen. Diese offene Stirn voll Redlichkeit war es aber gerade, was den Schweizern gefiel und Zutrauen erwarb, so wie er hinwiederum dem Schweizervolke mit Vorneigung zugethan war. Er hatte ganz den rechten Takt für die Schweizer-Regierungen und Diplomaten, welchen das Steife der aristokratischen Formen zuwider ist, die nur geraden, durch Talente ausgezeichneten Männern in den Verhandlungen mit Offenheit entgegen kommen, und er gewann daher bei der Eidgenossenschaft ungetheilte Liebe und Achtung, seinem Fürsten aber Ansehn und Ehre. Ittner lebte gerne im Schweizerland und besonders zu Zürich, wo er einer großen Anzahl gelehrter Männer begegnete, unter denen er die ehwürdigen Greise, H. Antistes Heß und Professor Hottinger ausnehmend ehrte. Dazu trug sehr vieles bei, die Nähe der Güter des Junker Escher von Berg, eines innigen Freundes aus früherer Zeit, den er nun öfters zu sehen das Vergnügen hatte.

Weil von Ittner sich in der Schweiz so glücklich fühlte, mochten auch Andere dasselbe hoffen: er erhielt, jedoch erst damals, als das Wichtigste abgethan war, einen Nachfolger und von seinem Souverain zum Beweise landesherrlicher Zufriedenheit, den Rang im Staatsrathe und das Commandeurkreuz des Zähringer Ordens. Die Schweizer zeichneten ihn aus durch besondere Anhänglichkeit, die sie ihm bis ans Ende seines Lebens widmeten.

Sein Abgang aus der Schweiz erregte dort lebhaftes Bedauern.

Nachdem er der Gesandschaft enthoben war, wurde er nach Constanz versetzt und ihm dort das Directorium des Seekreises an der Stelle des abgerufenen Kreisdirectors von Hofer übertragen. Hier wurde sein lebhafter Geist in ein wahres Actenmeer dieses Seekreises geworfen; damit war die Eurdtel nicht länger vereinbarlich, die er mehr liebte, als er bisher selbst gewußt hatte. Das übernommene Geschäft war ganz anderer Art, als alle seine früheren Amtsführungen; er mußte sich von Vorne einarbeiten, was ihm bei fortgeschrittenen Jahren sauer ankam und ihm um so mühelicher wurde, da er gewohnt war, sein Amt nicht blos zu führen, sondern desselben Meister zu seyn. Doch nahm ihm sein Hof nach einer Zeit die Bürde wieder ab und gewährte ihm einen Zwischenraum der Ruhe, bis er ihm eine angenehmere Bestimmung zuweisen konnte. Dieses geschah im J. 1818, wo er als Bevollmächtigter mit jener Commission nach Frankfurt a. M. abgeordnet wurde, welche sich mit Regulirung der katholisch-kirchlichen Angelegenheiten in den Deutschen Bundesstaaten zu beschäftigen hatte. Hier, wo er geraume Zeit verweilte, trat er das letztemal in einem öffentlichen Charakter auf und half die merkwürdigen Anträge bearbeiten, welche für die Herstellung des reinen ursprünglichen catholischen Kirchenzustandes an den Pabst gemacht wurden. Man zweifelte nicht, daß er neben dem Würtembergischen Gesandten als badischer nach Rom zur Unterhandlung mit dem Cardinal Consalvi um so mehr werde abgeordnet werden, als er durch seine Fertigkeit in der Lateinischen wie in der Italienischen Sprache einen großen Vorzug vor Andern behauptete. Diese Mission wurde indessen ei-

nem Andern überlegen. So wenig er sonst ein Freund vom Brachliegen und berufsloser Gemächlichkeit war, sehnte er sich doch allmählig nach dem Ruhestande, otium cum dignitate, wie er sich gern ausdrückte, was ihm auch bewilliget wurde.

Er gehörte nun wieder zu Konstanz ganz seinem glücklichen häuslichen Kreise und der Wissenschaft an, von wenigen, aber trefflichen Freunden umgeben: es war der erlauchte Bisthumsverweser, Freiherr von Weßenberg, der Freiherr von Laßberg und sein Hausnachbar, H. Dekan Straßer. Ein großer Theil des Tages war den Werken des Griechischen Alterthums geweiht. Homer wurde ihm im vorgeschrittenen Alter eine neue Quelle der Freuden; jetzt schien er den lieblichen Sänger ganz zu empfinden; dann wechselte er wieder mit den Tragikern, oder erlustigte sich am gratiösen Muthwillen des Aristophanes. Mitunter griff er nach der Geschichte oder nach den ernsten Betrachtungen des Antonin; nach Theophrasts Büchern von den Pflanzen und der Pflanzengeschichte. Aber was soll ich sie alle nennen: es war der größte Theil der geistvollen Hinterlassenschaft der Griechischen Vorzeit, womit er sich forschend beschäftigte, oder woran er sich erfreute. Uebrigens war sein Haus, wie ehemals im angenehmen Heitersheim, edlen Reisenden gastfreundlich geöffnet, die sein Ruf und der Wunsch herbeiführte, den Staatsmann und Musenfreund zu begrüßen oder kennen zu lernen, oder auch Empfehlungsschreiben an Biedermänner in die Schweiz mitzunehmen. Ich nenne von diesen vielen nur ein paar große Namen, den Freiherrn, Minister von Stein und Friedr. August Wolf; aber alle, die einsprachen, schieden mit dem Wunsche, wieder zu kommen.

In den Abendstunden verfaßte er meist die

kleinen Aufsätze für Zschokkes Miscellen, (Sagen und Ueberlieferungen), Ausarbeitungen ernsterer Art, oder humoristische für die Erheiterungen *), und früher für die Iris von Jacobi, die oft durch ihre Munterkeit und öfter durch ihre Gemüthlichkeit einnahmen. Diese beiden Gattungen von ernst- und scherzhaften Producten seiner Feder sind achtungswürdige Reliquien, sowohl seines Beobachtungsgeistes und Forschungsblicks, als seiner liebenswürdigen Lebhaftigkeit und Laune, mit welcher er ganze Gesellschaften zu unterhalten und zu erheitern wußte. In diesen Stunden schrieb er auch das Leben des Dichters der Grazien **). Durchaus waren ihm die Abendstunden theuer: ein Feind von den Zerstreuungen in größerer Gesellschaft und von jeglichem Spiele, haßte er nichts mehr als das Rennen nach Vergnügen, wie er es nannte. Nur im kleineren Kreise von Freunden entfaltete er seinen Frohsinn und seinen unterhaltenden Witz, der erst in den letzten Jahren allmählig von ihm Abschied nahm. Aber an seine Stelle trat eine gewisse kindliche Gemüthsstimmung, die ihn sehr liebenswürdig machte und ihm die Natur, von der er immer ein herzlicher Freund war, noch mehr verschönerte.

Ich finde in diesem Uebergange seiner Art zu empfinden und aufzunehmen eine der Mitursachen, welche ihn zu den Minnesängern hinzog und

---

*) Welchem Leser derselben ist unter andern wohl nicht seine treffliche Erzählung „der Prälat“ noch in der Erinnerung?

**) Die treffliche Lebensbeschreibung seines Freundes, des lieblichen Dichters Johann Georg Jacobi, ehemaligen Professors zu Freiburg. Nur wenigen ist dies bekannt. Es macht diese Lebensbeschreibung den achten Band der sämmtlichen Schriften J. G. Jacobi's aus, die bei Orell, Füßli und Compagnie in Zürich, 1822 heraus kamen.

überhaupt zur alten Deutschen Poeterei; aber einen eben so großen Antheil daran hatte sein Freund von Laßberg. So geschah es denn, daß in seinen späten Tagen die Griechische Dichtkunst bei ihm wider Vermuthen eine Nebenbuhlerin bekam, die in ihrem Gefolge die ganze Literatur des Deutschen Mittelalters mitbrachte. Die letzte hatte freilich noch eine eigene Empfehlung anderswoher. Der Entwurf, die scriptores rerum germanicarum in einer neuen Ausgabe mit Beizug aller kritischen Hülfsmittel unserm Volke in die Hände zu legen, war zu schön, als daß er einen Mann nicht in Anspruch genommen hätte, der die ihm gewordene Muße zum gemeinen Besten zu verwenden wünschte.

Das Loos aller Menschen, die alt werden, traf auch Ittnern, daß sie nämlich einen um den andern von ihren Theuern vorangehen sehen. Er verlor seinen Schwager, den ehrwürdigen von Bauer, Präsidenten des Hofgerichts; bald folgte in diesem Hause ein empfindlicher Verlust um den andern. Nun sprach der Tod in dem von Ittnerschen Hause selbst ein und entriß ihm den zweiten Sohn, einen jungen Mann von ausnehmenden Kenntnissen, vorzüglich im Fache der Chemie, bereits einige Jahre lang Professor derselben an der hohen Schule zu Freiburg und literarisch bekannt durch seine Schrift über Blausäure, von dem man mit Recht Großes in seiner Wissenschaft gewärtigte *). Von diesem Augenblicke an umzog gleichsam ein Flor das Gemüth des Vaters, den er nimmer weglegen konnte bis ans Ende seiner Tage: erwachte hie und da noch in freundlicher Gesell-

*) Biographische Skizze zum Andenken des ordentl. Prof. Dr. Franz von Ittner, von Dr. J. M. Alexander Ecker.

schaft ein Gefühl voriger Hoheit, so glich es einzelnen Lichtstrahlen, hervordringend durch Zwischenräume eines grauen Gewölkes.

Man hatte ihn bisher wenig krank gesehen; aber von nun an erfolgte ein Nachlaß der Kräfte und die gewöhnlichen Uebel, die aus demselben entstehen. Er empfieng sie mit Ruhe und ertrug sie mit Entschlossenheit; zuletzt verweigerten sie ihm sogar die Erquickung des Krankenlagers; durch sechzehn Tage harrete er im Lehnstuhle des Ausganges seiner Leiden mit Fassung und geistiger Ueberlegenheit, mitunter selbst mit heiterem Sinne. Die letzten Stunden giengen milde an ihm vorüber; er endete sie mit einem sanften Entschlummern, morte bonis optabili, sine sensu doloris, wie er selbst den Hintritt eines höchst vorzüglichen Mannes unserer Zeit geschildert hat *). Er entschlief in einem Alter von 71 Jahren, des Morgens am 9. März 1825. Den 11. März wurde die irdische Hülle der Muttererde übergeben und die Gedächtnißfeier in der Dom- und Münsterkirche begangen. An seinem Grabe weinten eine liebevolle Gattin, Therese, geborne von Frank, eine unverheirathete Tochter, ein Sohn, Amtmann in Badischen Diensten, viele Freunde und dankbare Anhänger des Verblichenen, unter denen er vielen einst Wohlthaten zufließen ließ.

Im Vorhergehenden leuchtet sein liebenswürdiger Character hervor. Auch sein Aeußeres war einnehmend. Sein Wuchs war hoch mit einem angemessenen Embonpoint. Damit verband sich ein würdevolles Benehmen in seinen Bewegungen, das

*) Piae memoriae Caroli Friderici magni Badorum Ducis. 1811. 4.

sich selbst im Frohsinn und der heitersten Laune nie etwas vergab.

Eine ausführliche Biographie hofft man nächstens aus der Feder des Herrn Präfecten Dr. Schreiber in Freiburg zu erhalten.

F—g, Dr. J. L. H—g.

---

* XIX. Johann Joseph Kausch,

Dr. med. et chirurg., königl. Preuß. Regierungs- und Medizinalrath zu Liegnitz, Ritter des eisernen Kreuzes am weißen Bande und des rothen Adlerordens dritter Klasse und Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Berlin, Wien, Breslau, Erfurt und Erlangen.

geb. am 16. Sept. 1751,
gest. am 10. März 1825.

Unter allen Fakultätsstudien bieten, wie die Erfahrung lehrt, nur Theologie und Medizin ihren Freunden eine vielseitige und fortschreitende Bildung dar. Freilich wird der Arzt, welcher nur nach der Schule seine Kranken behandelt, eben so wenig, als der Prediger, welcher seit seinen akademischen Jahren bei der Konkordanz, bei der Postille oder höchstens bei irgend einer Erklärung der Perikopen stehen bleibt, in jene Kategorie nicht gehören; aber dies sind Ausnahmen, welche nur den Unfähigen oder Trägen treffen. *) Dahingegen der Jurist

*) Man hat auch Beispiele von Aerzten, welche Pachtungen übernehmen, Handwerke treiben, und von Predigern, welche den Acker bauen, Schafzüchter sind und sich in Handelsgeschäfte einlassen. Bei jenen müßte ein solcher Mißbrauch von der Behörde nothwendig gehindert werden und diese sollten besser gestellt seyn, um nicht nöthig haben, ihre Pfarräcker selbst zu bewirthschaften,

(die Universitätslehrer werden natürlich davon ausgenommen), nachdem er meist grade so viel gelernt hat, wie das Examen erfordert, größtentheils zu einem Mechanismus geführt wird, welcher jede allgemeine Bildung tödtet, zu jedem weitern Fortschritt ihm alle Zeit raubt und den Funken nach höherer Ausbildung in kleinlichen Formen und oft höchst traurigen Geschäften erlöschen läßt. Wenn wir die akademischen Juristen ausnehmen: so möchte die Zahl der praktischen Juristen, welche literarisch sich auszeichneten und besonders in den ihrem Fache entfernteren Studien arbeiteten, sich gegen die der Aerzte und Prediger, ganz in demselben, nämlich praktischen, Verhältnisse, wol verhalten, wie Eins zu Hundert; jedoch gilt dies nur leider von unserer Zeit, denn vor hundert und mehr Jahren konnte man dem praktischen Juristen, wie die Literargeschichte es bezeugt, einen so harten Vorwurf nicht machen.

Es gehört nicht hierher, und gebührt mir auch nicht, da ich, als Prediger, Gegenparthei bin, die etwaigen äußern Ursachen dieser betrübenden Erfahrung anzuführen; aber auf einige innere Ursachen will ich hier aufmerksam machen, und um so mehr, da sie auch aus gegenwärtiger Lebensbeschreibung hervorgehen. Bringt der Jüngling, welcher sich den juristischen Studien widmet, nur mittelmäßige Vorkenntnisse, wie es meistens der Fall ist, auf die Universität: so versteht er den höhern, wissenschaftlichen Vortrag seines Lehrers nicht und hält sich, in der Angst seines Herzens, oft erst im letzten halben Jahre, an seinen Höpfner oder an

---

ihre Familie zu ernähren, und wenigstens die Zinsen von einem geringen Theile des auf ihre Ausbildung gewendeten Kapitals sich zu erwerben.

eine andere juristische Acerra; im seltnern entgegengesetztem Falle ist die Aussicht auf sein leichtes Examen viel zu einladend, als daß er nicht der Freude diejenige Zeit lieber gönnen möchte, welche seinen Studien gebühren sollte. Und wenn auch wirklich ein besserer Geist ihn belebt, so unterdrückt die spätere Erfahrung im praktischen Leben alle weitere Ausbildung; hier sieht er es ein, wie wenig er für seinen Beruf gesammelt hat und daß die Theorie in den empirischen Formeln begraben wird; hier fühlt er's, daß nicht einmal ein tüchtiger Protokollant aus ihm geworden sey und daß er das Alte vergessen müsse, um Neues wieder zu lernen; hier durchdringt ihn oft die Ueberzeugung mit Schaudern, daß im Praktischen das Ideal seines akademischen Studiums untergehe. Warum hat das Alterthum in seinen großen Juristen uns eben soviel hoch- und viel gebildete klassische Männer aufgestellt? Es ist ein Kastengeist unter uns eingerissen, welcher jeder allgemeinen Bildung widerstrebt! Wenn der Jurist seine Land- und Provinzialgesetze inne hat, mit den Formen des Rechts bekannt ist; wenn er als Advokat das Recht über dem Unrecht oft vergessen lernt, jenes vermeiden kann, um dieses geltend zu machen: dann glaubt er, von aller weitern Bildung befreit zu seyn und scheidet sich, im Gefühle seines reichern Erwerbs, von seinen akademischen Freunden, welche jetzt im Vaterlande nur durch Fortbildung ihr mageres Einkommen erhöhen, oder durch wissenschaftliche Thätigkeit ihre ungewisse Zukunft befestigen können. Ein solch praktischer Jurist wird selten, sey er auch der rechtlichste Mann, zu wissenschaftlichem Austausche taugen und des Arztes, er stehe denn an seinem Krankenlager, oder des Predigers, er bringe ihm dann den Trost der Religion, gebildeter und bildender Freund seyn. Aber auch

demselben Grunde, welcher jenen von uns trennt, werden Arzt und Prediger sich häufiger einander nähern, und wahre Freunde werden. Doch auch euch droht der Kastengeist mit ägyptischer Trennungsdamm; fasse du, Prediger, dein Studium im Geist und in der Wahrheit auf, verachte den todten Buchstaben liturgischer Form und schöpfe Leben aus heiliger Offenbarung, um auch in Anderen Leben zu erzeugen, Trost zu gründen und Hoffnung zu schaffen! und du, Arzt, verlasse die wankenden Systeme des Jahrhunderts, zerstöre nicht den Tempel Gottes auf Erden durch trügliche Versuche; sondern folge dem Spruch der Natur, lasse sie walten, opfere sie nicht der Afterweisheit auf und, so wie die Natur im Allgemeinen lebt und ihre großen Erscheinungen unter Einem Gesetze stehen, so strebe auch du nach allgemeiner Ausbildung und verachte kein menschliches Wissen! Ein solcher Arzt war Johann Joseph Kausch!

Sehr wahr bemerkt Kausch in seinen „Schicksalen" (Leipzig, 1797): „die Geschichte der Söhne ist sehr oft mehr oder weniger ein Produkt, nicht nur des Erziehungssystems, sondern auch der Denkart, der Einsichten und des Charakters der Väter."

Dieser Vater unsres Kausch war Stadtphysikus zu Löwenberg in Schlesien, ein Mann von gut organisirtem Kopfe, welcher aber mit der Zeit nicht fortgeschritten war; doch führte ihn sein eigner Geist oft auf Resultate, welche man, ungeachtet seines Mangels an Lektüre, mit Recht bewundern mußte. Tempori aliquid commendandum. Dies war das Prinzip, wonach er ärztlich handelte. Aber er war ein heftiger und dabei unentschloßner Mann, und so wie er Strenge gegen sich selbst übte und in dem Systeme der katholischen Kirche, worin er geboren und erzogen war, unerschütterlich beharrte:

so forderte er diese Strenge auch unerbittlich von Andern, und besonders von seinen Kindern einen blinden Gehorsam. Schon 1756 zog der Vater nach Breslau, wo er 1794 starb. Auffallend würde es seyn, daß ein Arzt von gutem Rufe und mit fixirtem Gehalte versehen, das wohlfeilere Leben in der Provinzialstadt dem kostspieligeren in der Hauptstadt vorgezogen habe, wenn nicht sein Vater, welcher sich vom gemeinen Bauer zum inkolatsfähigen Rittergutsbesitzer emporgeschwungen hatte, meinen mußte, daß der Mensch, die Talente und Kenntnisse seines Sohnes erwägend, in einem niedrigen Kreise, sich nie zum Ausgezeichneten erheben könne. Aber Breslau war für Kausch's Vater nicht der Ort seiner Wirksamkeit, theils wegen seiner an Hypochondrie gränzenden Aengstlichkeit, theils wegen seines Zurückbleibens in der neuern Litteratur seiner Zeit: dieß und andere häusliche Umstände brachten der Familie viele trübe Stunden und wirkten auch nachtheilig auf unsern Kausch.

Ein blühender Knabe mit blond gelocktem Haar, kräftiger Gesundheit, war Kausch in seiner ersten Jugend, das lebendige Abbild des Frohsinns, der Offenheit und des schuldlosesten Lebensgenusses. Ein Glück für ihn, daß die Natur so viel Gutes in sein Herz gelegt hatte, denn die nachsichtslose Strenge seines Vaters, der blinde Gehorsam, welchen die Jesuiterschule zu Breslau (die sogenannte Leopoldine) *) von ihren Zöglingen forderte, hätte ihn

*) In unsern Augen ist diese alte Jesuiterschule, welche in sechs Klassen Gymnasialbildung ertheilte und in sechs Klassen Universität, aber nur philosophischer und theologischer Fakultät war, mit der Viadrina zu Frankfurt a. d. O. vereinigt und zu einer Hochschule, welche die schönsten Hoffnungen nicht nur erregt, sondern auch schon erfüllt hat, erhoben worden.

leicht zur Verschlossenheit verleiten können und um so mehr, da der zum eitlen Jünglinge herangewachsene schöne Knabe sich ungeachtet seiner Fortschritte in den Wissenschaften, oft gekränkt fühlen mußte, wenn der Vater nur kärglich die Luxusbedürfnisse seines Sohnes befriedigen konnte. Aber die Zärtlichkeit der liebenden haushälterischen Mutter milderte die Strenge des Vaters und der Fleiß des Jünglings überwand, von seiner natürlichen Anlage unterstützt, die Schwierigkeiten, welche die falsche Methode seiner Lehrer seinen Fortschritten in den Weg legte. *) Lange vermochte aber Kausch nicht,

---

*) Es ist auffallend, daß, während in Wien und andern katholischen Universitätsstädten ein Denis, (Sined), Schenfer, Mako, Hell, Mastalier und andere Jesuiten hervorglänzten, in Breslau noch die dunkelste Scholastik, der krasseste Monachismus, die blindeste Obedienz und der entschiedenste Ekel vor Allem, was neuere, besonders deutsche Literatur betraf, herrschten. Ohne mich hier über das geistlose Auswendiglernen jener Zeit zu beklagen, will ich nur Einiges anführen, welches den ächten Rabinismus an der Stirne trägt. In den Disputirübungen, welche täglich gehalten und Circuli genannt wurden, gab man folgende Sätze und Fragen auf:

„Jede einfache Idee muß unbedingt wahr seyn."

„Jede zusammengesetzte Idee kann wahr oder falsch seyn."

„Gibt es in der Sinnenwelt etwas allgemeines?"

„Kann Gewißheit und Vermuthung in eben demselben Verstande, zu eben derselben Zeit statt finden?"

Ein wahrer Jesuitismus! Aber noch mehr: in der höchsten Klasse des Gymnasiums nannte der Lehrer seine Schüler Du und verhängte streng körperliche Züchtigung über sie; in den Universitätsklassen redete der Professor seine Studenten folgendermaßen an: „eat Dominus in pace, cras mane veniat ad me," und forderte den Handkuß von ihm, gebrauchte ihn auch meist zu seinem Bedienten. Kehre statt Ehre, flüssen statt fließen, siß statt süß, Blutt statt Blut auszusprechen, war Lehrern und Schülern gemein und nicht besser gieng es

mit allen diesen Schwierigkeiten zu kämpfen! der starke, frohgesinnte Jüngling wurde bald ein mißvergnügter, bleichfarbiger Schwächling, und die Sehnsucht, aus dem Gefängnisse seines Lebens erlöset zu werden, siegte über alle Freuden, welche ihm, obgleich sparsam, zu Theil wurden. Wie leicht konnte in jener Zeit seine Unschuld gefährdet werden, da Gefallsucht, Affektation und Liebelei, nach seinem eigenen Geständnisse, die hervorstechenden Züge seines Charakters waren! Je strenger der Jüngling behandelt wird, desto geringer ist seine Enthaltsamkeit, desto größer seine Verstecktheit und Wahrheitsscheu; aber in unserm Kausch wurden alle diese Gefahren durch seinen grenzenlosen Fleiß und durch Furcht vor dem Vater und vor der Strafe beseitiget. Eltern, tretet nicht auf diese gefahrvolle Brücke; denn unter tausend heuchlerischen Kindern, werdet ihr kaum Eins zum rechtlichen und wahrheitsliebenden Manne heranwachsen sehen! —

Was in der alten Literatur und vorzüglich im Griechischen zu jener Zeit in Breslau versäumt wurde, das ersetzte die Mathematik für die Bildung des Verstandes; (Kausch sagt einmal, Mathematik und Schachspiel seyen die gründlichsten Bildner des menschlichen Verstandes, er kenne kein Tertium.): diese, so wie die Physik studirte Kausch mit angestrengtem Fleiße unter dem wackern Meißner, dessen Name der würdige Schüler nie ohne Regungen der Dankbarkeit ausgesprochen hat *), und die medizinischen

---

mit der Aussprache des Lateinischen, wo die greulichsten Germanismen überall hervortraten.

*) Meißner war früher Professor der Physik und blieb, obgleich als Solcher ausgezeichnet, doch nicht in

Wissenschaften trug dem [illegible] Jünglinge der eigene Vater bis zur Promotionsfähigkeit vor. Dies war damals in Breslau nicht selten. Die Doktoren Wike und Kroker haben auf diesem Wege Aerzte zu Dutzenden gebildet. Aber nur beim genialen Kopfe, nur bei demjenigen, welcher später Gelegenheit hatte und Gelegenheit nahm, sich praktisch auszubilden, konnte ein solch einseitiges Studium von glücklichem Erfolge seyn.

Wie weit Kausch damals schon vorgerückt war, beweiset auch seine Inauguralschrift, welche er noch in Breslau schrieb, und worin er gegen den berühmten Cartheuser bewieß, daß die Unansehnlichkeit der Arzeneimittel kein Grund sey, ihnen die Heilkräfte abzusprechen.

So vorbereitet, reisete Kausch mit schon sichtbar erhöhter Lebenskraft Ende Januars 1778 nach Halle; denn das Fortweh erzeugte in ihm dieselben Erscheinungen, welche sonst das Heimweh gebiert. Damals glänzte vor allen Nietzki als Anatom und Balsamirer hervor. *) Nach der Pro-

---

seiner Sphäre, sondern wurde in die Theologie versetzt; ein Hauptfehler der Gesellschaft Jesu, welche im altrömischen Sinne glaubte, daß ein guter Feldherr auch ein guter Staatsmann und ein guter Financier auch ein tüchtiger Baurath seyn müsse. Diese Allseitigkeit ist mit dem Alterthume begraben worden.

*) Warum hat man die Kunst des Einbalsamirens, welche uns die grossen Männer der Vorzeit in ihren lebendigen Zügen schauen und aus ihnen uns Kraft zum eignen Streben schöpfen läßt, mit dem Tode ihres zweiten Entdeckers untergehen lassen? Der Liebling, Friedrichs II., der durch Literatur und Geschmack ausgezeichnete Breslauische Domherr Bastiani, welchen Kausch die schöne Mumie des jungen Schimmelmanns von Nietzki bereitet, während seiner kurzen Anwesenheit in Berlin, lebendig schilderte, interessirte sich doch sehr dafür. Kausch beschreibt diese Mumie, als eine schöne schwarzmarmorirte Bildsäule.

motion, welche sich sowohl durch das geläufige Latein des Zöglings der Jesuiten, als auch dadurch auszeichnete, daß sie ohne Präses geschah, reisete Kausch im Mai desselben Jahres zu Fuß nach Prag und fand Gelegenheit, um ein Geringes in einer Lohnkutsche bis nach Wien zu fahren. Hier hatte er ein Abentheuer, wie er schon früher in Breslau und beim Grafen von Rostitz ohnfern Löwenberg, gehabt hatte, ein Abentheuer, welches seine Unschuld auf eine eben so gefährliche Probe setzte, als es Zeugniß giebt, daß die Gefallsucht noch nicht von ihm gewichen war und daß, wie er selbst gesteht, die Furcht vor traurigen Folgen ihn am meisten schützte; „aber" fährt Kausch fort, „vollständig jungfräuliche Unschuld (er übernachtete mit einer jungen Dame in demselben Wagen) ist die stärkste Fessel für die männliche Sinnlichkeit." Haens klinische Anstalt genügte seinem Forschungsgeiste nicht so sehr, wie das Spital der barmherzigen Brüder unter Quarin (später kaiserlicher Leibarzt) und das Weckenhaus unter Collin, wo die Leiden des menschlichen Körpers, besonders in hitzigen Fiebern, ihm mehr Ausbeute darboten, als eine zehnjährige ausgebreitete Praxis. In der Chemie und Botanik war Jequin der Aeltere sein Lehrer und der berühmte Ingenhaus sein Mitschüler, und in den praktischen Anstalten der Medizin zu Wien, den ersten damals in Europa, lernte Kausch den richtigen Blick, welcher im genialen Arzte zugleich den tüchtigen Empiriker verkündet.

So wenig Deutsche Literatur und schöne Wissenschaften dem zu den besten Hoffnungen heraufkeimenden Arzte bis jetzt bekannt waren, obgleich seine Stiefgroßmutter, eine junge Dame in Löwenberg, ihn schon auf der Schule mit Gel-

lert, Rabner, Haller und andern Deutschen Klassikern jener Zeit und gewiß aller Zeit bekannt gemacht hatte: so wagte er es doch, in Wien einen prosaischen Aufsatz unter dem Titel: wer ist der Glücklichste? öffentlich drucken zu lassen.

Ein Zusammentreffen unsres Kausch mit Maria Theresia darf ich hier um so weniger verschweigen, da die Verdienste dieser großen Kaiserin neu daraus hervorleuchten. Das große Elend, welches die Blattern-Epidemie damals oft verursachte, hatte die edle Frau veranlaßt, ein Institut zur Impfung der Menschenblattern in Hetzendorf, einem kaiserlichen Lustschlosse, zu gründen. Hier strömten die Bewohner Wiens, theils aus Neugier, theils um der Kaiserin zu gefallen, hinaus zu dem ächt menschlichen Feste. Zwar wurden nur die Kinder der Vornehmen geimpft, aber die Bitte des erwachsenen Kausch, welcher die Blattern noch nicht gehabt hatte, und sein blühendes Gesicht vor ihrer Zerstörung bewahren wollte, hatte so viel Eigenes, daß die erhabene Frau sie bewilligte. Wie ein Erzieher unter seinen Zöglingen, so stand Kausch unter seinen Impflingen und bot sich den Händen des Baron von Störk, als Impfarztes, unter der Aufsicht der kaiserlichen Kammerzahlmeisterin von Mayer, einer sehr edeln Frau, dar; aber, ungeachtet einer zweimaligen Impfung, faßte das Gift nicht.

In Hetzendorf besuchte die Kaiserin ihre Stiftung und in Schönbrunn wurden die Impflinge bewirthet, beschenkt und entlassen; gern würde Kausch später die damals ihm so angenehmen Ducaten gegen die, im Gespräch mit der Kaiserin vergessene Uhr ausgetauscht haben, um ein Andenken von dieser edlen Fürstin zu besitzen.

Störk, Gatti und Junker kämpften da-

mals kräftig gegen jenen schrecklichen Feind des menschlichen Lebens, aber erst Jenner hat den Sieg über ihn davon getragen. Welche Vorurtheile vom Eingreifen in die Wege der Vorsehung und später von Brutalität, hat man nicht dem uneigennützigen Streben dieser und anderer Männer entgegengesetzt! Ich weiß es noch sehr wohl, welche Vorwürfe meinem hellsehenden Vater in seiner Gemeinde zu Theil wurden, als er mich, das erste Kind, welches in Breslau geimpft wurde, 1787 von dem seligen Medizinalassessor Beer vor der schrecklichen Ansteckung durch die Impfung mit Menschenblattern schützen ließ; ich weiß es noch sehr wohl, wie Viele engherzig triumphirten, da ihre Prophezeihung, eine schwere Krankheit werde Rache am willkührlichen Eingriff in Gottes Plane nehmen, durch ein gefahrvolles hitziges Fieber an mir fast in Erfüllung zu gehen schien. So traurig sah es noch damals, selbst unter den gebildeten Ständen meiner Vaterstadt aus! Ists nicht um so mehr zu verwundern, daß Kausch, unter einem so strengen Vater und in so beschränkender Lehranstalt, die Fesseln des Vorurtheils so schnell und so ganz, vierzehn Jahr früher schon, abstreifen konnte.

Die vielen Schönen Wiens, welche sich in Hetzendorf versammelten, brachten unsern Kausch schon damals auf die Behauptung, welche er fast zwanzig Jahre später in Jakobs philosophischen Annalen niederlegte, daß vollendete Schönheit und Genie nie zusammen seyn könnten. Die erstere verkündigt sich nur in der Wellenlinie, nicht in den thurmhohen Wogen des im Sturm brausenden Meeres, sondern in der Spiegelfläche, wenn die beruhigten Wellen in eliptischen Formen sich bewegen. Das markirte Gesicht des Genies hat eine andere Gestalt und zeigt im lebendigen

Spiegel die zuckenden Blitze des Geistes, von welchem es belebt wird. Männliche Schönheit ist daher von weiblicher himmelweit verschieden und das geniale Weib wird sich im Aeußern eben so wenig zu einer mediceischen Venus erheben, als das Konterfei des Apollo von Belvedere in irgend einem Manne einen genialen Kopf voraussetzen wird.

So gern Kausch in Wien geblieben wäre, so fanden sich doch Schwierigkeiten, von welchen er später urtheilte, „daß sie leicht zu überwinden gewesen wären," und er mußte mit einem kleinen Ausfluge nach Ungarn, wo schon Oedenburg und Esterhazy ihm die Säulen des Herkules wurden, sich begnügen. Sein Genius führte ihn richtiger, wollte ihn reinigen durch Prüfungen und ihn zu einer höhern Wirksamkeit erheben!

Ende 1774 reisete Kausch durch Mähren nach Schlesien zurück und fand bald in Breslau eine recht hübsche Praxis. Schon 1776 erhielt er einen Ruf, als Leibarzt zu Trachenberg, wurde zugleich königl. Physikus in dem Militsch-Trachenberger Kreise und heirathete im Alter von 25 Jahren die Tochter des Kaufmanns Zerboni aus Breslau. Nur als Leibarzt und als Kreisphysikus war hier zu leben, da die Umgegend dem Arzte ungünstig ist. Der Fürst von Hatzfeld starb plötzlich 1779 in Breslau und bald folgte ihm auch die Fürstin, deren Mitvormund über den jungen Prinzen, der Breslauische Domherr, Baron von Rothkirch (nachmaliger Weihbischof), die Stelle eines Leibarztes eingehen ließ. Deshalb zog Kausch nach Militsch, wo nicht nur ein bedeutender Landadel, sondern auch das benachbarte Polen, welchem die Juden, wie zu Faktoren, Handwerkern, so auch zu Aerzten dienen mußten, eine bedeutende Praxis darbot.

Vier Jahre war Kausch in Trachenberg gewesen, als er 1780 nach Militsch zog, wo er zugleich Hausarzt des Grafen von Burghaus zu Sulau wurde und in Polen eine ausgedehnte Bekanntschaft erhielt.

„Einen unverzeihlichen Fehler contra politicam medicam machte ich, „sagt Kausch," darin, daß „ich nicht nach meiner Ankunft zu Militsch polnisch lernte." Wer wird ihm nicht gern darin beistimmen! des Brot ich esse, des Lied ich singe; ist zwar ein engherziger Grundsatz, aber durch die Erfahrung gewiß für Jeden bestätiget, welcher in einem Lande lebt, dessen Nationalsprache nicht seine Muttersprache ist. Es war damals in Polen Sitte, daß der hohe Adel sich theils durch Latinität auszeichnete, theils in Paris sich französisch gebildet hatte; daher konnte auch Kausch hier durchkommen, und um so mehr, wenn die Dukaten-Karten schon die Einladung bekleidet hatten. Aber beim niedern Adel, welcher noch eben so niedrig in seiner Bildung stand, war dies nicht der Fall. Jene pränumerativen Dukaten-Karten waren um so lächerlicher, je unsicherer der Arzt seyn muß, da ein solcher Akkord ihn schon im Voraus zwang, den Kranken zu helfen, so wenig er auch seiner Sache gewiß seyn mochte. Aber die Lage der Dinge gebot eine kluge Rücksicht, und wie viel alte Praktiker, welche nur Routine hatten, haben sich damals und mehr noch früher unermeßliche Reichthümer in Polen erworben!

Hatte der schnelle Tod des Fürsten und der Fürstin von Hatzfeld die Aussichten des jungen Mannes, welcher auf dieselben hin eben in den Ehestand getreten war, sehr getrübt: so mußte ihn der Schlag, welcher ihn schon im ersten Jahre seines Aufenthalts zu Militsch (1780) traf, noch

mehr niederbeugen. Seine geliebte Franziska, (geb. Zerboni) starb im ersten Wochenbette an den Folgen ihres Schreckens über den plötzlichen Tod ihres Kindes, während ihr Gatte in Berufsgeschäften abwesend war.

Die Inschrift auf ein Denkmal, welches Kausch ihr setzen lassen wollte (?), lautet folgendermaßen:

Groß genug
Dieser Aschenkrug,
Deinen Ueberrest hier einzuschließen!
Viel zu klein
Würd' er seyn,
Meine Thränen drein zu gießen!

Im Jahre 1783 heirathete Kausch seine zweite Frau, Therese, geborne Carove und verband sich dadurch wiederum mit einer altitalienischen Kaufmannsfamilie in Breslau. Es gieng ihm hiebei, wie es wol dem größten Theile junger Eheleute zu gehen pflegt, da sie, als Hauptpersonen des Festes, selten viel darüber zu gebieten haben und oft alten Basen und Pathen folgen müssen. Je heißer unsre Wünsche sind, desto seltner werden wir ihrer recht froh! dies erfuhr auch Kausch an seinem Hochzeitstage; aber ein so unglückliches Zeichen dies für seine Ehe schien, so glücklich ist sie für ihn geworden, obgleich der Tod mehrerer Kinder ihn betrübte.

Kausch lebte bis zum Jahr 1797, nicht nur im häuslichen Frieden, im ärztlichen Vertrauen und in der Achtung seiner Behörden, sondern auch in Rücksicht auf seine ökonomischen Verhältnisse (er gesteht selbst, daß er sowohl durch seine beiden Physikate, *) als auch durch Deputate und Gehalte

*) Der verewigte dirigirende Minister in Schle-

aus einigen benachbarten gräflichen Häusern 600 Reichsthaler Fixum jährlich hatte, ohne seine bedeutende Praxis und andere außerordentliche Einnahmen zu rechnen) sehr glücklich, und hoffte einst im Alter, nach der Versorgung seiner Kinder, seine Praxis aufgeben und nur von diesem bestimmten Gehalte, so wie von dem etwa Ersparten, anständig leben zu können.

Aber jenes unglückbringende Jahr zerstörte plötzlich alle seine und wie es schien recht sichern Hoffnungen. Es begann mit Leiden in seiner Familie: seine Gattin und seine älteste Tochter *) wurden gefährlich krank, dasselbe Schicksal traf seinen Bedienten und sein Dienstmädchen und den Hausvater überfiel ein Schleimfieber; man befürchtete wirklich den Anfang einer Epidemie. Aber das größte Unglück sollte noch kommen!

Kausch wurde plötzlich verhaftet und nach Spandau geführt.

Im Jahr 1791 entwarf Kausch den Plan zu

---

sien, Graf von Hoym, übertrug dem thätigen und geschickten Arzte, außer seinem schlesischen Physikate, noch das Physikat zu Adelnau im damaligen Südpreußen 1795.

*) Dieselbe kränkelte oft und war schon früher von ihrem Vater dem Tode, welcher sie an der entschiedensten Lungensucht hinzuraffen drohte, glücklich entrissen worden. Ein Beweis, sagt Kausch, welchem auch bei andern Kindern die Heilung dieser Krankheit gelungen war, „daß Lungensucht vor dem dreißigsten Jahre „keinen tödtlichen Charakter habe. Ist sie ohne hektisches Fieber, so wird sie dem mannbaren Alter nicht leicht „gefährlich; ist sie mit Fieber verbunden, so wird sie „jenem Alter gefährlicher, als der früheren Jugend. Freilich treten, besonders wenn Eitergeschwüre damit verbunden sind, in der Jugend leicht abzehrende Fieber hinzu, welche den Tod zur Folge haben, jedoch kann dies „nicht als Regel angenommen werden."

seinen Nachrichten über Schlesien, Böhmen und Polen; las zu diesem Zwecke Alles, was ihm merkwürdig schien, bereisete sein Vaterland in verschiedenen Richtungen, ging aus dem schlesischen Gebirge nach Prag und über Dresden nach Hause zurück, nützte seine Bekanntschaft mit Großpolen und durchstrich Kleinpolen bis Krakau und Wielitzka. So ausgerüstet, ging er an das Werk und lieferte in der Form einer Reisebeschreibung das Wichtigste über Verfassung, Literatur, Statistik, Handel etc., nebst topographischen Einzelnheiten. Er gesteht es selbst ein, daß er bei Polen, wo wenig vorgearbeitet ist, am meisten hinter seinem Ideale zurückgeblieben wäre, daß hingegen seine Darstellung von Schlesien, welches er ausführlich genauer kannte und wo die Quellen reichlicher flossen, so wie von Böhmen, wo viel Materialien schon gesammelt waren, seinen Wünschen am meisten entspräche. Daß solche Werke, so classisch sie auch zu ihrer Zeit seyn mögen, nur ein augenblickliches Interesse haben und später nur dem Geschichtsforscher von Werth seyn können, ist nicht nur im Allgemeinen klar, sondern wird auch von Kausch erkannt, und „wer kann Alles wissen, Alles richtig wissen! Wer kann in Allem gleich „stark seyn!“

In seinen Nachrichten über Schlesien hatte Kausch auch über das Erziehungsinstitut für Weltpriester zu Breslau geurtheilt, dessen Fehler aufgedeckt und besonders einen Vorsteher desselben, den geistlichen Rath L. überspannter Grundsätze beschuldiget. Daß Kausch wirklich nicht Unrecht hatte, beweiset nicht nur der Antheil, welchen viele katholische Geistliche, die sich aber (so drückt sich Kausch selbst darüber aus:) aus Furcht vor dem hohen Rathe, nur bei der Nacht, wie Niko-

Gemeinde darüber mit ihm besprechen. In seiner Behauptung nahmen, beweiset auch, daß jene Priesteranstalt, das sogenannte Alumnat, durch den kürzlich verewigten Fürst-Bischof zu Breslau, den Prinzen von Hohenlohe-Bartenstein, eine radikale Umschaffung erhielt. Aber die Obskuranten, oder wie Kausch sich mild ausdrückt, die Verfechter des antiquirten Systems, siegten über die Wahrheit und so wurde unserm Kausch, nachdem er den Widerruf verweigert hatte, ein fiskalischer Prozeß zu Theil. Jedoch wurde dieser Prozeß bald darauf suspendirt, da sich Kausch erbot, das etwa Objektiv-Unrichtige (das Subjective wird kein redlicher Mann aufopfern, sobald er die Wahrheit richtig erkannt hat) nächstens zu verbessern; dieß ist auch 1796 in seinen so er[illegible] Nachrichten über jene Länder geschehen, aber zugleich durch Documente dargethan worden, daß Kausch'ens Beschuldigungen nicht übertrieben gewesen waren. In diesem Prozesse, welchen Kausch selbst führte, bediente er sich des Rathes anderer, besonders des Kriegsrath Zerboni de Sposetti zu Petrikau, zu welchem er, als dem Stiefbruder seiner ersten Frau, das meiste Zutrauen hatte. Dieß war wegen der größeren Entfernung bisher immer brieflich geschehen, wo freilich nicht Zeit und Raum genug vorhanden war, um alles Nöthige zu verhandeln; um so mehr wünschte Kausch eine persönliche Zusammenkunft mit Zerboni und diese wurde ihm im Sommer 1795 zu Theil. Zerboni reiste nämlich von Petrikau über Kempten und Wartenberg nach Breslau, und Kausch bestimmte ihm schriftlich ein Rendezvous beim Erzpriester Libor zu Wartenberg.

In diesem Briefe an Zerboni kam folgende Stelle vor:

„Der Herr Erzpriester Libor ist ein heller Kopf, ganz auf dem rechten Wege; dort können wir frei

„konsabulsiren, ohne daß Sie zu befürchten haben, daß „von Ihrem Antheil etwas ruchtbar werden dürfte, (oder könnte).“

Diese Stelle wurde leider Veranlassung, daß Kausch als Staatsgefangener und Exulant, entfernt von seiner Familie, ein trauervolles Jahr verlebte! Auch ohne seine weitläuftige Interpretation wird der Unbefangene, deren es leider damals nur wenige gab, beim ersten Blick erkennen, wie schuldlos Kausch in diese Händel verwickelt wurde. Kausch, Zerboni und Libor waren Katholiken, Ersterer ist seinem Berufe nach nicht zu Advokatengeschäften berechtiget, Letzterer in seiner geistlichen Stellung, da Kauschens Prozeß seine Behörde galt, selbst gefährdet und also klar, daß Kausch seinem Schwager Zerboni, von welchem er wegen Libor nichts zu befürchten hatte, einen Wink gab, daß auch er von Libor wegen seines Antheils an jenem Prozesse nichts zu befürchten habe. Wie ganz anders würde Kausch geschrieben haben, wenn er von Zerbonis, Leipzigers und Contessas Planen, deren Nichts schon längst erwiesen ist, Etwas gewußt hätte!

Es ist jedem unserer Leser bekannt, daß König Ludwig XVI. von einer Parthei, welche des Thrones sich selbst bemächtigen wollte, zum Tode geführt wurde; sie siegte freilich nicht, sondern grub sich selbst ihr Grab. Es ist jedem bekannt, daß die liberalen Ideen der ersten Helden jener Zeit — wer kann dem reißenden Strome sichere Dämme entgegensetzen? wer kann der Kugel, sobald sie ihr finsteres Lager verlassen hat, ihren weitern Lauf vorzeichnen? wer kann dem feuerspeienden Berge gebieten? — in den spätern Greuelscenen, welche uns Frankreich damals darbot, untergingen und in den wildesten Ochlokratismus ausarteten. Es ist jedem bekannt, daß die Machthaber jener Zeit nur Rettung in auswärtigen Kriegen

finden konnten und daß große Bewegungen auch große Talente hervorriefen, welche sich an die Spitze der Armeen und des Staats stellten und Alles rings um sich in Europa, was ihrem Streben entgegen war, zittern machten. Daher das Gespenst des Jakobinismus, welches man auch unter dem ruhigen und redlichen Deutschen aufsuchte; daher die Furcht vor Emissären, welche im Deutschen Sinn und Herzen gewiß keinen Eingang finden konnten, sobald nur die schreckliche Frucht dessen, was den freisinnigen Mann unter uns belebt hatte, vor unsre Augen geführt worden war.

Wenn die Fürsten wahre Väter ihres Volkes sind, wenn sie, als Selbstherrscher, nicht den Subalternen allein den Wohlstand ihrer Kinder anvertrauen: dann werden sie, wie der liebende Vater in seiner Familie, ruhig und gesegnet leben können. Wenn aber Argwohn durch eignes Gefühl und durch Einflüsterungen in den Fürsten entsteht, und sie, in das Heiligthum der Legitimität sich hüllend, fremd werden ihren Kindern: dann muß, wie der allzustrenge Familienvater es erfährt, Mißtrauen und Unruhe in den Kindern und gerechte Furcht in ihren Vätern hervorkeimen. Das ist das wahre Bild jener Zeit, welche durch Frankreichs Mißbrauch einer ächten Freiheit, auch in Deutschland hervorgerufen wurde! Eine fast dreißigjährige Erfahrung hat die Mächtigen hoffentlich eines Bessern belehrt und sie überzeugt, wie treu die deutschen Kinder gegen liebende Väter gesinnt sind.

Jene angeführte Briefstelle brachte unsern Kausch in den Verdacht einer Theilnahme an den später entdeckten Umtrieben Zerbonis, da dieselbe unter den Papieren des Schwagers gefunden worden war. Daß sie gar keinen Bezug darauf hatte und man nur Jakobinismus roch, wo kein Gedanke

davon vorhanden war, ist im Vorhergehenden schon gezeigt worden; Zerbonis und seiner sogenannten Mitschuldigen Sache zu untersuchen, gehört nicht hierher.*) Kausch saß in Spandau und wurde auf bloßen Verdacht hin nicht nur verhaftet, sondern auch später exilirt!

Am 16. Februar 1797 ließ ihn der Rittmeister von Könitz zu Militsch (vom Husarenregiment Lestok) als Arzt holen und verhaftete ihn; seine Taschen wurden untersucht **), und bei der Nachfrage nach seinen Schlüsseln erklärte Kausch (wer wird auch, wenn ein Kranker ihn schnell rufen läßt, seine Schlüssel bei sich führen?), daß seine Frau alle Schlüssel habe und daß seine meisten Papiere überhaupt unverschlossen wären. Ohne wieder nach Hause gehen zu dürfen, wurde demselben nur erlaubt, die ihm, als Rekonvalescenten nöthigen Bequemlichkeiten kommen zu lassen und im eignen Wagen zu fahren. Der Lieutnant von Wültzingslöwen blieb bei ihm, und der erwähnte Rittmeister erklärte, nachdem er alle jene Wünsche des Verhafteten erfüllt hatte, daß Kausch's Frau sich gefaßt betragen habe. Nicht bis Guhrau, wo der Stab stand, sondern bis Glogau, wo Kausch's versiegelte Schriften ankamen, ging die Reise und von da weiter über Frankfurt a. d. O. nach Spandau. „Noch ist kein Unschuldigerer über diese Brücke gefahren," rief Kausch aus, als er in diese Festung einfuhr, wo er Anfangs ein kleines, dunkles Zimmer auf dem Walle im Fort der Königin, später ein

*) Zerboni de Sposetti ist jetzt Oberpräsident des Großherzogth. Posen. (Videat Conv. Lex. 10. Bd.)

**) Seite 221 von Kausch's Selbstbiographie.

besseres auf dem grossen Platze der Festung bewohnte.

So traurig dem Staatsgefangenen der Verlust der Freyheit, die Entfernung von seiner Familie auch werden muß, so können noch Ratten, Mäuse und anderes Ungeziefer, die mögliche Feuersgefahr und die Entbehrung der nothwendigsten Bequemlichkeiten sein trauriges Leben, welchem nur das Rasseln der Schlösser Veränderung darbietet, mit den grellsten Schatten erfüllen, besonders wenn seine Thätigkeit nur auf eignes Nachdenken beschränkt ist.

Am 21. April desselben Jahres wurde Kausch zwar von Spandau entlassen, aber, laut königl. Kabinetsbefehl, wegen Verdachts exilirt und reiste nun nach Leipzig, wo er seine Selbstbiographie schrieb *) und mit folgenden Worten schloß:

„Zwar kenne ich meine Rechte, denn Preußen „hat keine Sclaven und wer nicht Sclav ist, hat „sein Recht; aber ich brauche sie nicht zu fordern; „denn der gewissenhafte Friedrich Wilhelm „kennt auch vollkommen seine Pflichten, er ist kein „Despot und er wird mir ungefordert und mit „frohem Herzen angedeihen lassen, worauf meine „ganz unbefleckte Unschuld Anspruch zu machen be„rechtiget ist.“

Schon ein Jahr darauf wurde Kausch's Unschuld anerkannt und unser gerechter König Friedrich Wilhelm III., rief ihn bald nach seiner Thronbesteigung, nicht nur zurück, setzte ihn nicht nur in alle seine alten Aemter wieder ein, sondern

*) Aus dieser Selbstbiographie, so wie aus einigen brieflichen Mittheilungen, welche ich aus Militsch und Liegnitz erhielt, ist gegenwärtige Lebensbeschreibung des verewigten Kausch entstanden.

[illegible] ihm nach, als Entschädigung für erlittene Verluste, eine lebenslängliche Pension von 150 Reichsthalern. Anfang 1806 erhielt Kausch den Titel eines Medizinalraths und wurde nach Kalisch und nach der Entstehung des Herzogthums Warschau im Jahre 1809, als Regierungs- und Medizinalrath nach Liegnitz versetzt. Vier Jahre darauf ward er Ritter des eisernen Kreuzes und am 18. Mai 1828 feierte er in Warmbrunn das Jubiläum seiner medizinischen Doctorwürde; hierher hatte er sich geflüchtet, um sich von seinen gichtischen Zufällen zu befreien; bis hierher erreichte ihn die Gnade seines Königs und zeichnete ihn mit dem rothen Adlerorden dritter Klasse aus *).

*) „Es ist mir bekannt geworden", schrieb ihm des Herr Minister von Altenstein, Excellenz aus Berlin, „daß Ew. Wohlgeboren am 18. d. M. Ihr funfzigjähri„ges Doctorjubiläum feiern werden. Ich habe mich ver„pflichtet gehalten, Sr. Majestät dem Könige von die„sem seltenen Feste Anzeige zu machen und Allerhöchst„dieselben haben geruht, Ihnen in Rücksicht Ihrer aus„gezeichneten Dienstleistung und erfolgreichen Thätigkeit „mittelst Allerhöchster Kabinetsordre vom 3. d. M. den „rothen Adlerorden dritter Klasse allergnädigst zu verlei„hen und mir aufzutragen, Ihnen zugleich die beruhigende „Zusicherung zu geben, daß nach Ihrem Tode für Ihre „Wittwe und Ihren Sohn gesorgt werden solle. Die In„signien des Ihnen verliehenen Ordens, so wie das dazu „gehörige königl. Handschreiben, werden Ihnen von dem „dortigen Regierungspräsidium eingehändiget werden. In„dem ich mich freue, Ew. Wohlgeboren sowohl zu die„sem ausgezeichneten Beweise Allerhöchster Huld und „Gnade Glück zu wünschen, als Ihnen auch meine herz„lichste Theilnahme an diesem so seltenen Feste ausdrü„cken zu können, verbinde ich zugleich den innigen Wunsch, „daß Sie noch viele glückliche Tage erleben und lange noch „jüngeren Kunstgenossen als Vorbild, wie man sich durch „Fleiß und Anstrengung ausgezeichnete Verdienste, so„wohl in der Wissenschaft, als im Dienste des Staates „erwerben könne, vorleuchten mögen. Mit Vergnügen be-

Aber die Hoffnungen seiner Behörde und die Wünsche des königl. Ministers wurden eben so wenig erfüllt, als Gott das Gebet seiner liebenden Gattin und ihrer beiden Enkeltöchter erhörte. Schon am 1. Septbr. 1824 zwang zunehmende Kränklichkeit den würdigen Greis, im 78. Jahre seines Alters, den Ruhestand zu suchen, welchen er aus königlicher Milde mit einer Pension von 950 Thalern erhielt und nach kaum sechs Monaten, am 10. März 1825, im Alter von 78 Jahren 5 Monaten und 24 Tagen mit dem ewigen Ruhestande verwechselte.

„So lange", sagt Klose in den schlesischen Provinzialblättern (Junius 1825), „So „lange Geist, und Kenntnisse, angewandt zur Vervollkommnung der Wissenschaft und zur Förderung „menschlichen Wohls einen Anspruch auf Hochachtung geben werden, wird Kausch unter uns unvergessen bleiben!"

Das literarische Wirken des ausgezeichneten Mannes zu schildern, will ich jetzt noch versuchen. Daß Schriftstellerei Anfangs herrschende Leidenschaft in ihm gewesen sey, hat er selbst erkannt; daß dieselbe aber durch den zunehmenden Umfang seiner Praxis beschränkt wurde, läßt sich leicht erklären, obgleich seine Ruhmsucht, wie er freimüthig es gesteht, ihn immer wieder dazu antrieb und auch der Gewinn eines Honorars ihn dazu anspornte.

Was schon früher angeführt ist, will ich hier übergehen und nur dasjenige nennen, was ihn später auszeichnete *). Schon bei seinem anderthalb-

---

„nutze ich außerdem diese Gelegenheit, Ew. Wohlgeboren „die Versicherung meiner Ihnen gewidmeten ausgezeichneten Hochachtung und Theilnahme an Ihrem Wohlergehn zu erneuern." Altenstein.

*) Wenn die strenge Kritik bei einigen seiner Schrif-

[illegible] in [illegible] sammelte er Ma-
terialien über die Mönchskappe oder Wolferlei
(Arnica Montana L.) *) und ließ dieselben in den
medizinischen Jahrbüchern später abdrucken. In
Drachenberg fing er an Psychologie und zwar An-
fangs aus französischen Philosophen zu studiren.
Herder über den Ursprung der Sprache führte
ihn auf die Kraft des Tons und seines Zeitmaßes,
und so entstand noch in Militsch seine meister-
hafte Abhandlung über den Einfluß der Töne
und besonders der Musik auf die Seele,
welche überall mit Beifall aufgenommen wurde.

Im Jahr 1785 begann Kausch eine schlesi-
sche Blumenlese unter dem Titel: Bardenopfer,
wovon drei Jahrgänge erschienen; bald darauf
kamen seine „Frau ohne Vorurtheil" und seine
Apologien heraus. Letztere waren ein Journal,
welches, ungeachtet des ihm von allen Seiten er-

sen auch die letzte Feile vermißt, so muß sie doch aner-
kennen, daß Kausch sich mit Geist und Gewandheit sei-
nes Gegenstandes immer bemächtiget habe, mit Scharf-
sinn in ihn eingedrungen sey und mit einer sehr glückli-
chen Leichtigkeit, worin er von seiner ausgebreiteten Be-
lesenheit unterstützt wurde, denselben zu behandeln wußte.

*) Diese Pflanze, welche im Deutschen noch unter
mehreren Namen vorkommt, gehört in die neunzehnte
Klasse Linnés zu den Syngenesien und wirkt, unter
der Leitung eines geschickten Arztes, vortheilhaft gegen
Epilepsie und andere gefährliche Krankheiten, so wie sie
auch äußerlich angewendet wird. In Schweden wurde
sie ehemals von den Bauern zu Tabak verarbeitet. Sie
wächst meist in gebirgigten Gegenden, wo sie aber nur
von Ziegen aufgesucht wird und ihre schöne, große und
gelbe Blume nach der Sonne dreht. Der berühmte Col-
lin in Wien entdeckte sie zuerst, stellte Versuche damit
an und machte dieselben bekannt, ihre Heilkräfte empfeh-
lend.

[illegible] geriet, [illegible] kuniärer Rücksicht viel Schaden brachte.

Obgleich es leicht den Schein haben könnte, als hätte Rausch seine eigentlichen Berufsgeschäfte über seinem literarischen Treiben vernachlässiget und seine Zeit zersplittert, so ist dieß keinesweges der Fall; denn sowohl als praktischer Arzt, wie in seinem Kreisphysikate war er außerordentlich thätig. Davon zeugen besonders seine vielen und gediegenen Veterinärschriften, sowohl in Uebersetzungen, als auch in Originalbemerkungen und zwar vorzüglich über den Milzbrand, und seine Kammeralprinzipien.

Zwischen diesen und seinen Nachrichten über Schlesien, Böhmen und Polen, wovon oben schon das Nöthige angeführt worden ist, erschienen noch mehrere kleinere Schriften, meist belletristischen Inhalts und seine Kabale im Civildienste, so wie seine Preisschrift über die Ausbildung der Wundärzte zur innerlichen Praxis, welche in Erfurt gekrönt wurde.

Seine Memorabilien, welche vorzüglich der Staats- und Thierarzneikunde gewidmet waren, sein Journal: Geist und Kritik der medizinischen und chirurgischen Zeitschriften Deutschlands, welches in Plan und Ausführung unsern neuesten Zeitschriften nicht genug zum Muster empfohlen werden kann und seine Briefe an Girtanner rc. *), beweisen eben so sehr seine auf Praxis gegründete literarische Fruchtbarkeit, als sie den hellsehenden Kopf verkündigen, welcher

*) Siehe in diesen Briefen, in welchen Rausch seine medizinischen und chirurgischen Erfahrungen seinen berühmten Zeitgenossen, einem Girtanner, Hufeland und Andern mittheilte, besonders die treffende Bemerkung Seite 104.

[illegible] Zukunft [illegible] gewährt [illegible] ist, sehr richtig zu würdigen [illegible] stand.

Er beschloß seine lange ruhmvolle literarische Laufbahn mit der wichtigen Schrift *über die neuen Theorien des Kriminalrechts und der gerichtlichen Medizin.*

Wenn wir nun uns das Bild des Mannes, welchen bei seinen wundersamen Schicksalen auch noch die Prüfung traf, daß von elf Kindern ihm nur ein Sohn überlebte, welcher durch seine unglückliche Krankheit in den letzten zehn Jahren, wo die Vorsehung sich abstrebte, den *wackern Arzt*, den *geistvollen und vielseitig gelehrten Schriftsteller*, den *geschmackvollen Kunstkenner*, den *biedern Hausvater* und *treuen Staatsbürger*, für seine früheren schuldlosen Leiden zu entschädigen, die größten und liebsten Hoffnungen des Vaters zerstörte, im Ganzen aufstellen, so werden wir eben so sehr über die *Mannigfaltigkeit* seiner Kenntnisse, welche er oft in den traurigsten Leidensstunden sich aneignete, erstaunen, als den *religiösen Muth* bewundern, womit er alle seine unverschuldeten Leiden ertrug; aber auch eine Regierung preisen, welche mit strenger Gerechtigkeit das ihm geschehene Unrecht glänzend wieder gut zu machen, sich eifrig bemühte.

Wir finden ihn als Arzt am Krankenbette, von herzlicher Theilnahme begleitet, mit hellem Blicke den Krankheitsstoff bei seiner Wurzel ergreifen; wir finden ihn in den Regierungssitzungen, geachtet von seinen Kollegen, durch treffliche medizinisch-polizeiliche Verordnungen das Wohl seines Vaterlandes befördern und die schuldlosen Kinder befreien durch seine Thätigkeit in der Vaccine, von dem afrikanischen Erbfeinde des europäischen Ge-

tenb. 1799. — Erste Fortsetz. s. Nachr. über Schlesien, Böhmen u. das vormal. Polen. Bresl. 1796. 8. — Vom Geist u. Kritik der medic. chirurg. Zeitschriften erschien des 3. Jahrg. 1. u. 2. B. 1801; des 4. u. 5. Jahrg. 1. u. 2. Bd. 1802; des 6. Jahrg. 1. u. 2. Bd., sammt Register über die 3 letzten Jahrg. 1803; des 7. Thls. (nicht mehr Jahrg.) 1. u. 2. Bd. 1804. — Die Heilquellen zu Buckowine für Aerzte u. Nichtärzte rc. Bresl. u. Leipz. 1802. — Ueber den Milzbrand des Rindviehes; eine Abhandl., welcher v. der königl. Akad. der Wissenschaften zu Berlin der Preis von 50 Dukaten zuerkannt worden ist. Berlin, 1805. — Fragmente der militär. Staatsarzneikunde; in Kilian's Georgia, Jahrg. 1806. Jan. — Ein neues charakterist. Zeichen der Rindviehpest; in Hufeland's u. Himly's Journal der prakt. Heilk. 1809, März Nr. 4. — Memorabilien der Heilk., Staatsarzneiwissensch. u. Thierheilkunst. Züllichau, 1813 u. 1815. — Ueber die neuen Theorien des Kriminalrechts u. der gerichtl. Medicin, mit Vorschlägen zur Verbesserung beider Disciplinen. Das. 1818. — Gab mit einer Vorrede heraus: Müllers Schrift: der Werth der cultivirten Schafpockeinimpfung (Leipz. 1817). — Gedichte in der neuen Litteratur u. Völkerkunde, und Aufsätze in Gruners Almanach für Aerzte u. Nichtärzte. — Außerdem noch verschiedene anonym. Schriften, auch philosoph., ästhet., krit. und medicin. Aufsätze, theils mit, theils ohne Namen in mancherlei Zeitschriften. — Anonymischer Unternehmer noch anderer gelehrten Anstalten. — Gelegenheitsgedichte. — Recensionen. — Antheil an der Ersch-Gruberschen Encyklopädie. — Sein Bildniß vor dem 6. Jahrg. von Kopp's Jahrbuch der Staatsarzneikunde (1813).

Waschke bei Bojanowo. Karl Wunster.

[illegible] Carl Brandan Mollweide,
Professor der Mathematik zu Leipzig.

geb. den 3. Februar 1774.

gest. den 10. März 1825. *)

Er ward zu Wolfenbüttel geboren. Sein Vater war Registrator daselbst und wenig bemittelt. Als Knabe zeichnete sich der junge Mollweide durch eine sehr schöne Hand im Schreiben aus, wie er auch später seine Zuhörer oft durch die Festigkeit und Geschicklichkeit, mit der er einen vollkommnen Kreis aus freier Hand zog, in Verwunderung setzte. Zum Rechnen und zur Mathematik überhaupt zeigte er bis zu seinem zwölften Jahre nicht nur keine Neigung, sondern sogar eine entschiedene Abneigung. Sein Talent schien plötzlich entwickelt, als er eines Tages, ohne vorher nur die Rechenspecies zu kennen, seinem im Rechnen begriffenen Vater zurief: „Vater, Sie haben geirrt.“ Von dieser Zeit fing er dann auch an, sich eifrig mit dem Rechnen zu beschäftigen, doch nicht sowohl durch väterlichen oder anderweiten Unterricht geleitet, als vielmehr durch eignes Studium von Rechenbüchern, welche er zu Hause vorfand, und von dem das Hemeling'sche das erste war. Bald ging er zur Algebra über und berechnete in seinem 14. Jahre schon eine Sonnenfinsterniß.

Vom 12. Jahre an besuchte er auch die öffentliche Schule zu Wolfenbüttel und zeichnete sich hier so durch seine mathematischen Kenntnisse aus, daß der Prof. Leiste, sein Lehrer, sich bei seinen überraschenden Antworten des Ausdrucks bediente: „Hat er denn die logarithmischen Tafeln alle im Kopfe

*) Zum Theil aus der Ztg. f. die eleg. Welt, 1825. No. 6[illegible].

ſiren [illegible]. Nach vollendeten Schuljahren bezog er die Universität zu Helmſtädt, nachdem er ſchon auf der Schule den Entſchluß zum Studium der Mathematik gefaßt hatte und wurde nach dreijährigem Aufenthalte daſelbſt Lehrer an der dortigen Schule. Als Knabe war er immer heiter und geſund gewesen; eifriger Fleiß und vieles Sitzen auf der Universität hatten ſeiner Geſundheit geſchadet, ſo daß er nach einjähriger Verwaltung genöthigt war, ſeine Stelle zu Helmſtädt aufzugeben und zwei Jahre zu Hauſe zuzubringen, wo ihm fortdauernde hypochondriſche Beſchwerden, die ihn auch ſpäter nie ganz verließen, geiſtige Thätigkeit unmöglich machten. Nach Verbeſſerung ſeines Zuſtandes ward er als Lehrer der Mathematik und Phyſik an's Pädagogium zu Halle berufen, welche Stelle er 11 Jahre verſah, worauf er im Jahr 1811 nach Leipzig als außerordentlicher Profeſſor der Mathematik und Obſervator der Sternwarte kam und ſich 1814 verheirathete. Nach dem Tode des Profeſſors Praſſe (1814) ward ihm die erledigte Lehrſtelle übertragen, auch nahm ihn 1824 das große Fürſtencollegium unter ſeine Mitglieder auf. Einen Ruf, den er von hier nach Dorpat erhielt, ſchlug er, obwohl die Annahme deſſelben ihm eine vortheilhafte Lage geſichert hätte, aus Liebe zu ſeinem Vaterlande aus. Auch in Leipzig war er bei unermüdeter Thätigkeit ſtets kränklich und namentlich ward er oft durch Anfälle eines trocknen Huſtens beunruhigt, die endlich ein ſchleichendes Fieber herbeiführten, welches am 16. März ſeinem wirkſamen Leben ein Ende machte.

Mollweide war einer der rigoröſeſten Mathematiker ſeiner Zeit, der jeden Fehler mit mathematiſcher Strenge leicht bemerkte und ſtreng rügte; daher als Recenſent gefürchtet. Dem Euklid zollte er eine faſt unbedingte Verehrung und trat ſtark

gegen diejenigen auf, die an seiner Methode oder seinen Beweisen etwas tadelten; so wie er überhaupt gegen alle Neuerungen in der Methode mißtrauisch und vielleicht manchmal geneigter war, ihre Blößen zu bemerken und aufzudecken, als ihre Vorzüge anzuerkennen. Wiewohl von der größten Achtung für die geometrische Synthese der Alten erfüllt, erkannte er doch an, daß der jetzige Standpunkt der Wissenschaften die Hülfe der neuern Analyse unumgänglich erfordere und verehrte als ihre hauptsächlichsten Stützen namentlich die Französischen Mathematiker. Er behandelte alle Rechnungsarten mit großer Leichtigkeit und die Hand flog ihm beim Integroren auf der Tafel. Sein Vortrag war höchst gründlich und er wußte die Trockenheit des Stoffes geschickt zu beleben, indem er interessante Beziehungen dabei nachwieß. Die Mathematik verdankt ihm zwar nicht die Auffindung neuer allgemeiner Methoden, wohl aber die gründliche Bearbeitung und Beleuchtung einzelner Gegenstände derselben in vereinzelten Abhandlungen und der Fortsetzung der Klügelschen mathematischen Wörterbücher, die er übernommen, aber nicht vollendet hat. Vorzüglich verdient machte er sich dadurch, daß er sich, wenn auch manchmal mit etwas zu großer Bitterkeit, gegen den in neuern Zeiten herrschend gewordenen Hang zu unbestimmten Deductionen und unklaren mystischen Darstellungen auflehnte. Dagegen war er mit ganzer Seele, mit Wort und That bemüht, ein gründliches Studium der Wissenschaften und namentlich der Mathematik zu befördern, und Jeder, der eine wahre Neigung dazu zu erkennen gab, konnte sicher seyn, an ihm einen eifrigen Beförderer seiner Fortschritte zu finden. Er hat deshalb die Liebe seiner Schüler, die ihn näher kannten, genossen; denn wenn ihn gleich manchmal eine hypochon-

drische Stimmung etwas schroff erscheinen ließ, so zeigte er doch im Grunde überall seinen wahrhaft wohlwollenden und stets nur das Beste der Wissenschaft im Auge habenden Sinn.

* Beitrag zur Biographie des verst. Professors Mollweide zu Leipzig. *)

Was ich hier beisteure, ist aus den ersten Jahren des gegenwärtigen 19. Jahrhunderts geschöpft, wo ich, als Landsmann und College, mit dem vortrefflichen Mollweide auf dem Pädagogium zu Halle in vertrauter Freundschaft gelebt habe.

Wiewohl M. auf sein Aeußeres, auf Putz, Kleidung, Stellung u. dgl. nicht die geringste Achtsamkeit verwandte und das gedankenschwere Haupt gewöhnlich etwas niederhing, auch überhaupt der rastlose Geist den Körper abmagerte, so nahm doch schon auf den ersten Anblick für ihn ein der Ausdruck der ehrlichsten Gutmüthigkeit und heitersten Seelenruhe in seinen Mienen und Worten und die Abwesenheit alles Stolzes und aller Parade, wodurch bedeutende Männer sich bei denen, welche in ihre Nähe kommen, mehr schaden, als sie es zu ahnen scheinen.

Aus den großen, dunkeln, treuherzigen Augen strahlte der immer rege, forschende, starke, reine, heitere Geist, der innen wohnte. Er kündete, bei wissenschaftlichen Gegenständen, sich an durch eine helle, belebte, nachdrückliche, jedoch mehr sinnige, als rasche Sprache, und durch heiteres, herz-

*) Am Schluß vorstehender Biographie kommt uns von sehr schätzbarer Hand dieser Beitrag zu und zwar unter der ausdrückl. Bedingung, ihn unverändert zu geben, was uns abhält, ihn mit dem Vorhergehenden zu verschmelzen. D. H.

liches Lachen, wenn im traulichen Gespräch ergötzliche Gegenstände vorgenommen wurden.

Es ist mir unter denen, welche so ernsten Wissenschaften, wie vornehmlich die mathematischen bis zu ihrer schwindelndsten Höhe es sind, mit ganzem und unablässigen Eifer alle besten Kräfte und alle besten Stunden weihen, nie ein Mann vorgekommen, der sich eine so unbefangene Heiterkeit bewahrt hätte, wie Mollweide. Dieses und dann die sonnenhelle Deutlichkeit seines geistvollen, höchst belebten Unterrichts bewirkten es denn auch, daß sich die Jugend zu ihm und in den Kreis seiner Studien mit Vergnügen hinaufgezogen fühlte. Ob ihm gleich, — bescheiden, prunklos, einfach und natürlich, wie er stets war, — das äußerlich Imponirende, worauf Viele ein so großes Gewicht legen, daß es ihnen endlich zu einer für die Uebrigen höchst lästigen Gewohnheit und andern Natur wird, gänzlich fehlte, so gewann er dennoch die Achtung und, eben durch die Abwesenheit des zurückstoßenden Imponirenden, als schöne Zugabe „die Liebe“ aller nur einigermaßen Gutartigen unfehlbar. Brauste er auch, wie es unter Vielen wohl geschah, einmal auf, ihm ward es nachgesehen. Jeder wußte ja, wie er mit dem herzensguten Manne daran war.

Sanft und still aber erblickte man ihn die meiste Zeit. Er hörte lieber Andern still und sinnend zu, als daß er selbst viel geredet hätte; und besonders lieb war es ihm, wenn sein Gesellschafter heiteres Sinnes war und ihm unterweilen Gelegenheit gab, recht herzlich zu lachen. Das that ihm besonders auch deshalb wohl, weil es ihm eine Erquickung und Ausruhe nach den starken Anstrengungen, zu welchen er seine Kräfte die meiste Zeit aufbot, gewähren mochte. Wenn denn auch sein Gesellschafter einmal eine Zeit lang gar nicht sprach, so war ihm

doch schon das angenehm, daß er ihn nur zur Seite hatte. Man konnte, wenn man wollte, eine Viertelstunde neben ihm hergehen — am liebsten ging er in's Freie hinaus, — ohne ein Wort zu sprechen. Er war schon zufrieden, wenn er nur nicht allein wandern sollte. Schon der Anblick eines Begleiters gewährte ihm, wenn er aus seiner Klause hervortrat, ein Wohlbehagen, indem sein sonst ganz abgezogenes Denken nun doch nicht mit aller Strenge fortgesetzt werden und er seinen Zweck, jetzt eine Weile davon abzulassen, wenigstens einigermaßen erreichen konnte. Auch las er zur Erholung gern Dichter, alte und neue; unter den Alten am liebsten Virgil, unter den neuen am liebsten Wieland und Voß. Er war der alten Sprachen und, unter den neuern, besonders der Französischen mächtig. Auch dem Hebräischen hatte er in früherer Zeit Fleiß gewidmet. Er war Mitglied des philologischen Seminars zu Helmstädt unter Wiedeburg gewesen, und hatte hier in vertrauter Freundschaft mit Hase, der den Deutschen Namen jetzt in Paris verherrlicht, gelebt. Zwischen beiden dauerte damals noch immer ein freundschaftlicher Briefwechsel fort. Hase, wie mir erinnerlich ist, wußte in jener Zeit nicht, wo er hiesigen Landes ein paßliches Unterkommen finden sollte, was Mollweide, dessen Herz sehr an Hase, von dessen Gelehrsamkeit er schon damals eine sehr hohe Meinung hegte, hing, öfters bitter beklagte. Mollweide selbst war durch besondere Empfehlung des großen Gönners aller ausgezeichneten Köpfe, des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, bei dem königl. Pädagogium zu Halle angestellt worden. Wie es zugegangen, daß es Hasen im Vaterlande nicht glücken wollte, kann ich nicht mehr genau angeben. Es dürfte sich aber in

Hase's Briefen an Mollweide, wenn sie aufbewahrt worden sind, hierüber und über vieles Andere manche interessante Aufklärung finden.

Um noch einmal auf M. „Dichterlectüre" zurückzukommen, so glaube ich, daß einige astronomisch-unrichtige Erklärungen früherer und späterer Bearbeiter des Virgil, M. zu seinen ersten, in Druck gegebenen Abhandlungen veranlaßt haben. Auch ging er, wenn ich nicht irre, schon früher damit um, eine neue Ausgabe des Euklides zu veranstalten: denn ich habe ihn mit diesem Meister fortwährend beschäftigt gesehen. Außerdem waren es die Werke des La Place, welche er sich damals von Paris kommen ließ, denen er großen Fleiß widmete. Denn wiewohl er, da ihm das, was man „guter Wirth seyn" nennt, nie einfiel, mit seinen Finanzen gemeiniglich in starker Spannung lebte, so erschien doch kein auch noch so theures, wichtiges Werk in seinem Fach, das er nicht angekauft hätte. Der Rock blieb unterdessen abgeschabt; das kümmerte ihn nicht im Mindesten. Zu seinem Glück, in diesem Punkt, stand dazumal das Geldwesen des Pädagogiums unter einem höchst originellen, alten, strengen, aber sehr ehrlichen und guten Mann, dem Inspector Bach. Dieser machte, wie manches andern schlechten Finanziers unter den Lehrern, so auch unseres M. sorgsamen Vormund, brachte die Finanzen, wenn es gar nicht mehr damit fort wollte, wieder in Ordnung und sorgte auch dafür, daß der Anzug nicht ganz abfiel. M. erkannte des ehrlichen Alten Gutmeinen dankbar an, ließ sich immer einmal recht derb von ihm die Epistel lesen und dann wieder anständig ausstaffiren, lachte herzlich, befand sich wohl unter des alten Herrn Obhut und ließ ihn getrost walten.

In traulichem Verhältniß stand M. zu Halle

und Polizeidirectors dem tüchtigsten Manne anzuvertrauen und er glaubte diesen in mehr als in einer Hinsicht in Kircheisen gefunden zu haben. Die Aufforderung war in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßt. Kircheisen kannte sich indessen zu gut, um bei allem Gefühl seines Werthes nicht davon überzeugt zu seyn, daß er die Ansprüche nicht würde befriedigen können, die an den Polizeichef in einer großen volkreichen Stadt gemacht werden müssen. Das ausgezeichnete Talent, welches sein Vater in diesem Amte entwickelt hatte, war auf den Sohn nicht übergegangen; wenigstens hatte bei diesem die lange Ausübung des Richteramts, indem sie andere Kräfte hervorhob, die Fähigkeit, in der administrativen Polizei den Platz auszufüllen, geschwächt. Er bat den König, ihn in seiner Laufbahn zu lassen und wiederholte diese Bitte, als der Antrag erneuert ward. Der damalige Kammergerichtsrath Eisenberg ward hierauf zu jenem Posten berufen. Im Jahre 1796 erhielt Kircheisen, welcher zum Vizepräsidenten des Kammergerichts ernannt worden war, von dem damaligen dirigirenden Minister in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth, dem nachherigen Staatskanzler Fürsten von Hardenberg den ehrenvollen Auftrag, die Preußische Justiz in diesen neu erworbenen Provinzen einzuführen. Daß er auch in diesem wichtigen Geschäft den Erwartungen entsprachen, werden die Einwohner in jenen Provinzen und insonderheit die Beamten bezeugen können, welche ihn damals zu beobachten Gelegenheit hatten. Ihm selbst ward der Aufenthalt in Franken und die Anknüpfung so mancher freundschaftlichen Verbindungen zu einer reichen Quelle der angenehmsten Erinnerungen. Dessenungeachtet konnte er sich nicht entschließen, dem Rufe zu einer dauernden Anstel-

lung in den gedachten Fürstenthümern zu folgen; er kehrte nach Berlin zurück. Die Thronbesteigung Seiner Majestät des jetzt regierenden Königs war für ihn der Anfang einer neuen merkwürdigen Lebensperiode. Er ward mit höchst wichtigen Aufträgen beehrt und im Jahr 1798 in den Adelstand erhoben. Im August desselben Jahres erhielt er von der Juristenfakultät zu Halle die Doktorwürde. Im Jahr 1799 verhandelte er mit den Kurmärkischen Ständen über das Provinzialrecht. Im Jahre 1802 ward er wieder mit legislatorischen Arbeiten beschäftigt und nach dem Tode des Geheimen Oberjustizraths Baumgarten, mußte er dessen Amt als vortragender Rath beim Großkanzler bis zur anderweitigen Besetzung desselben versehen. Er nahm an der Bearbeitung der neuen Kriminalordnung bedeutenden Antheil. Im Jahr 1805 erweiterte sich sein Wirkungskreis durch seine Ernennung zum ersten Präsidenten des Kammergerichts. Hier trafen ihn die verhängnißvollen Jahre 1806, 1807 und 1808, aber sie trafen einen Mann, der, wenn Wolken an seinem Horizonte heraufziehen, nicht muthlos und verzweifelnd sich und die Seinigen dem Sturm und Ungewitter Preis gibt. Die Unverletzlichkeit der Rechtspflege lag ihm vor allem am Herzen; ihr brachte er seine Ruhe und Bequemlichkeit zum Opfer und bei den fremden Behörden mußte er sich durch die Würde seines Amtes, die Festigkeit seines Charakters und seine edle Persönlichkeit Bahn zu verschaffen. In seinem Kreise half er, wo er konnte und wo Hülfe nicht möglich war, da tröstete er. Der König ernannte ihn im Jahr 1819 zum Chef-Präsidenten des ganzen Kammergerichts mit dem Range eines Geheimen Staatsraths und bei der ersten Vertheilung der neu gestifteten beiden Klassen des rothen Ad-

lerordens im Januar 1810, wurde er Ritter der dritten Klasse dieses Ordens. Aber noch sollte sein Ziel nicht erreicht seyn. Im Juni 1810 übertrugen ihm Se. Majestät das Justizdepartement und ernannten ihn zum Justizminister. Diesem neuen großen Berufe widmete sich Kircheisen mit dem Feuer eines Jünglings; seinem scharfen Blicke entgingen die Gebrechen der Rechtspflege nicht, er bewirkte Verbesserungen im Einzelnen und im Ganzen; die Mitglieder der Landesjustizcollegien verdanken ihm eine erhöhete Einnahme; viele gesetzliche Anordnungen, sowohl im materiellen Recht, als in den Formen des Verfahrens, sind von ihm ausgegangen, manche Hindernisse eines regelmäßigen Geschäftsganges von ihm beseitigt. Die herrlichen Tage unserer Wiedergeburt entschädigten ihn reichlich für alle Leiden der Vergangenheit. Er eilte, den Provinzen, die ein unglückliches Schicksal sieben Jahre lang von uns getrennt hatte, das gute Deutsche Recht wieder zu verschaffen. Das Jahr 1814 brachte ihm aus der Hauptstadt Frankreichs die Insignien des rothen Adlerordens erster Klasse, als einen Beweis der Zufriedenheit seines Königs mit seiner ministeriellen Wirksamkeit. Im Jahr 1815 nahm ihn die Akademie der nützlichen Wissenschaften in Erfurt zu ihrem Mitgliede auf. Der von seinen Freunden und Verehrern in Berlin veranstalteten Feier seiner 50jährigen Amtsführung, am 30sten Januar 1821, entzog er seine persönliche Gegenwart aus Bescheidenheit und aus Besorgniß, daß das Uebermaß seiner Gefühle ihm die Kraft rauben könnte, den ihm bevorstehenden Anstrengungen die Spitze zu bieten. Aber die zahlreichen Beweise des Wohlwollens, der Freundschaft und Anhänglichkeit, die von nahe und fern auf ihn herbeiströmten, thaten seinem Herzen wohl und ließen

ihm auf den langen Weg, den er zurückgelegt hatte, mit Freude und Dank gegen die Vorsehung zurückblicken. Die Gnade des Königs setzte diesem Feste die Krone auf; der Jubelgreis empfing mit einem huldreichen Schreiben seines Monarchen den ersten Orden des Reichs. Dem so Gefeierten blieb nun nichts zu wünschen übrig, als daß ihm vergönnt werden möge, bis an's Ende seiner Tage die Pflichten seines Amts zu erfüllen. Und auch dieser Wunsch sollte ihm gewährt werden. Er setzte seine Geschäfte mit gleichmäßiger Thätigkeit fort, und wenn gleich die Beschwerden des Alters sich einfanden und insbesondere eine Schwäche des Gehörs ihn verhinderte, an großen Versammlungen Theil zu nehmen, so konnte doch nichts seinem Triebe nach Beschäftigung Einhalt thun. Im April 1822 begrüßte er seinen würdigen Freund, den wirklichen Geheimen Rath und Kammergerichts-Präsidenten Woldermann, am Tage seiner funfzigjährigen Dienstjubelfeier, mit einer herzlichen Anrede, und nahm an dem Feste des Tages zur Freude aller Anwesenden Theil. Im Jahr 1823 übertrug ihm der König die Prüfung des Fonk'schen Prozesses, und auf dem durch rechtliche Gründe unterstützten Begnadigungs- oder Bestätigungsrechte des Königs beruhte die Freisprechung Fonk's durch die königliche Kabinetsordre vom 28. Juli 1823. — Vom Kurfürsten von Hessen erhielt er 1824 das Großkreuz des Ordens vom goldnen Löwen. Im letzten Jahre seines Lebens nahmen seine körperlichen Kräfte sichtbar ab; eine Schwäche der Füße verhinderte die ihm so nothwendige und zum Bedürfniß gewordene Bewegung des Gehens. Dennoch setzte er die Leitung der Geschäfte ununterbrochen fort, bis am 16. März 1826 seine Thätigkeit ein Nervenschlag aufhielt, dessen Folgen am 18.

desselben Monats, nach Ein Uhr Mittags, seinem Leben im 76sten Jahre seines Alters, nach einer Dienstzeit von 54 Jahren, ein Ende machten. Ein Jahr früher war ihm seine Gattin, eine Tochter des Kriegsraths von Fischer, nach langen körperlichen Leiden vorangegangen. Tief schmerzte ihn dieser Verlust nach einer sieben und vierzigjährigen überaus glücklichen Ehe. Von acht Kindern haben ihn nur drei überlebt, ein Sohn und zwei Töchter. Der Sohn, Justizrath, arbeitet als Expedient im Justizministerium; von den Töchtern ist die älteste an den Geheimen Rechnungsrath Vetter, die jüngste an den Hauptmann im Generalstabe, von Schenkendorff, verheirathet. Kinder und Kindeskinder trauern um einen liebreichen Vater. Sein Nachfolger im Justizministerium wurde der Präsident des Oberlandesgerichts zu Glogau, Graf von Danckelmann.

Der vorstehende kurze Abriß stellt nur ein schwaches Bild des vortrefflichen Mannes auf. Noch mögen einige der hervorstechendsten Züge seines Charakters und Geistes für Zeitgenossen und Nachkommen hier ihren Platz finden. Selten verband wohl ein Staatsmann solche Festigkeit mit solcher Milde. Seinem Worte konnte man trauen, was er versprochen hatte, das hielt er, aber er versprach nicht viel und leistete lieber ohne Versprechen. Was er verweigern zu müssen glaubte, verweigerte er ohne Rückhalt und mit Aeußerungen des Mißfallens, wenn das Gesuchte ihm ungerecht oder unbillig schien. Bewilligen, wo er konnte und durfte, war seine Freude, die er oft durch die zuvorkommende Art der Bekanntmachung noch zu erhöhen suchte. Rechtschaffenheit galt bei ihm für kein Verdienst; er forderte sie unbedingt und war unerbittlich, wenn es darauf ankam, eine schlechte

Handlung zu ahnden. Die Fehler des Bluts, des Leichtsinns, der Unbesonnenheit übersah er gern. In seinem Amte war er bestimmt und sicher, das Bewußtseyn, das Gute zu wollen und seine Schuldigkeit gethan zu haben, begleitete ihn überall und setzte ihn über schiefe Urtheile hinweg. Jeder Kleinigkeitskrämerei und Sylbenstecherei abhold, hatte er in seinem Amte nur immer den Zweck vor Augen, leicht nachgebend über die Wege, die dahin führten. Wahrheit ging ihm über alles; Wahrheit gegen Freund und Feind, gegen Hohe und Niedere; er gab sie, er verlangte sie aber auch. Seine Meinung sprach er ohne Menschenfurcht aus, sie mochte mit der Meinung Anderer übereinstimmen oder nicht. Dem Könige, seinem Herrn, war er mit unverbrüchlicher Treue und mit der innigsten Anhänglichkeit ergeben; aufrichtig liebte er sein Vaterland, aber Beide, König und Vaterland waren ihm Eins, eine Trennung war ihm nicht denkbar. Hatte er gegen beabsichtigte neue Einrichtungen oder Gesetze Bedenken, so äußerte er sie vollständig und freimüthig. War die Anordnung einmal erfolgt, so war er der Erste und Eifrigste, der sie zur Ausführung brachte; er gestattete dabei keinen weiteren Widerspruch. In den Grundsätzen der Monarchie auferzogen und über ihre heilsamen Wirkungen durch eine lange Erfahrung belehrt, war er streng gegen jeden Angriff auf dieselbe. Reformen in der Justiz, die das Wesentliche unserer Rechts- und Gerichtsverfassung betrafen, liebte er nicht; er hielt sich lieber an das Bestehende und war ein eifriger Freund und Vertheidiger der Carmer-Suarezschen Gesetzgebung. Für Modifikationen und Verbesserungen verschloß er indeß keinesweges sein Ohr; vielmehr hielt er sich von deren Nothwendigkeit überzeugt. Er klagte zuweilen

desselben Monats, nach Ein Uhr Mittags, seinem Leben [illegible] 76sten Jahre seines Alters, nach einer [illegible] Talenten [illegible] ein Ende machten. Ein [illegible] and er sich im Besitz der mannichfaltigsten Kenntnisse, die er durch Bücher und durch den Umgang mit Gelehrten stets zu erweitern suchte. Unter den Dichtern stellte er Schiller oben an und die „Ideale“ waren ihm das Gedicht, dessen Werth er nicht genug preisen konnte. Die Religion war unserm Kircheisen Sache des Herzens; er war evangelischer Christ im ächten Sinne des Worts. Nur die Schwäche seines Gehörs hielt ihn in spätern Jahren von dem Besuche des öffentlichen Gottesdienstes ab. Früher hatte Spalding durch seine Kanzelreden ihn angezogen. Wich er auch in manchen Punkten von den religiösen Ansichten Anderer ab, so war er doch weit davon entfernt, hierüber abzusprechen und den Richter zu spielen. — Die Arbeit war ihm Bedürfniß, Geschäftslosigkeit der Tod. Wirksam zu seyn, so weit seine Kräfte reichten, glaubte er sich und seinen Nebenmenschen schuldig zu seyn. Deshalb beschränkte sich seine Thätigkeit nicht auf die Grenzen seines Amtes. Er war Präsident der Haupt-Bibelgesellschaft, Vorsteher des Bürger-Rettungsinstituts und Mitglied der Armenspeisungsanstalt, und in allen diesen Verhältnissen war er redlich und eifrig bemüht, zur Erreichung des Zwecks der Vereinigung das Seinige beizutragen.

An seinen Freunden hing Kircheisen mit ganzer Seele. Aber er genoß auch das Glück, von ganzer Seele wieder geliebt zu werden. Geselliges Talent besaß er in hohem Grade, seine Laune war die unbefangenste und unschuldigste, und aus dem reichen Vorrathe seiner Erfahrungen theilte er gern mit, was ihm sein nie geschwächtes Erinnerungs-

Handlung zu ahnden. Die Fehler [illegible] Ereignissen [illegible]
Leichtsinns, der Unbeson[illegible]gebenen war
[illegible] Vorgesetzter, nimmer bereit,
zu helfen, zu rathen, aufzumuntern, zu belehren und
zu verzeihen.

So war unser Entschlafener eine prangende Blume im Kranze edler Preußischer Männer!

* * *

Eine Blume auf dem bekränzten Grabe des edlen Kircheisen.

Ein Geweihter ging ein in die Gefilde des Friedens!
Kircheisen starb! Wer fühlt nicht die Schwere des Wort's,
Aber wer gönnte ihm nicht, dem rastlos Thät'gen, die Ruhe,
Die sein erhabener Geist, ach! nur zu selten hier fand.
Großes hat er gewirkt und vieles Dunkel erhellet,
Und mit Giganten gekämpft; das erkennet die Welt.
Doch was Er Gutes gethan, es bringt ihm dort lohnende Früchte,
Denn für sein reiches Gemüth war dieser Boden zu arm.

C.....s. L.....n.

---

* XXII. Ferdinand, Freiherr von Lüninck,

Fürstbischof von Münster und Corvey.

geb. zu Cöln den 14. Febr. 1755.
gest. zu Corvey den 19. März 1826.

Er war entsprossen aus der altadlichen, freiherrlichen Familie von Lüninck zu Glegl bei Köln und

in dieser Stadt geboren. Erzogen wurde er da selbst im adlichen Convicte und im ehemaligen Jesuitercollegio, dem jetzigen Lyceo, wo die Schüler unter strenger Aufsicht beisammen wohnten und in mehrfachen Wissenschaften und vornämlich in den classischen Sprachen des Alterthums unterwiesen wurden.

Im vorgerückten Jünglingsalter wurde er Edelknabe am churcölnischen Hofe zu Bonn, wo seine Mutter, eine geborne Saugreben, eine Dame von Geist und ausgezeichneten Eigenschaften, in großem Ansehen stand; hier genoß er zugleich ferneren Unterricht im Pageninstitute. Seine höheren Studien betrieb er späterhin in Göttingen, wo er sich besonders dem Studium der Rechtswissenschaft hingab. Praktisch diese Wissenschaft auszuüben und sich als Geschäftsmann zu vervollkommnen, begab er sich nach Beendigung seiner academischen Laufbahn nach Wetzlar, dem damaligen Sitze des Reichskammergerichts.

So vorbereitet wurde Lüninck im Jahre 1779 vom Churfürsten zu Cöln, Maximilian Friedrich, als wirklicher Hof- und Regierungsrath in Bonn mit Gehalt angestellt und ihm zugleich die Kammerherrnwürde übertragen.

Nachdem der Nachfolger Maximilians, der Erzherzog Maximilian Franz, das dem Churfürsten verliehene Privilegium de non appellando auch für sich geltend gemacht und in Ausführung gebracht hatte, wurde Lüninck mit dem Titel eines wirklichen Geheimenraths, zum Mitgliede des neu errichteten Oberappellationsgerichts erwählt.

Eine Spannung, worein er mit einem seiner Collegen gerathen war, und vermuthlich die getäuschte Hoffnung, zum Präsidenten des Gerichts ernannt zu werden, worauf er sich bei wohlbegrün-

deten Ansprüchen zurückgesetzt sah, scheint ihn be-
stimmt zu haben, späterhin seine Entlassung zu
nehmen. Er suchte statt dessen bei seinem Fürsten,
der zugleich Fürstbischof zu Münster war, um eine
Münsterische Dompräbende nach, die ihm auch 1791
conferirt wurde.

Mittlerweile war er mit dem damaligen Fürst-
Abte zu Corvey in Verbindung getreten. Dieser
schätzte ihn, seiner Talente wegen, hoch, und schenkte
ihm in vollem Maße sein Vertrauen, welches er
dadurch an den Tag legte, daß er Lüninck, der mit
einem angenehmen Aeußern viele Weltkenntniß und
Gewandtheit besaß, im Jahr 1794 beauftragte, beim
päbstlichen und kaiserlichen Hofe für die Abtei Cor-
vey um den Rang eines Domkapitels und für den
Fürst-Abt um die fürstbischöfliche Würde nachzu-
suchen.

Er entledigte sich binnen Kurzem dieses Auf-
trages, zur vollkommenen Zufriedenheit seines Com-
mittenten, und zur Belohnung seiner Dienste wurde
in dem neuerrichteten Domkapitel ihm eine Prä-
bende verliehen. Bei der vorgenommenen Theilung
der abteylichen Güter zwischen dem Fürstbischofe
und dem Domkapitel, wurde vorzugsweise Lüninck
zu Rathe gezogen und seiner Ansicht gefolgt. Durch
seinen Betrieb waren schon früher die Diöcesenstrei-
tigkeiten mit dem Bischof von Paderborn beigelegt
worden. Bald darauf starb der Fürst. Er hatte
Lüninck zum Coadjutor des nunmehrigen Hochstif-
tes ersehen; nur der Tod hinderte ihn an der Aus-
führung dieses Planes. Indessen ging auch nach
seinem Tode sein Wunsch in Erfüllung. Lüninck
wurde vom Domkapitel, durch gesetzmäßige Mehr-
heit der Stimmen, zu seinem Nachfolger erwählt.
Pius VI. bestätigte seine Wahl, und vom Kaiser
Franz empfing er die Regalien, nachdem von des-

[illegible] Wahlcommissarius, Grafen von Westphalen, über die ordnungsmäßige Wahl Bericht erstattet war. Am 6. Septbr. 1795 wurde Ferdinand zum Bischof consecrirt.

Seine Regierung war kurz, aber für seine Unterthanen beglückend. Als Bischof führte er einen musterhaften, religiösen Lebenswandel, las oft in der Woche die heilige Messe in seiner Stifts- und Pfarrkirche und wohnte dem Pfarramte und der Predigt, während seiner Anwesenheit in Corvey, an allen Sonntagen mit der Gemeinde bei. Er bewieß die größte Toleranz gegen seine nicht katholischen Unterthanen, namentlich gegen die, meistens nur von Lutheranern bewohnte Stadt Höxter, die ehedem mit den corveyischen Aebten in stete Streitigkeiten verwickelt gewesen war. Dabei zeichneten Gerechtigkeit, Thätigkeit und strenge Ordnungsliebe seine Regierung aus. Sein Privatleben war stets rein und tadellos, im Umgang war er heiter, anspruchslos und höchst wohlwollend, theilnehmend für alles Gute, empfänglich für jede Bildung des Geistes. Besonders thätig nahm er sich des Schulwesens an.

Seine Regierung endigte sich mit dem Jahre 1802, wo auch sein Land, gleich andern, der Säcularisation unterworfen wurde und an den damaligen [illegible] von Oranien, jetzigen König der Nie[illegible] Maximil[illegible]. Er benahm sich dabei mit eben so v[illegible] hene Privilegiu[illegible] Würde.

[illegible] sich geltend gemacht [illegible] hatte, wurde Lüninck [illegible] en Errinnerungen, die sich an [illegible] en Geheimenraths, zum [illegible] Residenz knüpften, z[illegible] en[illegible] ten Oberappellationsgerichts erwählt. Theil[illegible] Spannung, worein er mit einem seiner von H[illegible] en war, und vermuthlich [illegible] n es das [illegible] und [illegible] Präsidenten [illegible] in Mün[illegible] nicht [illegible] wohl bereits

ihr Augenmerk auf ihn gerichtet und ihn vielleicht schon damals als würdigen Oberhirten der Diöces Münster bezeichnet haben. Doch die nun eintretende Fremdherrschaft vereitelte so viele Wünsche und Hoffnungen, und im Jahre 1807 wurde auch Corvey zum damaligen Königreiche Westphalen geschlagen, welches den Nachtheil für ihn hatte, daß seine Entschädigungspension, vermittelst eines Decretes vom Februar 1808, auf die Hälfte herabgesetzt wurde. Zugleich ward er genöthigt, seine Pension im Königreiche Westphalen zu verzehren. Er verließ demnach Münster und begab sich nach Corvey zurück.

Hier lebte er ruhig und eingezogen, suchte in gutem Einverständniß mit allen Behörden zu bleiben, wich als Bischof allem aus, was nur irgend Collisionen zwischen der weltlichen und geistlichen Macht hätte herbeiführen können, suchte von seiner Diöcese so viel Ungemach, als möglich, abzuwenden und vermied absichtlich die Residenz Cassel und alle Verbindung mit dem dasigen Hofe, um nicht dorthin gezogen zu werden.

Wirklich schien der Fürstbischof ganz in Vergessenheit gerathen zu seyn, als im Jahre 1812 der Zufall den König auf einer Erholungsreise nach Corvey führte. Kaum daselbst angelangt, bestimmte er, auf den Vorschlag seines Finanzministers, Corvey zu einem Jagdschlosse, [illegible] zugleich den Fürstbischof nach Paderborn [illegible] mit Schmerz und stiller [illegible] diesem ihm so widrigen [illegible]. Indessen ging [illegible] seinem Tode sein Wunsch in Erfüllung. [illegible] Bischof wurde vom Domkapitel, durch gesetzmäßig [illegible] zugleich in [illegible] Stimmen, zu seinem [illegible] de la Couronne bestätigte seine [illegible] Pension [illegible] ernannt. [illegible] unter [illegible]

damaligen Verhältnissen nicht ablehnen; obgleich der Fürst sich ungern der dadurch für ihn eingetretenen Nothwendigkeit unterwarf, seinen bisherigen stillen, ruhigen Wohnsitz mit dem geräuschvollen Kasseler Hofe zu vertauschen, wo er sehr trübe Tage verlebte. Bald darauf wurde ihm das Großkreuz des Ordens der westphälischen Krone verliehen und er überhaupt von dem Könige mit Auszeichnung behandelt.

Nach dem Sturze desselben begab er sich, gegen das Ende des Jahres 1813, nach Corvey zurück. Hier, an seinem Lieblingsaufenthalte, glaubte er bis an sein Ende bleiben und seinem bischöflichen Beruf ruhig leben zu können. Doch es war anders beschieden. Er war Sr. Majestät dem Könige von Preußen vortheilhaft bekannt geworden, und dieser ernannte ihn 1817 zum Bischof von Münster.

Die Unterhandlungen mit Rom zogen sich jedoch in die Länge, und diese Zögerung war ein eben so langer Kampf für den Verstorbenen, der wohl in diesem Bischofssitze das Ziel seiner Wünsche zu finden wähnen mochte. Inzwischen wurde ihm einstweilen im Jahr 1819 das apostolische Vikariat für die Distrikte Eichsfeld und Erfurt übertragen, dem er sich mit großem Eifer unterzog und wofür ihm allgemeines Anerkenntniß und der Dank der Geistlichkeit zu Theil wurde. Daheim gründete er in dieser Zeit auch die neue Kirche der katholischen Gemeinde zu Amelunxen, deren Grundstein am 11. Aug. 1818 gelegt wurde und die als ein Tempel der Eintracht dem langjährigen Unfrieden zwischen beiden Confessionen in dieser Dorfschaft ein Ziel setzen sollte.

Am 7. Jul. 1821 erfolgte endlich nach eingegangener päpstlicher Konfirmation die feierliche Introduktion des Bischofs zu Münster, und hier be-

[illegible] den Anfang der Leiden, die den thätigen berufstreuen Oberhirten nach dreijährigem Krankenlager bis an das Grab begleiteten. Nicht alle Umstände, die ihm das Schicksal bereitete, können hier aufgedeckt werden; wenn aber öffentliche Blätter im Beginn der Krankheit sich rügend darüber äußerten, als ob die hohen Staatsbehörden dem thätigen Bischof Hindernisse in den Weg gelegt und ihn im freien Wirken für seinen Sprengel beschränkt hätten, so muß auch jetzt noch dieser Angabe als wahrheitswidrig und falsch widersprochen, vielmehr es überall anerkannt werden, daß die hohen und höchsten Staatsbehörden, mit denen der Abgelebte in Geschäftsverhältniß stand, seinen frommen Wünschen willig und mit großer Achtung für seine Persönlichkeit entgegen gekommen sind und ihm seine Amtswirksamkeit möglichst erleichtert haben.*)

Im October 1821 mußte der Bischof, weil seine Gesundheitsumstände sich täglich verschlimmerten, auf Anrathen der Aerzte sich aller Geschäftsführung entschlagen und er begab sich auf das Gut Ahsen, in der Nähe von Soest, zum Kammerherrn v. Dolffs, seinem Schwager, um im Schoose der Familie desselben Erhohlung von den angestrengtesten Geschäften zu suchen. Bald darauf reiste er

---

*) Dies bezeugt und bittet, sich auf ihn, als den zuverlässigsten Zeugen seiner Handlungen, zu berufen, sein geistlicher Rath, der Hr. Domkapitular Bracht, der als steter Begleiter, treuer Gehülfe und redlicher Freund des Hochseligen unausgesetzt beobachtet und die heil. Pflichten, die ihm auferlegt waren, gegen ihn bis zu dem letzten Augenblick seines Lebens mit großer Aufopferung erfüllt hat. Wir verdanken ihm die meisten Data dieses Nekrologs und glauben, wenn wir so aus der reinsten Quelle geschöpft, auch die Pflicht gegen unsere Leser erfüllt zu haben.

desselben Monats, nach Ein Uhr Mittags, seinem Leben im 76sten Jahre seines Alters, nach einer Dienstzeit von 54 Jahren, ein Ende machten. Ein Jahr früher war ihm seine Gattin, eine Tochter des Kriegsraths von Fischer, nach langen körperlichen Leiden vorangegangen. Tief schmerzte ihn dieser Verlust nach einer sieben und vierzigjährigen überaus glücklichen Ehe. Von acht Kindern haben ihn nur drei überlebt, ein Sohn und zwei Töchter. Der Sohn, Justizrath, arbeitet als Expedient im Justizministerium; von den Töchtern ist die älteste an den Geheimen Rechnungsrath Vetter, die jüngste an den Hauptmann im Generalstabe, von Schenkendorff, verheirathet. Kinder und Kindeskinder trauern um einen liebreichen Vater. Sein Nachfolger im Justizministerium wurde der Präsident des Oberlandesgerichts zu Glogau, Graf von Danckelmann.

Der vorstehende kurze Abriß stellt nur ein schwaches Bild des vortrefflichen Mannes auf. Noch mögen einige der hervorstechendsten Züge seines Charakters und Geistes für Zeitgenossen und Nachkommen hier ihren Platz finden. Selten verband wohl ein Staatsmann solche Festigkeit mit solcher Milde. Seinem Worte konnte man trauen; was er versprochen hatte, das hielt er, aber er versprach nicht viel und leistete lieber ohne Versprechen. Was er verweigern zu müssen glaubte, verweigerte er ohne Rückhalt und mit Aeußerungen des Mißfallens, wenn das Gesuchte ihm ungerecht oder unbillig schien. Bewilligen, wo er konnte und durfte, war seine Freude, die er oft durch die zuvorkommende Art der Bekanntmachung noch zu erhöhen suchte. Rechtschaffenheit galt bei ihm für kein Verdienst; er forderte sie unbedingt und war unerbittlich, wenn es darauf ankam, eine schlechte

Handlung zu ahnden. Die Fehler des Leichtsinns, der Unbesonnenheit übersah er gern. In seinem Amte war er bestimmt und sicher, das Bewußtseyn, das Gute zu wollen und seine Schuldigkeit gethan zu haben, begleitete ihn überall und setzte ihn über schiefe Urtheile hinweg. Jeder Kleinigkeitskrämerei und Sylbenstecherei abhold, hatte er in seinem Amte nur immer den Zweck vor Augen, leicht nachgebend über die Wege, die dahin führten. Wahrheit ging ihm über alles; Wahrheit gegen Freund und Feind, gegen Hohe und Niedere; er gab sie, er verlangte sie aber auch. Seine Meinung sprach er ohne Menschenfurcht aus, sie mochte mit der Meinung Anderer übereinstimmen oder nicht. Dem Könige, seinem Herrn, war er mit unverbrüchlicher Treue und mit der innigsten Anhänglichkeit ergeben; aufrichtig liebte er sein Vaterland, aber Beide, König und Vaterland waren ihm Eins, eine Trennung war ihm nicht denkbar. Hatte er gegen beabsichtigte neue Einrichtungen oder Gesetze Bedenken, so äußerte er sie vollständig und freimüthig. War die Anordnung einmal erfolgt, so war er der Erste und Eifrigste, der sie zur Ausführung brachte; er gestattete dabei keinen weiteren Widerspruch. In den Grundsätzen der Monarchie auferzogen und über ihre heilsamen Wirkungen durch eine lange Erfahrung belehrt, war er streng gegen jeden Angriff auf dieselbe. Reformen in der Justiz, die das Wesentliche unserer Rechts- und Gerichtsverfassung betrafen, liebte er nicht; er hielt sich lieber an das Bestehende und war ein eifriger Freund und Vertheidiger der Carmer-Suarezschen Gesetzgebung. Für Modifikationen und Verbesserungen verschloß er indeß keineswegs sein Ohr; vielmehr hielt er sich von deren Nothwendigkeit überzeugt. Er klagte zuweilen

desselben Monats, nach Ein Uhr Mittags, seinem Leben [illegible] sten Jahre seines Alters, nach einer Di[illegible] ein Ende machten. Ein [illegible] fand er sich im Besitz der mannichfaltigsten Kenntnisse, die er durch Bücher und durch den Umgang mit Gelehrten stets zu erweitern suchte. Unter den Dichtern stellte er Schiller oben an und die „Ideale" waren ihm das Gedicht, dessen Werth er nicht genug preisen konnte. Die Religion war unserm Kircheisen Sache des Herzens; er war evangelischer Christ im ächten Sinne des Worts. Nur die Schwäche seines Gehörs hielt ihn in spätern Jahren von dem Besuche des öffentlichen Gottesdienstes ab. Früher hatte Spalding durch seine Kanzelreden ihn angezogen. Wich er auch in manchen Punkten von den religiösen Ansichten Anderer ab, so war er doch weit davon entfernt, hierüber abzusprechen und den Richter zu spielen. — Die Arbeit war ihm Bedürfniß, Geschäftslosigkeit der Tod. Wirksam zu seyn, so weit seine Kräfte reichten, glaubte er sich und seinen Nebenmenschen schuldig zu seyn. Deshalb beschränkte sich seine Thätigkeit nicht auf die Grenzen seines Amtes. Er war Präsident der Haupt-Bibelgesellschaft, Vorsteher des Bürger-Rettungsinstituts und Mitglied der Armenspeisungsanstalt, und in allen diesen Verhältnissen war er redlich und eifrig bemüht, zur Erreichung des Zwecks der Vereinigung das Seinige beizutragen.

An seinen Freunden hing Kircheisen mit ganzer Seele. Aber er genoß auch das Glück, von ganzer Seele wieder geliebt zu werden. Geselliges Talent besaß er in hohem Grade, seine Laune war die unbefangenste und unschuldigste, und aus dem reichen Vorrathe seiner Erfahrungen theilte er gern mit, was ihm sein nie geschwächtes Erinnerungs-

Handlung zu ahnden. Die Fehler [illegible] Ereignissen frü-
Leichtsinns, der Unbeson[illegible]gebenen war
[illegible] Vorgesetzter, immer bereit,
zu helfen, zu rathen, aufzumuntern, zu belehren und
zu verzeihen.

So war unser Entschlafener eine prangende Blume im Kranze edler Preußischer Männer!

* * *

Eine Blume auf dem bekränzten Grabe des edlen Kircheisen.

Ein Geweihter ging ein in die Gefilde des Friedens!
Kircheisen starb! Wer fühlt nicht die Schwere des Wort's,
Aber wer gönnte ihm nicht, dem rastlos Thät'gen, die Ruhe,
Die sein erhabener Geist, ach! nur zu selten hier fand.
Großes hat er gewirkt und vieles Dunkel erhellet,
Und mit Giganten gekämpft; das erkennet die Welt.
Doch was Er Gutes gethan, es bringt ihm dort lohnende Früchte,
Denn für sein reiches Gemüth war dieser Boden zu arm.

C.....s. L.....n.

---

* XXII. Ferdinand, Freiherr von Lüninck,

Fürstbischof von Münster und Corvey.

geb. zu Cöln den 15. Febr. 1755.
gest. zu Corvey den 19. März 1826.

Er war entsprossen aus der altadlichen, freiherrlichen Familie von Lüninck zu Glegl bei Köln und

in dieser Stadt geboren. Erzogen wurde er da selbst im adlichen Convicte und im ehemaligen Jesuitercollegio, dem jetzigen Lyceo, wo die Schüler unter strenger Aufsicht beisammen wohnten und in mehrfachen Wissenschaften und vornämlich in den classischen Sprachen des Alterthums unterwiesen wurden.

Im vorgerückten Jünglingsalter wurde er Edelknabe am churcölnischen Hofe zu Bonn, wo seine Mutter, eine geborne Saugreben, eine Dame von Geist und ausgezeichneten Eigenschaften, in großem Ansehen stand; hier genoß er zugleich ferneren Unterricht im Pageninstitute. Seine höheren Studien betrieb er späterhin in Göttingen, wo er sich besonders dem Studium der Rechtswissenschaft hingab. Praktisch diese Wissenschaft auszuüben und sich als Geschäftsmann zu vervollkommnen, begab er sich nach Beendigung seiner academischen Laufbahn nach Wetzlar, dem damaligen Sitze des Reichskammergerichts.

So vorbereitet wurde Lüninck im Jahre 1779 vom Churfürsten zu Cöln, Maximilian Friedrich, als wirklicher Hof- und Regierungsrath in Bonn mit Gehalt angestellt und ihm zugleich die Kammerherrnwürde übertragen.

Nachdem der Nachfolger Maximilians, der Erzherzog Maximilian Franz, das dem Churfürsten verliehene Privilegium de non appellando auch für sich geltend gemacht und in Ausführung gebracht hatte, wurde Lüninck mit dem Titel eines wirklichen Geheimenraths, zum Mitgliede des neu errichteten Oberappellationsgerichts erwählt.

Eine Spannung, worein er mit einem seiner Collegen gerathen war, und vermuthlich die getäuschte Hoffnung, zum Präsidenten des Gerichts ernannt zu werden, worauf er sich bei wohlbegrün-

den Ansprüchen zurückgesetzt sah, scheint ihn bestimmt zu haben, späterhin seine Entlassung zu nehmen. Er suchte statt dessen bei seinem Fürsten, der zugleich Fürstbischof zu Münster war, um eine Münsterische Domprabende nach, die ihm auch 1791 conferirt wurde.

Mittlerweile war er mit dem damaligen Fürst-Abte zu Corvey in Verbindung getreten. Dieser schätzte ihn, seiner Talente wegen, hoch, und schenkte ihm in vollem Maße sein Vertrauen, welches er dadurch an den Tag legte, daß er Lüninck, der mit einem angenehmen Aeußern viele Weltkenntniß und Gewandtheit besaß, im Jahr 1794 beauftragte, beim päbstlichen und kaiserlichen Hofe für die Abtei Corvey um den Rang eines Domkapitels und für den Fürst-Abt um die fürstbischöfliche Würde nachzusuchen.

Er entledigte sich binnen Kurzem dieses Auftrages, zur vollkommenen Zufriedenheit seines Committenten, und zur Belohnung seiner Dienste wurde in dem neuerrichteten Domkapitel ihm eine Präbende verliehen. Bei der vorgenommenen Theilung der abteylichen Güter zwischen dem Fürstbischofe und dem Domkapitel, wurde vorzugsweise Lüninck zu Rathe gezogen und seiner Ansicht gefolgt. Durch seinen Betrieb waren schon früher die Diöcesenstreitigkeiten mit dem Bischof von Paderborn beigelegt worden. Bald darauf starb der Fürst. Er hatte Lüninck zum Coadjutor des nunmehrigen Hochstiftes ersehen; nur der Tod hinderte ihn an der Ausführung dieses Planes. Indessen ging auch nach seinem Tode sein Wunsch in Erfüllung. Lüninck wurde vom Domkapitel, durch gesetzmäßige Mehrheit der Stimmen, zu seinem Nachfolger erwählt. Pius VI. bestätigte seine Wahl, und vom Kaiser Franz empfing er die Regalien, nachdem von des-

[illegible] Wahlcommissarius, Grafen von Westphalen, über die ordnungsmäßige Wahl Bericht erstattet war. Am 6. Septbr. 1795 wurde Ferdinand zum Bischof consecrirt.

Seine Regierung war kurz, aber für seine Unterthanen beglückend. Als Bischof führte er einen musterhaften, religiösen Lebenswandel, las oft in der Woche die heilige Messe in seiner Stifts- und Pfarrkirche und wohnte dem Pfarramte und der Predigt, während seiner Anwesenheit in Corvey, an allen Sonntagen mit der Gemeinde bei. Er bewieß die größte Toleranz gegen seine nicht katholischen Unterthanen, namentlich gegen die, meistens nur von Lutheranern bewohnte Stadt Hörter, die ehedem mit den corveyischen Aebten in stete Streitigkeiten verwickelt gewesen war. Dabei zeichneten Gerechtigkeit, Thätigkeit und strenge Ordnungsliebe seine Regierung aus. Sein Privatleben war stets rein und tadellos, im Umgang war er heiter, anspruchslos und höchst wohlwollend, theilnehmend für alles Gute, empfänglich für jede Bildung des Geistes. Besonders thätig nahm er sich des Schulwesens an.

Seine Regierung endigte sich mit dem Jahre 1802, wo auch sein Land, gleich andern, der Säcularisation unterworfen wurde und an den damaligen [illegible] von Oranien, jetzigen König der Niederlande [illegible] Er benahm sich dabei mit eben so [illegible] Würde.

[illegible] hatte, wurde Lüninck [illegible] Erinnerungen, die sich an [illegible] Residenz knüpften, [illegible] Oberappellationsgerichts erwählt. Theils [illegible] Spannung, worein er mit einem seiner von H[illegible] war, und vermuthlich [illegible] es das [illegible] Präsidenten [illegible] in Münster [illegible] wohl bereits

ihr Augenmerk auf ihn gerichtet und ihn vielleicht schon damals als würdigen Oberhirten der Diöces Münster bezeichnet haben. Doch die nun eintretende Fremdherrschaft vereitelte so viele Wünsche und Hoffnungen, und im Jahre 1807 wurde auch Corvey zum damaligen Königreiche Westphalen geschlagen, welches den Nachtheil für ihn hatte, daß seine Entschädigungspension, vermittelst eines Decretes vom Februar 1808, auf die Hälfte herabgesetzt wurde. Zugleich ward er genöthigt, seine Pension im Königreiche Westphalen zu verzehren. Er verließ demnach Münster und begab sich nach Corvey zurück.

Hier lebte er ruhig und eingezogen, suchte in gutem Einverständniß mit allen Behörden zu bleiben, wich als Bischof allem aus, was nur irgend Collisionen zwischen der weltlichen und geistlichen Macht hätte herbeiführen können, suchte von seiner Diöcese so viel Ungemach, als möglich, abzuwenden und vermied absichtlich die Residenz Cassel und alle Verbindung mit dem dasigen Hofe, um nicht dorthin gezogen zu werden.

Wirklich schien der Fürstbischof ganz in Vergessenheit gerathen zu seyn, als im Jahre 1812 der Zufall den König auf einer Erholungsreise nach Corvey führte. Kaum daselbst angelangt, bestimmte er, auf den Vorschlag seines Finanzministers, Corvey zu einem Jagdschloße. [illegible] der Fürst. Er [illegible] zugleich den Fürstbischof nach [illegible] nunmehrigen Ho[illegible] mit Schmerz und stiller [illegible] Tod hinderte ihn an [illegible] diesem, ihm so widrigen [illegible]tes. Indessen ging du[illegible] seinem Tode sein Wunsch in Erfüllung. [illegible] Bischof wurde vom Domkapitel, durch gesetzmäßig[illegible] zugleich in [illegible] Stimmen, zu seinem Na[illegible] de la Couron[illegible] bestätigte seine [illegible] Pen[illegible] ernannt. [illegible] unte[illegible]

damaligen Verhältnissen nicht ablehnen; obgleich der Fürst sich ungern der dadurch für ihn eingetretenen Nothwendigkeit unterwarf, seinen bisherigen stillen, ruhigen Wohnsitz mit dem geräuschvollen Kasseler Hofe zu vertauschen, wo er sehr trübe Tage verlebte. Bald darauf wurde ihm das Großkreuz des Ordens der westphälischen Krone verliehen und er überhaupt von dem Könige mit Auszeichnung behandelt.

Nach dem Sturze desselben begab er sich, gegen das Ende des Jahres 1813, nach Corvey zurück. Hier, an seinem Lieblingsaufenthalte, glaubte er bis an sein Ende bleiben und seinem bischöflichen Beruf ruhig leben zu können. Doch es war anders beschieden. Er war Sr. Majestät dem Könige von Preußen vortheilhaft bekannt geworden, und dieser ernannte ihn 1817 zum Bischof von Münster.

Die Unterhandlungen mit Rom zogen sich jedoch in die Länge, und diese Zögerung war ein eben so langer Kampf für den Verstorbenen, der wohl in diesem Bischofssitze das Ziel seiner Wünsche zu finden wähnen mochte. Inzwischen wurde ihm einstweilen im Jahr 1819 das apostolische Vikariat für die Distrikte Eichsfeld und Erfurt übertragen, dem er sich mit großem Eifer unterzog und wofür ihm allgemeines Anerkenntniß und der Dank der Geistlichkeit zu Theil wurde. Daheim gründete er in dieser Zeit auch die neue Kirche der katholischen Gemeinde zu Amelunxen, deren Grundstein am 11. Aug. 1818 gelegt wurde und die als ein Tempel der Eintracht dem langjährigen Unfrieden zwischen beiden Confessionen in dieser Dorfschaft ein Ziel setzen sollte.

Am 7. Jul. 1821 erfolgte endlich nach eingegangener päpstlicher Konfirmation die feierliche Introduktion des Bischofs zu Münster, und hier be-

ginn, den Anfang der Leiden, die den thätigen be-
rufstreuen Oberhirten nach dreijährigem Krankenla-
ger bis an das Grab begleiteten. Nicht alle Um-
stände, die ihm das Schicksal bereitete, können
hier aufgedeckt werden; wenn aber öffentliche Blätter
im Beginn der Krankheit sich rügend darüber äu-
ßerten, als ob die hohen Staatsbehörden dem thä-
tigen Bischof Hindernisse in den Weg gelegt und
ihn im freien Wirken für seinen Sprengel beschränkt
hätten, so muß auch jetzt noch dieser Angabe als
wahrheitswidrig und falsch widersprochen, vielmehr
es überall anerkannt werden, daß die hohen und
höchsten Staatsbehörden, mit denen der Abgelebte
in Geschäftsverhältniß stand, seinen frommen Wün-
schen willig und mit großer Achtung für seine Per-
sönlichkeit entgegen gekommen sind und ihm seine
Amtswirksamkeit möglichst erleichtert haben.*)

Im October 1821 mußte der Bischof, weil
seine Gesundheitsumstände sich täglich verschlimmer-
ten, auf Anrathen der Aerzte sich aller Geschäfts-
führung entschlagen und er begab sich auf das Gut
Ahsen, in der Nähe von Soest, zum Kammerherrn
v. Dolffs, seinem Schwager, um im Schoose der
Familie desselben Erhohlung von den angestrengte-
sten Geschäften zu suchen. Bald darauf reiste er

---

*) Dies bezeugt und bittet, sich auf ihn, als den zu-
verlässigsten Zeugen seiner Handlungen, zu berufen, sein
geistlicher Rath, der Hr. Domkapitular Bracht, der als
steter Begleiter, treuer Gehülfe und redlicher Freund den
Hochseligen unausgesetzt beobachtet und die heil. Pflich-
ten, die ihm auferlegt waren, gegen ihn bis zu dem letz-
ten Augenblick seines Lebens mit großer Aufopferung er-
füllt hat. Wir verdanken ihm die meisten Data dieses
Nekrologs und glauben, wenn wir so aus der reinsten
Quelle geschöpft, auch die Pflicht gegen unsere Leser er-
füllt zu haben.

nach dem ihm so theuern Corvey und beschloß hier den trüben Abend seines Lebens.

Er starb an einer Auszehrung, welche Folge einer unvollkommen ausgebildeten Hämorrhoidal-Krankheit und der mit diesem Zustand gewöhnlich verbundenen schweren Hypochondrie war. Mangel an Bewegung und unausgesetztes Arbeiten, so wie gänzliches Verzichten auf alle Erhohlungsstunden bei einem im vorgerückten Alter plötzlich veränderten Geschäftsleben und ungewohnter Lebensweise, waren wohl Hauptgrund der Krankheit. Wahrlich, ein edler Eifer, ein unaufhörliches Arbeiten und Wirken für die geliebte Heerde, hat den frommen Hirten getödtet! Die Geistesgegenwart aber hat den Kranken bis in die letzten Lebensmomente nie verlassen. *) Seine irdische Hülle wurde in der heiligen Erde Corvey's, neben der Gruft seiner geliebten Mutter, am 22. März beigesetzt.

Er war der letzte Bischof und Fürst von Corvey, der 65ste, der die tausendjährige Reihe der Vorsteher jener berühmten Stiftung, deren Aufhe-

*) Der, mit einer solchen Krankheit verbundene Gemüthszustand, hatte ihn aber schon lange der Welt entfremdet und die bei seinem Leichenbegängniß versammelte Menge hätte billig erwarten können, daß an des geistlichen Oberhauptes Grabe, das so viel Stoff zu Betrachtungen gab, nicht nur formellen Pflichten der Kirche wäre Genüge gethan, sondern auch mit der Kraft der Rede zum Geist etwas Beruhigendes und Tröstliches gesagt worden, damit die Erinnerung der bessern Tage des Verstorbenen wäre aufgefrischt, die erkaltete Theilnahme an seinem Schicksale erweckt und die Umstehenden, denen der letzte Zustand desselben mit seinen Folgen ein Räthsel war, durch religiöse Betrachtungen wären getröstet, beruhigt und versöhnt worden. Wir wollen damit aber denen, die dem Fürstbischof zunächst standen, keinen Vorwurf machen, indem wir zu gut wissen, wie sehr sie selbst von Schmerz und Anstrengung ergriffen waren. —

lung zu erleben, schließt, denn die Abtei Corvey ist nun mit der Paderbornischen vereinigt worden; die Corveyische Kathedralkirche ist jetzt eine Pfarrkirche und die ehemaligen fürstbischöflichen Residenzgebäude sind zu einem landgräflich=Hessen=Homburgischen Schlosse eingerichtet.

S. Dr. U — e.

XXIII. Jakob Aders,

Kaufmann und Director der Rheinisch=Westindischen Compagnie zu Elberfeld,

geb. zu Elberfeld am 26. Juli 1786,
gest. ebendas. am 22. März 1825. *)

Aders gehört zu der Zahl derjenigen ausgezeichneten Menschen, die das, wodurch sie dieses waren, meist durch sich selbst wurden. Er hatte der Erziehung und dem Unterrichte weiter nichts zu verdanken, als für die Characterbildung ein festes, sittlich=religiöses Fundament, das ihn sowohl in seinem Privatleben, als bei den Planen, die er für das allgemeine Beste entwarf, belebte, leitete, und durch alle Widersprüche und Hindernisse ruhig und siegreich hindurch führte — und für den Geist eine gewisse praktische Logik und Consequenz im Denken und Urtheilen, welche zwar nicht in der Schule, die er besuchte, gelehrt wurde, sich aber von selbst durch die Form und den klassischen Stoff des Unterrichts in ihm ausbildete und mit in das Geschäftsleben überging, während die alten Sprachen und was er sonst in Verbindung mit denselben in der

---

*) Nach den Verhandlungen des Berliner Vereins für Gewerbfleiß v. 1825, und nach Originalnachrichten.

Gymnasialschule seiner Vaterstadt gestrichen, längst von ihm vergessen waren. Gleich nach beendigten Schuljahren wurde er bei einem Handlungshause in Bremen in die Lehre gegeben, wo er für Alles, was Pünktlichkeit und Ordnung betrifft, eine gute Schule fand, aber da jenes Haus sich nur mit inländischem Absatz beschäftigte, nicht mit jener größern Sphäre der kaufmännischen Thätigkeit bekannt wurde, in welcher er später mit so viel Einsicht als Ruhm und Erfolg gewirkt hat. Nach vollendeten Lehrjahren kehrte er sogleich in das Vaterhaus zurück und stand den Geschäften desselben, die sich hauptsächlich auf die Fabrikation von leinenen und baumwollenen Zeugen bezogen, bis 1793 vor. In diesem Jahre lernte er die Tochter des mit seinem väterlichen Hause befreundeten, dieselben Geschäfte treibenden Kaufmanns J. H. Brink kennen, und, ehe das Jahr verfloß, wurde unter dem Segen der Aeltern eine Verbindung zwischen beiden geschlossen, die man zu den glücklichsten Ehen rechnen kann. Aders trat nun als Theilhaber in das Geschäft seines Schwiegervaters über, und bald wurde er durch die verhängnißvolle Zeit genöthigt, seine Kräfte zu entwickeln und in Thätigkeit zu setzen. Seit einer langen Reihe von Jahren hatte sich der Fabrikzweig, der sein Haus beschäftigte, in sicherem Gleise immer gleichförmig fortbewegt, aber jetzt verstopfte die eben ausgebrochene, sich immer weiter verbreitende Französische Revolution den Haupt-Absatzkanal nach Holland, wodurch sämmtliche Fabrikanten in Verlegenheit gesetzt, ja manche zu Grunde gerichtet wurden. Aders aber fand mit seinem weitsehenden Blicke und seiner besonnenen Combinationsgabe bald neue Absatzwege für seine Fabrikate, und eben so bald gelang es ihm, eine Menge Erzeugnisse der ausländischen Industrie ein

heimisch zu machen. Da er weit entfernt von kleinlicher Geheimthuerei und engherziger Geschäfts-Eifersucht war und gern jedem Standesgenossen Rath und Auskunft gab, so trug er in jener Periode wesentlich zu den zeitgemäßen Veränderungen im Fabrikations- und Handelssystem seiner Vaterstadt bei.

Bis jetzt war Aders nur Kaufmann gewesen, aber im Jahre 1799 nahmen seine Mitbürger seine Thätigkeit für die Angelegenheiten seiner Vaterstadt in Anspruch und erwählten ihn, ihm ganz unerwartet, in seinem 31. Jahre zum Bürgermeister, was er jedoch erst nach langem Widerstreben annahm. Dies Amt war in jener Zeit, wo die Französischen Armeen das Land besetzt hielten, eines der beschwerlichsten, aber als er es einmal übernommen, stand er ihm auch mit der größten Thätigkeit und Theilnahme vor. Er begnügte sich nicht, der Bürgerschaft die unvermeidlichen Lasten des Kriegs durch Ordnung und Gerechtigkeit in der Vertheilung derselben so viel als möglich zu erleichtern, sondern er erwarb sich auch durch Stiftung der allgemeinen Armenanstalt ein außerordentliches Verdienst um Elberfeld, wo bis jetzt die Straßenbettelei nicht nur tolerirt, sondern förmlich privilegirt war. Noch ehe das Jahr seiner Amtsführung verflossen, hatte er durch seinen rastlosen Eifer die Anstalt völlig begründet und das Heer der Straßenbettler war verschwunden. Im folgenden Jahre bekleidete er die Richterstelle, und später war er Beisitzer oder Schöffe des Gerichts, welches Amt er auch bis zur neuen Organisation der Gerichte unter Französischer Herrschaft behielt. Den Gemeinsinn, den Aders unter seinen Mitbürgern bei der Errichtung der Armenanstalt erregt hatte, wußte er 1803 zu einem andern, nicht minder wichtigen Zweck zu benutzen. Er bewog nämlich einige sei-

ner Collegen in der Armenverwaltung, die eben so, wie er, von dem schlechten Zustande der höhern Schulanstalten überzeugt waren, einen ausgezeichneten Lehrer für ihre Rechnung an die Spitze einer zu errichtenden höhern Bürgerschule zu stellen, ein Schulhaus mit hinlänglichem Wohnraum aus eigenen Mitteln zu bauen und für alle übrigen Schulbedürfnisse zu sorgen. Auch diese Anstalt kam schnell zu Stande und erfreute sich eines so fröhlichen Gedeihens, daß die von den Stiftern geleistete Bürgschaft nie in Anspruch genommen zu werden brauchte. Aders nahm als Mitglied des Vorstandes fortwährend lebhaften Antheil daran, alle seine Kinder wurden darin gebildet, und jener Lehrer blieb bis an seinen Tod sein persönlicher Freund.

Ein sogennnter Gesellschaftsmensch war Aders nie gewesen. Er besuchte die öffentlichen Clubbs nur als Nothbehelf für das Erholungsbedürfniß. Seitdem er aber eine bessere Befriedigung im gemeinnützigen Wirken für Armen= und Schulanstalten gefunden, nannte er die Stunden, die er diesen täglich widmete, seine Erholungsstunden, und starb dem öffentlichen Gesellschaftsleben nach und nach ganz ab.

Seine kaufmännischen Unternehmungen breiteten sich indeß immer weiter aus und ließen sich weder durch das Continentalsystem der Franzosen, noch durch das Blokadesystem der Engländer hemmen. Jedem Prohibitionssystem aus Grundsatz feind, haßte er das Eine wie das Andere, aber streng und rechtlich verabscheute er alle gesetzwidrigen Mittel und Wege. Demungeachtet litt auch sein Haus von der ungerechten Maßregel, wodurch im Sommer 1813 so viele Häuser in der Nähe von Elberfeld heimgesucht wurden. Durch das berüchtigte Decret von Nossen wurden nämlich in

jenem Jahre alle aus England gekommenen Waaren und Stoffe, welche die Douanen in dem von den Franzosen noch besetzten Theile von Deutschland auffanden, ohne Rücksicht auf Erwerb und Besitztitel, für gute Prise erklärt und über den Rhein geschafft. Dieser Raub kostete Elberfeld und Barmen mehr als zwei Millionen Franken, und das Haus Brink und Comp. war für eigene und fremde Rechnung am bedeutendsten dabei betheiligt. Bald hernach erlosch bei Leipzig Napoleons Herrschaft über Deutschland, die Verbündeten kamen an den Rhein, und mit ihrer Ankunft ging auch über Elberfeld die Morgenröthe einer bessern Zeit auf. Aders nahm als Mensch und Bürger an dieser glücklichen Wendung den wärmsten Antheil und verschmerzte um so leichter den Verlust, den ihm die Franzosen noch in den letzten Tagen ihrer Macht zugefügt hatten.

Im Jahre 1814 wurde er zum Stadtrath ernannt, und benutzte auf diesem Standpunkte abermals jede Gelegenheit, um für das allgemeine Beste zu sorgen. Im J. 1815, als Fürst Blücher mit seinem Heere dem von Elba zurückgekehrten Napoleon gegenüber stand, erschien in Elberfeld ein Abgeordneter des Preußischen Feldherrn mit dem Auftrage, zum Bedarf der für den Augenblick erschöpften Kriegskasse ein Anlehn zu unterhandeln. Der Abgeordnete wendete sich zuerst an Aders, und trotz der kritischen Zeit überwog das Interesse an der Sache des Vaterlandes, das Vertrauen auf die Tapferkeit des Preußischen Heeres und das Wort seines Anführers jede engherzige kaufmännische Bedenklichkeit. Er war der Erste, der eine ansehnliche Summe unterzeichnete und dadurch dieser Angelegenheit einen solchen Im-

puls gab, daß die ganze bedeutende Anleihe inner- halb zweier Tage zu Stande kam.

Unter den Entschädigungs-Forderungen, die man beim zweiten Friedensvertrag mit Frankreich geltend zu machen suchte, war auch die der Kaufleute aus den Rheinprovinzen, an denen der oben erwähnte Douanenraub begangen worden war. Sie hatten deshalb den ehemaligen Französ. Staats-anwald Krill nach Paris gesendet, wo er diese Sache mit dem größten Eifer, aber vergebens, betrieb. Schon stand Krill im Begriff, Paris zu verlassen, als ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Preuß. Geh. Ober-Finanzrath Crull der Sache eine günstige Wendung gab. Es war nämlich derselbe, der als Abgeordneter des Fürsten Blücher jene Anleihe in Elberfeld unterhandelt hatte. Er erwähnt des Patriotismus der Elberfelder, und nun erinnert sich Krill, daß er Briefe von Aders an den Fürsten Blücher erhalten und noch nicht übergeben habe. Er übergab sie sogleich, und noch in derselben Nacht ließ der Fürst durch den Grafen von Gneisenau diese Angelegenheit dem Preußischen Minister vortragen, und am folgenden Tage — so wirksam war des großen Feldherrn Fürwort und so nahe der letzte entscheidende Augenblick — wurde mit dem Friedens-Document auch die völlige Vergütung jenes Raubes unterzeichnet.

Als im Anfange des Jahrs 1816 die verderbliche Witterung eintrat, welche dieses Jahr auf so unglückliche Weise ausgezeichnet hat, äußerte Aders schon früh im Kreise der Freunde seine Furcht vor den Folgen derselben, und als später die Regengüsse immer stärker und anhaltender wurden, sprach er sein Vorgefühl des drohenden Mangels und die Nothwendigkeit vorbeugender Maßregeln so eindringend aus, daß es ihm gelang, einen Verein zu

bilden, dessen Plan er längst im Stillen entworfen hatte. Auf seine Aufforderung im Monat Juli unterzeichneten 153 Bürger ein Kapital von 100,000 Thalern, wovon jedoch nur 60,000 Thaler benutzt und damit binnen Jahresfrist ein Umschlag von 400,000 Thalern in Getreide für Elberfeld gemacht wurde. Die Zufuhren waren so regelmäßig geordnet, daß nur einmal durch plötzliches Anschwellen des Rheins Noth drohete, da gab Aders, für dessen Haus kurz vorher eine bedeutende Ladung angekommen war, dieselbe dem Verein zum kostenden Preise, den großen Gewinn aufopfernd, den er in einem solchen Augenblick daraus hätte ziehen können. Der Vortheil, den Elberfeld, abgesehen von dem Schutze vor Mangel, durch wohlfeilere Brodpreise, im Vergleich zu denen der benachbarten Orte, binnen jenen 13 Monaten gehabt hatte, betrug über 50,000 Thaler. Die von dem Kornverein gewonnenen 10,500 Thaler wurden nicht vertheilt, sondern von den Gliedern des Vereins der Stadt zum Bau eines Bürger-Krankenhauses geschenkt.

Um auf den schlimmsten Fall vorbereitet zu seyn, hatte man Versuche mit Brod aus gemahlenem Moos und Baumrinden angestellt, und, obgleich man nicht nöthig hatte, zu diesem Aushelfemittel seine Zuflucht zu nehmen, so genoß Aders doch jeden Mittag aus eigenem Antriebe ein Stück von diesem Brode, um zu zeigen, daß man sich auch bei noch entfernter Noth auf dieselbe vorbereiten müsse.

Nach dem Aufhören des Kornvereins schien Aders in dem Gemeinwesen seiner Vaterstadt keinen ihm genügenden Stoff für seine gemeinnützige Wirksamkeit finden zu können. Es trat daher eine andere, in einem weitern Sinn gemeinnützige Ider

seinem Leben näher. Schon seit Jahren war es ein Lieblingsgegenstand mündlicher und schriftlicher Unterhaltung mit seinen Freunden gewesen, darzuthun: der Glaube an die Ueberlegenheit der englischen Industrie sey nichts als Aberglaube oder Unwissenheit, und gerade Englands gepriesenes Zollsystem sey ein Hauptpunkt, wodurch es zum deutschen Gewerbfleiß im Nachtheil stände. Es sey daher, abgesehen von der Unausführbarkeit desselben auf dem zerstückelten Continent, eine verkehrte Idee, dem deutschen Kunstfleiße durch Aufstellung eines ähnlichen Prohibitivsystems aufhelfen zu wollen, aber das Aufsuchen und Benutzen der außer-europäischen Märkte und Absatzkanäle sey für Deutschland das sicherste Mittel. England erzwinge alles durch die Vereinigung der Kräfte Einzelner zu einem Ganzen, und dieselben Mittel zu denselben Zwecken ständen auch Deutschland zu Gebote.

Diese Ideen waren das Thema mehrerer Aufsätze, die er in den Jahren 1818, 19 und 20 in verschiedenen deutschen Blättern abdrucken ließ. Als im J. 1820 von zwei Kaufleuten in Hamburg zu gleicher Zeit verschiedene Pläne zu einer deutschen Exportations-Gesellschaft erschienen, und Abers in einem der Verfasser seinen langjährigen, im großen Welthandel viel erfahrnen Freund Becher erkannte, so trat er auch mit seinem Plane hervor und forderte Bechern zu einer Reise nach Elberfeld auf. Da beide über den Zweck ihrer Pläne schon einig waren, ehe sie einander sprachen, so wurden sie es auch bald über die Mittel, und Becher schloß sich der Unternehmung seines Freundes an, die so rasch von Statten ging, daß bis zum März 1821 die erforderliche Anzahl Aktien unterzeichnet war und die erste Versammlung gehalten werden konnte. Wenig Monate nachher gingen mit den ersten

Schiffsladungen auch schon die Agenten ab, welche bestimmt waren, an mehreren Punkten der neuen Welt Niederlassungen für die Gesellschaft zu gründen und zu leiten. So sah Aders ein Unternehmen erfolgreich fortschreiten, wozu er die Idee Jahre lang in seinem Geiste still genährt und gepflegt hatte, und hatte die Freude, das Lieblingskind seines Geistes, wie er dies Institut gern nannte, mit einer Achtung und einem Vertrauen vom Vaterlande aufgenommen zu sehen, die seine bescheidenen Erwartungen bei weitem überstiegen. Indeß war es auch die höchste Zeit, daß ihm dieser Lohn zu Theil wurde, denn er hatte den vielen, mit der Ausführung jener Idee verbundenen Arbeiten und Anstrengungen aller Art die letzten Kräfte seiner schon lange wankenden Gesundheit geopfert. Bereits in frühern Jahren hatte er durch zu anhaltendes Sitzen und vieles Kopfarbeiten den Grund zu Uebeln gelegt, die nur durch gänzliches Zurückziehen von seinen gewohnten Geschäften hätten gehoben werden können, aber das wollte oder konnte er nach seiner Individualität nicht. Ein Spaziergang bei schönem Wetter in einen Garten, den er mit einem Jugendfreunde gemeinschaftlich besaß, und wegen seiner herrlichen Aussicht über das Wupperthal besonders liebte, war die einzige Erholung, die er sich gönnte. Im Sommer genoß er oft hier sein Frühstück, und da immer diese Stunde seine Erbauungsstunde gewesen war, so war es auch hier seine Bibel, mit der er den Tag begann. Aber diese Spaziergänge, so viel Genuß sie ihm auch gewährten, konnten das immer fortschreitende Sinken seiner Kräfte nicht aufhalten, da er von ihnen stets zu seinem Schreibtische zurückkehrte. Im Sommer 1824 ließ er sich zu einer Badekur bereden, die zu neuen Hoffnungen berech-

tigte, aber nur für sehr kurze Zeit. Mit dem Winter wurden die Symptome immer bedenklicher, die Abnahme seiner Kräfte immer sichtbarer. An einem der ersten schönen Tage des März 1825 machte er noch einmal seinen Lieblingsspaziergang nach dem oben erwähnten Garten; es war sein letzter Gang in die schöne Natur, deren Wiederaufleben er mit stiller Wehmuth betrachtete und empfand. Den Freunden, die hier ihre Hoffnungen zu seiner Wiederherstellung aussprachen, erwiederte er innig bewegt, aber ruhig und gefaßt: „Mit mir gehts immer weiter bergab." Wenige Tage nachher überfiel ihn ein heftiges Brustfieber, das den Rest seiner Kraft schnell verzehrte.

Am 14. März hielten die Theilhaber der Rheinisch-Westindischen Compagnie ihre dritte General-Versammlung. Eine Deputation wurde an Abers abgesandt, um ihm zu sagen, mit welcher allgemeinen Trauer die Versammelten seine Gegenwart vermißten. Er empfing sie mit sichtbarer Rührung auf seinem Krankenbette und bat sie, der Versammlung in seinem Namen zu versichern, daß er gern fortfahren werde, das begonnene Werk mit Rath und That zu unterstützen, so lange seine Kräfte es ihm gestatten würden; doch diese verließen ihn schon, indem er sprach. In den folgenden Tagen war sein Zustand abwechselnd, aber schon am 21. stellten sich die unverkennbaren Vorboten des Todes ein, und am 22. März, um 2 Uhr Nachmittags, zerbrach der bis zum letzten Tage thätig gebliebene Geist seine Hülle.

Zweimal beschenkte die Gnade des Königs von Preußen den Verewigten mit den Beweisen der Anerkennung seiner Verdienste um das Gemeinwohl: einmal mit dem allgemeinen Ehrenzeichen erster, und das andere Mal mit dem rothen Adler-

orden dritter Classe. Er schätzte und verehrte diese Zeichen königlicher Huld nach ihrem ganzen Werthe, aber nur bei sehr außerordentlichen Gelegenheiten erlaubte ihm seine Gesinnung, sie zu tragen.

Sein Character vereinigte alle Eigenschaften, die auf Achtung und Liebe Anspruch geben. Ernst in Geschäften, war er freundlich und mild im Kreise der Seinigen und seiner Freunde; er überlegte sorgsam, ehe er begann, aber, war es einmal begonnen, so führte er es aus, ohne sich durch Hindernisse oder Schwierigkeiten abschrecken oder aufhalten zu lassen. Der frühe Morgen und der späte Abend fanden ihn am Schreibtische; denn alle Arbeiten für öffentliche Zwecke und einen ausgedehnten freundschaftlichen Briefwechsel besorgte er in diesen Stunden, und versäumte darum keine seiner Berufsarbeiten, deren er sich nur zu viele aufgeladen hatte. Schlicht und einfach ging er einher, aber groß und unternehmend war sein Geist. Obgleich ihm der Jahre wenige beschieden waren, so lebte er doch lange; durch Verdienste und Tugenden hat er sich ein ewiges Leben erworben, und er lebt fort im Herzen aller Redlichen, die ihn kannten.

Weimar. H. Lenz.

* XXIV. Karl Ludwig,

Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Geschlechtsältester des fürstlichen Hauses Hohenlohe, Erbreichsmarschall des Königreichs Würtemberg, Großkreuz des königl. Würtembergischen Ordens der Krone und Ritter des kaiserl. Russischen St. Alexander-Newskyordens.

geb. den 10. Sept. 1762.
gest. den 4. April 1825.

Die Geschichte des alten ehrwürdigen Stammes der Herren von Hohenlohe enthält mehrere Namen, die in den Annalen unsres Volkes, als Helden in Rath und in der That glänzend hervorragen und nicht minder das ferne Ausland, als die Heimath mit ihrem Ruhm erfüllen. Dieses Ruhms theilhaftig zu werden, fehlte es dem Fürsten Karl Ludwig weder an Tüchtigkeit, noch an Kraft des Charakters und das stürmische Leben seiner Zeit bot auch Aufforderungen und Veranlassungen genug dar, um nach ihm zu streben. Aber auf der einen Seite das Schicksal, das ihm seinen Wirkungskreis in der Verwaltung der altväterlichen Besitzungen anwies und auf der andern seine rein sittliche, dem Ehrgeize, der die auf dem Weltschauplatze wirkenden Figuren bewegt, unzugängliche Gesinnung, führte ihn auf eine geräuschlosere und weniger glänzende Bahn, auf der ihm jedoch ein Maaß ächt humaner Bildung und Veredlung und ein Reichthum an achtenswerthen, ohne allen zweideutigen Schein erworbenen Verdiensten zu Theil wurde, für die er den Ruhm der ausgezeichneten geschichtlichen Namen wohl entbehren konnte.

Er wurde am 10. Septbr. 1762 auf dem Schlosse zu Langenburg geboren, der erste Sohn des Fürsten Christian Albrecht Ludwig und

der Gemahlin desselben Caroline, einer gebornen Prinzessin von Stollberg-Gedern. Das Vorbild des Vaters, der wegen seiner mannigfaltigen und tiefen Einsichten, seines männlichen Charakters und seiner strengen Rechtschaffenheit in seinem Kreise noch allgemein im verehrten Andenken steht, die sorgende Liebe der edlen Mutter und ein trefflicher Erzieher, der vor einigen Jahren als Würtembergischer Geschäftsträger in Nürnberg verstorbene Geheime Rath von Braun, und seine eigenen ausgezeichneten intellectuellen und sittlichen Anlagen verbürgten dem Fleiße, der auf seine Bildung verwandt wurde, den besten Erfolg. Bis in sein siebenzehntes Jahr verweilte er in dem elterlichen Hause; dann aber bezog er die Universität zu Erlangen, wo er, während eines dritthalbjährigen Aufenthalts, die höheren, besonders historischen und rechtlichen Studien betrieb und den ihm offen stehenden Zutritt zu dem Hofe der verwitweten Markgräfin von Brandenburg-Baireuth, so wie den Umgang mit mehreren angesehenen Familien der Stadt und der Nachbarschaft für seine Bildung fruchtbar benutzte.

Seitdem der Graf Philipp von Hohenlohe-Neuenstein, der Schwiegersohn des Fürsten Wilhelm von Oranien und der Graf Philipp Ernst, der Stifter der Langenburgischen Linie, ihre Namen im edeln Kampfe für die Gründung und Erhaltung der niederländischen Freiheit verewigt haben, ist es unter den Hohenlohischen Prinzen zu einer Art von Familiengebrauch geworden, die militärische Laufbahn in dem Dienste der vereinigten Provinzen einzuschlagen. Denselben Weg betrat auch der Prinz Karl Ludwig, als er im Jahre 1781 von seinem Vater, der gleichfalls den Grad eines Generalmajors der Generalstaaten

bekleidete, nach Holland geführt wurde, wo er als Hauptmann in eins der Regimenter des Fürsten von Waldeck eintrat, das die Besatzung auf der Insel Goerée bildete. Er verlebte acht Jahre in diesem Dienste, der ihm eine Schule der Welt- und Menschenkenntniß wurde, seinen Blick in die mannigfaltigen Verhältnisse des Lebens schärfte und seine sittliche Reinheit unter den Versuchungen, die die Jugend in der militärischen Bestimmung selten überwindet, bewährte und befestigte. In dieser Zeit erfolgte der Aufstand der Patrioten gegen den Erbstatthalter und die Unterdrückung desselben durch das Preußische Heer, das unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig in die Republik einbrach. Diese Bewegungen gewährten dem Prinzen ein interessantes und lehrreiches Schauspiel; übrigens nahm er in ihnen, wie es einem Enkel des Grafen Philipp Ernst von Hohenlohe geziemte, die Partie von Oranien.

Im Januar 1789 vermählte er sich zu Klitschdorf in Schlesien mit Amalie Henriette Charlotte, ältesten Tochter des Grafen Johann Christian zu Solms-Baruth, aber nur wenige Monate, nachdem er die edle Gemahlin in das elterliche Haus eingeführt hatte, wurde das neue Familienglück durch den unerwarteten Tod seines Vaters schmerzhaft gestört. Dieß hatte die Folge, daß er, als der Erstgeborne unter den drei Prinzen des Vollendeten, die Regierung der zu dem Stammtheile Langenburg gehörigen fürstlich Hohenlohischen und gräflich Gleichischen Landestheile übernahm und deshalb aus dem holländischen Militärdienste austrat.

Sein Regentenberuf war ihm in keinem sehr ausgedehnten Kreise angewiesen; aber er bot ihm Raum genug dar, um unter denjenigen, die seiner

Sorge anvertraut waren, beglückend und segensvoll zu wirken, und diese Wirksamkeit versprach um so lohnendere Erfolge, da ihm der Fürst, sein Vater, das Land im blühendsten Wohlstande und alle Verhältnisse des fürstlichen Hauses in der besten Ordnung hinterlassen hatte. Mit Einsicht, Liebe und lebendigem Gefühle seiner Pflicht erfüllte er von nun an, was ihm zum Berufe seines Lebens geworden war, fortbauend auf dem Grunde, den der Regierungsvorfahrer gelegt und vervollkommnend und veredelnd, was er begonnen hatte. Indem er mit Milde und Ernst Gerechtigkeit und sittliche Ordnung aufrecht erhielt, die Schulen verbesserte und die Besoldungen der Lehrer erhöhte, den Religionsunterricht und den öffentlichen Cultus belebte und veredelte, den Armen Hülfe und Beschäftigung darbot, die Landwirthschaft, die Viehzucht und den Gewerbfleiß beförderte, alle Fortschritte der Zeit, in so fern sie sich auf Erhöhung des Volkswohlstandes bezogen, in mannigfaltigen oft trefflich gelingenden Versuchen benutzte und überall selbst sah, forschte und handelte, — brachte er allen Segen des patriarchalischen Regiments — der in großen Staaten nothwendig in der Strenge der Formen verschwinden muß — über die Seinen, und unter den kleinern Deutschen Fürstengebieten war das seinige eins der glücklichsten. In stiller Unbemerktheit stand in ihm alles Gute in bescheidener Blüthe und man war des gedeihenden Zustandes sicher, da ihm die Tugend des Fürsten und die dankbare Treue des Volks die festesten Bürgschaften gewährten. Der Tod des Fürsten von Hohenlohe-Neuenstein in Oehringen, der im Jahre 1805 erfolgte, gab seinem Wirkungskreise eine bedeutende Erweiterung, indem er, nachdem der Streit über die Erbfolge auf dem Wege

des Vergleichs beigelegt worden war, in Gemeinschaft mit dem Hause Hohenlohe-Kirchberg, zu dem Besitze der beiden Rentämter Weikersheim und Künzelsau und der ganzen obern Grafschaft Gleichen gelangte.

Die Stürme, welche mit dem Ausbruche der Französischen Revolution sich über Europa zu verbreiten begannen und dann vorzüglich über das Deutsche Vaterland sich ausleerten, erregten auf gleiche Weise das geistige Interesse des Fürsten und seine väterliche Sorge für seine Besitzungen und ihre Bewohner. Indem er mit gespannter Aufmerksamkeit dem rasch dahin wallenden, zerstörenden Strome der Zeit folgte und erwog und berechnete, wie und wo seine Fluthen sich brechen dürften, war er unermüdet, die Zerstörung von seinen Unterthanen abzuwenden, ihnen die unvermeidlichen Bürden zu erleichtern, indem er sich mit ihnen in sie theilte. Wohl wäre auch bald auf beiden Seiten alles verschmerzt worden, was die unholde Zeit gebracht, wenn nicht die Katastrophe von 1806 das alte innige Band zwischen dem Regenten und dem Lande getrennt und auf das Gebot der siegenden Gewalt, das letztre fremder Herrschaft botmäßig gemacht hätte. So empfindlich es dem Fürsten fiel, seine Unterthanen auf solche Weise von seinem Herzen gerissen und die meisten seiner Saaten zerstört zu sehen, und so schonungslos gerade hier die Macht vollzog, was ihr gegen die wehrlose Schwäche gestattet ward, — so ertrug er doch mit männlicher Standhaftigkeit und Besonnenheit das Unvermeidliche, ohne der Gewalt feig zu schmeicheln, oder durch Trotz sie zu reizen, und rettete, was unter diesen Umständen allein noch zu retten war, die Ehre der Consequenz im Handeln und der Würde im Unglück. So be-

währte er sich in den verschiedenen Verhältnissen, in die die neue politische Stellung ihn führte, namentlich als Stimmführer seines Hauses in den landständischen Versammlungen von 1815 bis 1817; sein Charakter fand aber auch allgemein die verdiente Anerkennung, die ihm sein Souverän, der König von Würtemberg, auf eine ausgezeichnete Weise erprobte, indem er ihm, im Anfange des J. 1825, aus eigner Bewegung das Großkreuz des Ordens der Würtembergischen Krone verlieh.

Für alle Unbilden der Zeit aber, so wie für die Beschwerden und Sorgen, die ihm auf dem Pfade der Geschäfte und für die Täuschungen, die ihm im Verkehr mit Menschen zu Theil geworden, fand er die reichlichste Entschädigung in dem herrlichen Familienkreise, der ihn umgab. Es waren zehn Kinder (3 Prinzen und 7 Prinzessinnen) und vierzehn Enkel, blühend und reifend, die den Abend seines Lebens erheiterten, durch ausgezeichnete geistige und körperliche Vorzüge, die weise Sorgfalt, mit der er ihre Erziehung betrieben hatte, lohnten und ihn täglich inne werden ließen, daß es doch noch ein von allen Wechseln äußerer Umstände unabhängiges und gegen alle ihre Tücke entschädigendes Erdenglück gäbe. Die schönsten Hoffnungen gewährend und erfüllend, erwuchs unter den herrlichen Geschwistern der Erstgeborne der Söhne, der nunmehrige Fürst Ernst Christian Karl, der Erbe aller väterlichen Tugenden und Verdienste; durch die Vermählung der vier ältesten Prinzessinnen aber ging der Segen, der auf dieser glücklichen Familie ruhte, auf die Häuser Hessen-Rheinfels-Rothenburg, Hohenlohe-Schillingsfürst, Castell und Hohenlohe-Ingelfingen über.

Gewiß war ein so edel angewandtes und so würdig belohntes Leben der längsten Dauer werth.

In der That genoß auch der Fürst, vermöge seiner an sich festen Constitution und der Mäßigung, mit der er mit seinen körperlichen Kräften haushielt, meistens einer guten Gesundheit, und als dieselbe in den spätern Jahren zuweilen durch Krämpfe und Schmerzen auf der Brust unterbrochen wurde, besiegte Enthaltsamkeit und Kunst immer leicht diese Uebel. Aber sie waren die Vorboten seines Todes. Es war am 3. April des Jahres 1825, als er noch der öffentlichen Gottesverehrung beiwohnte und Abends im Kreise seiner Lieben sich in ihre Freuden theilte. Heiter schied er von ihnen. Aber noch in derselben Nacht befiel ihn ein Steckfluß und mit dem Anbruche des folgenden Tages erhob sich sein Geist zu seiner höheren Bestimmung. Liebe, Treue und Dankbarkeit umgaben, mit tiefem Schmerze die Trennung fühlend, die Leiche des Vollendeten; aber die Erinnerung an sein Leben und der Glaube an die Verherrlichung, der er durch dasselbe würdig geworden, ließen die Verwaiseten nicht trostlos. Mit den Thränen der Letztern mischten sich die der fürstlichen Diener und Grundholden und der Armen, jedoch gemildert dadurch, daß sie den Sinn des Vaters in dem Sohne fortleben sahen.

Ein Leben, wie dieses, das durch Thaten sich beurkundet, bedarf keiner charakteristischen Schilderung; doch mag gestattet seyn, daß hier bemerkt werde, wie ein Mann von Einsicht und Gefühl, der eine Reihe von Jahren an der Seite des Fürsten zubrachte, die Grundzüge seines innern Bildes ausgeprägt gesehen hat, in „einer Größe der Seele, die sich, gestützt auf festen Glauben an Gott und Tugend, durch keinen äußern Sturm niederbeugen ließ, — einer edeln Resignation, die aus der Ueberzeugung hervorging, das Interesse des

Einzelnen müsse dem des Ganzen weichen, und was für das Ganze gut sey, müsse es am Ende auch für die Individuen werden, — einem Sinne für Gerechtigkeit, der sich selbst auch nicht die mindeste Abweichung von der Norm des Rechts gestattete, während er im Urtheil über Andere, ihre Strenge durch Berücksichtigung der Umstände milderte, — einer edeln Humanität, die durch Wohlwollen, Freundlichkeit und Anspruchlosigkeit, im Umgange mit Hohen und Niedern, im Kreise der Familie und in fremden Cirkeln, ihm alle empfängliche Herzen zuwandte, — einer Bildung des Geistes, die durch das gründliche Studium der Geschichte und Staatswissenschaft, so wie durch einen feinen Sinn für das Schöne und Harmonische, wieder bildend für seine Umgebungen wurde und seinem Leben die edelsten Genüsse bereitete, — einer Religiosität, die sich im Innern wie im Aeußern gleich lebendig zeigte, das Bedürfniß fühlte, alles von Gott abzuleiten und auf Gott zurück zu führen und dieses Bedürfniß auch durch regelmäßige und gerührte Theilnahme an den öffentlichen Uebungen der Religion ankündigte, — endlich in einer sich immer gleich bleibenden Heiterkeit, der Frucht eines nüchternen Lebens und des innern frohen Bewußtseyns pflichtmäßiger und schuldloser Thätigkeit." — Und wenn derselbe Zeuge zugleich bemerkt, „er habe nie Hoheit des Standes mit Edelmuth des Herzens, feine Bildung der Sitte mit strenger Moralität, zärtliche Elternliebe mit der sorgfältigsten Zucht, kindliche Zutraulichkeit mit der herzlichsten Ehrfurcht so schön gepaart gefunden, als in diesem Fürstenhause," — so mag dieß alles zum Beweise dienen, daß das Recht dieses unvergeßlich Vollendeten auf einen ausgezeichneten Ehrenplatz in den Nekrologen der Deutschen noch weit würdiger be-

gründet ist, als in dem Namen des Geschlechts, dem er angehörte, und in dem Stande, in den die Vorsehung ihn gesetzt hat.

Vichberg. pahl.

---

* XXV. Louise, Herzogin von Nassau,

geb. Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen.

geb. den 28. Januar 1794.
gest. den 6. April 1825.

Ein einfach stilles Leben, geschmückt mit den schönsten weiblichen Tugenden und mit jeder unschuldigen Freude, soll hier mit wenigen Worten dem Leser dargestellt werden, der, unter den Denkmählern verstorbener ausgezeichneter Männer und Frauen, oder an der Hand der Geschichte wandelnd, die wahre Lebensweisheit noch lieber sammelt, als in dem Drange einer thatenreichen Gegenwart; und wenn in dem Innern des Betrachtenden das Bild einer schönen Seele aufgeht: so hat der Erzähler seine ihm gewordene Aufgabe erfüllt.

Die Herzogin von Nassau, Louise, war in Hildburghausen, der damaligen Residenz des jetzigen Herzogs von S. Altenburg, geboren, und hat in der Taufe die Namen: Charlotte, Louise, Friederike, Amalie, Alexandrine erhalten. Sie ist die 3te und jüngste Tochter des allgemein verehrten regierenden Herzogs Friedrich und seiner, ihm und den Unterthanen nur allzufrüh entrissenen Gemahlin, Charlotte, einer geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz u. d. Schwester der hochsel. Königin Louise v. Preußen.

Die Stunde ihrer Geburt war für ihre glücklichen Eltern, für alle die Ihrigen und für ein ganzes Land, das mehr als irgend eines auch an den Ereignissen und innern Verhältnissen seines Für-

stenhauses Antheil nimmt, eine neue und ununterbrochene fließende Quelle der größten und heitersten Freuden, die zum ersten Male durch ihren Tod getrübt worden ist.

Von Kindheit genoß die Prinzessin größtentheils einer guten Gesundheit; und obgleich ihre körperliche Constitution eine der zartesten war, so hatte sie doch manche schwere Krankheiten, und sogar ein Nervenfieber (in ihrem 5ten Lebensjahre), ohne weitere Folgen überstanden. Aus den feinen regelmäßigen Gesichtszügen und dem klaren Auge leuchtete daher die frischeste Lebensfülle. Dieses blühende Aussehen wurde noch durch die ganze übrige Gestalt gehoben, über welche die Grazie der Anmuth in einem seltenen Maaße ausgegossen war. Alle Unterthanen freuten sich der lieblichen Fürstentochter und hegten schon früh Erwartungen, die später das Schicksal auf's Vollkommenste erfüllte. Wie sollte nicht vielmehr das fröhlichste Gedeihen die zärtlichsten Eltern beglücken!

Diese äußere Anmuth, die sich in allen ihren Bewegungen, am meisten aber in ihren freundlichen und immer heitern Gesichtszügen, aussprach, war nicht blos Sache des Körpers, oder der künstlichen Uebung, sondern noch vielmehr in dem Geiste der Prinzessin gegründet, der sich allem Schönen, Holden, Gefälligen und Heiterem vorzugsweise zuwandte und dadurch ächt weiblich erschien. Der Leser erwartet nach dieser Behauptung schon von selbst, daß hier nicht von ausgezeichnet glänzenden Geistesvorzügen die Rede seyn werde; diese gehören im eigentlichen Sinne dem Manne. Aber alle die Seelenkräfte der Prinzessin hatten ein so richtiges Maas und standen in einer so schönen Harmonie mit einander, daß ihr bei einer sorgfältigen Erziehung ein hoher Grad von Bildung, die sich schon durch ihre

spätere Vorliebe für die Geschichte, diese ernste Lehrerin, beurkundete, eigen werden mußte.

Diese schönen Geistesblüthen entfalteten sich unter den allergünstigsten Umständen. Gute Erzieherinnen, geschickte Lehrer und sonst vieles dergleichen, vereinigt sich wohl leicht in einem Fürstenhause. Auch haben fürstliche Kinder dadurch immer viel voraus, daß sie häufig genug in den Umgang mit den gebildetsten und geistreichsten Männern und Frauen, kommen, und daß sie mehr durch die mündliche lebendige Rede, vorzüglich das erregende und belehrende Gespräch, als durch todte Bücher und absichtlichen Unterricht lernen. Selbst die Lehrer fürstlicher Kinder bilden sich eben dadurch noch ungleich mehr und werden, wie an sich immer tüchtiger, so auch des Lehrgeschäfts fähiger. Alles dies war auch der Fall bei der Erziehung, an welcher die Prinzessin Louise Antheil hatte.

Aber es kam auch außer diesem Allen noch Manches am Hofe zu Hildburghausen hinzu, was nicht an jedem andern Hofe, wenigstens selten auf diese Weise, zu finden seyn dürfte.

Dahin gehört schon, daß dieser Hof im Vergleich mit vielen andern minder glänzend und groß war und daher auch mehr Ungestörtheit des Unterrichts, oder mehr häuslichen Sinn erlaubte. An Würde, und Allem, was wahrhaft Fürstlich heißen kann, stand er indeß keinem nach, that es Vielen, weit größern zuvor. Und es war Hauptgrundsatz bei der Erziehung an diesem Hofe, daß die fürstlichen Kinder ihrem hohem Stande vollkommen gemäß erzogen werden sollten. Dahin gehört ferner, daß auf eine besonders strenge Wahl bei den anzustellenden Erziehern und Lehrern gesehen wurde.

Doch auch darauf und auf Aehnliches wollen wir kein besonderes Gewicht legen, dagegen geben-

ken wir lieber sogleich des Hauptumstandes, der besonders die Fürstentöchter zu dem machte, wofür sie allgemein anerkannt werden, wir meinen die schon obengenannte treffliche Mutter derselben, eine der geist- und gemüthreichsten Frauen ihrer Zeit. Der Leser, der sie nicht näher gekannt haben sollte und der mehr von ihr zu wissen wünschte, kann leider nur auf Beckers Deutsche Zeitung 1788, S. 145; dessen Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen, 2r Theil, S. 229; die musikalische Zeitung 1818; vorzüglich aber die allgemeine Deutsche Frauenzeitung 1818, Nro. 76, 77, 84, 85 verwiesen werden.

An der Seite dieser Mutter und in ihrem Umgange wuchsen die Prinzessinnen am Hildburghäuser Hofe auf. Wie sollten diese in solcher Nähe nicht jede schöne Blüthe des Geistes und Herzens getrieben haben!

Die Prinzessin Louise eignete sich von diesem Vorbilde die Liebe zur Musik, noch mehr aber die holde Leutseligkeit zu, die ihrem guten Herzen, das über die gewöhnlichen Vorurtheile ihres hohen Standes erhaben war, ganz eigenthümlich zusagte. Deshalb wird es keinem Leser unerwartet klingen, wenn wir hinzusetzen, daß sie in dieser Tugend ihr Muster noch übertraf.

Es läßt sich nicht mit der Feder beschreiben, man mußte selbst Zeuge gewesen seyn, wie herablassend und freundlich die Prinzessin sich namentlich auf ihren kleinen Spaziergängen, besonders gegen Kinder aus dem Handwerks- und Bauernstande, benahm. Sie konnte vor keinem einzigen dieser Kinder vorbeigehen, und wäre es auch noch so ärmlich gekleidet und noch so verschämt gewesen, ohne sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen zu haben, das manchmal halbe Viertelstunden und länger dauerte.

Da wurde es, sobald es durch die freundlichsten Grüße und sonstige Schmeicheleien der Prinzessin etwas von seiner Schüchternheit verloren hatte, um seinen Vor- und Zunamen, um sein Alter und dann um jedes seiner Geschwister, deren Befinden, Namen, Jahre, Beschäftigungen, Eigenschaften u. s. w. mit der größten Genauigkeit befragt und zuletzt entweder auf der Stelle mit etwas beschenkt, oder zu der Prinzessin eingeladen, um etwas zu erhalten. Hörte sie von kranken Geschwistern solcher Kinder, dann wurde ihnen ein Arzt und sonstige Hülfe auf der Stelle zugeschickt. Sie verfertigte damals schon kleine Arbeiten, die sie den Kindern, besonders an Christfesten, schenkte, und wußte sich keine größere Freude zu denken, als wenn in der Folge die Mütter jener Kinder ihr von den Erzählungen der Kinder Nachricht gaben und wohl gar die einzelnen Reden dieser Kinder wiederholten.

Aber nicht blos mit Kindern sich zu unterhalten, besaß sie ein ganz eignes Talent, wie es nur selten vorkommen dürfte, sondern auch mit Menschen aus allen Ständen, den Höchsten wie den Niedrigsten. Ueber manches häusliche Leiden, das sonst ganz im Verborgenen geblieben wäre, hat sie dadurch Licht erhalten, hat es ihren Eltern und Geschwistern mitgetheilt, immer noch Hülfe und Erleichterung verschafft. Besonders geschah dieses auf einem schönen Landsitze oder Jagdschloß, wo die fürstliche Familie jährlich den Sommeraufenthalt nahm, in Seidingstadt, 2½ Stunde von der Residenz, wo keine Mutter und kein Kind zu finden war, deren Augen nicht bei dem Namen der Prinzessin Louise einen Strahl lebhafter Freude hätte blicken lassen. Indem sie aber alle Gesichter um sich her zu erheitern und überall Freude zu verbreiten suchte, schien auch über ihr ganzes Wesen sich

gleichsam von jenen Personen zurückwerfend, eine Heiterkeit zu verbreiten, die ihrer Nähe, ihren Unterredungen und selbst ihren Wohlthaten einen seltenen Reiz verliehen. Alles wandte sich immer zuerst an sie, und während die vielen umgebenden Personen mit der unverkennbarsten Zuneigung und Vorliebe an ihr hingen, war und blieb sie die Unbefangenheit und Bescheidenheit selbst.

Ein Gemüth, das von den Zuständen der fremdesten Menschen so leicht und so tief berührt und bewegt werden konnte, musste sich mit ungleich grösserer Kraft an die Personen anschließen und ihnen Freude zu bereiten unaufhörlich beschäftigt seyn, die ihr in jeder Hinsicht nahe standen und die nächsten waren. Was sie ihren theuern Eltern war, bedarf darum keines einzigen Wortes; aber von dem Verhältnisse der Prinzessin zu ihren Geschwistern mag hier Einiges angedeutet werden.

Sie hatte 6 Geschwister, 2 Schwestern und 4 Brüder. Mit der nachmaligen Königin von Baiern, Theresie, theilte sie dieselben Erzieherinnen, dieselben Lehrer, auch sogar dieselben Zimmer im herzoglichen Schlosse. Die übrigen fürstlichen Kinder genossen einer andern Aufsicht und hatten wieder andere Lehrer. So kam es, daß diese mit immer gleicher Zärtlichkeit an einander hängenden Geschwister regelmäßig sich erst Mittag 1 Uhr an dem sogenannten fürstlichen Kindertisch sahen, an dem sich auch der Herzog immer gern und mit der größten Heiterkeit einfand. Auch bei den darauf folgenden Spaziergängen und Spazierfahrten blieben sie beisammen, bis die besondern Lehrstunden sie wieder auseinander führten. Der Thee vereinigte gegen Abend alle Glieder der fürstlichen Familie, nebst dem diensthuenden Hofpersonale und den Erzieherinnen, zum Theil auch Lehrern, und wer die Fröh-

lichkeit in ihrer unschuldigsten und lieblichsten Gestalt sehen wollte, der durfte nur diesem Geschwisterkranze näher zu kommen das Glück haben.

Ungetrübt flossen die Tage und Jahre dieser glücklichen Jugend dahin. — — Während besonders im Jahr 1806 banges Schweigen über alle politische Verhältnisse, wie die Stille vor einem Alles zerstörenden Sturme, auch am Hildburghäuser Hofe eintrat; während besonders die Herzogin im Stillen über das Schicksal Preußens und seiner edeln Königin, ihrer Schwester, die heißesten Thränen vergoß, blieb alles Traurige und Drohende den fürstlichen Kindern möglichst verborgen. Auch die ein Jahr vorher erfolgte Trennung von einer geliebten Schwester, der damaligen Prinzessin Charlotte, welche am 28. September 1805 mit dem königlichen Prinzen Paul von Würtemberg vermählt wurde, fand in der freudigsten Theilnahme an ihrem schönen Loose ein großes Gegengewicht bei den liebenden Geschwistern. In ländlicher Einfachheit feierten sie jenen Tag zu Seidingstadt.

Fünf Jahre des glücklichsten Familienlebens waren abermals verschwunden, als der damalige Kronprinz von Baiern, jetzt der durch seine ersten Regierungshandlungen die Bewunderung des ganzen gebildeten Europa auf sich ziehende König Ludwig die, nur 2 Jahre ältere, Schwester, die Prinzessin Therese zu seiner Gemahlin erwählte. Die Vermählung erfolgte den 12. October 1810 und wurde von den Geschwistern der erhabenen Braut, von dem Hofe und dem ganzen Lande mit den sinnigsten Festen gefeiert, von den erstern namentlich mit einem Schauspiele: Gumal und Lina, nach Lossius, welches bei Perthes zu Gotha im Druck erschienen ist.

So war die damals 15jährige Prinzessin

Louise von den Schwestern allein der besten Mutter geblieben. Hätte die sorgfältigste Erziehung noch verdoppelt werden können, so würde es jetzt geschehen seyn, wo die glücklichen Eltern in der noch einzigen anwesenden Tochter die abwesenden zugleich mitliebten.

In diese Zeit fällt vorzüglich ihre nähere Vorbereitung zu der feierlichen Ablegung ihres evangelisch protestantischen Glaubensbekenntnisses. Ganz ihrer Liebe zu dem Einfachen und Prunklosen, so wie überhaupt ihrem stillen Charakter gemäß, war ihr Wunsch, dies nicht wie sonst gewöhnlich in der Hofkirche der Residenz, sondern in der kleinen Dorfkirche zu Seckingstadt thun zu dürfen, der denn auch erfüllt wurde. Mit heiliger tiefer Rührung weihte sie sich derselben Treue, womit ihre Vorahnen, ihre frommen Eltern und Geschwister dem protestantischen Glauben angehangen hatten und noch anhangen.

Jetzt stand die holde Jungfrau in ihrer ganzen Anmuth da, als Wilhelm von Nassau um ihr Herz und ihre Hand warb.

Schöner, so dünkte es Allen, die sich für die mit allen Menschen es auf das Innigste wohlmeinende Prinzessin interessirten, oder sie gar als ihre hülfreichste Wohlthäterin ansahen, schöner hätte das Schicksal das gütigste, menschenfreundlichste und reinste Herz nicht belohnen können, als auf diese Weise. Und daß diese Ehe eine der glücklichsten seyn würde, unterlag bei denen, die wenigstens auch nur einige Blicke in das Gemüth der erhabenen Braut — denn das wurde sie bald — gethan hatten, keinem Zweifel.

Wenn gleich beide Theile, die eine so innige und unauflöslich seyn sollende Verbindung schließen, als die Ehe ist, der Gatte und die Gattin, zu dem

glücklichen Ausschlage und dem Fortbestande dersel- ben das Ihrige beitragen müssen, so ist es doch vorzüglich die letztere, welche das Familienleben zu dem machen kann, was es seyn kann, zu dem freundlichsten Lebensloose. Die Gattin ist von der Natur schon bestimmt, einzig und allein für den Mann zu leben. Aber in der Liebe für den Gatten und um seinetwillen liebt sie nun erst ihre Eltern, Geschwister und Freunde wieder. Die Liebe für diese ehrwürdigen Bande verliert dadurch nichts von ihrer Innigkeit oder Stärke. Daß eine Fürsten- tochter, wie wir hier schildern, ihrem Gemahl Al- les seyn, daß sie nur für ihn leben und in ihm Alles, was ihn anging, daher auch seine künftigen Unterthanen mit einer sich ganz hingebenden Liebe umfassen würde, das war dem Kundigen das Ge- wisseste.

Die Vermählung geschah den 24. Jun. 1818 in der einige Jahrzehnde früher neu erbauten Stadt- kirche zu Hildburghausen, in welcher noch keine fürstliche Trauung gefeiert worden war. Die Kirche selbst, ein großer, lichtvoller Tempel, war dazu mit Festons und Vasen geziert, der Altar weiß drapirt und mit Rosenguirlanden umschlungen, über dem Altarkreise ein [illegible] schwebender Kranz von Myr- then und [illegible] auf sich ziehender [illegible] teppich, [illegible] 2 Jahre ältere, Schwester, die Prin- dieser [illegible] zu seiner Gemahlin erwählte. Die [illegible] erfolgte den 12. October 1810 und paar [illegible] von den Geschwistern der erhabenen Braut, [illegible] Hofe und dem ganzen. Gieße, [illegible] Freuden Festen gefeiert, [illegible] von Menschen ein.

[illegible] einem Schauspiele [illegible] Feste folgte dem schönen [illegible], welcher [illegible]. Jul. der Tag eintrat, an wel- chem [illegible] neuvermählte vom väterlichen Hause, von [illegible] Geschwistern und einem ihr mit ewiger

unsäglicher Liebe anhängenden Lande sich [illegible] mußte.

Und hier ist es, wo der seitherige Erzähler seine Feder niederlegt, um sie erst später wieder aufzunehmen. Was die Leser jetzt weiter finden, ist ihm zum Behufe dieser Lebensbeschreibung von sehr schätzbarer Hand mitgetheilt worden:

„Nach ihrer Vermählung am 24. Jun. 1813 wurde sie in Weilburg, wohin aus den entlegensten Aemtern des Herzogth. Nassau Personen jeden Standes und jeden Alters sich begeben hatten, mit der frohesten Theilnahme unter Feierlichkeiten, die mehrere Tage währten, empfangen. Sie wohnte in Weilburg in dem Kreise der fürstlichen Familie, die sie stets mit der zartesten Liebe und Aufmerksamkeit behandelte. Am 13. April 1814 wurde ihr eine Prinzessin geboren, die aber schon am 3. October desselben Jahres starb. Am 17. April 1815 wurde die zweite Prinzessin geboren, welche noch lebt und den Verlust der guten Mutter tief betrauerte. Am 9. Jan. 1816 succedirte Seine Durchlaucht der jetzt regierende Herzog seinem Herrn Vater, und erwählte bald nach dem, einige Monate später erfolgten Tode des Herzogs Friedrich August, Biebrich zu seiner Residenz. Am 24. Jul. 1817 [illegible] daselbst zur

hülfreichste Wohlthäterin ansahen, [illegible] ganzen Schicksal das gütigste, menschenfreund[illegible] [illegible] reinste Herz nicht belohnen können, als [illegible] noch Weise. Und daß diese Ehe eine der glück[illegible] seyn würde, unterlag bei denen, die wenigste[illegible] [illegible] das Gemüth der erha[illegible] sie mit seltener Treue [illegible] sie bald — gethan[illegible] Seelenstärke und Aufrichtig[illegible] [illegible] giösen Glauben und Vertrauen [illegible] eine so junge Zeugniß gab. Dabei war sie [illegible] schli[illegible] schwindelnden Schwäche, die den Anblick [illegible]

ges Recht; nur auf kurze Zeit entfernte sie sich, wenn es die Pflicht der Selbsterhaltung forderte, von dem Krankenbette der Lieblinge. In ihren letzten Stunden noch, wo ihr die Sprache fehlte, deutete sie wiederholt auf einen Ring, den sie ohne Wissen ihres Durchl. Gemahls am Finger trug und worauf die Namen der beiden zuletzt in einem Zeitraum von 11 Monaten verstorbenen Kinder eingegraben waren.

Ihre Lebensweise war höchst einfach. Mit Lectüre und Kunstübungen (besonders Musik und Zeichnen) wechselten Handarbeiten ab, womit sie entweder einem Gliede der Familie eine Freude bereiten, oder Arme beschenken wollte. Ihre Lectüre war mit vorzüglichem Geschmack ausgewählt und mehr auf gründliche Belehrung und Veredlung, als auf bloße Unterhaltung für den Augenblick berechnet. Gern sprach sie über diese Lectüre und theilte eben so offen und unbefangen ihre Urtheile darüber mit, als sie freundlich und wohlwollend jedes fremde Urtheil aufnahm. Erweiterung ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten blieb der edeln Fürstin stets Anliegen. Noch in den letzten Jahren ihres Lebens widmete sie dem Italienischen manche Stunde und hörte Vorträge über Geschichte. Die Zeit, wo sie am frohsten thätig war, waren stets die Wochen, die dem Christfeste oder auch dem Geburtstage eines ihrer Kinder vorangingen. Mit einer bewundernswürdigen Feinheit wußte sie dann immer Jedem auszuwählen, was ihm Freude machte, und an den kleinen Festen, die solche Tage herbeiführten, nahmen fast alle Kinder, die mit der herzoglichen Familie in Berührung waren, Antheil. Dann sah Jedermann die liebende Mutter in einer Verklärung, die ihren Anblick lieblicher machte, als das kostbarste Geschmeide. Auch der Armen wurde dabei nicht

vergessen. In dem Winter von [illegible] auf [illegible] übergab sie dem Referenten 8 bis 12 vollständige wollene Anzüge zur Austheilung an Arme, die sie mit ihren Hofdamen höchsteigenhändig gestrickt hatte. Der sehr bedeutenden Geldunterstützungen, die von ihr in alle Theile des Herzogthums ausgingen und die sie nur darum in solcher Ausdehnung geben konnte, weil sie für sich selbst nur wenige Bedürfnisse hatte, soll hier nicht weiter erwähnt werden. Besonders fühlte sie sich zu Kindern hingezogen. Mehrere ließ sie auf ihre Kosten ganz erziehen und behielt dabei mit einer wahrhaft mütterlichen Sorgfalt auch das Kleinste, was auf ihren Zustand Einfluß haben konnte, im Auge. In Biebrich hatte sie seit mehreren Jahren mit nicht unbedeutenden Opfern eine Anstalt gegründet, in welcher Kinder (meist von Hofdienern, viele darunter ganz auf ihre Kosten) unterrichtet wurden. Sie selbst führte darüber keine gewisse Aufsicht, und Ref. erinnert sich mit wahrer Hochachtung gegen die Vollendete der Stunden, wo sie den Prüfungen selbst beiwohnte, die Wohlbestandenen lobend ermunterte und in den freundlichsten Worten jedem Kinde einen Beweis ihres Wohlwollens zurück ließ.

Ihren Durchl. Vater liebte sie mit kindlicher Zärtlichkeit auch in der Ferne, wie ihre fürstlichen Geschwister, und sprach fast nie ohne tiefe Empfindung von dem Lande, das die meist sehr freundlichen Erinnerungen ihres Jugendlebens bewahrt. Einst äußerte sie dem Ref., daß heute der Geburtstag ihres Durchl. Vaters sey. Bei der Bemerkung, daß es sehr gemischte Empfindungen seyen, mit denen man bei zunehmenden Jahren der Eltern solche Tage feiere, sprach sie: „Ja wohl gemischte Empfindungen“, und ihr Auge füllte sich mit Thränen.

Ihrem Gemahl war sie mit solcher grenzenlosen Liebe zugethan, daß sie mit der größten Leichtigkeit in allen Stücken seinen Willen zu dem ihrigen machen konnte. Selbst in einzelnen unbedeutenden Punkten der Erziehung, wo die Ansichten vielleicht augenblicksweise verschieden seyn konnten, unterwarf sie ihre Ansicht den Wünschen ihres Gemahls mit einer Gewissenhaftigkeit und Consequenz, die dem Aufmerksamen, der ihr weiches Herz kannte, um so achtungswürdiger erscheinen mußte. Diese gegenseitige Liebe, dieses Vertrauen, diese nie gestörte Eintracht des hohen Paares mußte auf die Kinder, wie auf Jeden, der ihm nahe stand, wohlthätig wirken und das Gefühl der Liebe und Ehrfurcht erhöhen.

Mit ihren Kindern lebte sie in der engsten Gemeinschaft. Während des ganzen Tages, die Stunden der Tafel ausgenommen, waren sie um die Mutter, die ihren Spielen zusah oder sie selbst leitete. Der Unterricht der Kinder lag ihr sehr am Herzen. Den ersten Unterrichtsstunden der Prinzessin wohnte sie mit der größten Theilnahme bei, und versuchte dann das Lesen, nach Pestalozzi's Methode, dem Erbprinzen selbst beizubringen. Ueberhaupt hatte sie für Alles, was auf Erziehung und Unterricht ging, das lebhafteste Interesse.

Ihre Körperconstitution war zart. Die letzte Niederkunft, am 29. Januar 1825, war Anfangs sehr glücklich. Doch bald entwickelte sich das Uebel, dem sie am 6. April, nach einem herben Todeskampf, unterlag. Ihr Gemahl kam in den letzten Tagen fast nie von ihrer Seite, und seine, des innigst Geliebten, Anwesenheit schien sehr wohlthuend auf sie zu wirken, weshalb sie oft seinen Namen aussprach. Auch ihrem Durchl. Vater rief sie mehrmals, als die Beklemmungen zunahmen. Ihr Verscheiden in der Frühe des 6ten Aprils war ruhig und sanft.

wie der Geist ihres Lebens und Wirkens. Sie scheint von der Zeit ihrer Auflösung eine gewisse Vorahnung gehabt zu haben, indem sie Tags vorher nach der Uhr fragte und gerade diese Stunde bezeichnete.

Der Körper wurde unter angemessenen Trauerfeierlichkeiten und tiefgefühlten Empfindungen des Schmerzes nach Weilburg gebracht, wo er in der herzoglichen Familiengruft ruht.

Ihren Namen trägt eine Straße von Wiesbaden, die Louisenstraße, und eine Stiftung, die Louisenstiftung, die der landwirthschaftliche Verein des Herzogthums zur Verbesserung des weiblichen Gesindes machte. Aber bleibender ist ihr Name in die Herzen vieler Tausende, die sie kannten, eingegraben." —

So weit die Mittheilung aus der Feder eines Mannes, der selbst von der höchstsel. Herzogin sehr geschätzt wurde. Wir fügen nur noch hinzu, daß dem Andenken der Unvergeßlichen mehrere gedruckte Predigten gewidmet worden sind, worunter die vom Hrn. Generalsuper. Dr. Müller und die vom Hrn. Pfarrer Wilhelmi zu Wiesbaden eine allgemeine Verbreitung, letztere besonders wegen der trefflichen Charakteristik ihres Gegenstandes, verdienten.

Heldburg. J. W. Lomler.

---

* XXVI. Friedrich Traugott Thierbach,

Prediger an der Domkirche zu Meißen.

geb. den 18. August 1791.
gest. den 11. April 1826.

Sein Vater, Johann Gottfried Thierbach, 1755 zu Webau bei Weißenfels geboren, war 12 Jahre

als er das väterliche Haus verließ und zum Schulmeister Brösel in Uechtritz bei Weißenfels gebracht wurde, um Schulmeister zu werden. Von da, kaum 16—17 Jahre alt, hatte er die Stelle eines Kinderlehrers in Bettstedt bei Freiburg erhalten, und nach zwei Jahren die Schulstelle in Großhelmsdorf. Als der Schulmeister Graul zu Schorgula bei Eisenberg, ½ Stunde von Großhelmsdorf, starb, bekam er dessen Stelle und verheiratete sich 1779 mit dessen zweiter Tochter, Maria Sophie. Friedrich Traugott Thierbach wurde den 18. August 1791 zu Schorgula geboren und war in der Zeitfolge, von 2 Mädchen und 3 Knaben, das 4te von 5 Kindern. Sein talent- und hoffnungsvoller älterer Bruder, Carl Gottfried, der früher die Schulpforte bei Naumburg besuchte, dann ein Jahr in Leipzig studirte, von da nach Wittenberg ging, ertrank daselbst nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalte beim Baden in der Elbe, den 14. Juli 1808. Sein jüngerer Bruder, Ernst Gottlob, starb als Schullehrer in Langendorf bei Weißenfels, im September 1819.

Bis zu seinem 12. Jahre genoß unser Friedr. Traugott den Unterricht seines Vaters und den des Cantor Richter in Schköten, bei dem lateinisch getrieben wurde. Michaelis 1803 brachte ihn sein Vater auf die Domschule nach Naumburg. Die Namen sämmtlicher, damals an der Domschule angestellten Lehrer waren: der Domprediger und Schulinspector Krause, Rector Wernsdorf, Conrector Gernhard, Tertius Weineck, Quartus Hoffmann und Collaborator Scherfenberg. Krause, der Treffliche aber, war die Seele des Ganzen. Auf seine Vorschläge und durch seine Einrichtungen hatte sich die ganz herabgekommene Schule neu gestaltet. Neue Lehrer wurden durch seine Ver-

wickelung angestellt, namentlich: Wernsdorf, Gernhard und Hoffmann. (Krause, Weineck, Hoffmann und Scherfenberg sind indeß verstorben. Krause starb als Generalsuperintendent in Weimar 1820. Das ganze Schulcollegium weckte Krause durch sein eigenes Beispiel: Er besuchte die Stunden der Lehrer oft, und alle Monate hielt er eine Synode, bei der die Lehrer sich selbst gegenseitig Rechenschaft gaben von ihrer Wirksamkeit u. über ihre gemachten Erfahrungen, über die Fortschritte der Schüler. Durch Krause's Einfluß bildete sich durch freiwillige Beiträge der Vornehmen aus der Stadt, ein Freitisch für ärmere Schüler. Der damalige Conrector Gernhard (jetzt Consistorialrath und Director des Gymnasiums zu Weimar, wohin er durch Krausens Empfehlung kam), verschaffte Thierbachen diesen Freitisch, da er von Haus aus nicht den Zuschuß zu einer sorgenfreien Existenz erwarten konnte, denn die lange Krankheit seiner Mutter und die seines jüngern Bruders, ein, seinen Vater betroffener bedeutender Diebstahl an baarem Gelde, der Aufwand seines ältern Bruders in Schulpforte, beschränkte die Kräfte seines Vaters und Friedr. Traugott Thierbach suchte bald, durch Unterrichtsstunden in mehreren Familien seine Existenz zu verbessern. Im Herbste 1806, in dieser auch für Naumburg so unglücklichen Zeit, wo die Last der Einquartirung alle Wirthe drückte, wo viele Hausbesitzer ihre Häuser verließen, war auch das Haus, wo Thierbach wohnte, den Soldaten zu willkürlichem Gebrauche überlassen. Gernhard nahm sich seiner an; bei ihm wohnte er drei Wochen, bis sich das Kriegsgetümmel gelegt hatte und er in seine Wohnung wieder einziehen konnte. Von dieser Zeit an nahm sich Gernhard seiner immer sehr liebevoll an. Später wurde er auch mit Krause

nähen bekannt, der ihm die Aufsicht über zwei Kost-gänger übertrug, die bei Krause wohnten. Bisher hin hatte er ihm ziemlich fern gestanden, jetzt, wo Krause ihn näher kennen lernte, ihm sein Zutrauen schenkte, war er oft auf Krause's Zimmer, benutzte seinen Rath, vernahm seine väterlichen Mahnungen und Winke, die er ihm zur Beachtung gab bei dem Umgange mit den Zöglingen. Auf den Spaziergängen war Krause besonders herzlich, freundlich und belehrend. Er dictirte Thierbachen seine Predigten zum Druck und zeichnete ihn durch ein besonderes Vertrauen aus. Thierbach schrieb 1822 Folgendes in einem Briefe über Krause:

„Ich kann nie an ihn ohne innige große Bewegung denken. Er war ein höchst ausgezeichneter Mann. Heiliger Eifer für alles Gute; klare Uebersicht der Verhältnisse, unter denen etwas zu thun war, kluge Berechnung der Umstände, wie sie etwa bei seinen Unternehmungen eintreten konnten, vorzügliche Ueberredungsgabe, weises Eingehen in anderer Meinungen und kluge Benutzung ihres Einflusses, dabei Milde im Urtheil über Andere, Schonung und Nachsicht gegen Anderer Schwächen, Wohlthätigkeit, Aufopferung, wo es die gute Sache galt — alles dieß schmückte den ehrwürdigen Krause. So erkannte ich ihn gleich damals, als ich um ihn lebte, jedoch alles dieses ist in der Folgezeit deutlicher und heller in meiner Seele hervorgetreten. So oft ich sein Bild im Kupferstich besehe, kommt, wenn es einmal bei mir trübe werden will, heiterer, freierer Geist in mich; denn da denke ich an ihn, wie er unter einer zarten, höchst zerbrechlichen Körperhülle, bei der er nicht leicht einen gesunden Tag haben mochte, doch so stark sich zeigte, und eine liebenswürdige Freundlichkeit zu behaupten wußte. Daß mir der edle Krause

so lange ich um ihn war, so großes Vertrauen schenkte, dadurch fühlte ich mich schon damals sehr ausgezeichnet. Unter meinen Mitschülern war vielleicht mancher, der in wissenschaftlicher Hinsicht weit über mir stand und der solcher Auszeichnung würdiger gewesen wäre, doch preise ich den Herrn und danke es meinem Gott, daß mir durch die Fügung der Umstände diese Auszeichnung zu Theil geworden ist. Als ich zu Krause kam und sein Famulus wurde, saß ich noch in der 2ten Classe. Es war etwas ganz Ungewöhnliches, daß ein Secundaner solcher Ehre eines Famulus theilhaftig wurde. Jedoch war ich ihm auch recht ergeben und that für ihn, was ich konnte. Wie lieb ich ihn hatte, und — darf ich es hinzusetzen — wie lieb er mich hatte, sprach sich 1810, bei seinem Weggange von Naumburg nach Königsberg, aus. Ich hätte ihm dahin folgen können, wenn ich wollte. Von Königsberg aus hatte er sich immer noch für mich interessirt, einige Male mir geschrieben, mich zu öftern grüßen lassen, und bei meiner Bewerbung um das Domvicariat in Meißen, war er sogar noch durch einen Empfehlungsbrief wirksam. Im Jahre 1819 kehrte er in sein Vaterland, nach Weimar, als Oberhofprediger und Generalsuperintendent, zurück; doch nur ein Jahr, und das kaum, war er daselbst. Mit der Brustwassersucht kam er von Königsberg. Die Reise, die zu großen Anstrengungen im neuen Wirkungskreise zu Weimar, hatten ihn zu sehr angegriffen. Am 31. März 1820, am Charfreitage, starb der Edle, dem ich manche Thräne bei der Todesnachricht geweint habe. Im August 1821 reiste ich von Meißen in meine Heimath und von da nach Weimar, um Gernhard dort zu besuchen, aber namentlich, um an Krause's Grabe neue Entschließungen für mein Leben

zu fassen. An einem schönen Sonntagsmorgen saß ich ganz allein an seinem Grabe, weinte und betete — und pflückte mir von seinem Grabeshügel einige Blumen, die ich noch besitze. Ruhe sanft, Edler, Würdiger! Deine Werke leben unter uns!"

Wie schön spricht sich Liebe und Dankbarkeit und das Herz unsers Thierbach in diesem Briefe über seinen gefeierten Lehrer, den uns Allen so unvergeßlichen Krause aus, dem wir durch Thierbachs Worte hier ein Denkmal errichten, das er sich durch sein Leben und Wirken errungen hat. Der Nekrolog der Deutschen hat seiner noch nicht Erwähnung thun können, da er erst im Jahre 1828 an die Stelle des untergegangenen Schlichtegrol'schen, wieder ins Leben trat.

Als Krause Ostern 1810 nach Königsberg ging, wurden seine beiden Kostgänger, Höffmann aus Wurzen und von Boblik aus Zeschau, zu Gernhard gebracht, wo das Verhältniß dieser Beiden zu Thierbach, bis zu ihrem Abgang 1811, fortbestand. An Krause's Stelle kam M. Hoppe, damaliger Pfarrer zu Wiesenburg bei Wittenberg, jetzt Superintendent in Freiburg bei Naumburg. Ihm trat Thierbach zu Anfang des Jahres 1811 etwas näher, wo er ihn zum Geburtstag seiner ältesten Tochter Clara, mit mehreren Primanern eingeladen hatte. Noch in diesem Jahre wurde Thierbach Famulus bei Hoppe. An dem jungen Grafen Albert Vitzthum von Eckstädt bekam Hoppe einen Kostgänger, und mit diesem trat bei Thierbach das Verhältniß wie bei Krause ein.

„Fehlte es auf der Domschule auch nicht an wissenschaftlichem Geiste," schreibt Thierbach an einem andern Orte, „so war er doch nicht in so reichem Maaße zu Hause. Freilich habe ich als Maaßstab die liebe benachbarte Schulpforte im Sinne

wo wissenschaftliches Leben seine Heimath hat. Unsere Lehrer waren junge, thätige, gelehrte Männer; Krause an ihrer Spitze; jedoch sie waren nicht im Stande, durch bloses Lehren, durch einzelne Anweisungen beim Unterrichte, allen einzelnen Schülern Seele einzuhauchen. Auf Stadtschulen, wo die Schüler zerstreut herumwohnen, und wo außer den Lehrstunden jeder sich selbst überlassen ist, kann es an Versäumnissen und Zerstreuungen nicht fehlen. Bei alle dem jedoch gingen von der Domschule wackere junge Leute auf die Universität, die Pförtnern nichts nachgaben. Da ich durch nähere Verbindung mit Gernhard und nachher mit Krause und Hoppe früh schon unter Aufsicht kam, so ist dieß für mein wissenschaftliches Leben vielleicht in mancher Hinsicht gedeihlich gewesen. Es fehlte mir nie an Anregungen. So lange mein Bruder Carl noch in Pforte war, ging ich oft dahin, und niemals kehrte ich von da zurück ohne gute Vorsätze. Schon der Anblick von Pforte war für mich ermunternd und die Eindrücke klangen immer nach. Krause bat zuweilen Collaboratoren, auch Schüler zu sich und da war ich immer dabei. Manches kam da zur Sprache, wovon wir sonst nichts hörten und immer war der Gewinn auf meiner Seite. Die alten Sprachen, Griechisch und Latein., wurden bei uns mit großem Eifer getrieben. Meinen Homer lernte ich mit vieler Leichtigkeit lesen, auch konnte ich mich im Plato und Plutarch gut zurecht finden. Lateinische Sprachübungen hatten wir sehr viele. Wernsdorf, der liebe, anspruchlose Wernsdorf, sprach ein gewandtes und zierliches Latein und von ihm ließ sich viel lernen. Zu jeder Zeit hatte er immer einige unter den Primanern, mit denen er zuweilen spatzieren ging und da lateinisch sprach. Zu meiner Zeit waren es Rüdiger,

Brocke und ich. (Ersterer ist jetzt Rector in Freiberg, schon als Schüler durch musterhaften Fleiß und vielseitige Kenntnisse ausgezeichnet; Brocke starb durch eigene Hand als Student, auch kenntnißreich und herrlichen Charakters.) Krause gab im Hebräischen Unterricht, und nach ihm Hoppe. Geschichte wurde von Wernsdorf sehr gut vorgetragen; Physik vom P. Messerschmidt; der jetzige Regierungsrath Weiß in Merseburg, damals in Naumburg Director der Bürgerschule, erwarb sich um mehrere und auch um mich dadurch ein großes Verdienst, daß er über Philosophie las. Vor allem war der Religionsunterricht ausgezeichnet. Der vortreffliche Krause hat bei diesem Unterrichte segensreich auf Viele gewirkt. Licht und Wärme gingen da immer Hand in Hand; die Lehrstunden waren da immer auch Erbauungsstunden. In dem einen halben Jahre hielt er sogar Vortrag über Matthäus. Wie ging mir schon damals über so manche Stelle ein Licht auf, was ich später von Niemand heller bekommen habe, und daneben so viele Anwendungen aufs Leben überall.

Als die Zeit meines Abgangs von der Domschule immer näher kam, wurde nun ernstlicher überlegt, welche Universität zu wählen sey, welcher Facultät ich mich anheim geben wolle und wie ich mir meinen Unterhalt auf der Universität verschaffen könne. Für Wittenberg war mein Vater nicht eingenommen, wegen der zu großen Entfernung und auch, weil der Umstand, daß mein Bruder Carl dort seinen Tod gefunden hatte, traurige Erinnerungen gewährte. So wurde demnach Leipzig auserkohren, als die Stadt, wo ich meine Studien fortsetzen und für meinen künftigen Beruf mich vorbereiten sollte. Früher schon war ich für das theologische Studium bestimmt; daher hatte ich

auch Hebräisch mitgetrieben; jedoch ungefähr ein Jahr vor meinem Weggange von der Schule wurde ich schwankend, ob Theologie oder Medizin auf der Universität der Gegenstand meines Strebens werden solle. Arzt wollte ich auch gern werden, und die Neigung zum medizinischen Studium nahm bei mir zu, so wie ich merkte, daß mein Körper, namentlich meine Brust, für das Predigerleben zu schwach seyn dürfte. Um meine Brust zu prüfen, wollte ich, ehe es in dieser Hinsicht zu einer Entscheidung käme, das Predigen selbst einmal versuchen. Begleitet von einigen Bekannten, predigte ich daher, als angeblicher Student, ½ Jahr vor meinem Abgange, in Wethau, einem Dorfe bei Naumburg. Mein guter Vater hörte mich auch. Da ich in aller Rüstigkeit auf- und abtrat und auch nicht die allergeringsten Folgen verspürte, so war der Entschluß gefaßt, Theologie zu studiren. Für das Predigen hatte ich auf der Schule sehr gute Vorbereitungen, zufällig mehr, als viele Andere. Ich mußte einmal eine Leichenrede am Grabe eines Lehrers halten, mußte dann mehrere Male bei dem sogenannten Bücherfeste auftreten; auch bei Krause's Abgang nach Königsberg, bei des Conrector Müllers Einführung (der an Gernhard's Stelle kam), und sonst noch hatte ich öffentlich zu reden, nicht blos vor meinen Mitschülern, sondern immer vor größerer, dazu geladener Versammlung. Da ich ein ganzes Jahr Primus in der ersten Klasse war, so gehörten solche Reden gewissermaßen zu meiner Funktion. Offen gestehe ich es, daß ich diesen Redeübungen sehr Vieles verdanke.

Im Februar 1812 wurde ich nebst sieben andern in Gegenwart des ganzen Schulcollegiums examinirt, ob wir für die Universität tauglich wären. Nebst noch einem, Namens Brocke, war ich

so glücklich, die erste Censur zu erhalten und dazu die Erlaubniß, öffentlich abgehen zu dürfen. Dieser Tag, wo ich meinen Lehrern und Mitschülern das Lebewohl sagte, war der 17. April 1812; zugleich war es der Geburtstag des trefflichen Dompredigers Hoppe (jetzt Superintendent in Freiburg bei Naumburg). Der Abschiedstag war für mich ein ergreifender Tag. ... War es mir in meinem Schulleben mitunter auch recht schlecht ergangen, hatte ich manche trübe Erfahrung so früh schon gemacht, für die ein späteres Alter oft noch nicht reif genug ist, hatte ich auch einen Theil meiner Gesundheit zugesetzt (durch seinen anhaltenden Fleiß wurden schon damals die Leiden seiner Unterleibsbeschwerden vorbereitet und begründet, die in Leipzig tiefere Wurzel schlugen) — da, wo ich Abschied nehmen sollte, ging es mir doch nahe genug. Ich freuete mich auf das freie Studentenleben; aber dachte ich daran, daß ich aus einem sorglosen Leben, in ein sorgenvolles werde eintreten müssen?" (Die letzten Jahre auf der Domschule waren in finanzieller Hinsicht sehr ergiebig für ihn, denn sein Vater konnte, nach dem Tode seines ältern Bruders, der in Wittenberg ertrank, ihn besser unterstützen, und durch Privatstunden kam ihm kein unbedeutender Erwerb zu).

In dem ersten Jahre hörte er zu Leipzig vorzüglich Geschichte und Philosophie; auch wohnte er philologischen Collegien bei Beck und Hermann bei und wurde später Mitglied des philologischen und theologischen Seminars. Er nahm Theil an dem Unterricht, der in Becks Beiseyn den Primanern der Thomasschule ertheilt wurde. Ueber Tibull gab er darin Vorlesungen. Im Predigen übte er sich auf dem Lande und in der Stadt und trat dem Predigercollegium des Dr. Enke bei, wo acht

Mitglieder die Mittwochsfrühpredigten in der Nicolaikirche besorgten. Diesen Zusammenkünfte bei Enke erwähnte er oft mit vielem Vergnügen. Was seiner Predigerbildung mehr, als alles andere, nützlich war, waren die Besuche der Predigten von Einzelnen in der Stadt. Die ihm genützt haben, sind Tzschirner, Wolf, Rüdel und Bauer. Wolf predigte damals selten, aber für Thierbach war es ein wahres Fest, wenn er predigte. Bei ihm fand er sehr viel Nahrung. Nahm ihn auch die Lebhaftigkeit und der Flug seiner Phantasie etwas zu weit mit fort, drängten sich auch wohl die Bilder zuweilen ein wenig, so fand er doch andere Parthien, die wahrhaft erhebend und erquickend waren, und viele Stellen klangen in Thierbachs Herzen lange fort. Er zählte die Stunden, die er in Wolfs Umgange verlebte, immer zu seinen genußreichsten. Tzschirner hatte damals nur selten zu predigen, nur so oft ihn die Reihe als theologischer Professor traf. Das letzte Jahr von Thierbachs Aufenthalt in Leipzig (1815), wurde Tzschirner erst Diaconus und dann Superintendent. Thierbach versäumte nie seine Predigten, die damals kunstreicher waren, jetzt einfacher und populärer sind.

Bei D. Bauer hatte er 1815 ein privatissimum practicum, und zwar Uebungen in Predigtausarbeitungen und Predigtbeurtheilungen. Bauer wurde durch die Art, wie er das Ganze leitete und das Einzelne anordnete, Allen sehr nützlich. Es war ein Geist der Mäßigung und Schonung, und doch dabei ein Geist der Strenge und Genauigkeit, wie er in solchen Gesellschaften nicht immer Statt finden mag.

Eines tragischen Ereignisses muß ich gedenken, das auf Thierbach, während seines Aufenthalts in Leipzig, tiefen Eindruck machte. Er be-

suchte zuweilen einen Freund seines Vaters, den Schulmeister . . . . in T. . . bei Leipzig, den er als Knabe schon kennen gelernt hatte und ein Mann von vieler Bildung war. Dieser Freund seines Vaters war verheirathet, hatte eine Frau und ein Kind; vier bis fünf Kinder waren verstorben. Natürlich galt dies Eine für die einzige Freude des Vaters und der Mutter. Dies Kind starb plötzlich, ohne lange Vorzeichen. Die Mutter gerieth darüber in einen Zustand der Verrücktheit, wo sie gestand, daß sie vor ihrer Verheirathung ein Kind von sich schon umgebracht habe, und daß sie den Tod ihrer Kinder in der Ehe als Strafe des Himmels ansehe. Ihr Mann, den dieß sehr überraschen mochte, weil er von dem Vergehen seiner Frau keine Ahnung gehabt hatte, gerieth darüber in Verzweiflung und legte — Hand an sich selbst. Thierbach begleitete ihn einige Tage darauf, Abends in der Stille, zu seinem Grabe. Die Frau wurde nach Leipzig in's Irrenhaus gebracht. So war in Kurzem das Glück einer ganzen Familie zertrümmert! Auf dem Gesichte der Frau waren, nach Thierbachs Meinung, die Züge eines geheimen Grams früher immer sichtbar gewesen; sie hatte viel Wohlwollendes; Allem, was sie that, sah man es an, sie habe etwas gut zu machen. Mit einer besondern Aufopferung, wobei eine Art von Leidenschaftlichkeit nicht zu verkennen war, half und unterstützte sie, wo sie konnte.

Auf seinen Predigerberuf hatte dies Ereigniß wichtigen Einfluß, denn er sah, wie der Fall der Tugend und Unschuld die schrecklichsten Folgen nach sich ziehe, und der Mensch das Höchste, ein reines Gewissen, die Unschuld seines Herzens bewahren müsse, um auf Erden glücklich zu seyn.

Zu Anfang des Jahres 1816 bekam Thier-

durch einen Ruf als Subrector nach [illegible] und als Collaborator nach Meißen; allein er zog die ihm angetragene Hofmeisterstelle beim Professor Kreysig in Meißen vor, weil er Theolog bleiben wollte, Kreysig ein gelehrter Prinzipal war, durch den er mit der Schule in Verbindung zu kommen und seine philologische Bildung zu fördern hoffen durfte, auch weil er damit einem frühern Ausspruche Wort hielt, daß, wenn er je einmal Hauslehrer werden sollte, er dieß nur in der Meißner und Naumburger Gegend werden würde.

Am 4. März 1816 kam er in Meißen beim Professor Kreysig an, wo er zwei Jahre, bis Ostern 1818, blieb und eine offen gewordene Collaboratorstelle an der Schule St. Afra in Meißen annahm. Das Collaboratorleben war ihm eigentlich nie als beneidenswerth erschienen; die Wahl desselben stand ihm schon 1816 frei. Auf einen langen Aufenthalt zu St. Afra war es nicht abgesehen und er benutzte die Gelegenheit, um die durch Eißner ledig gewordene Domvicariatsstelle in Meißen anzuhalten.

Schon Michaelis 1818 ward er als Candidat in Dresden examinirt. Am 31. Januar 1819 hielt er in der Domkirche eine Gastpredigt, und nach Ostern wurde er vom Domcapitel designirt. Zu Pfingsten ging er von der Schule ab und machte eine Reise in seine Heimath, um sich von manchen Strapazen zu erholen; den 14. Juli wurde er ordinirt und confirmirt und den 1. Aug. 1819 hielt er in der Domkirche seine Anzugspredigt. Damit begann für ihn ein freieres, unabhängigeres Leben.

Ostern 1823 wurde er durch den Tod des Superintendenten Donner*) mehr an seine Stelle als Domvicar gebunden, die er mit einer Anstellung in Freiberg zu vertauschen aufgefordert wurde; doch

*) Dessen Leben, Neuer Nekrolog, I. 2. pag. 811.

sein Meißen gefiel ihm zu sehr und er schlug den Antrag aus. Michaelis 1823 trat er als Domprediger in die Stelle des Superintendenten Donner ein. Die Zulage war nicht bedeutend, doch die sonstigen Verhältnisse seines Amtes waren sehr angenehm.

Seine Kränklichkeit hatte schon nach seinem Abgange von Leipzig immer mehr zugenommen. Seine Gesundheit war nur von kurzer Dauer und immer von Rückfällen unterbrochen.

Aus einigen Briefen Thierbachs heben wir Folgendes heraus, um die Stimmung zu bezeichnen, die er von der Ahnung seines baldigen Todes zu erkennen gab:

„So bin ich also noch der einzige Sohn von den drei großgezogenen. Mein Vater hoffte an mir eine Stütze für sein höheres Alter zu finden und ich möchte gern ihm eine solche Stütze seyn. Möge sein Wunsch nicht unerfüllt bleiben. An meinem Willen, der redlich genug ist, liegt es nicht und soll es nicht liegen — und die Nichterfüllung darf daher nicht in mein Schuldbuch kommen."

„Ruhe sanft, lieber Bruder! Ein Bruder ist dir schon nachgefolgt; bald folgt dir auch der zweite. Werden wir Drei, die wir im Ganzen so ungleich im Gefühle waren, uns wieder finden? Ihr beide habt dort andere Läuterungsmittel vorgefunden, als hier sind, und seyd vielleicht schon recht vorausgeeilt, wenn ich zu Euch komme. Ich komme bald. Meine Lebenskraft sinkt immer mehr. Ich muß mein Haus bestellen. Niemand denkt sich vielleicht mein Ende so nahe, als ich selbst." (Den 9. Aug. 1824).

„Am 13. September 1824 bin ich von der Reise, die ich in meine Heimath machte, wieder zurückgekehrt. Ich dachte nicht wieder zu kommen; doch gegen meine Hoffnung bin ich wieder ange-

langt. Meine Verwandten, meinen alten Vater und meine Geschwister habe ich noch einmal gesehen, habe noch einmal am Grabe meiner Mutter gestanden und meine Lieblingsplätze aufgesucht, wo ich als Knabe gespielt, und überhaupt mir das Bild meiner Heimath noch einmal tief eingedrückt, daß ich nun für meine Einbildungskraft Beschäftigung genug habe bis zu meinem Tode. In Leipzig hatte ich, so wie in meiner Heimath, frohe Tage; immer nur drängte sich bei mir in jedes Frohgefühl, das sich regen wollte, der Gedanke, ich werde bald gehen müssen. Dieser Gedanke verläßt mich auch jetzt nicht. Mein fortwährender Husten, der zweideutige Auswurf, dem sich manchmal Blut beigesellt, die fortgehende Abmagerung meiner Glieder, die Abnahme meiner Kräfte, die völlige Abspannung nach jeder kleinen Anstrengung, mein fast ununterbrochener Schmerz auf der Brust oder im Unterleibe, die jetzt schon seit 16 Tagen dauernde Diarrhöe — dies alles läßt auf eine baldige Auflösung schließen. Ein Gebet habe ich nur immer vor allen andern, daß der Himmel, meiner nächsten Umgebung zur Last, mich nicht zu lange aufs Krankenlager werfe."

Sein Gebet ward erhört — nur wenige Wochen brachte er auf dem Krankenlager zu. Er starb den 11. April 1825, im 34. Jahre seines musterhaften Lebens.

Leipzig, Dr. Eichmann.

XXVII. Johann Heinrich Fueßli,

Maler zu London,

geb. 1742.

gest. am 16. April 1825. *)

Der Vater unsers Künstlers, J. C. Fueßli, hatte die Malerei in Zürich erlernt und lebte dann in Wien, in Rastadt, in Ludwigsburg, in Nürnberg, wo er sich überall als Landschafts- und Portrait-Maler gut nährte. Er kehrte endlich nach Zürich zurück, wo er sich verheirathete und drei Söhne zeugte. Rudolph, der als Buchhändler in Wien lebte, Heinrich, von dem wir hier sprechen, und Caspar, der bekannte Entomolog, der sehr jung starb. Zu Fueßli's, des Vaters, Freunden, gehörten Mengs, v. Kleist, Klopstok, Wieland, Bodmer und Breitinger. Er trat auch als Schriftsteller auf mit einer Vorrede zu Mengs Abhandlung über das Schöne und mit den Biographien seiner besten Freunde, der Künstler Kupetzky und Rugendas.

Heinrich Fueßli gehörte zu den Personen, die nie das Jahr ihrer Geburt angeben; nach der Biographie, welche die Schweizerische Künstlergesellschaft herausgegeben hat, ist er 1742 geboren; seine nähern Bekannten in London glauben 1738 oder 1739. Nach seinen eigenen Aeußerungen war er ein wunderliches eigensinniges Kind, das wegen seiner Nachläßigkeit in den Lehrstunden beinahe täglich mit Recht gestraft wurde. Außerhalb der Schule, wo er sich selbst überlassen war, lernte er dagegen mit Eifer und Leichtigkeit. Seine Mutter war eine ausgezeichnete Frau; sie legte den Grund zu seiner

*) Nach dem Kunstblatte 1826. Nr. 28. u. d. Annual obituary 1825.

Bildung, und sein ganzes Leben hindurch sprach er mit der grössten Achtung und Zärtlichkeit von ihr. Von Jugend auf zeigte er Anlage zum Mahlen, aber sein Vater hatte ihn zur theologischen Laufbahn bestimmt, und wendete Alles an, um das aufkeimende künstlerische Streben in dem Sohne zu vernichten. Eben das Verbot aber erhöhete den Reiz; Heinrich widmete jede Minute, die er seinen Arbeiten abmüßigen konnte, der Kunst, und entwendete oft Lichtstümpfchen aus der Küche, um heimlich bei der Nacht zeichnen zu können. In dieser Periode war Michael Angelo sein Vorbild; er kopirte wiederholt, was er von den Werken dieses Meisters in der Sammlung seines Vaters fand; doch begnügte er sich nicht blos mit knechtischer Nachahmung, er erfand auch, und zwar schon damals in dem phantastischen Geschmack, der sich oft noch in seinen spätern Werken bemerken ließ. Er verkaufte mehrere von seinen Zeichnungen an seine Mitschüler und sammelte sich dadurch eine kleine Summe, die er zum Ankauf eines Stücks feuerfarbenen Seidenzeuges verwendete. Als er in diesem glänzenden Gewand erschien, lachten ihn seine Jugendfreunde so aus, daß er, innerlich ergrimmt, es mit Heftigkeit zerriß, und seit jener Zeit nie wieder lebhafte Farben trug. In seinem funfzehnten Jahre kam er auf das akademische Gymnasium, dessen ausgezeichnetste Lehrer die Freunde seines Vaters, Bodmer und Breitinger, waren. Treu und fleissig besuchte er die Lehrstunden, und bald schloß er sich denjenigen seiner Altersgenossen an, die sich durch Geist und Talent auszeichneten; hier entspann sich seine Freundschaft mit Lavater, mit dem er bis an dessen Tod in den vertrautesten Verhältnissen stand, und dann die Gefühle, die er für den Vater gehegt hatte, auf den Sohn übertrug.

In dieser, für ihn neuen, Welt fand sein reger Geist Stoff zu den mannichfaltigsten Beobachtungen an Lehrern und Mitschülern sowohl, als an den Gegenständen des Unterrichts; doch nur das Neue, Ungewohnte und Seltsame zog ihn vorzüglich an; selbst in den heiligen Schriften hatten Charaktere, Stellen und Ausdrücke, die vom Gewöhnlichen abwichen, den meisten Reiz für ihn. Daher forschte er auch im literarischen Fache mit besonderem Eifer nach dem, was weniger bekannt und selten war. Arbeit und Nachtwachen kosteten ihm nichts. Mit großer Begierde lernte er Englisch, und bald hernach auch Italienisch, und mit ungewöhnlicher Thätigkeit setzte er daneben seine Studien fort; alte und neue Sprachen wurden mit emsigem Fleiße betrieben und das Zeichnen nicht versäumt. Alles, was Gedächtniß und Einbildungskraft stark beschäftigt, ging ihm mit leichter Mühe ein, was hingegen ruhigen Ernst und gesetzte Besonnenheit erfordert, was die Einbildungskraft in Schranken hält und zügelt, wie Mathematik und Philosophie, war nicht nach seinem Geschmack. Richardsons Romane und Rousseau's Werke verschlang er mit Heißhunger, und fing, in Verbindung mit einigen andern Feuerköpfen, an, sich mit Entwürfen zur Staatsverbesserung zu beschäftigen. Auch auf seine theologischen Studien hatte sein Streben nach dem Glänzenden, Neuen und Ungewöhnlichen den größten Einfluß. Seine ersten Versuche im Predigen fielen in eine Zeit, wo man, des frühern, wenig ansprechenden Tons müde, sich in neuen Formen versuchte, und bald durch Klopstocksche Phrasen, bald durch rednerischen Prunk, nach dem Muster der Französischen Hofprediger, mehr, als bisher, zu wirken versuchte. Auch Fueßli verfiel in diesen Ton, womit er sich keinen sonderlichen Beifall er-

Gebrauch mitgetrieben; jedoch ungefähr ein vor meinem Weggange von der Schule wurde schwankend, ob Theologie oder Medizin auf der versität der Gegenstand meines Strebens werden Arzt wollte ich auch gern werden, und die ng zum medizinischen Studium nahm bei ä, so wie ich merkte, daß mein Körper, na ch meine Brust, für das Predigerleben zu ch seyn dürfte. Um meine Brust zu prüfen, ich, ehe es in dieser Hinsicht zu einer Ent- ung käme, das Predigen selbst einmal versu- Begleitet von einigen Bekannten, predigte ich als angeblicher Student, ½ Jahr vor mei- Abgange, in Wethau, einem Dorfe bei Naum- Mein guter Vater hörte mich auch. Da aller Rüstigkeit auf- und abtrat und auch die allergeringsten Folgen verspürte, so war Entschluß gefaßt, Theologie zu studiren. Für Predigen hatte ich auf der Schule sehr gute reitungen, zufällig mehr, als viele Andere. mußte einmal eine Leichenrede am Grabe ei- Lehrers halten, mußte dann mehrere Male bei sogenannten Bücherfeste auftreten; auch bei use's Abgang nach Königsberg, bei des Con- or Müllers Einführung (der an Gernhard's elle kam), und sonst noch hatte ich öffentlich zu n, nicht blos vor meinen Mitschülern, sondern er vor größerer, dazu geladener Versammlung. ich ein ganzes Jahr Primus in der ersten Klasse r, so gehörten solche Reden gewissermaßen zu ner Funktion. Offen gestehe ich es, daß ich sen Redeübungen sehr Vieles verdanke.

Im Februar 1812 wurde ich nebst sieben an- ern in Gegenwart des ganzen Schulcollegiums aminirt, ob wir für die Universität tauglich wä- n. Nebst noch einem, Namens Brocke, war ich

lossalen Erzengel Michael an dem dortigen Zeug-
hause, und eben so redet er von Oeser in Leipzig
und den Kunstsachen, die er bei diesem sah. Doch
besuchte er dort auch einige Gelehrte, wie Ernesti,
Gellert, Weiße, theilt aber in seinen Briefen nur
physiognomische Bemerkungen über sie mit. In
Berlin verfertigte er Zeichnungen zu den Kupfer-
stichen, mit welchen eine neue Ausgabe von Bod-
mers Noachide, die Sulzer besorgte, ausgestattet
werden sollte. So wurden die finstern Schreckge-
stalten einer untergehenden Welt zur Aufgabe für
seine Kunst und erfüllten seine Phantasie mit Rie-
sengebilden, die aus einem umnachteten Himmel
herabdämmern. Selbst die lieblichen patriarchali-
schen Scenen, die in der Noachide vorkommen,
verwandelten sich unter seiner Hand in das Ueber-
triebene und Ueppige. Durch Sulzers Vermitte-
lung war Fueßli in Bekanntschaft mit einigen an-
gesehenen Engländern gerathen, besonders mit Sir
Robert Smith, dem Englischen Gesandten am
Preußischen Hofe, für den er mehrere Scenen
aus Macbeth und dem König Lear verfertigte.
Durch das Zureden dieses Mannes, der sich sehr
für ihn interessirte, faßte er endlich den Entschluß,
sich ganz der Malerei zu widmen und einen jener
Britten nach England zu begleiten. Lavater gab
ihm beim Abschiede ein Blatt Papier, zierlich un-
ter Glas und Rahmen gefaßt und mit den Wor-
ten beschrieben: „Leiste nur den zehnten Theil von
dem, was Du leisten kannst;" er fügte hinzu:
„Hänge dies Blatt in Deiner Schlafkammer auf,
geliebter Freund, dann ist es nicht umsonst ge-
schrieben."

Im Jahre 1762 kam er ganz fremd in Lon-
don an, und dies unheimliche Alleinstehen ergriff
ihn so, daß er die ersten Stunden nach seiner An-

Kunst in Thränen zubrachte; bald aber kam er durch seine Empfehlungsbriefe mit mehrern Personen in Verbindung, übernahm die Stelle eines Erziehers in einem angesehenen Hause und übersetzte mehrere kleine Schriften von Winkelmann in's Englische, so daß er im Stande war, die Unterstützungen eines Bodmer, Sulzer und anderer Freunde entbehren zu können. Unter den berühmten Männern, bei welchen Füeßli eingeführt wurde, war auch Josua Reynolds, der Präsident der Malerakademie zu London, dem die Arbeiten des jungen Künstlers so wohl gefielen, daß er ihn fragte, wie lange er Italien verlassen habe, und als er erfuhr, daß Fueßli nie in Italien gewesen war, hinzufügte: „Junger Mann, wenn ich diese Zeichnungen gemacht hätte, und man böte mir ein tausendjähriges Leben, wenn ich die Künstlerlaufbahn nicht verfolgte, so würde ich einen solchen Vorschlag mit Verachtung zurückweisen."

Im Jahre 1766 begleitete er einen seiner Zöglinge nach Frankreich, von wo aus er öfters an seine Zürcher Freunde schrieb, und zwar meistens vertheidigungsweise, da sie, wie es scheint, die tollen Streiche, die sein Zögling beging, zum Theil auf Rechnung des Führers schreiben wollten. Er kehrte wieder nach England zurück, und blieb in London bis 1772, wo er mit seinem Freunde Armstrong nach Rom ging, dort besonders noch Michael Angelo studirte, durch seine Arbeiten Aufsehen erregte und mehrere Bestellungen von Reisenden erhielt. Er besuchte auch die andern Hauptstädte Italiens und benutzte überall die Kunstschätze, aber nicht, nach der gewöhnlichen Weise junger Maler, durch mühsames Kopiren, sondern mehr, indem er an jenen Meisterwerken seine Begeisterung entflammte, und durch selbstgeschaffene

Arbeiten bewies, welchen Gewinn ihm der Aufenthalt in Italien gebracht habe. Sein Pinsel wurde jetzt so fest und breit, daß der berühmte Piranesi, als er ihn eines Tages malen sah, ausrief: „Das ist nicht gemalt, das ist gebaut!“

Im Jahre 1778 verließ er Italien, ging nach Zürich, wo er 6 Monate bei seinen Verwandten zubrachte, und 1779 ging er nach England zurück, wo er, mit Ausnahme einer 1802 nach Paris gemachten Reise, bis an sein Lebensende blieb. Hier theilte er bald mit Reynolds und West den Ruhm der ersten Maler ihrer Zeit, übertraf aber beide an Kühnheit und Tiefe der Erfindung, an sinnvoller und kunstgerechter Anordnung und an Sicherheit und Festigkeit der Zeichnung. Im Kolorit dagegen hat er sich nie ausgezeichnet, weil es ihm, wenn auch nicht an Gefühl für Farbe, doch an Geduld und Fleiß in der Ausführung mangelte. Da seine Arbeiten bei den Londoner Kunstausstellungen großes Aufsehen erregten, und besonders auch durch die Wahl der Gegenstände, meistens aus den größten Englischen Dichtern, oder aus der Geschichte dieses Volks, dem alles Neue, Kühne, und selbst das Schauerliche liebenden Geiste der Nation zusagte, so wurde er 1790 zum Mitgliede der Akademie erwählt und 1799 als Professor angestellt, in welcher Eigenschaft er Vorlesungen über die Malerei hielt, welche die seines Vorgängers, Reynolds, an Gehalt und Tiefe, so wie an Stärke und Schönheit der Sprache weit übertreffen. Sie sind von Eschenburg (1803), jedoch nicht ganz glücklich, ins Deutsche übersetzt worden.

Nach des berühmten West's Tode versah Fueßli eine Zeit lang die Stelle eines Präsidenten der Akademie und wurde nachher Inspector der Schulen derselben, in welcher Stelle er so beliebt war,

daß ihm die Zöglinge mit einer sehr schönen silbernen Vase beschenkten. Im J. 1788 vermählte er sich mit Sophie Rawlins, die ihn überlebte und Erbin seines ganzen Nachlasses ist.

Zu Fueßli's vertrautesten Freunden gehörte Horace Walpole, Roscoe, der Viceadmiral Moore und überhaupt viele der ersten Männer seiner Zeit; er war einer der beliebtesten Gäste des Buchhändlers Johnson, bei dem er einige 30 Jahre hindurch wöchentlich einmal zu Mittage aß und wo er mit dem Dr. [illegible], mit Hn. [illegible], der Miß Wollstonecraft, dem Dr. Wollcott und mehreren interessanten Personen bekannt wurde. In diesem Zirkel war er wegen seiner raschen witzigen Antworten sehr beliebt; langdauernde Wortstreite führte er ungern, besonders wenn er einsah, daß er Unrecht hatte; gewöhnlich machte er dann durch irgend einen Scherz der Sache ein Ende. Nichts war ihm unangenehmer, als Gemeinplätze; er befand sich eines Tages in einer Gesellschaft, wo man sich wohl eine Stunde vom Wetter und ähnlichen uninteressanten Gegenständen unterhielt; plötzlich unterbrach er das Gespräch mit den Worten: „Wir essen heute einmal Schweinefleisch zu Mittag.“ Als ihn Alle verwundert ansahen und fragten, was er damit sagen wolle, entgegnete er: „Nun, es ist wenigstens eben so interessant, als was Ihr die ganze Zeit über besprochen habt.“

Er war ein sehr tüchtiger Lateiner und schrieb diese Sprache mit vieler Eleganz; auch der Griechischen Sprache war er vollkommen mächtig. Als Cowper seine Uebersetzung der Iliade ausarbeitete, wurde der Prospectus an Johnsons Tische vorgelesen, und Fueßli machte einige so treffende Anmerkungen, daß Cowper, dem sie mitgetheilt wurden, ihn ersuchte, das ganze Manuscript kritisch

durchzugehen. Oft machte er Griechische Verse aus dem Stegreife, und zwar so vortreffliche, daß selbst der gelehrte Porson sie für ächt hielt und sich vergebens bemühete, den Verfasser unter den Griechischen Classikern aufzufinden. Auch die neuern Sprachen kannte er genau; Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch und Holländisch sprach und schrieb er gleich gut. Sein Gedächtniß war ausgezeichnet, er konnte jederzeit bei einer citirten Stelle genau den Verfasser und den Theil des Werks angeben. Unter den Dichtern waren Shakespeare, Milton und Dante seine Lieblinge.

Im J. 1817 erhielt er das Diplom der ersten Classe der Akademie St. Lucas zu Rom. Er malte noch in den letzten Tagen seines Lebens und hinterließ einige 60 Gemälde, die größtentheils vollendet sind; die übrigen sind mehr oder weniger vorgerückt, denn es war seine Gewohnheit, seine Arbeiten nicht in einem Zuge zu vollenden; er stellte sie bei Seite und erst nach einiger Zeit nahm er sie wieder vor. Von seinen größten Gemälden befinden sich zwei in seiner Vaterstadt, von denen das eine den Bund der Stifter der Schweizerischen Freiheit vorstellt und auf dem Züricher Rathhause aufbewahrt wird; in dem andern hat der Künstler sich selbst im Gespräch mit seinem Lehrer Bodmer dargestellt. Beide können als Beweise seines dankbaren Andenkens der Heimath betrachtet werden. Wenn Füßli's Kunstverdienste mit wenigen Worten ausgesprochen werden sollten, so möchte man sagen, daß er in Erfindung, Tiefsinn, Originalität und Kraft alle Künstler aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts weit übertroffen habe, hingegen durch sein Streben, zu überraschen, zu blenden, ja durch gespensterhafte Darstellungen zu erschrecken, und Dinge, die sich nur in poetischen

Bildern ausdrücken lassen, in Gestalt und Farbe vor die Augen zu bringen, über das wahre Ziel der bildenden Künste hinausgekommen sey. Bei alle dem verdient ein von der Natur so reich begabter und unermüdet schaffender Geist unsere Achtung und seine durch rühmlichen Jugendfleiß erworbene mannichfaltige Gelehrsamkeit unsere Bewunderung.

Er erfreute sich sein ganzes Leben hindurch einer trefflichen Gesundheit; in den letzten Jahren klagte er zuweilen über Wasser in der Brust, wovon ihn die Anwendung der Digitalis befreite. Er sagte selbst: „Ich bin ein glücklicher Mann, ich habe mich immer wohl befunden und mich nur mit dem beschäftigt, was mir zusagte.“ Er starb in Putney Hill bei London, bei der Gräfin Guildford, die er besucht hatte. Seine Krankheit dauerte nur fünf Tage, während welcher er von der Gräfin und ihren beiden Töchtern aufs zärtlichste gepflegt und von mehreren geschickten Aerzten behandelt wurde. Die Heiterkeit seines Geistes behielt er bis auf den letzten Augenblick und er unterhielt sich bis zu seiner Todesstunde mit seinen Freunden, die ihn täglich besuchten. — Am 25. April wurde seine Leiche mit allem Pomp in der Sanct Paulskirche in London beigesetzt. Er hinterläßt viele Manuskripte, von denen mehrere vollendet sind, z. B. acht Vorlesungen über die Malerei und 800 Aphorismen über die Kunst; eine Geschichte der neuern Kunst ist leider unvollendet, sie geht nur bis Michael Angelo; ferner ein deutsches Gedicht über die Kunst, das er selbst für seine beste Arbeit erklärte, und eine Menge Fragmente über Kunst und Künstler.

Weimar. H. Lenz.

XXVIII. Heinrich Ernst,

Graf von Schönburg-Rochsburg, Graf und Herr von Glauchau und Waldenburg, der niedern Grafschaft Hartenstein und der Herrsch. Lichtenstein mit Stein rc.

geb. den 29. April 1760.
gest. den 19. April 1825.

Schönen Glanz zurückstrahlend erlosch die gräfliche Schönburg-Rochsburgische Linie, deren Collateral-Aeste und Zweige noch kräftig fortblühen, mit diesem Manne von segensreicher Wirksamkeit, und, wodurch seinem Namen ein bleibendes Denkmal zu Theil wird, von ausgezeichnetem Rufe durch seine großen Verdienste um die Landwirthschaft.

Graf Heinrich Ernst war der vierte und jüngste Sohn des Grafen von Schönburg-Rochsburg gleichen Namens und der Gräfin Magdalene Louise, geb. Freiin von Ebstein. Zu hellem Verstandeslichte und gesunder Urtheilskraft, Erbstücken vom Vater, gesellten sich in ihm ein treffliches Gedächtniß und so glückliche Geistesanlagen, daß er lediglich durch den Privatunterricht eines Hofmeisters, des nachmaligen Oberpfarrers Wimmer in Burgstädt, vollkommen vorbereitet, 1778 die Universität zu Leipzig beziehen konnte.

Hier betrieb er ohne mühselige Anstrengung und selbstischen Fleiß, aber in Stunden des Eifers mit kräftigem Willen das Versäumte nachholend, die Rechts-Disciplinen mit solchem Erfolge, daß nach seinem zu Ostern des Jahres 1782 bestandenen Examen der damalige Ordinarius der Juristenfacultät, Hofrath von Winkler, in einem Briefe an die Mutter des Grafen (der Vater war schon im Jahre 1779 gestorben), derselben Glück wünschte zu einem solchen Sohne, der alle ihm vorgelegte

Fragen so treffend und gründlich beantwortet hätte, daß er (v. Winkler) bedaure, demselben außer der wohlverdienten ersten Censur, nicht noch eine besondere Auszeichnung dabei ertheilen zu können.

Der Posten eines Churf. Sächs. Regierungs-Assessors, welchen der Graf Heinrich bekleidete, beschränkte seine geistige Thätigkeit auf einen zu engen Raum, und zeigte die Aussicht zu einem größern Wirkungskreise erst in solcher Entfernung, daß es ihm leicht wurde, die Staatslaufbahn aufzugeben und Dresden zu verlassen, als ein neuer Weg sich darbot, dem regen Geiste eine veränderte Richtung gab und ein neues freies Feld für schöpferisches Wirken eröffnete. Es war dieses die Einladung seines nächsten Bruders, des Grafen Heinrich Wilhelm Ernst, mit ihm gemeinschaftlich die Stammherrschaft Rochsburg zu übernehmen, welcher seit dem Tode des Vaters ihre würdige, fromme, wohlthätige, mit männlichem Geist und Muth ausgerüstete Mutter vorgestanden hatte. Der älteste der vier Brüder, Graf Friedrich Ernst, ein geistreicher Jüngling, war schon im J. 1771 gestorben, und der zweite, Ludwig Ernst, im Preußischen Militairdienste angestellt, hatte durch einen Vergleich seinen Rechten entsagt, so daß die beiden jüngsten Brüder im Jahre 1786 das Regiment aus den Händen der Mutter übernehmen konnten.

Von nun an machte Graf Ernst die Landwirthschaft im weitesten Sinne zum Hauptgegenstande seines Studiums und seiner scharfsinnig berechneten, oft gewagten und großartigen Unternehmungen, deren Glücken und Mißlingen der Wissenschaft reiche Ausbeute gewährte. Wie sein Geist im Auffassen das Naturprodukt von dem ersten Entstehen bis zur obersten Stufe der Veredlung und technischer Bearbeitung verfolgte, so wollte er

diesem Weg auch praktisch gehen, den rohen Stoff bis zum vollendeten Artefact und jeden Gegenstand der Landwirthschaft bis zum höchsten Grade industrieller Ausbildung führen. Aus diesem, wie wohl später veränderten Grundsatze erklärt sich manche Unternehmung und seine ganze vielverzweigte ökonomische Einrichtung. Obgleich seine Thätigkeit sich auf alle Fächer der Landwirthschaft ausdehnte, so wurden doch insbesondere seine Bemühungen um die Schafzucht mit dem reichsten Erfolge und verdientem Rufe gekrönt. Im Jahre 1792 legte der Graf den Grund zu der Schäferei, welche man später, wie es geschehen, die erste der Welt nennen durfte.

Da die ausführliche Geschichte dieser Schäferei zum Theil überhaupt die Darstellung des Grafen bei seiner landwirthschaftlichen und industriellen Wirksamkeit, mithin das Hauptmoment dieses biographischen Umrisses, weiter unten folgt, wie sie aus der Feder des Herrn Professors Dr. Weber in Breslau geflossen, welcher, wie kein Anderer, diese Schilderung geben konnte, so bleibt nur übrig, noch voran zu schicken, was dort nicht hingehörte.

Das innere Leben unsers Grafen bot ein anziehendes, mit allen Tönen einer schönen Individualität geschmücktes Bild dar, dessen Reiz in heiterer Ruhe bestand, nicht in dem grellen Farbengemische stets wechselnder Verhältnisse. Seiner Wirkungssphäre entzog ihn nur selten eine Geschäfts- oder Badereise und das Schloß Rochsburg über dem herrlichen Muldenthale, durch ihn die Freistätte der Gastlichkeit, geselligen Freuden und häuslichen Glücks, war und blieb sein liebster, beständiger Wohnsitz.

Seine erste theure Gemahlin, Gräfin Sophie Wilhelmine, geb. Fürstin von Carolath-Schönaich, starb 1795 kinderlos, drei Jahre nach der Vermäh-

lung und im Mai 1798 folgte ihr die allverehrte Schwiegermutter, Gräfin Magdalene, welche bei dem Antritt des 79. Jahres vom Himmel zur Ruhe abgerufen wurde. Die Tage eines beglückenden Familienlebens kehrten dem Grafen dauernd zurück in seiner zweiten Ehe mit der Gräfin Ernestine Wilhelmine, geb. Fräulein von Köhler, seiner treuen Lebensgefährtin, welche, nur für ihn bedacht, mit sorglichem Sinn dem leisesten Wunsche begegnete, nur in seiner Freude froh war, nur bekümmert, wenn ihn Unangenehmes traf, die Alles mit ihm theilte, nur den Unmuth nicht, welchem sie durch ungestört widerstand, um den des Gatten verscheuchen zu können. Dieses eheliche Glück wurde noch erhöht durch eine Tochter, den gemeinschaftlichen Gegenstand der älterlichen Liebe und Sorgfalt und die höchste Freude des Vaters, dessen Herz mit den wärmsten Gefühlen an dem Kinde hing, welches, unter der Leitung der trefflichen Mutter erzogen, das schöne Zeugniß vom Vater erhielt, ihn niemals auch nur einen Augenblick seines Lebens getrübt zu haben.

Ein seltenes Beispiel brüderlicher Liebe und Verträglichkeit gewährte das, durch keine Spannung je gestörte Verhältniß zwischen den gemeinschaftlich das Regiment führenden Herren, so vielfach auch das gegenseitige Interesse sich feindlich berührte und so verschieden die beiden Charaktere waren. Selbst nach des ältern Bruders, Grafen Heinrichs Tode, welcher am 17. Januar 1816 erfolgte, ehrte der nunmehr alleinige Herr der Herrschaft Rochsburg und Senior des ganzen hohen Schönburgischen Hauses, das Andenken des Verewigten durch Anordnungen, wie er sie früher dem Lebenden zu Liebe getroffen hatte.

Dieses Alles und die Fülle von Wohlfahrt, Zufriedenheit und häuslichem Glück, welche, unter der Herrschaft des würdigen Mannes überall hervortrat,

entsprang nicht aus schlaffer Unthätigkeit, bequemer Friedensliebe und ähnlichen passiven Alltagstugenden, die mit seiner tüchtigen Gesinnung im Widerspruche standen. — Zu solcher Gestaltung gehört schöpferischer Geist und ein gleich kräftiges und edles Gemüth. Der Wille, dieser Strahlenfocus des innern Menschen, der die Seele abspiegelt und den Charakter verschließt, zeigt uns den Grafen rasch, energisch, selbst ungeduldig und gereizt, aber ein starkes Gegengewicht von Besonnenheit, ein schönes Gefühl für Recht und Billigkeit und ein reicher Schatz von Menschenliebe erhielten den starken Willen rein, frei für das Große und Gute. Die Wohlfahrt der Seinigen war nicht vergällt durch herrischen Druck und seine Gunst kein ungewisses, an den Wechsel der Laune geknüpftes Gut, sondern zwiefach beglückend durch die Gewißheit der Dauer, so wie seine Gaben nicht Preise für das Vergessen eigener Erniedrigung und fremder Kränkung durch despotische Willkühr waren, sondern doppelt erfreuten durch die Art des Gebens. Er konnte dem Vergehen zürnen, aber mit gerechtem Zorne, und verläugnete die edlere Natur nie so sehr, daß er seine Macht zur Rache oder zum Muthkühlen an dem Schwächern gemißbraucht hätte. Hatte er im gereizten Zustande einen Entschluß gefaßt oder ein Schreiben gefertigt, so pflegte er dieses der stets für friedliche Beilegung stimmenden Gemahlin mitzutheilen und ließ auf ihre Bitte die Sache gänzlich oder bis zu einem ruhigern Augenblicke liegen.

Diese Gemüthsmilde und Kraft zeigte der Verewigte in großmüthigem Uebersehen kleinlicher Angriffe auf ihn, in der Geneigtheit zum Vergeben und in der Bereitwilligkeit, mit welcher er die vernünftige Prüfung und Widerlegung seiner Meinung annahm, denn ihm war der Trotz enger Herzen fremd, welche,

um nur zu triumphiren, Triumphe der Unvernunft über die Vernunft feiern.

Nur in dem letzten Lebensjahre durch schnell auf einander folgende Unfälle und insbesondere durch körperliche Kränklichkeit empfindlicher gestimmt, konnte der Graf auf die Angriffe des nunmehr gleichfalls verstorbenen Rudolph Andre, Wirthschafts-Director in Böhmen, sich in jene literarische Fehde einlassen, die nicht ohne persönliche Erbitterung geführt wurde.

Mit eben so viel Sinn als Talent für das gesellige Leben ausgerüstet, verband der Graf eine hohe Gestalt mit wundervoller Haltung, und Geist, Lebendigkeit, Anmuth und Wohlwollen sprach aus seinen edlen Gesichtszügen. Gewandt im Ausdruck der Rede, den jedesmaligen Ton sicher treffend, war seine Unterhaltung geistreich und anziehend durch glücklichen Humor und leichten Witz, welcher nur selten in die Schärfe der Ironie überging. Seine Höflichkeit war nicht drückendes Ceremoniel, das auf Wucher ausleiht, sondern ungeschminkter Ausdruck der Achtung und eines freundlichen Wohlwollens. Selbst der tägliche Umgang schwächte den Reiz seiner Unterhaltung nicht, welche entweder aus der jedesmaligen Lectüre geschöpft war, oder Ereignisse des Tages betraf, oder über wissenschaftliche Gegenstände sich verbreitete. Selten kam ein abgenutztes Thema an die Reihe, als etwa das von den großälterlichen Sitten und Gebräuchen, mit dem dabei gewöhnlichen Stereotypspaß, ein Lieblingsstoff bloßer Gedächtnißmenschen, und noch seltener brachte unser Graf Reminiscenzen aus dem eigenen Leben, in denen das Ich selbstgefällig zur Schau aufgestellt zu werden pflegt, denn je höher von Geist und je reicher an selbstsuchtsfreier Liebe der Mensch ist, desto weniger trägt er von dieser Kuckuksnatur an sich. Aber ein gerechtes Selbstgefühl mußte in der edlen Seele, der Quelle so vieles

Guten, bei dem künftigen Streben und erfolgreichen Wirken wohl Platz finden. Wer dieses Bewußtseyn innerer Würde Adelstolz nennt, vergißt, daß leerer Dünkel nur der Lückenbüßer mangelnden Werths und das Hydrogen ist, welches schlaffe Seelen zwar aufbläht, aber nur noch leichtwichtiger macht; — dieses Wahrzeichen geistiger Beschränktheit haftet nicht an dem Manne der Humanität und harmonischen Bildung. Graf Ernst ließ die Rücksichten nicht aus den Augen, welche ein hoher Stand fordert; er liebte selbst Aufwand und äußern Glanz, aber beides gereichte nicht zum Drucke seiner Untergebenen, deren Liebe und Verehrung er im reichsten Maaße genoß.

Wiewohl der Landwirthschaft vor Allem zugethan, — wer den Naturkräften etwas abgewinnt, entzieht es Niemanden, sagte er, und mit Horaz:

Non istic obliquo oculo mea commoda quisquam
Limat, non odio obscuro morsuque venenat:
Rident vicini glebas et saxa moventem — *)

so war der Graf doch auch ein Freund jeder Wissenschaft und voll warmen Gefühls für die schöne Kunst. Die alten Classiker ehrte er hoch und zeigte durch häufige Citate aus denselben ein ausgezeichnetes Gedächtniß; von vaterländischen Dichtern stand ihm Wieland mit der klaren, heitern Lebensansicht, und Schiller mit der tiefen Weltanschauung näher, als Göthe mit seinen wunderbaren, von den Nebelgestalten der Romantik durchzogenen Schöpfungen. Voltaire hatte seinen Geist nicht so überschliffen, daß derselbe mit den Begriffs-Hieroglyphen der Concilien und dem dialektischen Krämerhandel der Scholastiker in Glaubenssachen das Heilige selbst wegwitzelte, und wenn gleich die frostige Periode der Religions-Reduction auf Moral-Philosophie, am Schlusse des

*) Epistol. Lib. I. 14.

verflossenen Jahrhunderts, wesentlich auf unsern Grafen einwirkten, so bewahrte doch sein warmes Gemüth einen schönern Schatz innerer Religiosität, als die Schulfechter jener Zeit ausboten. Sein Glaubensbekenntniß sprach er nicht aus, in dem Gefühle, daß der religiöse Glaube in jeder Brust ein eigenthümliches Gepräge annehme, und nur blinde Intoleranz die gleiche Form könne aufzwingen wollen; eben so griff er auch die Meinung des Schwächern nicht an, weil die Seele von Innen erweitert werden müsse, um Höheres auffassen und eintauschen zu können, und dieses einem psychischen Kinde aufdringen, geistige [illegible] wäre. Die Schule, sagte er einst, hat keinen Beweis für den nicht zu fassenden Gott; aber bedarf es denn des Beweises? mir genügt dafür seine Wunderwelt und meine innere Ueberzeugung. Oft wiederholte er: Wir können Gott nicht genug danken für die täglich empfangenen Wohlthaten und abgewendeten Uebel, und dieses Danken ist wahres Gebet, nicht das ewige Bitten und Betteln um noch mehr. Cäsar, sagte er einst, spricht: in luctu atque miseriis mortem aerumnarum requiem, non cruciatum esse; eam cuncta mortalium mala dissolvere; ultra neque curae, neque gaudio locum esse; — allein weder Cäsar noch Sallust, der ihn so sprechen läßt, kannten die Lehre der Liebe, und die Schlußworte jenes Satzes lassen uns kalt und gleichgültig, als berührten sie den Menschen gar nicht, so schreckend auch der Inhalt ist; wie ganz anders bewegen uns Aussprüche — — Hierauf erinnerte er an mehrere rührende Stellen der Schrift. Die eben angeführte Stelle aus dem Sallust wiederholten seine Lippen während der Fieberträume der letzten Krankheit, gleichsam als beschäftige sich der Geist noch vor dem Entschweben mit der Widerlegung dieses schauerlichen Gedankens.

durchzugehen. Oft machte er Griechische Verse aus dem Stegreife, und zwar so vortreffliche, daß selbst der gelehrte Porson sie für ächt hielt und sich vergebens bemühete, den Verfasser unter den Griechischen Classikern aufzufinden. Auch die neuern Sprachen kannte er genau; Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch und Holländisch sprach und schrieb er gleich gut. Sein Gedächtniß war ausgezeichnet, er konnte jederzeit bei einer citirten Stelle genau den Verfasser und den Theil des Werks angeben. Unter den Dichtern waren Shakespeare, Milton und Dante seine Lieblinge.

Im J. 1817 erhielt er das Diplom der ersten Classe der Akademie St. Lucas zu Rom. Er malte noch in den letzten Tagen seines Lebens und hinterließ einige 60 Gemälde, die größtentheils vollendet sind; die übrigen sind mehr oder weniger vorgerückt, denn es war seine Gewohnheit, seine Arbeiten nicht in einem Zuge zu vollenden; er stellte sie bei Seite und erst nach einiger Zeit nahm er sie wieder vor. Von seinen größten Gemälden befinden sich zwei in seiner Vaterstadt, von denen das eine den Bund der Stifter der Schweizerischen Freiheit vorstellt und auf dem Züricher Rathhause aufbewahrt wird; in dem andern hat der Künstler sich selbst im Gespräch mit seinem Lehrer Bodmer dargestellt. Beide können als Beweise seines dankbaren Andenkens der Heimath betrachtet werden. Wenn Füßli's Kunstverdienste mit wenigen Worten ausgesprochen werden sollten, so möchte man sagen, daß er in Erfindung, Tiefsinn, Originalität und Kraft alle Künstler aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts weit übertroffen habe, hingegen durch sein Streben, zu überraschen, zu blenden, ja durch gespensterhafte Darstellungen zu erschrecken, und Dinge, die sich nur in poetischen

Bildern ausdrücken lassen, in Gestalt und Farbe vor die Augen zu bringen, über das wahre Ziel der bildenden Künste hinausgekommen sey. Bei alle dem verdient ein von der Natur so reich begabter und unermüdet schaffender Geist unsere Achtung und seine durch rühmlichen Jugendfleiß erworbene mannichfaltige Gelehrsamkeit unsere Bewunderung.

Er erfreute sich sein ganzes Leben hindurch einer trefflichen Gesundheit; in den letzten Jahren klagte er zuweilen über Wasser in der Brust, wovon ihn die Anwendung der Digitalis befreite. Er sagte selbst: „Ich bin ein glücklicher Mann, ich habe mich immer wohl befunden und mich nur mit dem beschäftigt, was mir zusagte." Er starb in Putney Hill bei London bei der Gräfin Guildford, die er besucht hatte. Seine Krankheit dauerte nur fünf Tage, während welcher er von der Gräfin und ihren beiden Töchtern aufs zärtlichste gepflegt und von mehreren geschickten Aerzten behandelt wurde. Die Heiterkeit seines Geistes behielt er bis auf den letzten Augenblick und er unterhielt sich bis zu seiner Todesstunde mit seinen Freunden, die ihn täglich besuchten. — Am 25. April wurde seine Leiche mit allem Pomp in der Sanct Paulskirche in London beigesetzt. Er hinterläßt viele Manuscripte, von denen mehrere vollendet sind, z. B. acht Vorlesungen über die Malerei und 300 Aphorismen über die Kunst; eine Geschichte der neuern Kunst ist leider unvollendet, sie geht nur bis Michael Angelo; ferner ein deutsches Gedicht über die Kunst, das er selbst für seine beste Arbeit erklärte, und eine Menge Fragmente über Kunst und Künstler.

Weimar. H. Lenz.

* XXVIII. Heinrich Ernst,

Graf von Schönburg = Rochsburg, Graf und Herr von Glauchau und Waldenburg, der niedern Grafschaft Hartenstein und der Herrsch. Lichtenstein mit Stein rc.

geb. den 29. April 1760.
gest. den 19. April 1825.

Schönen Glanz zurückstrahlend erlosch die gräfliche Schönburg = Rochsburgische Linie, deren Collateral = Aeste und Zweige noch kräftig fortblühen, mit diesem Manne von segensreicher Wirksamkeit, und, wodurch seinem Namen ein bleibendes Denkmal zu Theil wird, von ausgezeichnetem Rufe durch seine großen Verdienste um die Landwirthschaft.

Graf Heinrich Ernst war der vierte und jüngste Sohn des Grafen von Schönburg = Rochsburg gleichen Namens und der Gräfin Magdalene Louise, geb. Freiin von Ebstern. Zu hellem Verstandesblicke und gesunder Urtheilskraft, Erbtheilen vom Vater, gesellten sich in ihm ein trefflich Gedächtniß und so glückliche Geistesanlagen, daß er lediglich durch den Privatunterricht eines Hofmeisters, des nachmaligen Oberpfarrers Wimmer in Burgstädt, vollkommen vorbereitet, 1778 die Universität zu Leipzig beziehen konnte.

Hier betrieb er ohne mühselige Anstrengung und sclavischen Fleiß, aber in Stunden des Eifers mit kräftigem Willen das Versäumte nachholend, die Rechts = Disciplinen mit solchem Erfolge, daß nach seinem zu Ostern des Jahres 1782 bestandenen Examen der damalige Ordinarius der Juristenfacultät, Hofrath von Winkler, in einem Briefe an die Mutter des Grafen (der Vater war schon im Jahre 1777 gestorben), derselben Glück wünschte zu einem solchen Sohne, der alle ihm vorgelegte

Fragen so treffend und gründlich beantwortet hätte, daß er (v. Winkler) bedaure, demselben außer der wohlverdienten ersten Censur, nicht noch eine besondere Auszeichnung dabei ertheilen zu können.

Der Posten eines Churf. Sächs. Regierungs-Assessors, welchen der Graf Heinrich bekleidete, beschränkte seine geistige Thätigkeit auf einen zu engen Raum, und zeigte die Aussicht zu einem größern Wirkungskreise erst in solcher Entfernung, daß es ihm leicht wurde, die Staatslaufbahn aufzugeben und Dresden zu verlassen, als ein neuer Weg sich darbot, dem regen Geiste eine veränderte Richtung gab und ein neues freies Feld für schöpferisches Wirken eröffnete. Es war dieses die Einladung seines nächsten Bruders, des Grafen Heinrich Wilhelm Ernst, mit ihm gemeinschaftlich die Stammherrschaft Rochsburg zu übernehmen, welcher seit dem Tode des Vaters ihre würdige, fromme, wohlthätige, mit männlichem Geist und Muth ausgerüstete Mutter vorgestanden hatte. Der älteste der vier Brüder, Graf Friedrich Ernst, ein geistreicher Jüngling, war schon im J. 1771 gestorben, und der zweite, Ludwig Ernst, im Preußischen Militairdienste angestellt, hatte durch einen Vergleich seinen Rechte entsagt, so daß die beiden jüngsten Brüder im Jahre 1786 das Regiment aus den Händen der Mutter übernehmen konnten.

Von nun an machte Graf Ernst die Landwirthschaft im weitesten Sinne zum Hauptgegenstande seines Studiums und seiner scharfsinnig berechneten, oft gewagten und großartigen Unternehmungen; deren Glücken und Mißlingen der Wissenschaft reiche Ausbeute gewährte. Wie sein Geist im Auffassen das Naturprodukt von dem ersten Entstehen bis zur obersten Stufe der Veredlung und technischer Bearbeitung verfolgte, so wollte er

tischen Weg, auch praktisch gehen, den rohen Stoff bis zum vollendeten Artefact und jeden Gegenstand der Landwirthschaft bis zum höchsten Grade industrieller Ausbildung führen. Aus diesem, wie wohl später veränderten Grundsatze erklärt sich manche Unternehmung und seine ganze vielverzweigte ökonomische Einrichtung. Obgleich seine Thätigkeit sich auf alle Fächer der Landwirthschaft ausdehnte, so wurden doch insbesondere seine Bemühungen um die Schafzucht mit dem reichsten Erfolge und verdientem Rufe gekrönt. Im Jahre 1792 legte der Graf den Grund zu der Schäferei, welche man später, wie es geschehen, die erste der Welt nennen dürfte.

Da die ausführliche Geschichte dieser Schäferei, so wie überhaupt die Darstellung des Grafen bei seiner landwirthschaftlichen und industriellen Wirksamkeit, mithin das Hauptmoment dieses biographischen Umrisses, weiter unten folgt, wie sie aus der Feder des Herrn Professors Dr. Weber in Breslau geflossen, welcher, wie kein Anderer, diese Schilderung geben konnte, so bleibt nur übrig, noch voran zu schicken, was dort nicht hingehörte.

Das äußere Leben unsers Grafen bot ein anziehendes, mit allen Tönen einer schönen Individualität geschmücktes Bild dar, dessen Reiz in heiterer Ruhe bestand, nicht in dem grellen Farbengemische stets wechselnder Verhältnisse. Seiner Wirkungssphäre entzog ihn nur selten eine Geschäfts- oder Badereise und das Schloß Rochsburg über dem herrlichen Muldenthale, durch ihn die Freistätte der Gastlichkeit, geselligen Freuden und häuslichen Glückes, war und blieb sein liebster, beständiger Wohnsitz.

Seine erste theure Gemahlin, Gräfin Sophie Wilhelmine, geb. Fürstin von Carolath-Schönaich, starb 1795 kinderlos, drei Jahre nach der Vermäh-

lung und im Mai 1798 folgte ihr die hochverehrte Schwiegermutter, Gräfin Magdalene, welche bei dem Antritt des 79. Jahres vom Himmel zur Ruhe abgerufen wurde. Die Tage eines beglückenden Familienlebens kehrten dem Grafen dauernd zurück in seiner zweiten Ehe mit der Gräfin Ernestine Wilhelmine, geb. Fräulein von Köhler, seiner treuen Lebensgefährtin, welche, nur für ihn bedacht, mit sorglichem Sinn dem leisesten Wunsche begegnete, nur in seiner Freude froh war, nur bekümmert, wenn ihn Unangenehmes traf, die Alles mit ihm theilte, nur den Unmuth nicht, welchem sie [illegible] widerstand, um den des Gatten verscheuchen zu können. Dieses eheliche Glück wurde noch erhöht durch eine Tochter, den gemeinschaftlichen Gegenstand der älterlichen Liebe und Sorgfalt und die höchste Freude des Vaters, dessen Herz mit den wärmsten Gefühlen an dem Kinde hing, welches, unter der Leitung der trefflichen Mutter erzogen, das schöne Zeugniß vom Vater erhielt, ihm niemals auch nur einen Augenblick seines Lebens getrübt zu haben.

Ein seltenes Beispiel brüderlicher Liebe und Verträglichkeit gewährte das, durch keine Spannung je gestörte Verhältniß zwischen den gemeinschaftlich das Regiment führenden Herren, so vielfach auch das gegenseitige Interesse sich feindlich berührte, und so verschieden die beiden Charaktere waren. Selbst nach des ältern Bruders, Grafen Heinrichs, Tode, welcher am 17. Januar 1816 erfolgte, ehrte der nunmehr alleinige Herr der Herrschaft Rochsburg und Senior des ganzen hohen Schönburgischen Hauses, das Andenken des Verewigten durch Anordnungen, wie er sie früher dem Lebenden zu Liebe getroffen hatte.

Dieses Alles und die Fülle von Wohlfahrt, Zufriedenheit und häuslichem Glück, welche unter der Herrschaft des würdigen Mannes überall hervortrat,

entsprang nicht aus schlaffer Gutmüthigkeit, bequemer Friedensliebe und ähnlichen passiven Untugenden, die mit seiner tüchtigen Gesinnung im Widerspruche standen. — Zu solcher Gestaltung gehört schöpferischer Geist und ein gleich kräftiges und edles Gemüth. Der Wille, dieser Strahlenfocus des innern Menschen, der die Seele abspiegelt und den Charakter verschließt, zeigt uns den Grafen rasch, energisch, selbst ungeduldig und gereizt, aber ein starkes Gegengewicht von Besonnenheit, ein schönes Gefühl für Recht und Billigkeit und ein reicher Schatz von Menschenliebe erhielten den starken Willen rein, frei für das Große und Gute. Die Wohlfahrt der Seinigen war nicht vergällt durch herrischen Druck und seine Gunst kein ungewisses, an den Wechsel der Laune geknüpftes Gut, sondern zwiefach beglückend durch die Gewißheit der Dauer, so wie seine Gaben nicht Preise für das Vergessen eigener Erniedrigung und fremder Kränkung durch despotische Willkühr waren, sondern doppelt erfreuten durch die Art des Gebens. Er konnte dem Vergehen zürnen, aber mit gerechtem Zorne, und verläugnete die edlere Natur nie so sehr, daß er seine Macht zur Rache oder zum Muthkühlen an dem Schwächern gemißbraucht hätte. Hatte er im gereizten Zustande einen Entschluß gefaßt oder ein Schreiben gefertigt, so pflegte er dieses der stets für friedliche Beilegung stimmenden Gemahlin mitzutheilen und ließ auf ihre Bitte die Sache ganz oder bis zu einem ruhigern Augenblicke liegen.

Diese Gemüthsmilde und Kraft zeigte der Verewigte in großmüthigem Uebersehen kleinlicher Angriffe auf ihn, in der Geneigtheit zum Vergeben und in der Bereitwilligkeit, mit welcher er die vernünftige Prüfung und Widerlegung seiner Meinung annahm, denn ihm war der Trotz enger Herzen fremd, welche,

um nur zu triumphiren, Triumphe der Unvernunft über die Vernunft feiern.

Nur in dem letzten Lebensjahre durch schnell auf einander folgende Unfälle und insbesondere durch körperliche Kränklichkeit empfindlicher gestimmt, konnte der Graf auf die Angriffe des nunmehr gleichfalls verstorbenen Rudolph Andre, Wirthschafts-Director in Böhmen, sich in jene literarische Fehde einlassen, die nicht ohne persönliche Erbitterung geführt wurde.

Mit eben so viel Sinn als Talent für das gesellige Leben ausgerüstet, verband der Graf eine hohe Gestalt mit wundervoller Haltung, und Geist, Lebendigkeit, Anmuth und Wohlwollen sprach aus seinen edlen Gesichtszügen. Gewandt im Ausdruck der Rede, den jedesmaligen Ton sicher treffend, war seine Unterhaltung geistreich und anziehend durch glücklichen Humor und leichten Witz, welcher nur selten in die Schärfe der Ironie überging. Seine Höflichkeit war nicht drückendes Ceremoniel, das auf Wucher ausleiht, sondern ungeschminkter Ausdruck der Achtung und eines freundlichen Wohlwollens. Selbst der tägliche Umgang schwächte den Reiz seiner Unterhaltung nicht, welche entweder aus der jedesmaligen Lectüre geschöpft war, oder Ereignisse des Tages betraf, oder über wissenschaftliche Gegenstände sich verbreitete. Selten kam ein abgenutztes Thema an die Reihe, als etwa das von den großälterlichen Sitten und Gebräuchen, mit dem dabei gewöhnlichen Stereotypspaß, ein Lieblingsstoff bloßer Gedächtnißmenschen, und noch seltener brachte unser Graf Reminiscenzen aus dem eigenen Leben, in denen das Ich selbstgefällig zur Schau aufgestellt zu werden pflegt, denn je höher von Geist und je reicher an selbstsuchtsfreier Liebe der Mensch ist, desto weniger trägt er von dieser Kuckuksnatur an sich. Aber ein gerechtes Selbstgefühl mußte in der edlen Seele, der Quelle so vieles

Wirken, bei dem künftigen Streben und erfolgreichen Wirken wohl Platz finden. Wer dieses Bewußtseyn innerer Würde Adelstolz nennt, vergißt, daß leerer Dünkel nur der Lückenbüßer mangelnden Werths und das Hydrogen ist, welches schlaffe Seelen zwar aufbläht, aber nur noch leichtwichtiger macht; — dieses Wahrzeichen geistiger Beschränktheit haftet nicht an dem Manne der Humanität und harmonischen Bildung. Graf Ernst ließ die Rücksichten nicht aus den Augen, welche ein hoher Stand fordert; er liebte selbst Aufwand und äußern Glanz, aber beides gereichte nicht zum Drucke seiner Untergebenen, deren Liebe und Verehrung er im reichsten Maaße genoß.

Wiewohl der Landwirthschaft vor Allem zugethan, — wer den Naturkräften etwas abgewinnt, entzieht es Niemanden, sagte er, und mit Horaz:

Non istic obliquo oculo mea commoda quisquam
Limat, non odio obscuro morsuque venenat:
Rident vicini glebas et saxa moventem — *)

so war der Graf doch auch ein Freund jeder Wissenschaft und voll warmen Gefühls für die schöne Kunst. Die alten Classiker ehrte er hoch und zeigte durch häufige Citate aus denselben ein ausgezeichnetes Gedächtniß; von vaterländischen Dichtern stand ihm Wieland mit der klaren, heitern Lebensansicht, und Schiller mit der tiefen Weltanschauung näher, als Göthe mit seinen wunderbaren, von den Nebelgestalten der Romantik durchzogenen Schöpfungen. Voltaire hatte seinen Geist nicht so überschliffen, daß derselbe mit den Begriffs-Hieroglyphen der Concilien und dem dialektischen Krämerhandel der Scholastiker in Glaubenssachen das Heilige selbst wegwitzelte, und wenn gleich die frostige Periode der Religions-Reduction auf Moral-Philosophie, am Schlusse des

*) Epistol. Lib. I. 14.

verflossenen Jahrhunderts, wesentlich auf unsern Gra-
fen einwirkte, so bewahrte doch sein warmes Gemüth
einen schönern Schatz innerer Religiosität, als die
Schulfechter jener Zeit ausboten. Sein Glaubens-
bekenntniß sprach er nicht aus, in dem Gefühle, daß
der religiöse Glaube in jeder Brust ein eigenthümli-
ches Gepräge annehme, und nur blinde Intoleranz
die gleiche Form könne aufzwingen wollen; eben so
griff er auch die Meinung des Schwächern nicht an,
weil die Seele von Innen erweitert werden müsse,
um Höheres auffassen und eintauschen zu können, und
dieses einem psychischen Kinde aufdringen, geistige
[illegible] wäre. Die Schule, sagte er einst, hat
keinen Beweis für den nicht zu fassenden Gott; aber
bedarf es denn des Beweises? mir genügt dafür seine
Wunderwelt und meine innere Ueberzeugung. Oft
wiederholte er: Wir können Gott nicht genug danken
für die täglich empfangenen Wohlthaten und abge-
wendeten Uebel, und dieses Danken ist wahres Ge-
bet, nicht das ewige Bitten und Betteln um noch
mehr. Cäsar, sagte er einst, spricht: in luctu at-
que miseriis mortem aerumnarum requiem, non
cruciatum esse; eam cuncta mortalium mala
dissolvere; ultra neque curae, neque gaudio
locum esse; — allein weder Cäsar noch Sallust,
der ihn so sprechen läßt, kannten die Lehre der Liebe,
und die Schlußworte jenes Satzes lassen uns kalt und
gleichgültig, als berührten sie den Menschen gar nicht,
so schreckend auch der Inhalt ist; wie ganz anders
bewegen uns Aussprüche — — Hierauf erinnerte er
an mehrere rührende Stellen der Schrift. Die eben
angeführte Stelle aus dem Sallust wiederholten seine
Lippen während der Fieberträume der letzten Krank-
heit, gleichsam als beschäftige sich der Geist noch vor
dem Entschweben mit der Widerlegung dieses schauer-
lichen Gedankens.

Die Lebensweise des Grafen wich in manchen Stücken von der naturgemäßen Ordnung ab, welche insbesondere durch seine überwiegende Geistesregsamkeit zum Nachtheil des Körpers gestört wurde. Die Stunde der Mittags= so wie die der Abendmahlzeit war bestimmt, und mit ihrem Schlage versammelten sich die gräfliche Familie und die nächststehenden Untergebenen. Wenn nicht die Gegenwart von Fremden die Tafel verlängerte, so wurde sie in weniger als einer halben Stunde aufgehoben. Um neun Uhr pflegte Graf Ernst sich niederzulegen, und die drei Stunden bis Mitternacht waren seine einzigen regelmäßigen Schlafstunden, denn oft schon vor 1 Uhr begann er den frühen Tag. Das Niederschreiben gewonnener Erfahrungen, das Ausarbeiten eigener Ideen, die Prüfung neuer Entwürfe, die Lectüre unter stetem Excerpiren, Anordnungen für den Tag, das Beantworten eingegangener Berichte, Briefschreiben u. s. w. hielten ihn den langen Morgen bis etwa eine Stunde vor Mittag an das Schreibepult gefesselt. Gewöhnlich unterbrach ein leichter Schlummer, Ersatz des so gekürzten Schlafes, auf etwa eine Stunde diese Morgen=Beschäftigungen, welche alsdann mit gestärkten Kräften fortgesetzt wurden. Der Nachmittag war zu freier Verfügung übrig, und meist dem Genuß der freien Luft und Unterhaltung gewidmet. Bei der wahrhaft homerischen Gastfreundschaft des Grafen war sein Schloß selten leer von Gästen, welchen er nach einer oft glänzenden, immer genußreichen Mittagsmahlzeit die zweite Hälfte des Tages widmete, durch seine Gegenwart und Anordnungen ihr Wohlbefinden erhöhend. Die Vergnügungen der Tafel und eine heitere Stimmung an derselben hatte er gern, aber gebrannte und gegohrene Getränke kamen selten über seine Lippen, und zwar weniger aus diätetischer Rücksicht, als aus Gleichgültigkeit

gegen diese flüssigen Geister, welche mit den Jahren in eine wahre Idiosynkrasie ausartete. Der Kaffee war sein Lieblingstrank; er genoß ihn sowohl nach der Mahlzeit, als auch nach jeder Unterbrechung seines fragmentarischen Schlafes. Mit seinem ältern Bruder, einem leidenschaftlichen Waidmanne, theilte er die Jagdlust nicht, vielleicht aus Liebe zu den Thieren, denn er konnte keinen Schmetterling leiden sehen; dagegen nährte er eine um so größere Neigung zur Tonkunst, wiewohl ihm, nach seinem eigenen, aus richtiger Selbstschätzung hervorgehenden Urtheile, Talent für den musikalischen Vortrag abging, und mit aller durch unglaubliche Ausdauer und Anstrengung erworbenen Fertigkeit im Flötenspiel der Mangel an rhythmischem Gefühl nicht zu ersetzen war. Aber sein treffendes Urtheil über Musik verrieth Geschmack und tiefe Empfänglichkeit für dieselbe und sein innerer Sinn fesselte ihn an die Kunst, welche der Seele eine Sprache und jedem Gefühl eine Stimme leihet; er versammelte Künstler und Kunstfreunde um sich und blieb ihr treu ergeben, bis im J. 1815 das Land der Töne für ihn sich ganz verschloß. — Der übermäßige Gebrauch der heißen Bäder in Töplitz führten eine unheilbare Lähmung der Gehörsnerven herbei.

Ueber diesen traurigen Verlust klagte der Graf niemals und blieb Allen das, was er vorher gewesen war, selbst die Seele der Unterhaltung in der Gesellschaft, wiewohl das Gespräch zum Theil schriftlich geführt werden mußte.

Die Gesundheit seines kräftigen Körpers wurde schon seit einer langen Reihe von Jahren durch heftige Gichtanfälle erschüttert, gegen welche er die Quellen von Karlsbad und Töplitz oft und jederzeit mit gutem Erfolge gebraucht hatte. Im Som-

* XXVIII. Heinrich Ernst,

Graf von Schönburg-Rochsburg, Graf und Herr von Glauchau und Waldenburg, der niedern Grafschaft Hartenstein und der Herrsch. Lichtenstein mit Stein rc.

geb. den 29. April 1760.
gest. den 19. April 1825.

Schönen Glanz zurückstrahlend erlosch die gräfliche Schönburg-Rochsburgische Linie, deren Collateral-Aeste und Zweige noch kräftig fortblühen, mit diesem Manne von segensreicher Wirksamkeit, und wodurch seinem Namen ein bleibendes Denkmal zu Theil wird, von ausgezeichnetem Rufe durch seine großen Verdienste um die Landwirthschaft.

Graf Heinrich Ernst war der vierte und jüngste Sohn des Grafen von Schönburg-Rochsburg gleichen Namens und der Gräfin Magdalene Louise, geb. Freiin von Ebstein. Zu hellem Verstande und gesunder Urtheilskraft, Erbstücken vom Vater, gesellten sich in ihm ein treffliches Gedächtniß und so glückliche Geistesanlagen, daß er lediglich durch den Privatunterricht eines Hofmeisters, des nachmaligen Oberpfarrers Wimmer in Burgstädt, vollkommen vorbereitet, 1778 die Universität zu Leipzig beziehen konnte.

Hier betrieb er ohne mühselige Anstrengung und schülerhaften Fleiß, aber in Stunden des Eifers mit kräftigem Willen das Versäumte nachholend, die Rechts-Disciplinen mit solchem Erfolge, daß nach seinem zu Ostern des Jahrs 1782 bestandenen Examen der damalige Ordinarius der Juristenfacultät, Hofrath von Winkler, in einem Briefe an die Mutter des Grafen (der Vater war schon im Jahre 1779 gestorben), derselben Glück wünschte zu einem solchen Sohne, der alle ihm vorgelegte

Fragen so treffend und gründlich beantwortet hatte, daß er (v. Winkler) bedaure, demselben außer der wohlverdienten ersten Censur, nicht noch eine besondere Auszeichnung dabei ertheilen zu können.

Der Posten eines Churf. Sächs. Regierungs-Assessors, welchen der Graf Heinrich bekleidete, beschränkte seine geistige Thätigkeit auf einen zu engen Raum, und zeigte die Aussicht zu einem größern Wirkungskreise erst in solcher Entfernung, daß es ihm leicht wurde, die Staatslaufbahn aufzugeben und Dresden zu verlassen, als ein neuer Weg sich darbot, dem regen Geiste eine veränderte Richtung gab und ein neues freies Feld für schöpferisches Wirken eröffnete. Es war dieses die Einladung seines nächsten Bruders, des Grafen Heinrich Wilhelm Ernst, mit ihm gemeinschaftlich die Stammherrschaft Rochsburg zu übernehmen, welcher seit dem Tode des Vaters ihre würdige, fromme, wohlthätige, mit männlichem Geist und Muth ausgerüstete Mutter vorgestanden hatte. Der älteste der vier Brüder, Graf Friedrich Ernst, ein geistreicher Jüngling, war schon im J. 1771 gestorben, und der zweite, Ludwig Ernst, im Preußischen Militairdienste angestellt, hatte durch einen Vergleich seinem Rechte entsagt, so daß die beiden jüngsten Brüder im Jahre 1786 das Regiment aus den Händen der Mutter übernehmen konnten.

Von nun an machte Graf Ernst die Landwirthschaft im weitesten Sinne zum Hauptgegenstande seines Studiums und seiner scharfsinnig berechneten, oft gewagten und großartigen Unternehmungen, deren Glücken und Mißlingen der Wissenschaft reiche Ausbeute gewährte. Wie sein Geist im Auffassen das Naturprodukt von dem ersten Entstehen bis zur obersten Stufe der Veredlung und technischer Bearbeitung verfolgte, so wollte er

diesen Weg, auch praktisch gehen, den rohen Stoff bis zum vollendeten Artefact und jeden Gegenstand der Landwirthschaft bis zum höchsten Grade industrieller Ausbildung führen. Aus diesem, wie wohl später veränderten Grundsatze erklärt sich manche Unternehmung und seine ganze vielverzweigte ökonomische Einrichtung. Obgleich seine Thätigkeit sich auf alle Fächer der Landwirthschaft ausdehnte, so wurden doch insbesondere seine Bemühungen um die Schafzucht mit dem reichsten Erfolge und verdientem Rufe gekrönt. Im Jahre 1798 legte der Graf den Grund zu der Schäferei, welche man später, wie es geschehen, die ersten der Welt nennen durfte.

Da die ausführliche Geschichte dieser Schäferei, so wie überhaupt die Darstellung des Grafen bei seiner landwirthschaftlichen und industriellen Wirksamkeit, mithin das Hauptmoment dieses biographischen Umrisses, weiter unten folgt, wie sie aus der Feder des Herrn Professors Dr. Weber in Breslau geflossen, welcher, wie kein Anderer, diese Schilderung geben konnte, so bleibt nur übrig, noch voran zu schicken, was dort nicht hingehört.

Das äußere Leben unsers Grafen bot ein anziehendes, mit allen Tönen einer schönen Individualität geschmücktes Bild dar, dessen Reiz in heiterer Ruhe bestand, nicht in dem grellen Farbengemische stets wechselnder Verhältnisse. Seiner Wirkungssphäre entzog ihn nur selten eine Geschäfts- oder Badereise und das Schloß Rochsburg über dem herrlichen Muldenthale, durch ihn die Freistätte der Gastlichkeit, geselligen Freuden und häuslichen Glücks, war und blieb sein liebster, beständiger Wohnsitz.

Seine erste theure Gemahlin, Gräfin Sophie Wilhelmine, geb. Fürstin von Carolath-Schönaich, starb 1795 kinderlos, drei Jahre nach der Vermäh-

lung und im Mai 1798 folgte ihr die allverehrte Schwiegermutter, Gräfin Magdalene, welche bei dem Antritt des 79. Jahres vom Himmel zur Ruhe abgerufen wurde. Die Tage eines beglückenden Familienlebens kehrten dem Grafen dauernd zurück in seiner zweiten Ehe mit der Gräfin Ernestine Wilhelmine, geb. Fräulein von Köhler, seiner treuen Lebensgefährtin, welche, nur für ihn bedacht, mit sorglichem Sinn dem leisesten Wunsche begegnete, nur in seiner Freude froh war, nur bekümmert, wenn ihn Unangenehmes traf, die Alles mit ihm theilte, nur den Unmuth nicht, welchem sie duldungsstark widerstand, um den des Gatten verscheuchen zu können. Dieses eheliche Glück wurde noch erhöht durch eine Tochter, den gemeinschaftlichen Gegenstand der zärtlichsten Liebe und Sorgfalt und die höchste Freude des Vaters, dessen Herz mit den wärmsten Gefühlen an dem Kinde hing, welches, unter der Leitung der trefflichen Mutter erzogen, das schöne Zeugniß vom Vater erhielt, ihn niemals auch nur einen Augenblick seines Lebens getrübt zu haben.

Ein seltenes Beispiel brüderlicher Liebe und Verträglichkeit gewährte das, durch keine Spannung je gestörte Verhältniß zwischen den gemeinschaftlich das Regiment führenden Herren, so vielfach auch das gegenseitige Interesse sich feindlich berührte, und so verschieden die beiden Charaktere waren. Selbst nach des ältern Bruders, Grafen Heinrich's, Tode, welcher am 17. Januar 1816 erfolgte, ehrte der nunmehr alleinige Herr der Herrschaft Rochsburg und Senior des ganzen hohen Schönburgischen Hauses, das Andenken des Verewigten durch Anordnungen, wie er sie früher dem Lebenden zu Liebe getroffen hatte.

Dieses Alles, und die Fülle von Wohlfahrt, Zufriedenheit und häuslichem Glücke, welche unter der Herrschaft des würdigen Mannes überall hervortrat,

entsprang nicht aus schlaffer Unthätigkeit, bequemer Friedensliebe und ähnlichen passiven Untugenden, die mit seiner tüchtigen Gesinnung im Widerspruche standen. — Zu solcher Gestaltung gehört schöpferischer Geist und ein gleich kräftiges und edles Gemüth. Der Wille, dieser Strahlenfocus des innern Menschen, der die Seele abspiegelt und den Charakter verschließt, zeigt uns den Grafen rasch, energisch, selbst ungeduldig und gereizt, aber ein starkes Gegengewicht von Besonnenheit, ein schönes Gefühl für Recht und Billigkeit und ein reicher Schatz von Menschenliebe erhielten den starken Willen rein, frei für das Große und Gute. Die Wohlfahrt der Seinigen war nicht vergällt durch herrischen Druck und seine Gunst kein ungewisses, an den Wechsel der Laune geknüpftes Gut, sondern zwiefach beglückend durch die Gewißheit der Dauer, so wie seine Gaben nicht Preise für das Vergessen eigener Erniedrigung und fremder Kränkung durch despotische Willkür waren, sondern doppelt erfreuten durch die Art des Gebens. Er konnte dem Vergehen zürnen, aber mit gerechtem Zorne, und verläugnete die edlere Natur nie so sehr, daß er seine Macht zur Rache oder zum Muthwillen an dem Schwächern gemißbraucht hätte. Hatte er im gereizten Zustande einen Entschluß gefaßt oder ein Schreiben gefertigt, so pflegte er dieses der stets für friedliche Beilegung stimmenden Gemahlin mitzutheilen und ließ auf ihre Bitte die Sache ganz oder bis zu einem ruhigern Augenblicke liegen.

Diese Gemüthsmilde und Kraft zeigte der Verewigte in großmüthigem Uebersehen kleinlicher Angriffe auf ihn, in der Geneigtheit zum Vergeben und in der Bereitwilligkeit, mit welcher er die vernünftige Prüfung und Widerlegung seiner Meinung annahm, denn ihm war der Trotz enger Herzen fremd, welche,

um nur zu triumphiren, Triumphe der Unvernunft über die Vernunft feiern.

Nur in dem letzten Lebensjahre durch schnell auf einander folgende Unfälle und insbesondere durch körperliche Kränklichkeit empfindlicher gestimmt, konnte der Graf auf die Angriffe des nunmehr gleichfalls verstorbenen Rudolph André, Wirthschafts-Director in Böhmen, sich in jene literarische Fehde einlassen, die nicht ohne persönliche Erbitterung geführt wurde.

Mit eben so viel Sinn als Talent für das gesellige Leben ausgerüstet, verband der Graf eine hohe Gestalt mit wundervoller Haltung, und Geist, Lebendigkeit, Anmuth und Wohlwollen sprach aus seinen edlen Gesichtszügen. Gewandt im Ausdruck der Rede, den jedesmaligen Ton sicher treffend, war seine Unterhaltung geistreich und anziehend durch glücklichen Humor und leichten Witz, welcher nur selten in die Schärfe der Ironie überging. Seine Höflichkeit war nicht drückendes Ceremoniel, das auf Wucher ausleiht, sondern ungeschminkter Ausdruck der Achtung und eines freundlichen Wohlwollens. Selbst der tägliche Umgang schwächte den Reiz seiner Unterhaltung nicht, welche entweder aus der jedesmaligen Lectüre geschöpft war, oder Ereignisse des Tages betraf, oder über wissenschaftliche Gegenstände sich verbreitete. Selten kam ein abgenutztes Thema an die Reihe, als etwa das von den großälterlichen Sitten und Gebräuchen, mit dem dabei gewöhnlichen Stereotypspaß, ein Lieblingsstoff bloßer Gedächtnißmenschen, und noch seltener brachte unser Graf Reminiscenzen aus dem eigenen Leben, in denen das Ich selbstgefällig zur Schau aufgestellt zu werden pflegt, denn je höher von Geist und je reicher an selbstsuchtsfreier Liebe der Mensch ist, desto weniger trägt er von dieser Kuckuksnatur an sich. Aber ein gerechtes Selbstgefühl mußte in der edlen Seele, der Quelle so vieles

Sitten, bei dem künftigen Streben und erfolgreichen Wirken wohl Platz finden. Wer dieses Bewußtseyn innerer Würde Adelstolz nennt, vergißt, daß leerer Dünkel nur der Lückenbüßer mangelnden Werths und das Hydrogen ist, welches schlaffe Seelen zwar aufbläht, aber nur noch leichtwichtiger macht; — dieses Wahrzeichen geistiger Beschränktheit haftet nicht an dem Manne der Humanität und harmonischen Bildung. Graf Ernst ließ die Rücksichten nicht aus den Augen, welche ein hoher Stand fordert; er liebte selbst Aufwand und äußern Glanz, aber beides gereichte nicht zum Drucke seiner Untergebenen, deren Liebe und Verehrung er im reichsten Maaße genoß.

Wiewohl der Landwirthschaft vor Allem zugethan, — wer den Naturkräften etwas abgewinnt, entzieht es Niemandem, sagte er, und mit Horaz:

Non istic obliquo oculo mea commoda quisquam
Limat, non odio obscuro morsuque venenat:
Rident vicini glebas et saxa moventem — *)

so war der Graf doch auch ein Freund jeder Wissenschaft und voll warmen Gefühls für die schöne Kunst. Die alten Classiker ehrte er hoch und zeigte durch häufige Citate aus denselben ein ausgezeichnetes Gedächtniß; von vaterländischen Dichtern stand ihm Wieland mit der klaren, heitern Lebensansicht, und Schiller mit der tiefen Weltanschauung näher, als Göthe mit seinen wunderbaren, von den Nebelgestalten der Romantik durchzogenen Schöpfungen. Voltaire hatte seinen Geist nicht so überschliffen, daß derselbe mit den Begriffs-Hieroglyphen der Concilien und dem dialektischen Krämerhandel der Scholastiker in Glaubenssachen das Heilige selbst wegwitzelte, und wenn gleich die kräftige Periode der Religions-Reduction auf Moral-Philosophie, am Schlusse des

*) Epistol. Lib. I. 14.

verflossenen Jahrhunderts, wesentlich auf unsern Grafen einwirkten, so bewahrte doch sein warmes Gemüth einen schönen Schatz innerer Religiosität, als die Schulfechter jener Zeit ausboten. Sein Glaubensbekenntniß sprach er nicht aus, in dem Gefühle, daß der religiöse Glaube in jeder Brust ein eigenthümliches Gepräge annehme, und nur blinde Intoleranz die gleiche Form könne aufzwingen wollen; eben so griff er auch die Meinung des Schwächern nicht an, weil die Seele von Innen erweitert werden müsse, um Höheres auffassen und eintauschen zu können, und dieses einem psychischen Kinde aufdringen, geistige Dragonade wäre. Die Schule, sagte er einst, hat keinen Beweis für den nicht zu fassenden Gott; aber bedarf es denn des Beweises? mir genügt dafür seine Wunderwelt und meine innere Ueberzeugung. Oft wiederholte er: Wir können Gott nicht genug danken für die täglich empfangenen Wohlthaten und abgewendeten Uebel, und dieses Danken ist wahres Gebet, nicht das ewige Bitten und Betteln um noch mehr. Cäsar, sagte er einst, spricht: in luctu atque miseriis mortem aerumnarum requiem, non cruciatum esse; eam cuncta mortalium mala dissolvere; ultra neque curae, neque gaudio locum esse; — allein weder Cäsar noch Sallust, der ihn so sprechen läßt, kannten die Lehre der Liebe, und die Schlußworte jenes Satzes lassen uns kalt und gleichgültig, als berührten sie den Menschen gar nicht, so schreckend auch der Inhalt ist; wie ganz anders bewegen uns Aussprüche — — Hierauf erinnerte er an mehrere rührende Stellen der Schrift. Die eben angeführte Stelle aus dem Sallust wiederholten seine Lippen während der Fieberträume der letzten Krankheit, gleichsam als beschäftige sich der Geist noch vor dem Entschweben mit der Widerlegung dieses schauerlichen Gedankens.

ist. Hier war es, wo er den Grund zu der, so be-
rühmten Schäferei legte. Er schaffte das Rindvieh
daselbst ab, und wußte sich, durch beträchtliche Auf-
opferungen, einen ganz reinen Stamm von der Es-
curialrace zu verschaffen, brachte es auch durch pro-
gressive Veredlung in sich selbst, trotz aller Schwie-
rigkeiten (denn er verlor einmal in einem Jahre,
durch Unvorsichtigkeit des Schäfers, den größten
Theil der Lämmer) zur größten Vollkommenheit.
Späterhin baute derselbe einen Schafstall in Rochs-
burg, nicht weit vom Schlosse, um seinen Lieblin-
gen immer nahe zu seyn. Sein Eifer, seine uner-
müdete Thätigkeit und strenge Aufsicht erhielten die-
sen Stamm immer rein, und, sein Andenken ehrend,
wird derselbe auch ferner in seiner ausgezeichneten
Beschaffenheit erhalten werden. Der Sitz der Schä-
ferei ist jetzt wieder Bertholdsdorf, da die Lehns-
herrschaft Rochsburg in Ermangelung männlicher
Nachkommen an die nächsten Agnaten gefallen ist.
Durch die Theilung der Felder und Wiesengrund-
stücke mit seinem ältern Herrn Bruder, war er in
den Stand gesetzt, ungestört damit zum Gunsten sei-
ner Schäferei dieselben zu benutzen und überließ da-
gegen demselben das nahe beim Schloß befindliche
Vorwerk, wo eine bedeutende Anzahl Rindvieh un-
terhalten wurde. Die früher bei der Herrschaft be-
findliche Schäferei, nahe bei dem Städtchen Lunze-
nau, so wie auch die Waldungen und die übrigen
Ertrags- und Einnahmequellen, hatten beide Brü-
der gemeinschaftlich, und in der Direction und Lei-
tung aller allgemeinen, die Administration der gan-
zen Herrschaft und die Familienrechtsverhältnisse des
gräflich Schönburgischen Hauses, welches, als sol-
ches und als ehemaliger Böhmischer Reichsafter-
lehnsvasall, besondere Vorrechte und Prärogative im

Königreich Sachsen gelegt, angehenden Angelegenheiten wechselten sie sich monatlich ab.

Da nun Graf Heinrich mehr der ältern, empyrischen, aber doch schon bessern, auch die neuern, schon hinlänglich bewährten Einrichtungen, den Kleebau und die Stallfütterung, den Kartoffelbau ꝛc. nicht übersehenden und vernachlässigenden und besonders einer guten und sorgfältigen Feldbestellung sich befleißigenden, Oekonomie anhing und folgte, Graf Ernst hingegen den neuen wissenschaftlichen Fortschritten und großen praktischen Bereicherungen und Vervollkommnungen der ächt praktischen Oekonomie huldigte, der eine mehr der Rindvieh- der andere mehr der Schaafzucht sich befleißigte, so war es in der That höchst lehrreich und interessant, die verschiedenen Resultate der Bemühungen und Anordnungen beider, in einer und derselben Gegend, ja auf einem und demselben Flecke, auf den, oft nur durch den schmalen Fuhrweg getrennten beiderseitigen Feldern beobachten zu können; und allerdings waren die höhern Erträge der Felder des Grafen Ernst, die besser gedüngt, noch sorgsamer bestellt, in Rücksicht der Sommerfrüchte, nach des alten Amtmanns Leopold aus Sorau gepriesener Manier, nur im Herbst gepflügt, im Frühjahr aber nur mit der Egge eingebrochen und gleich besäet wurden, so daß die ganze darin enthaltene Winterfeuchtigkeit den Früchten in der trocknen Zeit des Frühjahrs sehr zu Gute kam und die Saaten zeitig genug so heraufwuchsen, daß sie das dort sehr häufig aufwachsende Unkraut, namentlich den Hederich, leicht verdrängen konnten — ganz unläug- und unverkennbar. Daß aber auch die feine Schaafzucht des letztern es von jeher der sonst recht guten Rindviehzucht des erstern sehr zuvorthat, war keine Frage und am Ende gewann derselbe selbst auch sehr große

Neigung zu den Schaafen. Dabei war es auch wieder Graf Ernst, dessen rastloser Eifer für die Landwirthschaft die Hälfte der Rochsburgis. Wirthschaft mit dem Rittergute Bertholdsdorf zu klein war, und daher kaufte er nachher noch eine Anzahl zum Theil bedeutender Bauerngrundstücke in Bertholdsdorf und in den ebenfalls zur Herrschaft gehörigen Dörfern Mohsdorf und Helsdorf zusammen und begründete so eine nun sehr bedeutende Landwirthschaft, die doch gegen 6—700 Morgen Feldland, an Wiesen jedoch nur wenig enthielt (welchem Mangel man indeß bald durch sehr ausgedehnten Futterbau auf den Feldern, einen starken Klee-, Wicken-, Erbsen- und Gemenge- und vornehmlich auch einen sehr großen Kartoffelbau abzuhelfen wußte) und auf der dann an 2000 Stück hochfeine Schaafe theils im Stall, großentheils nachher auch auf niedergelegter Weide gehalten wurden. Wie energisch der Graf die Mittel zur Erreichung großer ökonomischer Zwecke ergriff, kann man daraus sehen, daß er auf das von ihm erkaufte Rittergut Gosda bei Spremberg in der Lausitz, zu dessen Besitz er indeß, da über den Kauf ein Proceß entstand, nicht gelangte, gleich für 1000 Rthlr. Kleesaamen verschickte.

Ueberzeugt nun, daß ein hoher Ertrag des Feldbaues nur durch eine sorgsame Bestellung der Felder und vornehmlich durch eine tüchtige, kräftige Bedüngung derselben zu erhalten sey, hatte Graf Ernst von Haus aus sich entschlossen, nur Schaafe zu halten und diese auf dem Stalle zu füttern, wenn auch vielleicht der Vorsatz, gleich nur feinwollige Schaafe zu ziehen, ihn dazu mit darum bestimmt haben möchte, daß er den gewöhnlichen Weidegang für dieselben für zu gefährlich hielt; obgleich ich nie von ihm die Idee äußern gehört habe, als müßten

die Merinos, als eine sehr verzärtelte Schaafrace, nothwendig wie kränkliche Kinder gehalten werden. Und unstreitig hebt sich nun hier das größte und Hauptverdienst des Grafen um die praktische Wirthschaft hervor, die vollkommenste und glücklichste Lösung der ökonomischen Frage und Aufgabe, nämlich: ob eine Stallfütterung der Schaafe auch im Sommer im Großen möglich und nützlich sey?

Bekanntlich waren ihm Schubert von Kleefeld, Holzhausen und Andere schon mit Beispielen hierin vorangegangen; allein diese waren weder so groß und bedeutend gewesen, noch hatten sie sich erhalten: der erste, die Stallfütterung der Schaafe im Großen und fortdauernd durchgesetzt und fortgeführt habende Landwirth ist und bleibt der Graf Ernst von Schönburg! In den Jahren 1801 bis 1805 wurden sogar die sämmtlichen Schaafheerden von 2000 Stück in den zwei neu erbauten Ställen, dem kleinern zu Rochsburg und dem großen zu Mohsdorf auch im Sommer gefüttert; allein da dieser letztere, der sehr leicht gebaut und etwas hoch gelegen war, bald vom Winde eingerissen worden war und man keinen neuen so großen Schaafstall wieder bauen wollte, so wurden die hier gestandenen Schaafe nach Bertholdsdorf und Mohsdorf auf die Bauerhöfe vertheilt und nun auf einem Theile der Felder, der dieserhalb zur Weide niedergelegt und liegen gelassen wurde, den Sommer über durch Hüten trefflich ernährt, da sich bald der schönste und gesündeste Graswuchs hier zeigte.

Daß außerdem aber diese seine Schaafzucht auch an sich bald eine der ersten und berühmtesten in Sachsen, ja, in Hinsicht auf möglichste Ausgleichung der Wolle auf dem ganzen Schaafe, bei größter Feinheit und auf Größe und trefflichen Wuchs

und auch auf Wollreichthum der Thiere die erste und berühmteste genannt zu werden verdient, ist bekannt und von mir anderwärts näher dargethan worden. Zwar hat man ihr auch in der neuern Zeit gar vielerlei Nachtheiliges nachgesagt, vornehmlich ihr ihre zu beträchtliche Länge und den Mangel an Dichtheit des Stapels, auch eine Zeitlang den gezwirnten Wuchs vorgeworfen, allein theils lag nur Mißgunst und Neid dabei zum Grunde, theils urtheilte man zu oft nur nach den, oft nicht gut gehaltenen, oder durch zu starke Lämmerzucht zu sehr angestrengten und geschwächten, Exemplaren Rochsburgischer Schaafe, die man gekauft und anderwärts hingebracht hatte, theils war allerdings nicht die ganze Heerde das, was die Rochsburger Stammheerde war, und konnte es nicht seyn, da mehrere 1000 Stück Schaafe niemals von ganz gleicher hoher Qualität seyn können und werden. Daß indeß das Publikum im Allgemeinen den hohen und gediegenen Werth des Rochsburger Schaafviehes zu würdigen wußte, zeigte der stete enorme Andrang von Käufern aus allen Gegenden, die bekanntlich um sehr bedeutende Preise dasselbe gern kauften. Der niedrigste Preis der Schaafe ward 20 — 25 Rthlr. und der der Stähre 50 Rthlr., doch wurden auch Exemplare für 100 und 200 Rthlr. verkauft, und zwar so, daß zu 5 Schaafen immer ein Stähr genommen werden mußte. Dessenungeachtet mußten jährlich für viele 1000 Rthlr. Bestellungen abgeschlagen werden; und es werden dies auch mehrere der besten Schäfereien Schlesiens und anderer Länder, die ihre Rochsburger Stämme auf's Höchste halten und schätzen, gern bekunden. Auch nach dem Tode des Grafen, der zuletzt 2 Jahre zuvor kein Muttervieh mehr verkaufte, sondern seine gesammten Heerden dadurch mehr auszu-

gleichen suchte, und so eine Schaafzucht von 2000 Stück hinterließ, wie er sie im Ganzen noch nie so beisammen gehabt hatte, sind sehr bedeutende Verkäufe davon gemacht worden, obwohl auch noch jetzt viel davon zum Verkauf steht. Man verkaufte jetzt Schaafe für 10 Stück Friedrichsd'or und darüber, Stähre das Stück zu 20 Friedrichsd'or, und so ist diese wundervolle Heerde jetzt weder ganz zerstreut, noch zu sehr geringen Preisen verkauft, wie die Möglinschen Annalen Bd. XVII. St. 1. sagen. Diese ausgezeichnete Beschaffenheit und Vorzüglichkeit seiner Schaafe war nun allerdings ganz das Werk seiner Arbeit und Industrie. Sein erster Stamm bestand aus Stolpeschen Stähren und Mutterschaafen, zu denen er dann später noch mehrere aus den königlichen Schäfereien kaufte und nur durch Innzucht und sorgfältige Wartung und Pflege diese feine ganz eigenthümliche, hochedle und feine Schaafrace aus ihnen erzeugte und hervorbrachte. Welche enorme Nutzung diese feine Schaafzucht ihm durch Verkauf der Wolle und des Märzviehes gewährte, habe ich an andern Orten mehrmals angeführt und muß mich darauf hier berufen. Sein Aufwand auf dieselbe war dabei nicht der größte. Alles Vieh wurde zwar Jahr aus Jahr ein vortrefflich gefüttert, erhielt aber späterhin nur sehr wenig Hafer, meist nur Heu, Stroh und Kartoffeln, die letztern aber neuerlichst weniger. Er hatte selten gelernte Schäfer, sondern meist nur Lohnschäfer, die er sich selbst herangezogen hatte. — Seinen Versuch, das Futterigwerden der Wolle durch Bekleidung der Schaafe mit leinwandenen Kappen im Winter zu verhüten, habe ich zwei Jahre lang beobachtet; er gelang vollkommen, wurde aber doch mehrerer, anderwärts von mir angegebener Ursachen willen, und weil auch die höchst einfachen Rochsburger Schaaf-

[illegible] schon und Nöthige dagegen leisteten, wieder abgestellt.

Unstreitig war die Schaafzucht ihm die liebste unter allen Branchen der Landwirthschaft, und wie oft habe ich während meines dauernden Aufenthalts ganze Stunden mit ihm im Schaafstalle zugebracht. Auch in der letzten Zeit hat er stets täglich geraume Zeit im Schaafstalle sich aufgehalten, sich auch oft ausgezeichnete Stähre und Schaafe auf die Stube bringen lassen. Die Auswahl der Böcke und Mütter, die er miteinander sich begatten ließ, machte er stets selbst und sorgte überhaupt auf alle Weise auf's Eifrigste für seine Schaafe.

Auch der edlen Pferdezucht widmete er indeß einige Jahre lang große Sorgfalt und verwendete viel Geld darauf, indem er nicht nur einen schönen Hengst aus dem [illegible]schen Gestüt für 600 Rthlr. erstand, sondern auch nachher einen noch schönern, ächten Blutracehengst für 900 Rthlr. aus England erhielt und außerdem 16 — 18 St. schöne Meklenburgische Stuten, Stück für Stück zu 38 — 40 und einige 40 Friedrichsd'or zu Reit-, Wagen- und Wirthschaftspferden anschaffte und von ihnen anfänglich mit solchem Glück Fohlen zog, daß er von 14 Stück belegten Stuten 11 wunderschöne Fohlen im ersten Jahr gewann: allein durch mancherlei Unfälle und grobe Betrügereien der dabei angestellten Leute mißlang dies ganze Unternehmen so, daß er mit einem Male sich entschloß, alle Pferde zu verkaufen und mehrere Jahre lang in seinen Ställen nicht ein einziges Pferd, außer einem Reitpferd für den Oekonomieinspektor, duldete, indem er für die Zugarbeit nur Ochsen gebrauchte.

Mit der Rindviehzucht hat er seit dem Jahre 1820 einen Versuch mit 6 Stück guten, milchreichen Landkühen gemacht; aber, wie er bald nach-

wies, keinen bedeutenden reinen Ertrag davon gewinnen können; daher er denselben bald wieder ganz aufgab. Vergl. Jahrbuch der Landw., Bd. III. St. I. Neues Jahrbuch, Bd. I. St. I. Nächst der Schaafzucht hob sich unter den verschiedenen Zweigen seiner Wirthschaft dann besonders die Feldwirthschaft hervor, und er hat allerdings auch darin ein hohes Muster und ausgezeichnetes Beispiel aufgestellt! Der Boden in Rochsburg und auf den andern Gütern ist ein nicht zu starrer und fester, aber auch nicht leichter Lehmboden, der nun aber durch gute Cultur und Düngung zu einem der fruchtbarsten gemacht wurde und daher ausgezeichnete Erträge gab; obwohl zuweilen Frost und Nässe in dieser schon etwas gebirgigten Gegend, oder auch Schnecken- und Mäusefraß großen Schaden thaten. Der Nässe wurde indeß durch eine sehr kostbare, aber höchst nützliche Trockenlegung der Aecker mittelst Abtragung der hohen Beetwände, Anlage von Ackerfontanellen u. dgl. sehr abgeholfen.

Die Bestellung der Felder war jederzeit die sorgfältigste, fleißigste und regelmäßigste, und wurde immer von dem Grafen selbst angeordnet. Er führte nach und nach das tiefere Pflügen ein, schaffte die dortigen ganz schmal gewölbten Beete ganz ab und legte, wo er konnte, ganz breite, oder, wo er dies nicht durfte, doch mäßig schmale, wenig gewölbte Beete an; er düngte sehr stark, wozu ihn seine Schäferei, die enormen Dünger hergab, in den Stand setzte, und hat späterhin auch viel Kalk gebraucht; für den Klee wurde immer viel Gips, und für die zur Weide und Heunutzung niedergelegten Bauerfelder viel Asche angewendet, welches sich Alles vortrefflich bewährte. An Ackergeräthschaften hatte man nichts als den dortigen guten

Pflug, blos hölzerne, schwere 2spännige und leichtere einspännige Eggen, ordinäre Walzen und den gewöhnlichen Sächsischen Cultivator zum Anhäufeln der Kartoffeln, und später hat man noch den Geyer, oder Krümmer angewendet.

Das Feldsystem, welches in den Rochsburger Wirthschaften befolgt ward, war zuerst eine gute verbesserte Dreifelder-Wirthschaft, neigte sich aber später mehr zu einer sehr zweckmäßigen Wechselwirthschaft hin, und unter den Anbauungen von Früchten, die man wählte, zeichnete sich vorzüglich ein sehr hoch und weit getriebener Raps oder vielmehr Rübsenanbau und eine, ebenfalls im größten Umfang ausgedehnte Kartoffelcultur aus. Ueber 80—100 Morgen wurden eine lange Reihe von Jahren jährlich blos mit Winterrübsen, weniger mit Raps bestellt, und oft enorme Erträge, im Durchschnitt von 12 einmal, aber auch bis zu 18 Dresdner Scheffeln vom Sächs. Acker à 300 □R. gewonnen; und an Kartoffeln rechnete man durchschnittlich vom Sächs. Acker 120—50 Säcke à 142 Pf. und gewann im Jahr 1809 sogar 200 Säcke. Die Kartoffeln wurden theils verfüttert, theils baar verkauft, theils späterhin besonders zu Brandtwein verbrannt. Von dem Rübsenbau ging man nach einiger Zeit wieder ab, kehrte auch einmal wieder zu ihm zurück, baute aber nachher mehr Weitzen.

Auch in den Getreidefrüchten war der Ertrag sehr bedeutend. Vom Hafer war das 13—14te Korn etatsmäßig gerechnet und im Jahr 1819 gaben sämmtliche, gekalchte Roggenfelder 13 Schock Aerndte vom Sächs. Acker à 1½ Peniger Scheffel Ausdrusch oder 34⅛ Dresdner Scheffel. Der Kleebau war auch sehr ausgedehnt, litt aber gar häufig durch den Frost und die Mäuse, oder auch durch die Dürre und wurde dann durch einen starken Ge-

mangbau ersetzt. Vorzüglich wurde anfangs auch viel Kleeheu, späterhin aber mehr Haferheu, (der Hafer wurde vor oder in dem Körheransatz gehauen und zu Heu gemacht und gab enorm vieles und schönes Futter. Ich fand dieß im J. 1817 auch auf den Gütern des Ministers von Kretschmann bei Schweinfurt) und sehr viel Feldheu von den liegengelassenen Feldstücken gewonnen.

So wurde der ganze Feldbau mit großer Energie, größtem persönlichem Eifer, Sorgfalt und Fleiß von ihm auf eine nichts weniger als gewöhnliche Art und Weise, aber auch wie schon gesagt mit einem sehr bedeutenden Erfolge betrieben, bei dem dennoch die Felder stets in voller Kraft blieben.

Der Wiesen waren eben nicht viele da, aber die wenigen die vorhanden waren, wurden gut bewässert, zuweilen, so wie besonders die oben erwähnten Heufelder, mit Asche gedüngt und gaben daher auch einen enormen Ertrag, dessen ich auch anderwärts oft gedacht habe. Die Grasgärten wurden gejaucht und trugen auch sehr reichlich Gras. Für Obstbau war der Graf auch nicht wenig interessirt, und wenn schon früher vor ihm ein schönes Baumgarten in Rochsburg existirte, der immer gut gehalten wurde, so legte er auch selbst noch schöne Borsdorfer Aepfel- und Kirschpflanzungen an, die oft sehr viel trugen.

Die herrschaftlichen Schloßgärten verbesserte und verschönerte er sehr und legte vornehmlich auf den, die romantische Mulde umgebenden waldigen Bergen und um das Schloß herum, einen herrlichen Park an, der eine Menge Reisende dahin zog.

Auf seinem, mehrere Jahre vor seinem Tode zugekauften Rittergute Mittelfrohna bei Chemnitz und in Bertholdsdorf betrieb er nachher auch sehr stark die Branntweinbrennerei — auch darüber

finde ich einige Aufsätze unter seinen Papieren, aus der neuesten Zeit — und am ersteren Orte wurde auch unter seinem Besitze ferner fort ein vortreffliches Bier gebraut.

Wie er mehrere Jahre lang auch in Bertholdsdorf eine Tuchfabrik angelegt hatte und unterhielt, die blos die feinste Wolle seiner Schäferei verarbeitete und davon Tücher lieferte, die durch ihre Leichtigkeit, Milde und seidenartigen Glanz die Bewunderung Aller auf sich zogen, jedoch weniger durch ein gutes, festes Gewebe sich empfahlen, ist nicht unerwähnt zu lassen und vielleicht nur weniger bekannt. Er hatte dabei unendliche Plage, Sorgen und Aerger, und da er noch dazu durch einen ungetreuen Factor einen sehr argen Betrug erlitt, so hat sich dies Unternehmen, welches an sich nicht für einen Landwirth und vornehmlich nicht für einen vornehmen Landwirth taugt, auf keinen Fall belohnt, und wurde daher auch bald aufgegeben; es wurde die Wolle mehrere Jahre unmittelbar durch ein Leipziger Haus nach London geschickt, womit man indeß doch auch nicht immer zufrieden zu seyn schien.

Ich weiß indeß von den Wollverkäufen der letzten Jahre nichts, da der Graf mir darüber weder mündlich, noch schriftlich Etwas mitgetheilt hat: so viel aber weiß ich, daß 1) die Rochsburger Wolle schon im Jahre 1801 — (oder 1804) mit 40 Rthlr pro Stein ohne Auswahl bezahlt werden sollte, welches indeß, wegen Bedenklichkeit über das dazu sich erbietende Haus, nicht zu Stande kam, daher sie wieder wie einige Jahre vorher mit 34 oder 35 Reichsthaler verkauft wurde, 2) daß sie späterhin mehrmals mit 40, 41 und 42 Rthlr, ja einmal noch viel höher bezahlt worden ist und also die höchsten Preise erhalten hat, die je einer

Wolle zu Theil wurden, und zwar immer ohne alles Sortiment und in ganzen Pelzen!

So war Schaffen und Wirken im großen Gebiete der edlen Landwirthschaft sein ganzes Leben, und alle Kraft und Lust, alles Streben seines stets regen, unermüdlichen, thätigen Geistes wandte er diesem schönen Ziele zu, und wie glücklich war er dabei, wenn ihm gelang, was er unternahm und wenn theilnehmende Freunde, unter denen ich wahrlich nicht der letzte war, seine Freude, seinen Genuß theilten! Er war innig von Cicero's bekannten Ausspruch durchdrungen und hat diesen selbst durch sein ganzes edles, schönes und thätiges Leben bewährt:

Omnium autem rerum, ex quibus aliquid acquiritur, nihil est agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil libero homine dignius.

Breslau im Juli 1826. D. Weber, Prof.

XXIX. Antonio Salieri,

kaiserlich Oestreichischer erster Hofkapellmeister, Mitglied der Akademien der Künste zu Paris, Stockholm etc., Ritter der Ehrenlegion etc.

geb. den 29. August 1750.
gest. den 7. Mai 1825.*)

Antonio Salieri war zu Legnago im Venetianischen in einem angesehenen, reichen Hause geboren und

*) Aus der Leipz. musikalischen Zeitung 1825, No. 24. Mehrere Nachrichten über ihn sind nachzulesen in Gerbers Tonkünstl. Lexicon, in der Wiener Zeitschrift für Kunst 1825, No. 102. von Weidmann.

genoß demgemäß, von früher Knabenzeit an, einer möglichst guten Erziehung für die Wissenschaften und das Leben. In dem Cursus seiner Ausbildung, der er besonders auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt oblag, war bei früh erwachtem Talent und lebhafter Neigung zur Musik, diese zwar mit aufgenommen, doch nur nebenbei, als zum Ganzen gehörig und als Mittel, ihn selbst und die Seinigen zu erfreuen. In seinem 11. Jahre nahm er den ersten musikalischen Unterricht auf dem Flügel. Aber sein Vater, ein Kaufmann, ließ sich in große, gefährliche Seehandlungsgeschäfte ein und diese mißglückten. Er verlor bei weitem den größten Theil seines Vermögens; Unredlichkeit einiger Handlungsgesellschafter brachte ihn fast um den ganzen Rest; Gram darüber und Ungewohnheit der neuen, nothwendig gewordenen Lebensweise, stürzten ihn ins Grab als Antonio 15 Jahr alt war und die zahlreichen hinterlassenen Kinder mußten sich bemühen, ihr Fortkommen selbst zu suchen. Antonio spielte schon gut Klavier und sang vortrefflich Sopran; er wurde unter der Protection des Patriziers Mocenigo in eine der vorzüglichsten Klosterschulen Venedigs aufgenommen, wo er dafür, daß er bei der Kirchenmusik als erster Sopranist eintrat, Wohnung, Kost, Unterricht und auch weitere Ausbildung in der Musik erhielt, wobei Joh. Pescetti, Kapellmeister an der Domkirche zu St. Marcus und nach dessen frühem Ableben Peter Passini seine Lehrer waren. Dieser Kunst beschloß er nun sein ganzes Leben zu weihen; und da ein ausgezeichnetes Talent dafür schon jetzt nicht zu verkennen und seine Liebe, sein Eifer, sein Fleiß darin brennend war, so hatte Niemand etwas dagegen.

Jetzt sandte der Wiener Hof seinen Kapell-

meister Gaßmann, diesen, als Menschen und Componisten trefflichen Mann, dessen Ruhm nur darum überall, auch jetzt noch nicht verbreitet ist, weil er fast ausschließend für die Kirche schrieb und jung starb, — diesen sandte man nach Italien, Mitglieder zu einer neu zu errichtenden Oper zu werben. Gaßmann hörte Antonio in der Kirche singen, war freudig befremdet, erkundigte sich nach ihm, nahm ihn zu sich und brachte ihn, nach vollendeter italienischer Reise, 1756 nach Wien, wo er ihn dem Kaiser Joseph vorstellte. Dieser fand Gefallen, nicht nur am Gesange, sondern auch am sittigen, bescheidenen, doch zugleich heiter-unbefangenen Wesen des liebenswürdigen Knaben und übergab ihn Gaßmann in sein Haus, für ihn zu sorgen und seine höhere Ausbildung zur Musik fortzusetzen.

Antonio sang in der Hofkapelle und war in der Gnade seines Kaisers, in der Liebe seines Lehrers, in seiner Kunst und sorgenlosen Jugend, überaus glücklich.

Aber er war im 16. Lebensjahre nach Wien gekommen; nicht lange, so fing die reizende Sopranstimme an zu wanken, dann zu brechen. Dieß und die lebendigste Neigung, die sich aus der Fülle des Talents entwickelte, bewog Antonio, sich unter Gaßmanns Leitung, der Composition zu widmen. Er machte strenge Schule — nach der frühern, wohlbegründeten Weise, zunächst für die Kirche, und nach Jahren erst für die Oper, ohne daß darum, und das gleichfalls mit Recht, ihm verstattet wurde, was er hervorgebracht, jetzt schon vor das Publikum zu bringen. Nun starb Gaßmann und der Ritter Gluck, der, mit Ruhm gekrönt, aus Frankreich zurückgekehrt war und still für sich lebte, that an Antonio, was jener bisher an ihm gethan hatte. Mehrere seiner Arbeiten wurden jetzt dem Kaiser

Joseph bekannt und dieser ernannte ihn, um 1776, zu seinem Kapellmeister.

Die Pariser Theaterdirection, bereichert durch den immer sich mehrenden Beifall der Opern Glucks, drang in diesen, ein neues Werk dieser Art zu schreiben, und sandte ihm das Gedicht: die Danaiden. Gluck, einsichtsvoll und besonnen, wie er war, wollte jetzt, in hohen Jahren, seinen großen Ruf nicht aufs Spiel setzen und ließ die Oper, unter seinen Augen und seinem Rathe, von Antonio componiren. Diesen sandte er dann im Jahre 1784 mit dem vollendeten Werke nach Paris, ohne sich, wenigstens öffentlich, über den Componisten weiter zu erklären. Die Direction ersah ihren Vortheil, das Publikum dabei zu lassen, die Musik sey von Gluck; die Oper, die dreizehnmal hinter einander wiederholt wurde, machte ausgezeichnetes Glück: (machte sie es doch erst vor wenigen Jahren in Paris von Neuem) und nun erklärte Gluck öffentlich: sie sey von Salieri, wo nun die Pariser Kritiker fanden, sie hätten so was gleich bemerkt, denn der Styl sey nicht ganz gluckisch, mische vielmehr diesem etwas vom Italienischen Gesang und Italienischer Ausführung bei. In letzterm hatten sie Recht und es kann der, Salieri'n in allen seinen Opern wahrhaft eigenthümliche Styl, wie wir schon gesagt, wohl auf diese Art bezeichnet werden. — Reich belohnt (die Operndirection bewilligte ihm 10000 Livres und außerdem noch 8000 für die Reise, auch von der Königin erhielt er ein ansehnliches Geschenk, so wie 2000 Livres vom Verleger der Partitur), kehrte Salieri zurück nach Wien, nachdem er sich vor seiner Abreise von Paris noch mit vielem Beifall vor der königlichen Familie verschiedenemale hatte hören lassen. Sein Ruf stand nun fest, überall wünschte man Opern von ihm.

Die Operndirectoren zu Paris haben ihm die Composition des dramatischen Gedichtes: „die Horazier und Curazier" aufgetragen. Bei der ergiebigen Quelle von Erfindungen, die ihm floß, und bei seiner großen Arbeitsamkeit, lieferte er deren eine beträchtliche Anzahl und fast aus allen Gattungen. Jede fand Beifall und einige den ausgezeichnetsten, der sich selbst bis heute erhalten hat. Die besondere Gnade seines Kaisers, so wie die Sr. jetzt regierenden Majestät, verblieb ihm gleichfalls. Und so verfloß ihm sein Leben, ohne entschiedene Veränderungen, fast ein halbes Jahrhundert, so daß wir, da wir bei kleineren Angelegenheiten desselben nicht verweilen wollen, nur Folgendes noch zu berichten haben.

Mit der Vollendung seines funfzigsten Lebensjahres beschloß Salieri, sich der Composition fürs Theater, wo es vorzüglich einer frischen, jugendlich blühenden Phantasie und rascher, lebendiger Empfindungen bedürfe, zu entziehen und sich ganz der Kirchencomposition zu widmen. Er ward dadurch auch der Direction bei der Oper enthoben. In früheren männlichen Jahren habe er, behauptet man, seinen Deutschen Rivalen in Josephs Gunst und in theatralischer Wirksamkeit nicht selten schweres Spiel gemacht, und bei seiner Italienischen Natur, bei einem leicht zur Heftigkeit aufgereizten Temperamente, mag das nicht ohne Grund seyn; aber zuverläßig ist, daß er später fremdem Verdienst, wo es sich auch fand, wenn es nur nicht aller Regel und dem in der Kunst mit Recht Bestehenden zu trotzen oder Hohn zu sprechen schien, — daß er darum ganz vorzüglich Haydn und Mozart (später) freudig volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. — Ein schönes und um so preiswürdigeres Verdienst, da er jede Entschädigung dafür ablehnte, erwarb er sich dadurch, daß er, und zwar

von mittleren männlichen Jahren an, bis in sein hohes Alter, eingedenk dessen, was ihm selbst in seiner Jugend begegnet, talentvollen Componisten Leitung und Beistand, jugendlichen Sängern und Sängerinnen eine höhere und vollendetere Ausbildung gab, womit es ihm, dem kenntniß- und erfahrungsreichen, eifrigen, heitern Meister, denn auch nicht selten auf das trefflichste gelang. Joseph Weigl war unter jenen Componisten; unter diesen Sängerinnen waren die hinterlassenen Töchter seines Lehrers Gaßmann seine ersten und die hinterlassenen Töchter des achtbaren Wranitzky, Mad. Seidler in Berlin und Mad. Kraus in Wien, seine letzten Schülerinnen.

Herr Anselm Hüttenbrenner, der auf die Empfehlung des Grafen Moritz von Fries im Jahre 1815 von Salieri als Schüler in der Composition angenommen wurde, berichtet als Beitrag zu dessen Biographie unter andern Folgendes:

„Gluck hielt er für den größten Operncomponisten; er allein, sagte er, habe die Charactere in Tönen am richtigsten gezeichnet und mit wenig Noten die größte Wirkung hervorgebracht, während man in neuerer Zeit der zu freigebigen Anwendung wegen, durch die ungeheuersten Tonmassen nicht mehr ergriffen werde. Von Mozart sprach er stets mit ausnehmender Hochachtung. Er, der Unübertreffliche kam oft zu Salieri mit den Worten: Lieber Papa, geben Sie mir einige alte Partituren aus der Hofbibliothek; ich will sie bei Ihnen durchblättern, wobei er manchmal das Mittagbrod versäumte. Eines Tages ersuchte ich Salieri, mir das Haus zu zeigen, wo Mozart starb, worauf er mich in die Rauhensteingasse führte und es mir wies. — Salieri hatte Mozart noch am Tage vor seinem

[illegible] war einer von den Wenigen, die seiner Leiche folgten." —

„Im Hofkapelldienste war Salieri äußerst eifrig und in späterer Zeit sogar oft zum Nachtheil seiner Gesundheit. Er scherzte gern und sang mit seinen Schülern bei ländlichen Ausflügen am liebsten Canons, komischen Inhalts, deren er immer sehr viele nebst Zuckergebäck in der Tasche führte. Als Kind wurde er lustiger Streiche halber zuweilen zu Wasser und Brot verurtheilt. — Der kleine [illegible] litt aber zu Jedermanns Verwunderung seine Strafe immer geduldig, bis es endlich herauskam, daß er sich von dem Zucker nähre, den er für Hungerfälle vorsichtig in seiner verborgenen Lade zu sammeln pflegte. Seine erste Oper schrieb er ohne Vorwissen seines Meisters Gaßmann. Er lachte noch in seinen alten Tagen oft darüber, daß er am Tage, als man sie zum erstenmale aufführte, an alle Thore und Straßenecken der Stadt lief, um seinen Namen auf den Anschlagzetteln gedruckt zu lesen. — Am 8. Juli 1822 fuhr Salieri mit mir und noch einem Schüler nach Weidlingen, wo wir im romantischen Garten des Fürsten Dietrichstein lange lustwandelten. Als wir auf die Anhöhe des Parks gelangt waren, sangen wir ein Terzett, dessen Inhalt die Herrlichkeit der Schöpfung pries. Da wurde der gute Meister ungemein gerührt und auf des Abends Sonnengewölk seinen Blick richtend, sprach er: „Ich fühle, daß das Ende meiner Tage herannahet, die Sinne verlassen mich; meine Lust und Kraft, Lieder zu schaffen, ist dahin; der einst von halb Europa Geehrte ist nun vergessen; Andere sind gekommen und werden bewundert; Einer muß dem Andern Platz machen. Nichts bleibt mir als der Glaube an Gott und die Hoffnung eines ungetrübten Daseyns im Lande des Friedens!" —

Welt jenen Abend; mit diesem heiligen Moment, der der Schilderung eines Jean Pauls wohl werth gewesen war, sah ich den Meister Salieri nicht wieder."

Das Alter schien lange seine Rechte auf ihn aufgegeben zu haben. Lebhaft, heiter, thätig, bescheiden, theilnehmend an allem, was seine Kunst oder seine Freunde betraf, mild in seinen Urtheilen, einfach in der Ordnung seines Lebens, gewissenhaft und andächtig — doch ohne jede Anwandlung von Bigotterie oder fanatischem Eifer — in der Uebung seiner kirchlichen Pflichten, wohlthätig mehr im Geheim als vor der Welt, vertraulich, in gesellschaftlichen Sitten sorgsam, fein und wohlgefällig, so sah ich ihn noch im Sommer 1822, in seinem 72. Lebensjahre in Wien und werde der mit ihm verlebten angenehmen und wahrlich nicht leichthin verplauderten Stunden lebenslang nicht vergessen. Bald darauf überfiel aber das Alter ihn mit aller Macht und um so lastender, da es seine Anforderungen alle zugleich geltend machte. Sein Gehör ward schwach, seine Gedanken verwirrten sich nicht selten, alle geistigen und körperlichen Kräfte sanken plötzlich und eine gänzliche Muthlosigkeit, wechselnd mit düstern, grundlosen Grübeleien, bemächtigte sich seiner. Man mußte ihn seines Amts, als Director der Kirchenmusik der Hofkapelle, entbinden; man that es mit aller Schonung, auch ohne ihm die Vortheile dieses Amtes zu entziehen, aber die Geschäftlosigkeit vermehrte nur seinen betrübten Zustand; seine Gedanken verwirrten sich öfter, er verlor sich tiefer in jene schwarzen Bilder seiner wachen Träume — tiefer und bis zur gänzlichen Bewußtlosigkeit, so daß er sich auch einmal, unbewacht, fast bis zum Tode verletzte, andere Male sich schrecklicher Verbrechen

anklagte, deren ihn auch nur fähig zu denken, gewiß selbst keinem seiner Feinde eingefallen war; und so ward endlich milde Auflösung, aller seiner Freunde und, in besseren Stunden, auch sein für diese Welt einziger Wunsch. Am 7. Mai 1825 ging dieser Wunsch in seinem 74. Jahre in Erfüllung, nachdem man ihn schon früher einmal todt gesagt hatte.

Von seinem und seiner Werke Kunstcharakter und Kunstwerth ist nicht nöthig, viele Worte zu machen. Letztere sind noch in frischem Andenken, die Urtheile der achtungswürdigsten Kenner aller für Musik vorzüglich gebildeten Nationen über sie sind es auch, und im Wesentlichen stimmen alle überein. Von seinen Opern, (deren er 62 schrieb) hat man bekanntlich den geist- und seelenvollen Tarare, nach Beaumarchais Dichtung für Paris geschrieben, oder, wie er nach der Umarbeitung für den Kaiser Joseph heißt, Axur, Rè d'Ormus (wofür ihm Joseph II. 200 Ducaten und eine lebenslängliche Pension von 300 Ducaten jährlich bewilligte), allerwärts mit dem glänzendsten Beifall aufgenommen, und noch jetzt, in einem, für eine Oper höchst selten erreichten Greisenalter, macht dieser Axur in Deutschland und Frankreich gut gegeben, vieles; und eben die Art von Glück, woran dem Meister vorzüglich gelegen seyn mußte. Von den andern Opern hat man besonders ausgezeichnet jene Danaiden, il Talismano, la Grotta di Trofonio, la Ciffra, Palmira und Cesare in Farmacusa. Alle diese sind in Uebersetzungen auch für die Deutschen Theater gebracht worden.

Seine Kirchencompositionen sind, da er sie blos für seines Kaisers Hofkapelle geschrieben, außer Wien gar nicht bekannt, und verdienten doch sehr es zu seyn. Sie lassen sich, dem Geiste und der Schreibart nach, wohl am nächsten mit denen

Joseph Haydns, aus dessen früherer Zeit, verglei-
chen; doch sind sie, da das Lokale jener Kapelle
klein ist und die Besetzung nur schwach seyn kann,
weniger reich instrumentirt, sie sind auch weniger
kunstvoll, hinsichtlich auf Fuge und Contrapunkt
überhaupt, ausgearbeitet, haben aber dagegen einen
noch schöneren, dem Ausdrucke nach über das Ganze
entscheidendern Gesang. Ich kenne mehrere Stücke
derselben, die ich in dieser einfach edeln, frommen,
milden, doch aber begeisterten Gattung unter das
Trefflichste zählen muß, was aus meiner Zeit ir-
gend vorhanden ist. —

Wenn Salieri's Tod jetzt kein Aufsehen macht;
vielleicht auch nur von denen schmerzlich empfun-
den wird, die ihm persönlich nahe standen: so liegt
dieß keinesweges an der Art seiner Vorzüge und Ver-
dienste — als wären sie, nur für den Augenblick geeignet,
mit dem Augenblick verflogen; auch nicht an Ungerech-
tigkeit der Zeitgenossen — als hätten sie diese Vorzüge
nicht anerkannt oder vergessen; sondern es liegt in Ver-
hältnissen, wie sie theils ein hohes Lebensalter,
wenn auch unter verschiedenen Gestalten, fast einem
jeden zuführt, theils unsern Entschlafenen in seiner
spätern Unthätigkeit den Augen der großen Welt
entzogen. Er vermochte nämlich schon längst nicht
mehr seinen großen Ruf zu mehren, und Ruf,
wie jedes Glücksgut, das nicht vermehrt wird, wird
vermindert; er hatte sich auch schon längst und
zwar aus Ursachen, die in gleichem Maaße für
seine Bedachtsamkeit, wie für seine rühmlichen Ge-
sinnungen zeugen, von denjenigen Werken seiner
Kunst zurückgezogen, welche am leichtesten, am wei-
testen sich verbreiten, und auch am glänzendsten das
Andenken auffrischen: von theatralischen nämlich.
Hierzu kam, daß er die letzten 2 Jahre auch für
die Thätigkeit, welcher er bis dahin treu geblieben

— ja für ihn nach Außen gehabt — schon völlig erstorben war.

Wenn wir ihn einen der Unseren nannten, so berechtigt uns hierzu zwar nicht seine Abstammung und früheste Jugend, aber sein fast sechzigjähriger Aufenthalt in Deutschland und, was über ihn als Künstler noch mehr entscheidet, der Geist, der Sinn und auch die Weise, worin er die besten seiner zahlreichen Werke schrieb. Diese waren, was die Oper betrifft, mit wenigen nicht eben bedeutenden Ausnahmen, zwar nicht über Deutsche Texte geschrieben, sondern über Italienische und Französische, aber im Geist, Sinn und Behandlungsart waren sie wirklich Deutsch, und daß er ihnen, in einer ihm ganz eigenthümlichen Art, die Anmuth, Faßlichkeit und Zierlichkeit der Italiener der vorletzten Periode beizumischen wußte, das gibt ihnen etwas eigenthümlichen Reiz und Individualität, macht sie aber zu nichts Anderm. Und was seine Kirchencompositionen anlangt, so sind diese ganz und unvermischt Deutsch, daß auch nicht einmal solch eine Beschränkung hinzuzusetzen ist. (Für Instrumente hat er nur in früherer Zeit einige gefällige Kleinigkeiten geschrieben.)

Salieri soll einen Schatz von Beobachtungen und eigenhändig niedergeschriebenen Notizen, welche die Tonkunst und sein Leben betreffen, hinterlassen haben, die nebst seiner ausführlichen Biographie, die ein geachteter Wiener Schriftsteller bearbeitet, wie der Berliner Gesellschafter, [illegible], No. 96, versichert, bald erscheinen und besonders für die musikalische Welt vom größten Interesse seyn dürften.

Mit Ausnahme einiger Einschaltungen von

Rochlitz.

XXX. Sigismund Freiherr von Rumling,

Intendant der königlichen Hofkapelle zu München.

geb. 1739.

gest. den 7. Mai 1825.*)

Sigismund Freiherr von Rumling stammte aus einer alten Hessischen, auch im Elsaß einst begüterten Familie, von welcher wir nichts weiter anzugeben wissen, als daß wahrscheinlich die zerstörende Französische Revolution auch ihren Besitz verschlungen hat. Er kam zu Ende des 6. Decenniums vorigen Jahrhunderts an den Münchner Hof und ward Edelknabe, dann Kammerjunker (oder wie man diese damals nannte: Kammerpage) des Churfürsten Maximilian Joseph II.

Der Zustand der Musik war damals etwa folgender in München: Eine gut geordnete Kapelle mit ihrem Meister Bernasconi, der, wie seine zahlreichen Compositionen zeigen, seine Kraft ihr widmete, — eine während des Karnevals eröffnete italienische Oper, gewöhnlich von einem fremden bewährten Meister componirt und von berühmten Sängern, worunter zu ihrer Zeit selbst Farinelli und Guadagni glänzten, dargestellt, mit freiem Eintritt für Gebildete und Kunstfreunde, welche aus Klöstern, Stiftern und Landstädten herbeiströmten, um Gedanken für ihre Tonarbeiten des nächsten Jahres zu sammeln, — häufige Hofakademien — mit wenig Ausnahmen täglich Kammermusiken, worin der Churfürst, selbst erfahren im Spiele der Viola da pompa und geachteter Dilettant in der

*) Aus der Leipz. musik. Zeitung, No. 1. 1826.

Tonsetzkunst *), seine Abendmuse zubrachte. Der Deutschen Melpomene war noch kein Tempel angewiesen; der von Gottsched verbannte Hanswurst ergötzte hier noch lange, abwechselnd mit Passionsspielen, auf einer in dem Hinterhof eines Brauhauses angebrachten Bühne, auf derbe Art sein Publikum, welchem auch höhere Stände sich anschlossen; wenn nicht etwa eine von dem Hofe berufene Gesellschaft Französischer Schauspieler in einem Saale der Residenz oder auf dem ältern Operntheater ihre Zaire und ihren Tartüffe erscheinen ließ. Auch der pantomimischen Ballets des damals berühmten Hrn. Costanz muß Erwähnung gethan werden, da in späterer Zeit häufig Andere das als ihre Produkte gaben, was der brave Mann für sich ersonnen hatte. Dazu kamen in den größern Tempeln der Stadt Musiken mancher Art, bei den Jesuiten mit allem Prunk der damals üblichen Instrumente, im hehren, imponirenden Tone der Trompete und Pauke; in mehr bescheidener, der innern Gemüthssammlung mehr entsprechender Weise bei den Augustinern, — während der Fastenzeit Meditationen und Oratorien, darunter Metastasios Passione, von der Composition des ernsten Jomelli und des gefälligen Mislimizeck. Dieß war in jenen Jahren der Zustand der Münchner Tonkunst; dieß waren die Institute derselben. An ihnen entwickelte sich die natürliche Anlage unsers Kammerpagen, durch sie stärkte sich sein Kunstsinn, und nach einer kurzen Anweisung in der Lehre des Generalbaßes versuchte er sich in mancher Arbeit, schrieb Symphonien für die Hofakademie, Ballets, Sonaten, Trios, Kirchenmusik schrieb der bescheidene junge Tonsetzer

*) Man sehe Lipowski Bairsches Musiklexikon, p. 203.

nicht, in der Meinung, die er in späteren Jahren nicht ohne Gründe, doch etwas schüchtern aussprach, daß es dazu einer höhern Weihe, eines, von profaner Musik nicht angesteckten Sinnes, daß es der Wissenschaft und einer nicht oberflächlichen Kenntniß der Kirchensprache bedürfe, um sich mit gutem Gewissen an dieselbe zu wagen. Sein Streben war auch allgemein anerkannt und Beifall lohnte ihn. Der freundliche Churfürst, erfreut, daß ein, an seinem Hofe herangezogener Edelmann, auf die gewöhnlichen Unterhaltungen verzichte und sich mit Edlerem beschäftige, ermunterte ihn und bezeigte ihm sein Wohlgefallen; man wünschte und suchte für ihn einen angemessenern Wirkungskreis. Aber die für ihn geeigneten Stellen waren mit noch lebensfrischen Männern besetzt und ließen keine nahe Erledigung erwarten. Rumling würde wahrscheinlich von seiner Kunstliebe nach und nach herabgekommen seyn und sich unter dem Alltäglichen verloren haben, hätte nicht sein Geschick auf andere Weise für ihn gesorgt.

Es war in dem Jahre 1775 oder 1776, als der regierende Herzog Carl von Zweibrücken sich auf einige Zeit an dem Münchner Hofe zum Besuche aufhielt, den jungen Tonsetzer kennen lernte und ihm eine Anstellung in seinen Diensten antrug. Ungern wollte er sich von der Huld seines fürstlichen Gönners trennen; doch da dieser wohl selbst wünschen mußte, seinen Zögling zu Höherem, was er selbst jetzt nicht verleihen konnte, fortschreiten zu sehen, und ihm die Aussicht zur Rückkehr bei günstiger Veranlassung ließ, so nahm er die von dem Herzog ihm angebotene Anstellung an und folgte ihm nach seinem Hofe.

In jener Epoche zählte man, besonders in den gesegneten Gegenden des Rheins, kaum einen Für-

fenhof, der nicht seine eigene Kapelle hielt. Mainz, Trier, Bonn, das blühende Mannheim sind der Deutschen Kunstgeschichte unvergeßlich. Wie mancher ausgezeichnete Tonkünstler hat dort gelebt und gewirkt, und als die Stunde der Zerstörung und Zerstreuung gekommen, durch seinen Ruf anderwärts ehrenvolle Aufnahme gefunden! Auch das kleinere Zweibrücken, wenn gleich ohne eigentliche Gesangkapelle, deren ihre Kirche nicht bedurfte, besaß einen Verein geschickter Tonkünstler, ein treffliches Orchester und unter seinen Mitgliedern: Danner, Lachnith, Lenoble, Gohr, die drei Brüder Welsch, Schinon, Staberl, Heroult, Richard, Popp, welcher letztere noch jetzt als Musiklehrer der königlichen Prinzessinnen allgemein geachtet unter uns lebt. Dort, unter und mit diesen Künstlern wirkte nun der neue, von Eifer glühende Intendant, schrieb, ordnete und leitete, und wandte sich auch nun zur Gesangcomposition, um der auf dem Carlsberge unter Bouchers Direction bestehenden Französischen Comödie, welche auch Ballette hatte und die damals berühmten Operettchen von Mosigny, Desaides und Grétry aufführte, Compositionen zu liefern.

Seine Studien gelangen. Es zeichneten sich unter so manchen Arbeiten dieser Art vortheilhaft aus: Polidore, aufgeführt auf dem Carlsberg 1785, mit Zueignung an seine Durchlauchtigste Gönnerin, die Frau Herzogin von Zweibrücken; besonders aber Romeo et Iuliette, mit welcher Arbeit er nach Paris ging, wo sie auch auf die Bühne gebracht wurde. Näheres kann jedoch aus Mangel an gleichzeitigen Nachrichten über diese Composition, welche der Sammler dieser Lebenszüge vor mehreren Jahren durchgesehen, und worin er eine höchst reine Behandlung der Worte, so wie manche

schöne, den Sinn derselben treffende Melodie, entdeckt zu haben glaubte, — für jetzt nicht angegeben werden. Auch wäre es wohl überflüssig, länger dabei zu verweilen, da seither Begriffe und Geschmack sehr geändert sind und eine neue Tonwelt sich unsern Ohren geöffnet hat. Sie hat, wie so vieles Andere, was von ihm kam, zu ihrer Zeit gewirkt und bewiesen, daß er seiner Stelle vollkommen würdig gewesen sey.

Mit Ruhm kehrte er nun zu seinem Herzoge zurück, fuhr fort, der ihm anvertrauten Anstalt vorzustehen, schrieb noch Lieder, Symphonien, Tänze und organisirte die Musik der militärischen Corps, welche bald eine Pflanzschule für andere wurden. Viele seiner Arbeiten wurden gestochen, gingen aber, so wie vieles andere von ihm unter; er selbst hatte das Meiste davon zerstört, und wollte besonders in der letzten Zeit nicht, daß sein Name unter den Tonsetzern genannt würde.

Indeß überschritt Napoleon die Grenze Frankreichs; nur mit Mühe konnte der Herzog vor Gefangenschaft sich retten. Wenige der ihm Ergebenen folgten ihm. Wie in jenen unheilvollen Zeiten edle Fürsten oft herumirren und die Entbehrungen mit ihrem Gefolge theilen mußten, ist Niemanden unbekannt. Herzog Maximilian Joseph übernahm 1795 den übrig gebliebenen Hofstaat seines verblichenen Bruders Carl, er ward Churfürst und trat die Regierung Baierns 1799 an; seine Angehörigen folgten ihm dahin, und unter ihnen war Rumling. Der Hofstaat des Herzogs war an den Churfürsten gekommen, Graf Seeau, bisheriger Hofmusikintendant in München, war gestorben und Rumling wurde nach Recht und Herkommen sein Nachfolger; es wurde ihm eine angenehme Wohnung in dem herzoglichen Garten angewiesen, ein

anständiger Gehalt zugesprochen, aber zu seiner Bestürzung, war die Führung des Kunstinstituts selbst, die Leitung des Amtes, während seiner kurzen Abwesenheit schon an einen Andern übertragen worden. Einige Jahre später erhielt er eine Maltesercommende. Sie lag in einer angenehmen Gegend des Landes, und er war eben im Begriff, sich, um sein unthätig gewordenes Leben zu bergen, auf dieselbe zurückzuziehen, als das Ordensgut eingezogen und er mit den übrigen Exrittern mit einer jährlichen Pension entschädigt wurde. So sah er sich nun auf sich selbst zurückgewiesen. Immer erschien er am Hofe und das Zutrauen seines bald zum König erhobenen Herrn, ward ihm nie entzogen; selten fehlte er in dem Theater und dem Concertsale. Man hörte wohl manchmal treffende Urtheile von ihm, allein sie gingen oft, wie er selbst, unbemerkt an uns vorüber. Man ist nicht geneigt, dem etwas zuzutrauen, welchem in der bürgerlichen Gesellschaft kein eigentlicher Wirkungskreis beschieden ist.

Endlich ward ihm jedoch, was er schon in früherer Zeit mit Recht erwarten konnte. Der Titularintendant trat 1818 in die Stelle des wirklichen, doch nur für die Leitung der königlichen Kapelle, indem die Verwaltung der Bühne schon mit Anfang der neuen Regierung (1799) von derselben geschieden und dem in der literarischen und dramatischen Welt rühmlichst bekannten Hrn. v. Babo übertragen worden war. Aber die Jahre waren gekommen, und wer sich dem Greisenalter nähert, rüttelt wohl nicht gerne mehr an Gebräuchen, welche durch Gewohnheit sanctionirt sind, wären es auch Mißbräuche, besonders wenn sie von Eigensinn und Einsprüchen mancherlei Art festgehalten werden. Mit Thätigkeit, aber nicht selten auch mit

störrigem Beharren auf seiner Meinung, und einredenden Vorstellungen nicht sehr hold, verwaltete er das ihm so spät zu Theil gewordene Amt, mit dem Glauben, immer nur Gutes zu wollen, immer nur das Rechte zu fördern. Die Abnahme der Kräfte trat ein, und nach einem kurzen Krankenlager schied er von uns am 7. Mai 1825, 78 Jahr alt.

Er hatte sich selbst überlebt und würde bald ganz vergessen seyn, hätte er nicht noch kurze Zeit vor seinem Tode durch eine Handlung voll Edelmuth und der reinsten Gesinnungen sein Andenken jedem Kunst- und Menschenfreunde achtungswerth erhalten.

Nicht unbekannt mit dem Treiben der Menschen, ihrem, wie er es wohl selbst erfahren, rücksichtslosen Drängen nach Aemtern, und keineswegs trauend einem noch so holden Scheine der Gegenwart, dachte er, die Nachfolge in seinem Amte so zu sichern, daß sie erfreulich für das Institut, immer nur zu Größerem und Höherem hinführen könne. Im Vertrauen auf die Huld seines königlichen Gönners that er, bei vollster Gesundheit, ohne äußere Veranlassung, mit freiem Vorbedacht den seltenen Schritt und erbat sich zu seinem Nachfolger den verdienstvollen, würdigen und kenntnißreichen; durch seine zahlreichen musikal. Werke rühmlichst bekannten Freiherrn Johann Nepomuk von Poißl, wie ihn die öffentliche Stimme selbst würde gewählt haben, und nicht bloß zum Adjunct, sondern so, daß auch er zum wirklichen Intendanten ernannt würde, und lebte und wirkte mit diesem gegen 2 Jahre in ungestörter Ruhe, und so wenig er auch seinem Ansehen und seiner Erfahrung etwas wollte vergeben wissen, im schönsten Verein.

XXXI. Gotthilf Samuel Hecker,

Protector des Gymnasiums zu Stargard,

geb. den 17. Februar 1753,

gest. den 9. Mai 1825.

Hecker gehört unstreitig zu den seltenen Männern, nicht nur seiner Vaterstadt Stargard, sondern auch der ganzen Provinz, in der er in einem Zeitraume, der die gewöhnliche Länge eines Menschenlebens überschreitet, zur Bildung der lebenden Generation kräftig gewirkt hat. Er hat Tausende von Schülern aus der Nähe und Ferne in seinem Unterricht und in seiner nähern Aufsicht gehabt; er war ein Muster frommer Amtstreue, eines stillen, anspruchlosen Wirkens in seinem Berufe, und besaß dabei gründliche Kenntnisse und eine treffliche Lehrmethode. Das königliche Consistorium zu Stettin hielt sich daher überzeugt, „daß eine einfache, treue Schilderung seines Charakters, seines Lebens und seiner Verdienste, das Bild eines wahren Lehrers, in welchem Leben und Lehren, Wissen und Thun zusammen stimmen, um ein harmonisches Ganzes zu bilden, aufstellen, und daß diese Darstellung ein würdiges Denkmal des Verstorbenen, und ermunternd und belehrend besonders für angehende Lehrer werden würde." Dieses Denkmal dem verehrten Manne zu setzen, wurde der Schulrath Falbe zu Stargard, Rector und Prof. des dasigen Gymnasiums, von dem königl. Consistorium aufgefordert, und aus dem von Falbe herausgegebenen Leben und Wirken Hecker's theilen wir das Wesentlichste mit, da das Leben eines Gelehrten und Schulmannes an außerordentlichen Begebenheiten gewöhnlich arm ist und die Welt um so weniger von ihm weiß, je treuer er seinem Amte und seinen Pflichten lebt; aber man wird dennoch

den Mann in ihm erkennen, der, treu in seinem Amte bis zur größten Gewissenhaftigkeit, ausharrete unter Schwierigkeiten mancher Art, getrosten Muthes unter wenig aufmunternden Umständen, bei kärglichem Lohn für schwere Pflichten, mit immer gleicher Freudigkeit und Unverdrossenheit blieb, wo es darauf ankam, etwas Gutes zu wirken. So war er das Vorbild seiner jüngern Amtsgenossen, so überraschte ihn der Tod noch viel zu früh auf seiner schönen Laufbahn, auf der er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens unablässig dem Ziele entgegenstrebte, das er sich vorgesteckt hatte.

Er war der Sohn frommer Aeltern und zu Stargard geboren. Sein Vater, Andreas Petrus Hecker, aus Werden an der Ruhr in Westphalen, von wo er 1738 als Adjunct des Archidiaconus Jodocus Andreas Hiltebrandt nach Stargard berufen wurde, verwaltete in der Folge sein Amt als Diaconus und Archidiaconus an der St. Marienkirche und lebte bis zum Jahre 1770, wo er als Präpositus adjunctus starb. Seine erste Frau war die Tochter des Archidiaconus Hiltebrandt, die zweite, die Mutter unsers Heckers, eine Tochter des Predigers Hamann zu Blankenburg bei Prenzlau. Unter 13 Kindern seiner Aeltern war er das sechste. Er wuchs auf in ernster Kindheit und strenger Jugend, und durch beides entstand der ernste, gewissenhafte, stets thätige Mann. Wenn gleich er nicht, wie Addison von sich erzählt, schon in den ersten Monaten die Kinderklapper von sich warf, so zeigte doch sein ganzes Wesen in der Folge, wie vortheilhaft eine wahrhaft christliche Erziehung auf ihn eingewirkt hatte, um ihn durch Lehre und Beispiel zu einem wahrhaft frommen, und durch Frömmigkeit zu dem tüchtigen Manne zu bilden, den man in ihm gesehen hat. Sein religiöser Sinn

[illegible] welche in dem Saale der Realschule von seinem Vater gehalten und so häufig besucht wurden. Dort fand man den kleinen Hecker nicht selten unter den Erwachsenen. Dieser Geist der Frömmigkeit herrschte auch in der von seinem Vater geleiteten, und nach einer Stiftung des Kriegsraths Wangerow von ihm im Jahre 1759 angelegten Realschule, in welcher neu gegründeten Schule unser Hecker einer der ersten Schüler war, und unter väterlicher Aufsicht und Zucht in derselben aufwuchs bis zu seinem funfzehnten Jahre, wo er im Stande war, in das Gröningsche Collegium im J. 1768 überzugehen. Die Kosten seines Studirens auf einer auswärtigen Schule, besonders auf der Berliner Realschule, wohin er sich sehnte, konnten seine Aeltern nicht aufbringen. Im Gröningschen Collegio studirte er bis zum Jahre 1771 unter den Professoren Röther, Zollner, Tiefensee, Setze und Mücheln. War gleich damals diese Anstalt nicht eben in ihrem blühendsten Zustande, da die Partheien der beiden Hauptlehrer Tiefensee und Setze auf das Ganze nachtheilig einwirkten, so wußte doch Hecker das Gute von seinen Lehrern, dem tüchtigen Sprachforscher Tiefensee und seinem Rival Setze, einem gewandten, vielseitig gebildeten Mann, zu benutzen, wie er denn griechische Exercitien gezeigt hat, die er unter ihrer Leitung ausgearbeitet. — In der lateinischen Sprache machte er besonders glückliche Fortschritte, und bereitete sich für sich dadurch zu einem tüchtigen Lehrer vor. In dieser Zeit starb sein Vater, und er gab nun, unter der Leitung seines ältern Bruders, als Collegiat zwei Jahre Unterricht in der Realschule. Er zeichnete sich durch ein, in seinem Alter seltenes gesetztes Wesen und einen mit Freundlichkeit verbundenen Ernst aus. Obgleich er

wegen seines Verhaltens und Fleißes vorzügliches Lob erhielt, so bemerkte man doch nie, daß er sich etwas darauf einbildete, vielmehr war und blieb er auch in der Folge von allem Dünkel weit entfernt, so daß er nur zu demüthig von sich dachte, und seinen Fähigkeiten, seinen erworbenen Kenntnissen immer weniger zutraute, als er leisten konnte und wirklich leistete. Hierauf besuchte er 3 Jahre die Universität zu Halle, von 1771 bis 74. Es waren nur wenige Unterstützungen, die ihm von seiner Mutter zu Theil werden konnten, kaum 70 Thaler jährlich, womit er sich, gerade zu der Zeit, wo eine große Theurung herrschte, kümmerlich durchhelfen mußte, und da auch seine Mutter schon im J. 1772 starb, so war es nur die Verbindung mit dem Halleschen Waisenhause, durch welche er sich erhalten konnte. Er bekam anfangs eine Stube mit einigen zwanzig Waisenknaben. Da ihm dies bei seiner damaligen Schwächlichkeit zu lästig wurde, so übertrug ihm der Director eine Schülerstube, wo er über vier junge Leute die Aufsicht zu führen hatte, dabei mußte er täglich zwei Stunden katechetischen Unterricht geben, worauf er sich sorgfältig vorbereitete. Diese, für so viele andere drückende Lage tödtete in ihm nicht die Kraft seines festen Willens und das Streben nach Kenntnissen. Er arbeitete sich um so kräftiger empor und wurde Herr über seine äußern beschränkten Umstände. Für ihn waren die Studentenjahre nicht die Zeit des Leichtsinnes und der Unbesonnenheit. So ernst, wie die Zeit war, so ernst war auch sein Wille, um die Früchte vorzubereiten, die er in der Folge so reichlich eingeärntet hat. Die Richtung, welche seine Studien nahmen, erstreckte sich vorzüglich auf die Theologie. Er faßte den ernsten Vorsatz, die Wahrheiten der Religion nicht blos zu studiren, sondern

auch zu üben, um nicht künftig andern zu predigen und dabei selbst verwerflich zu werden. Viel trug dazu der ihm unvergeßliche, rührende Abschied von seiner frommen Mutter bei, die ihn mit vielen Thränen gebeten hatte, dafür zu sorgen, daß sie ihn im Himmel dereinst wieder finde, da sie ihn in diesem Leben nicht wieder sehen werde. Sie starb auch, nur 46 Jahre alt, während seines ersten Universitätsjahres. Die Vorlesungen der Professoren Nösselt, Schulz und Freilingshausen besuchte er fleißig, trieb dabei die philosophischen Wissenschaften nebst den alten Sprachen so emsig, daß man von seinem Fleiß die besten Erwartungen für die Zukunft haben konnte. Michaelis 1774 kehrte er nach Stargard zurück, um eine Lehrerstelle bei der Realschule zu übernehmen, welche damals von seinem ältesten Bruder, Andreas Jacob Hecker, der zugleich Adjunctus des geistlichen Ministeriums war, dirigirt wurde. „Nicht äußere Vortheile," so äußert er sich darüber selbst, „zogen mich nach Stargard zurück; diese konnte ich nur in andern, zum Theil wichtigen Anträgen finden, wie sie theils der Graf von Wernigerode mir machte, der mich auf seiner Reise durch Halle zu sich kommen ließ, um mir eine Stelle als Erzieher seiner Kinder anzubieten, weil er selbst, von einem meiner nahen Anverwandten gebildet, eine große Vorliebe für unsere Familie zeigte. Auch wünschte der Director des Halleschen Waisenhauses mich bei dieser Anstalt zu erhalten. Es war daher eine vorzügliche Liebe zu meiner Vaterstadt, der ich als Lehrer nützlich zu werden wünschte, und zwar bei einer Anstalt, worin ich selbst ehedem den Grund zu den Wissenschaften gelegt hatte und worin ich in Verbindung mit meinem Bruder gesetzt wurde, den ich vorzüglich liebte. Liebe, innige Liebe zur Stan-

gendlichen Jugend, die mir mit so vielem Vertrauen entgegen kam, ließ mich alle Beschwerden des Schulamtes vergessen, und mein heißester Wunsch und mein rastloses Streben ging dahin, unter dem Beistande Gottes nicht umsonst zu wirken. Und wie wurde ich durch ihre Folgsamkeit, durch ihre Fortschritte und durch die Zufriedenheit der Aeltern und meiner Vorgesetzten aufgemuntert! Als daher mein Bruder im J. 1780 nach Berlin als Inspector der Königl. Realschule und des damit verbundenen Pädagogiums berufen wurde und ich zugleich den Antrag erhielt, ihn als Lehrer am Pädagogium dorthin zu begleiten, kostete es mir vielen Kampf, ehe ich mich dazu entschließen konnte, mich von meinen bisherigen Verbindungen zu trennen. Es geschah indessen aus mehrern wichtigen Ursachen, wobei ich jedoch immer die angenehme Hoffnung unterhielt, nach einiger Zeit wieder mit Stargard vereinigt zu werden."

Was Hecker, ein junger, rüstiger Lehrer, in Stargard geleistet, wie er sich damals zu dem vorzüglichen Lehrer ausgebildet habe, das bezeugen seine damaligen Zeitgenossen; was er aber in Berlin geleistet, davon giebt der Umstand einen Beweis, daß bei seinem Abgange von dort es schwer hielt, einen Lehrer der Hebräischen Sprache zu finden, der es wagen wollte, sein Nachfolger zu werden. Er verlebte in Berlin drei sehr angenehme Jahre, in welchen er mit seinen Collegen, besonders den nachherigen Inspectoren Hiltebrand, Herzberg, Koch und Sander in den freundschaftlichsten Verhältnissen stand. Auf welche Art er wieder nach Stargard gekommen, erzählt er selbst auf folgende Art:

„Wider Vermuthen wurde mein Wunsch erfüllt. Nachdem ich 3½ Jahre in der Berliner Anstalt mit vielem Vergnügen gearbeitet hatte, wurde

ich aufgefordert, einem meiner Onkel in Vorpommern im Predigtamte adjungirt zu werden. Zu derselben Zeit aber suchte auch der damalige General-Superintendent Gehring zu Stettin mich dahin zu bewegen, die vacant gewordene Inspection, Direction und erste Lehrerstelle an der hiesigen Realschule, (mit welcher durch seine Bemühung die von Güntersbergsche Armen- und Waisenhausschule vereinigt worden) und das Predigtamt im hiesigen Zuchthause zu übernehmen. Mehrere Monate unschlüssig, welchem Rufe ich folgen sollte, nahm ich mir vor, diejenige Stelle anzunehmen, wobei zuerst alle Schwierigkeiten, die noch bei beiden Aemtern obwalteten, gehoben seyn würden. Dies war in Stargard der Fall, und im festen Vertrauen auf Gott beschloß ich daher, alle übrigen Anträge abzulehnen und in meine Vaterstadt wieder zurück zu kehren. So trat ich mit dem Anfange des Jahres 1784, von der königl. Regierung in Stettin berufen, mein neues doppeltes Amt an. Wenn in meiner ehemaligen Stelle die Schüler der ersten Classe der Realschule nach gehöriger Reife in das Gröningsche Collegium versetzt werden konnten, so war nunmehr von dem königl. Consistorio die zweckmäßige Einrichtung getroffen worden, daß die Realschule solche Schüler, die zum Studiren bestimmt waren, nur für die obere Classe der damaligen hiesigen Rathsschule zur weitern Ausbildung zubereiten und die Anstalt mehr in eine höhere Bürgerschule verwandelt werden sollte. Nach diesem Ziele zu streben und die Schule so viel als möglich ihrem Zweck nahe zu bringen, ist, so viele Jahre hindurch in einer bedrängten Lage, mein und so mancher meiner treuen Mitarbeiter eifriges Bemühen gewesen, die bei kärglichem Gehalt ihrer Pflicht treu blieben und die Wichtigkeit eines Schulamtes

stets im Auge behielten. Was ich mit ihnen Gutes gestiftet habe, bleibt dem höhern Urtheile Gottes, dem für alles Gute allein Lob gebührt, überlassen; aber Freude und Beruhigung wird es mir doch immer gewähren, daß ein so großer Theil von den vielen Tausenden, die auch meinen Unterricht genossen haben, mit Vergnügen an die Jahre zurückdenkt, die ich mit ihnen verlebt habe. Wie viel mehr Gutes konnte gestiftet werden, wenn die beschränkten äußern Umstände der Anstalt solches zugelassen hätten und dieselbe sich einer höhern Unterstützung hätte erfreuen können. Nie hätte ich im Jahre 1784, als ich mein Schulamt hieselbst aufs neue übernahm, geglaubt, daß die Realschule sich so lange würde erhalten können. Leer von Schülern und Schülerinnen fand ich die Classen, und die Lehrer konnten ihre Gehalte nicht beziehen. Aber in kurzer Zeit gewann die Schule mehr Ansehn und Festigkeit, so daß öfters weit über 300 Kinder darin unterrichtet wurden. Und so hat sie sich ohne andere Unterstützung blos durch das Vertrauen des Publikums und durch neue Vermächtnisse über 50 Jahre erhalten."

In diesen Zeitraum, von 1784 bis 1812, fällt der wichtigste Theil von Heckers Leben. Es waren die Jahre, wo er in voller männlicher Kraft und mit ganzer Liebe sich dem Geschäfte des Lehrens und Erziehens widmete. Mit seinen Kenntnissen hätte er an jeder Gelehrtenschule geglänzt; er zog es vor, in einer Provinzialstadt eine verfallene Bürgerschule zu leiten, und seine Wirksamkeit gerade dann zu beschränken, wo sie am nützlichsten hätte werden können. Doch war der Umfang seines Wirkens auch nicht so gering, vielmehr konnte er in dieser Lage viel weiter hinaus thätig seyn, als in mancher andern; er glaubte daher, gerade hier an-

seiner rechten Stelle zu seyn; und lehnte deshalb
mehrere Anträge zu bessern Versorgungen ab. Er
hat in dieser Zeit fast die ganze noch lebende Genera-
tion dieser Stadt gebildet, er hat einen großen
Theil seiner Schüler gründlich zum Besuch der
Gymnasien vorbereitet; er hat außerdem unaufhör-
lich bis an seinen Tod eine große Anzahl junger
Leute in näherer Aufsicht gehabt und sie vorbereitet
zu wichtigen Geschäften des Lebens. Bis 1795,
so lange er unverheirathet war, führte ihm eine
seiner Schwestern die Wirthschaft, und als diese
durch eine Heirath von ihm getrennt wurde, führte
ihm das Glück so wunderbar die Gattin zu, welche
gegenwärtig seinen Tod betrauert, die Tochter des
zu Arensdorf bei Potsdam verstorbenen Predigers
Schmidt. In einer höchst glücklichen Ehe wurde
er Vater von sieben Kindern, die alle, bis auf eins,
nach seinem Tode unversorgt blieben. Geräuschlos
floß sein Leben in dieser Zeit dahin, nur seinem
Amte lebend, kannte ihn die Welt, ja diese Stadt
selbst nur mehr aus seinen Schülern, aber durch
diese auch desto vortheilhafter. Die Zeiten des Krie-
ges berührten auch ihn, ohne jedoch seine Thätig-
keit zu hemmen.

Aus der Vereinigung des bisherigen Gröning-
schen Collegiums und der damit schon in Verbin-
dung gestandenen Rathsschule mit der Realschule ent-
stand das gegenwärtige Gymnasium zu Stargard
als eine Anstalt, welche allen Zwecken des höhern
Schulunterrichts genügen sollte. Um die weibliche
Jugend, die bisher in der Realschule gemeinschaft-
lich mit den Knaben und in einem und demselben
Zimmer unterrichtet war, abzusondern, wurde eine
besondere Töchterschule interimistisch auf die Art
eingerichtet, daß der Unterricht in derselben in den
beiden ersten Classen von einigen Lehrern des Gymna-

[illegible] ertheilt wurde, wodurch aber dieses leiden mußte, da nun die Lectionen nicht vollständig besetzt werden konnten. Es blieb dies ein wesentlicher Mangel, daß die beiden Classen der Töchterschule nicht ihre eigenen Lehrer gleich anfangs erhalten konnten; der Unterricht in derselben blieb daher auch unvollständig. Die Elementarschulen, die sonst auch einen Theil der Realschule bildeten, wurden gleichfalls abgesondert und erhielten ihre eigenen Lehrer. In den mittlern und untern Classen des Gymnasiums war nun die bisherige Realschule enthalten, und sie konnten in dieser Gestalt nicht nur eben das, sondern noch mehr, als die Realschule, leisten, weil jetzt mehr Lehrer vorhanden waren. Man hatte jedoch zur Ausführung des Ganzen nicht hinlängliche Mittel erhalten. Die Realschule brachte zu dem Fond des Gymnasiums nur einen jährlichen Zuschuß von 150 Thlr., und aus Staats- und Provinzialkassen war damals kaum ein Beitrag von 1000 Thlr. zu erhalten. Man rechnete daher vorzüglich auf Beiträge von der Stadt, da es besonders den Classen galt, die vorher die Realschule gebildet hatten. Daß man bei dieser Vereinigung den Namen der Realschule, der doch an eine wohlthätige Stiftung erinnerte, ganz hatte eingehen lassen, konnte freilich ungerecht gegen die Stifter jener Anstalt erscheinen; er ließ sich jedoch, wie die Sache damals stand, nicht gut mit dem Gymnasium vereinigen.

Die Stellung, welche Hecker an dem neuen Gymnasium erhielt, war seiner bisherigen angemessen. Er wurde, unter dem Titel eines Prorectors, Gehülfe des Schulraths, Prof. Falbe, im Rectorat, so daß er die speciellere Aufsicht über die untern Classen, über die Töchterschule und sämmtliche Elementarschulen erhielt. Ungern zwar, doch aus

Noth musste er die Stiftung seines Vaters, die er selbst nachher am meisten aufrecht erhalten hatte, aufgeben, und in eine, ihm zwar gar nicht fremde, aber doch durch die Länge der Zeit fast fremd gewordene Lage kommen. Er hatte zwar in der Realschule den Unterricht im Lateinischen, Griechischen, Französischen und Deutschen in der ersten Classe besorgt, und brachte in diesen Kenntnissen seine Schüler so weit, daß sie in der zweiten Classe eines Gymnasiums fortkommen konnten; es wurden ihm jedoch noch andere Lectionen, besonders der Unterricht im Hebräischen in den beiden obern Classen zu Theil.

In seinem 59. Jahre hatte er schon mit mancherlei körperlichen Beschwerden, besonders mit Verstopfungen, zu kämpfen, denen er gewöhnlich mit angreifenden Mitteln zu begegnen suchte. Dessen ungeachtet hat er bis ein Jahr vor seinem Tode wie mit völliger Jugendkraft gearbeitet. Er hatte die Geschicklichkeit, in allen Classen des Gymnasiums und in den untersten Elementarschule mit gleichem Nutzen zu unterrichten. In der glücklichsten Eintracht lebte er mit allen Lehrern. Bis zum Jahre 1821 verwaltete er neben seiner Schulstelle auch das Predigtamt an dem vormaligen Zuchthause, welches aber, da es mit der Straf- und Besserungsanstalt in Naugardten vereinigt wurde, aufhörte, wodurch er eine große Erleichterung erhielt.

Immer nur seinen Geschäften obliegend, schien unser Hecker kein anderes Vergnügen zu kennen, als was ihm durch das Bewußtseyn des dadurch gestifteten Guten erwuchs; auch hatte er zu wenig Zeit selbst zu den unschuldigsten Erholungen. Kam er aus seinen Lehrstunden, so warteten schon andere zum Privatunterricht. Hatte er diesen geendiget, so blieb ihm die Beschäftigung der seiner

speciellen Aufsicht anvertrauten, bei ihm wohnenden jungen Leute. Diesen Geschäften widmete er den Tag bis zum späten Abend, und dann erst, wenn andere sich sorglos ihrer Ruhe überlassen konnten, suchte er Zeit zu gewinnen, sich besonders auf seine hebräischen Lectionen vorzubereiten. Bei diesen ihn fast niederdrückenden Geschäften, denen er sich zum Besten seiner Familie unterziehen mußte, harrte er aus bis an sein Ende, und ermüdete nicht. Wenn seine theuern auswärtigen Verwandten ihn bisweilen in den Ferien zu zerstreuen suchten, erkannte er dies mit dem aufrichtigsten Danke, und war recht froh in ihrer Mitte; doch eilte er auch eben so vergnügt zu seinen gewohnten Geschäften zurück. Es sind in seinem 50jährigen Amtsleben wohl nur drei Ereignisse, welche, nicht zu seinen Geschäften gehörig, ihm Erleichterung gewährten. Das erste ist die Wahl seiner ihn tief betrauernden Gattin, die die Vorsehung, nach seiner eigenen Aeußerung, ihm so wunderbar zuführte, und die so redlich mit ihm Freude und Leid getheilt hat. Das zweite, die vor vier Jahren getroffene Feier der silbernen Hochzeit mit dieser seiner Gattin, eine Feier, die er jedoch selbst nicht veranlaßte, oder auf irgend eine Art vorbereitete, die vielmehr seine hiesigen Freunde wider sein Wissen in der Wohnung des Herrn Superintendenten und Hofpredigers Sturm veranstalteten und ihn damit wahrhaft überraschten. Schon damals zeigte sich die aufrichtige Achtung und Liebe seiner Schülerinnen und Schüler, da sie es hauptsächlich waren, die nach einem kurzen herzlich gesprochenen Wort des Herrn rc. Sturm, ihm ihre Dankbarkeit auf eine ebenfalls ganz aus dem Herzen gekommene Art darlegten. Noch größer war aber die allgemeine Theilnahme an dem Tage seines 50jährigen

Amtsjubelfestes, den 24. Septbr. 1824. An
Feier nahm Alles, Jung und Alt, aus allen
nden, so viel es möglich war, Antheil. Am
abende des festlichen Tages erschienen die Gym=
iasten der beiden obern Klassen in einem glän=
den Fackelzuge mit Musik begleitet vor der Woh=
g des Jubelgreises auf dem geräumigen Platz
Gymnasiums und überreichten dem allverehr=
Mann ein auf einem reichgestickten Kissen ge=
jenes Gedicht, welches die Empfindungen der
gend aussprach, nebst einem Geschenk an Bü=
n. Tiefgerührt und mit gewohnter Güte und
undlichkeit empfing der Greis die Glückwünsche
Jugend, in welche die schon zahlreich versam=
ten Freunde, Verwandte, aus der Nähe und
ne, so herzlich einstimmten. Am Morgen des
enden Tages begab sich eine Deputation des
gistrats, der Stadtverordneten und die sämmt=
en Lehrer des Gymnasiums zu dem Jubelgreise,
rreichten demselben ein Glückwünschungsschrei=
des königlichen Konsistoriums, eine gedruckte la=
ische Abhandlung nebst vorgesetzter epistola gra-
atoria und eine schön gearbeitete Singuhr, letz=
im Namen der dankbaren Bürgerschaft. Hier=
wurden von den zahlreichen vormaligen Schü=
dem gefeierten Mann noch andere Geschenke
Werth überreicht, unter andern zwei goldne
sen und ein silberner Leuchter. Wegen der seit
ger Zeit schon merklich geschwächten Gesundheit
Jubelgreises mußte die für ihn bestimmte öf=
tliche Feier im Gymnasium nach dem Rathe sei=
Aerzte unterbleiben, um auf das tief angegrif=
e Gemüth desselben nicht allzusehr einzuwirken.
... man die Hoffnung schon ganz aufge=
... ihn bei dem zu seiner Ehre veranstalteten
...mahle zu sehen; doch erschien er zu Aller

Freude auf kurze Zeit unter Aufsicht seiner Aerzte, und war froh im Kreise seiner dankbaren Schüler, seiner vielen Verehrer und Freunde. Zu diesen bekannte sich auch öffentlich Se. Excellenz der königliche Generallieutnant von Borke, welcher den Platz zu seiner Rechten einnahm und über der Tafel zuerst Sr. Majestät, unserm allergnädigsten König, ein Lebehoch ausbrachte, worauf Herr Bürgermeister Weier im Namen der Stadt die Gefühle aussprach, von denen Alles ergriffen war und auf das Wohl und Leben des theuren Jubelgreises zu trinken aufforderte. Einige Wochen nachher wurde der verehrte Mann auf Befehl Sr. königlichen Majestät auch noch mit dem allgemeinen Ehrenzeichen erster Klasse von dem hiesigen Herrn Superintendenten Sturm in Gegenwart sämmtlicher Lehrer und Schüler des Gymnasiums bekleidet.

Obgleich, selbst bei der Feier, mit körperlichen Leiden kämpfend, sprach er doch so anhaltend bei den sich dargebotenen Gelegenheiten, daß er nur mit Mühe von zu großen Anstrengungen zurück zu halten war. Wie lebhaft das Ganze auf ihn gewirkt habe, sieht man daraus, daß es ihm noch in seinen letzten Stunden in der Fieberhitze vorschwebte, in der er noch seinem jüngsten Sohn ein lateinisches Danksagungsschreiben wegen dieser Feier dictirte und darin die geringsten Fehler des Schreibenden bemerkte. Seit seiner Jubelfeier zerfiel er merklich. Sein bisher volles und heiteres Ansehn verlor sich, sein Blick wurde ernster, seine Wangen fielen ein. Er raffte sich indeß möglichst auf, examinirte noch die Abiturienten im Hebräischen und versah in dem halben Jahre, von Michael bis Ostern, noch alle seine Geschäfte, wenn gleich er öfters dazwischen erkrankte. Sein Geist war immer noch stark, wenigstens seinen meisten Geschäf-

ten gewachsen; der Körper wollte aber nicht gleichen Schritt halten. Von einer Erleichterung seiner Arbeiten wollte er aber noch nichts wissen. Es waren außer seinen öffentlichen Lehrstunden noch mehrere Privatstunden, die er theils erwachsenen Töchtern mehrerer Familien, theils den Schülern des Gymnasiums gab. Dazu kam die Beschäftigung mit den seiner speciellen Aufsicht anvertrauten Pensionairen. Diese und so manche andere Geschäfte nahmen den Tag ein, und spät in die Nacht arbeitete er auch itzt noch, um sich auf seine Lectionen vorzubereiten. Seit Ostern 1825 wurde sein Zustand bedenklicher, seine ganze äußere Gestalt war verändert, er wankte hin zu seinen Geschäften, von denen er sich durchaus nicht wollte abhalten lassen. Mittwoch den 4. Mai 1825 gab er seine letzten Lehrstunden von 11—12 in Secunda im Hebräischen. Nach deren Beendigung war er so angegriffen, daß seine Gattin bei seinem Anblick erschrak und ihm stärkende Mittel darbot. Er gestand seinen krankhaften Zustand ein, den er gewöhnlich während der Anstrengung des Lehrens nur vergaß. Dennoch hielt er an diesem Tage Nachmittags um 2 Uhr noch seine Privatstunden mit den Tertianern. Dies waren aber auch seine letzten; er legte sich und stand nicht wieder auf. In der größten Fieberhitze sprach er von nichts als seinen Geschäften, die im Nebenzimmer versammelten Freunde hörten ihn ganz deutlich nach gewöhnlicher Art sich mit seinen Schülern, die er vor sich zu sehen glaubte, unterhalten. So starb er wahrhaft in seinem Beruf den 9. Mai Abends halb 11 Uhr. Sein Tod war lehrreich wie sein Leben.

Obgleich in den eben angeführten Hauptereignissen aus Heckers Leben von ihm als Schulmann schon hinlänglich die Rede gewesen zu seyn

scheint; so ist es bei einem solchen Lehrer nothwendig, noch einmal dahin zurückzukommen, um ihn gerade in seinem Hauptgeschäft näher zu beobachten. Man kann von ihm in Wahrheit sagen: er war in der That zum Schulmann geboren. Unter einem wohlerworbenen Vorrath gründlicher Kenntnisse war es besonders die Hebräische Sprache, in welcher er es bis zur Meisterschaft gebracht hatte. Nächst dieser zeigte er vorzügliche Kenntniß der Lateinischen Sprache, in der er sich eben so leicht in Prosa als in Versen ausdrückte. Wenn gleich kein gedrucktes Werk, zu dessen Abfassung es ihm an Ruhe und Zeit mangelte, davon die öffentlichen Beweise enthält; so gab er deren desto mehrere in seinen Lehrstunden, in welchen er seine Schüler gründlich in der Grammatik dieser Sprache und in dem Prosodischen und Metrischen unterwies, und in letzter Hinsicht öfters die gewöhnlichen Versarten übte und ihnen selbst Muster von eigener Hand darin vorlegte. Er war auch hier mit den neuen und neuesten Hülfsmitteln versehen, studirte die neuesten Grammatiken, besonders die Zumptische, mit dem größten Eifer, und noch nach seinem Sterbetage erhielt er die neue Ausgabe des Kraftschen Deutsch-Lateinischen Lexikons. Von seinen metrischen Versuchen im Lateinischen geben auch die Distichen auf Gröning einen Beweis, welche sich über dem Eingange zu seiner bisherigen Wohnung im Gymnasium befinden, wie er denn bei mehreren Gelegenheiten Lateinische Chronodisticha, Anagramme und ähnliche kleinere Gedichte anfertigte. Eben so gründlich war seine grammatische Kenntniß der Deutschen Sprache, in welcher ihm ebenfalls auch metrische Versuche im Hexameter und andern Sylbenmaaßen gelangen. Den Unterricht im praktischen Rechnen hatte er in der Realschule

viele Jahre gehabt, er erbot sich dazu auch im Gymnasium und zwar in der 3., 4. und 5ten Klasse desselben. Hier schien er sich jedoch in den zahlreichen Klassen die Sache zu erschweren, indem er zu viel Abtheilungen unter den Schülern annahm, blos in der Absicht, um keinen Theil zu versäumen, oder in schnelleren Fortschritten aufzuhalten. Von dieser Lection wünschte er daher auch in der letzten Zeit befreit zu werden. Den Unterricht in der Religion für die oberen Klassen des Gymnasiums, welcher ihm höheren Orts übertragen werden sollte, wagte er nicht zu übernehmen; wohl erkennend die Schwierigkeiten gerade dieses Unterrichts und in diesen Klassen, wo es nicht darauf ankommt, Dogmatik oder Kirchengeschichte oder einen andern Theil der theologischen Wissenschaften, wie er auf Universitäten gelehrt worden, wieder vorzutragen, wo es vielmehr darauf ankommt, einen großen Theil der zum Studiren bestimmten Jünglinge, für welche dieses der letzte Unterricht bleibt, zu begeistern für das Göttliche und ihm für die Religion eine Achtung für das ganze künftige Leben einzuflößen, um sich gleich weit entfernt zu halten von einem frömmelnden Mysticismus und von einem zuletzt auf reinem Unglauben hinführenden Rationalismus. Hecker traute sich hier selbst nicht die nöthigen Kenntnisse zu, da er unter so vielen andern Schularbeiten dem Studium der Theologie, nach den Veränderungen, die es in neuern Zeiten erlitten hatte, nicht gleiche Aufmerksamkeit und Fleiß hatte widmen können. Er wollte also etwas nicht übernehmen, wo er den Anforderungen nicht genügen zu können fürchten mußte.

Zu diesen Kenntnissen gesellte sich bei Hecker ein empfehlendes Aeußeres, ein regelmäßig gebildeter, großer Körper, in dessen Gesicht sich eben so

viel Ernst als Gutmüthigkeit abbildete; in seiner Stimme, in seinen Bewegungen, in seiner ganzen Haltung war nichts Widriges, Abstoßendes, keine üble Gewohnheit klebte ihm an; es war vielmehr sein eben so freundliches als ernstes Wort und Wesen, was alle für sich einnahm, was nie beleidigte. Gegen seine Schüler war er eben so ernst als milde, darum versammelten sie sich gern um ihn, lernten gern unter seiner Leitung, denn sie lernten gründlich, was er vortrug; er lehrte aber auch immer nur das, was er lehren sollte und wollte, ohne je Nebensachen zu treiben, um nur die Zeit hinzubringen und seine Schüler zu langweilen, denn er war immer so vorbereitet, so zugleich von seinem Gegenstande erfüllt, daß er zu solchen unredlichen Mitteln nie seine Zuflucht nehmen durfte. Er trieb das Geschäft des Lehrens mit wahrer Lust, dem er daher in seinem Leben auch alles übrige gern aufgeopfert hatte, so lockend auch öfter die Anerbietungen waren, die ihm gemacht wurden, um ihn aus dem, dem Anscheine nach so beschwerlichen Schulleben, in ein bequemeres Predigtamt zu ziehen. Er mochte aber nie Andern in den Weg treten, und da er auf Bequemlichkeit in seinem Amt nicht sah, so harrte er bei dem dürftigen Gehalt seiner Realschule aus, bis ihm zuletzt noch, freilich auch nicht sonderlich viele Vortheile, nur noch eine erweiterte und seinen Kräften angemessene Thätigkeit zu Theil wurde. Auf ihn passen ganz die Worte des Muretus: „Wenn mir die Gottheit alle Schätze der Welt, alle Bequemlichkeit, Macht und Ansehn unter der Bedingung geben wollte, daß ich diese meine wissenschaftlichen Beschäftigungen, das Vergnügen und den Reiz meiner Jugend, die treuen Begleiter meiner widrigen und glücklichen Zeiten, sollte fahren lassen; so

würde ich dies nicht annehmen, es kann mir nichts angeboten werden, dessen Preis ich eher verdienen wollte, als mich von diesen meinen Lieblingsbeschäftigungen zu trennen. Daher treibe ich sie aus inniger Neigung, da mir sonst das Leben gar keinen Werth haben würde." Dieses Leben mit und unter seinen Schülern war ihm das wahre Leben; darin fand er sein Glück und vergaß während des Unterrichts so oft die Leiden des Körpers und widrige Ereignisse. Nie hat er daher auch über Last und Beschwerden seines Amts geklagt. Immer war er bereit, wenn andere, viel jüngere Lehrer fehlten, ihre Geschäfte mit zu versehen, welches er noch zwei Wochen vor seinem Tode that; doch fühlte er selbst, daß er hier zu viel gethan, verließ bleich und entstellt die Klasse und als er einen seiner Collegen erblickte, erheiterte sich sein Gesicht, und auf den Unterleib hinzeigend, sagte er: nun kann ich nicht mehr, hier wüthet es wie der Tod, nun muß ich mich legen. Das Lehren wurde ihm leicht, weil er es gern that und für jeden seiner Schüler die Methode auffand, wodurch er ihm am nützlichsten wurde. Was er lehrte, das lehrte er so, daß es ihm selten einer gleich thun wird. Er zeigte, daß es möglich sey, völlig Herr seines Gegenstandes zu seyn, denselben Jahr aus Jahr ein vorzutragen, mit demselben Eifer als geschähe es zum erstenmal, ohne selbst zu ermüden und der Jugend stets neu zu bleiben. Es war daher auch ein Vergnügen, ihm bei öffentlichen und andern Prüfungen zuzuhören. Gegen seine Amtsgenossen war er immer der gutmüthige, freundliche Mann, der keinen beleidigte, auch wo er ihm aus Pflicht etwas sagen mußte. Ohne sich jedoch je etwas zu vergeben, blieb er stets in Aller Achtung und Liebe.

So sehr er nun aber auch Schulmann war

[illegible]
so wenig hatte er doch die dem Schulstande sonst vorgeworfenen Fehler. Er entfernte sich nie so von der übrigen Welt, daß er ihr fremd geworden wäre. In seinem Benehmen war nichts Pedantisches, Abstoßendes und Lächerliches. Ein jeder sah und hörte ihn gern, auch war er der heitern, frohen Gesellschaft so wenig abgeneigt, daß er auch an seinem Jubelfeste gern bei dem ihm zu Ehren angestellten Mahle erschien und Theil nahm an der Freude. Er war ein Mann, der seinen Werth selbst nicht kannte und eben dadurch hohen Werth erhielt; ohne Anmaßung, ohne Rechthaberei, ohne gelehrten Dünkel ertrug er freundlich die, die tief unter ihm standen, in dem was gründliches Wissen und wahre Einsicht betraf, und sich bisweilen über ihn erheben wollten; doch wußte er auch gegen Jedermann seine Würde zu behaupten. In dem langen Zeitraum seines Lebens und Wirkens in dieser Stadt, war ihm mancher in äußerer Ehre zuvorgekommen, ohne daß dies im geringsten Eindruck auf ihn machte. Er selbst verschmähte es, auf einem Posten zu stehen, den er nicht ganz ausfüllen konnte, und begnügte sich mit der Achtung, die seine Vorgesetzten ihm schuldig waren.

Als Mensch und Familienvater zeigte er den Ernst und die Würde, die man auch schon von seinem Amt erwarten konnte. Das Leben war ihm oft sehr ernst; aber man sah ihn immer mit Ruhe und Fassung, nie kleinmüthig verzagen, so sehr er auch in den letzten Jahren durch den Verlust mehrerer Geschwister und naher Verwandten geprüft wurde, so sehr auch der Blick auf seine Familie, die er ohne Versorger zu hinterlassen fürchten mußte, ihn zum Mißmuth stimmen konnte. Er vertraute Gott, da er seinerseits in einer rastlosen Thätigkeit

alles gethan hatte, was er konnte. [illegible] er freilich bis an seinen Tod gewirkt durch die Leiden seiner Kinder, deren er sechs unversorgt zurücklassen mußte, von denen der älteste Sohn, der sonst im Stande seyn würde, eine Stütze seiner Geschwister zu werden, an den Folgen seines langen Kriegsdienstes so leidet, daß er durchaus zur Uebernehmung eines öffentlichen Amtes sich nicht entschließen darf.

So schwer es sonst ist, Allen zu gefallen, auch so sehr es bei den meisten, die darnach streben, ein Beweis von Flachheit und Gemeinheit seyn mag, sich durch geschmeidige und einschmeichelnde Biegsamkeit in Gunst zu setzen, so leicht und ungesucht wurde dies unserm Hecker zu Theil, ohne daß sein reines, edles Gemüth irgend etwas aufopfern durfte. Er war jedem Guten befreundet, er wollte Allen wohl und hat Tausenden wohlgethan, darum konnte keiner ihm abgeneigt seyn. Die allgemeine Theilnahme, die sein Tod bei allen Ständen und bei jedem Alter erregte, ging schon aus dem zahlreichen Gefolge hervor, das ihn unaufgefordert zu seiner Ruhestädte begleitete und aus den Thränen, die bei seinem Sarge flossen. Wie aber seine vorgesetzte Behörde, das königliche Konsistorium seinen Werth schätzte, geht aus der Anzeige seines Todes im dem Amtsblatt Nr. 27. hervor, wo es heißt:

„Das Gymnasium zu Stargard hat am 9. „d. M. einen seiner ältesten und trefflichsten Leh„rer, den Prorector Hecker, durch den Tod verlo„ren. Daß ein in Mühe und Arbeit vollbrachtes, „vorwurfsfreies Leben, ein stilles, anspruchloses Wir„ken bei tüchtiger Gesinnung und gründlichen Kennt„nissen noch immer die allgemeinste und dankbarste „Anerkennung findet, das bewies auf eine erfreu„liche Weise die 50jährige Jubelfeier des Verstorbe-

speciellen Aufsicht anvertrauten, bei ihm wohnenden jungen Leute. Diesen Geschäften widmete er den Tag bis zum späten Abend, und dann erst, wenn andere sich sorglos ihrer Ruhe überlassen konnten, suchte er Zeit zu gewinnen, sich besonders auf seine hebräischen Lectionen vorzubereiten. Bei diesen ihn fast niederdrückenden Geschäften, denen er sich zum Besten seiner Familie unterziehen mußte, harrte er aus bis an sein Ende, und ermüdete nicht. Wenn seine theuern auswärtigen Verwandten ihn bisweilen in den Ferien zu zerstreuen suchten, erkannte er dies mit dem aufrichtigsten Dank, und war recht froh in ihrer Mitte; doch eilte er auch eben so vergnügt zu seinen gewohnten Geschäften zurück. Es sind in seinem 50jährigen Amtsleben wohl nur drei Ereignisse, welche, nicht zu seinen Geschäften gehörig, ihm Erleichterung gewährten. Das erste ist die Wahl seiner ihn tief betrauernden Gattin, die die Vorsehung, nach seiner eigenen Aeußerung, ihm so wunderbar zuführte, und die so redlich mit ihm Freude und Leid getheilt hat. Das zweite, die vor vier Jahren eingetroffene Feier der silbernen Hochzeit mit dieser seiner Gattin, eine Feier, die er jedoch selbst nicht veranlaßte, oder auf irgend eine Art vorbereitete, die vielmehr seine hiesigen Freunde wider sein Wissen in der Wohnung des Herrn Superintendenten und Hofpredigers Sturm veranstalteten, und ihn damit wahrhaft überraschten. Schon damals zeigte sich die aufrichtige Achtung und Liebe seiner Schülerinnen und Schüler, da sie es hauptsächlich waren, die nach einem kurzen herzlich gesprochenen Wort des Herrn ꝛc. Sturm, ihm ihre Dankbarkeit auf eine ebenfalls ganz aus dem Herzen gekommene Art darlegten. Noch größer war aber die allgemeine Theilnahme an dem Tage seines 50jährigen

gen Amtsjubelfestes, den 24. Septbr. 1824. An der Feier nahm Alles, Jung und Alt, aus allen Ständen, so viel es möglich war, Antheil. Am Vorabende des festlichen Tages erschienen die Gymnasiasten der beiden obern Klassen in einem glänzenden Fackelzuge mit Musik begleitet vor der Wohnung des Jubelgreises auf dem geräumigen Platz des Gymnasiums und überreichten dem allverehrten Mann ein auf einem reichgestickten Kissen getragenes Gedicht, welches die Empfindungen der Jugend aussprach, nebst einem Geschenk an Büchern. Tiefgerührt und mit gewohnter Güte und Freundlichkeit empfing der Greis die Glückwünsche der Jugend, in welche die schon zahlreich versammelten Freunde, Verwandte, aus der Nähe und Ferne, so herzlich einstimmten. Am Morgen des folgenden Tages begab sich eine Deputation des Magistrats, der Stadtverordneten und die sämmtlichen Lehrer des Gymnasiums zu dem Jubelgreise, überreichten demselben ein Glückwünschungsschreiben des königlichen Konsistoriums, eine gedruckte lateinische Abhandlung nebst vorgesetzter epistola gratulatoria und eine schön gearbeitete Singuhr, letztere im Namen der dankbaren Bürgerschaft. Hierauf wurden von den zahlreichen vormaligen Schülern dem gefeierten Mann noch andere Geschenke von Werth überreicht, unter andern zwei goldne Dosen und ein silberner Leuchter. Wegen der seit einiger Zeit schon merklich geschwächten Gesundheit des Jubelgreises mußte die für ihn bestimmte öffentliche Feier im Gymnasium nach dem Rathe seiner Aerzte unterbleiben, um auf das tief angegriffene Gemüth desselben nicht allzusehr einzuwirken. Auch hatte man die Hoffnung schon ganz aufgegeben, ihn bei dem zu seiner Ehre veranstalteten Mittagsmahle zu sehen; doch erschien er zu Aller

Freude auf kurze Zeit unter Aufsicht seiner Aerzte, und war froh im Kreise seiner dankbaren Schüler, seiner vielen Verehrer und Freunde. Zu diesen bekannte sich auch öffentlich Se. Excellenz der königliche Generallieutnant von Borke, welcher den Platz zu seiner Rechten einnahm und über der Tafel zuerst Sr. Majestät, unserm allergnädigsten König, ein Lebehoch ausbrachte, worauf Herr Bürgermeister Weier im Namen der Stadt die Gefühle aussprach, von denen Alles ergriffen war und auf das Wohl und Leben des theuren Jubelgreises zu trinken aufforderte. Einige Wochen nachher wurde der verehrte Mann auf Befehl Sr. königlichen Majestät auch noch mit dem allgemeinen Ehrenzeichen erster Klasse von dem hiesigen Herrn Superintendenten Sturm in Gegenwart sämmtlicher Lehrer und Schüler des Gymnasiums bekleidet.

Obgleich, selbst bei der Feier, mit körperlichen Leiden kämpfend, sprach er doch so anhaltend bei den sich dargebotenen Gelegenheiten, daß er nur mit Mühe von zu großen Anstrengungen zurück zu halten war. Wie lebhaft das Ganze auf ihn gewirkt habe, sieht man daraus, daß es ihm noch in seinen letzten Stunden in der Fieberhitze vorschwebte, in der er noch seinem jüngsten Sohn ein lateinisches Danksagungsschreiben wegen dieser Feier dictirte und darin die geringsten Fehler des Schreibenden bemerkte. Seit seiner Jubelfeier zerfiel er merklich. Sein bisher volles und heiteres Ansehn verlor sich, sein Blick wurde ernster, seine Wangen fielen ein. Er raffte sich indeß möglichst auf, examinirte noch die Abiturienten im Hebräischen und versah in dem halben Jahre, von Michael bis Ostern, noch alle seine Geschäfte, wenn gleich er öfters dazwischen erkrankte. Sein Geist war immer noch stark, wenigstens seinen meisten Geschäf-

ten gewachsen; der Körper wollte aber nicht glei-
chen Schritt halten. Von einer Erleichterung seiner
Arbeiten wollte er aber noch nichts wissen. Es wa-
ren außer seinen öffentlichen Lehrstunden noch meh-
rere Privatstunden, die er theils erwachsenen Töch-
tern mehrerer Familien, theils den Schülern des
Gymnasiums gab. Dazu kam die Beschäftigung
mit den seiner speciellen Aufsicht anvertrauten Pen-
sionairen. Diese und so manche andere Geschäfte
nahmen den Tag ein, und spät in die Nacht ar-
beitete er auch itzt noch, um sich auf seine Lectio-
nen vorzubereiten. Seit Ostern 1825 wurde sein
Zustand bedenklicher, seine ganze äußere Gestalt war
verändert, er wankte hin zu seinen Geschäften, von
denen er sich durchaus nicht wollte abhalten lassen.
Mittwoch den 4. Mai 1825 gab er seine letzten
Lehrstunden von 11—12 in Secunda im Hebräi-
schen. Nach deren Beendigung war er so ange-
griffen, daß seine Gattin bei seinem Anblick er-
schrak und ihm stärkende Mittel darbot. Er ge-
stand seinen krankhaften Zustand ein, den er ge-
wöhnlich während der Anstrengung des Lehrens nur
vergaß. Dennoch hielt er an diesem Tage Nach-
mittags um 2 Uhr noch seine Privatstunden mit
den Tertianern. Dies waren aber auch seine letzten;
er legte sich und stand nicht wieder auf. In der
größten Fieberhitze sprach er von nichts als seinen
Geschäften, die im Nebenzimmer versammelten Freun-
de hörten ihn ganz deutlich nach gewöhnlicher Art sich
mit seinen Schülern, die er vor sich zu sehen glaubte,
unterhalten. So starb er wahrhaft in seinem Be-
ruf den 9. Mai Abends halb 11 Uhr. Sein Tod
war lehrreich wie sein Leben.

Obgleich in den eben angeführten Hauptere-
eignissen aus Heckers Leben von ihm als Schul-
mann schon hinlänglich die Rede gewesen zu seyn

[illegible] Johann Gabriel Marquis von Chasteler *)

[illegible] Oestreichischer Feldzeugmeister, Commandeur des M. Theresien- [illegible] [illegible]

geb. den [illegible]

gest. den 10. Mai [illegible]

Er stammte aus einer Seitenlinie des herzoglich Lothringischen Geschlechts, welches laut feierlicher Anerkennung der Heroldskammer zu Mecheln, in Theodorich dem Teufel (Thierry le Diable), mit dem regierenden Oestr. Kaiserhause, mit den Guisen, Mercoeurs, Vaudemonts und Elboeufs den gleichen Ursprung hat. Er wurde auf dem Schlosse Mulblais im Hennegau geboren, dessen Großmarschall sein Vater war (seine Mutter war eine geb. Gräfin Thürheim) und erhielt seine erste Bildung in der berühmten Anstalt zu Pont-à-Mousson, die spätere in der Wiener Ingenieur-Akademie. Im funfzehnten Jahre seines Alters trat er in den Oestreichischen Kriegsdienst und machte unter dem Prinzen de Ligne den Baierschen Erbfolgekrieg wider Preußen mit. In den darauf gefolgten Friedensjahren diente er im Geniecorps, und zeichnete sich bei dem Bau der von Joseph angeordneten Festungen Josephstadt und Theresienstadt ungemein aus, eben so bei verschiede-

---

*) Mit Benutzung des Conv. Lexicons u. d. Zeitgenossen, 6s Heft.

nen Bakeck in Ungarn. Er sprach alle Sprachen der Oestreichischen Monarchie und kein andrer General hat dieselbe so bereiset und war darin so orientirt. In eben jenen Friedensjahren machte er auch seine bewunderswürdigen Studien in der Geschichte, Naturkunde, Kriegswissenschaft und vorzüglich Kriegsbaukunst. Im Türkenkriege diente er bei dem Corps in Croatien; sein Heldenmuth, womit er 1789 unter Laudons Augen, obgleich mehrmals verwundet, die Bresche von Novi erstieg, brachte ihm das Theresienkreuz. Er wurde Major im Geniecorps, und leuchtete bei der Belagerung von Belgrad, bei dem Sturm der Vorstädte, besonders hervor. Während der Niederländischen Unruhen gab er die größten Beweise seiner Anhänglichkeit an das Kaiserhaus. Beim Ausbruch des Französischen Revolutionskrieges war seine erste glänzende Waffenthat, wie er das mehrere Jahre vorher gänzlich geschleifte elende Schloß von Namur, dessen Breschen nur mit Faschinen hergestellt waren, 1792 durch volle vierzehn Tage gegen eine große Uebermacht der Franzosen hielt. Er fehlte bei keiner großen That des daran so fruchtbaren Jahres 1793; — man braucht nur die Namen Neerwinden, Famars, Valenciennes, Marchiennes, Avesnes, Maubeuge zu nennen! In einem Gefechte bei Avesnes, wo ihn sein kurzes Gesicht mitten unter eine feindliche Infanterietruppe hineinführte, erhielt er acht Bajonettstiche. Im Feldzuge von 1794 that er sich in den wüthenden Schlachten bei Charleroy und Tournay ungemein hervor, und gewann das vorzügliche Zutrauen des Feldmarschalls Clerfait, wie er denn auch in der wechselvollen Campagne von 1795 dieses Zutrauen am Hartenberge vor Mainz und am Niederrhein auf das Glänzendste rechtfertigte, und alle Welt ihm den überraschend günstigen Ausschlag des Sturmes

der Mainzer Linien zuschrieb. 1796 und 1797 bedurfte man eben so sehr seiner diplomatischen Gewandtheit, als jener militärischen Talente in Polen, dessen dritte und letzte Theilung so eben vollbracht war. Er arbeitete sofort in diesem Geschäfte in Petersburg mit dem Oestreichischen Botschafter Grafen von Cobenzl. 1797 nach dem Frieden von Campo Formio war er Bevollmächtigter zur Uebernahme und Demarcation der neu erworbenen Venetianischen Provinzen. Sein glänzendstes Jahr war 1799, wo er, durch das ganz besondere Zutrauen des Ministers, Baron Thugut, Generalquartiermeister der vereinigten Russisch-Oestreichischen Armee in Italien war, welche Feldmarschall Graf Suwarow-Rimninsky und durch Chasteler bald auch Italinsky befehligen sollte und die jetzt nach dem Tode des hoffnungsreichen Prinzen von Oranien interimistisch der F. M. L. Baron Kray commandirte. — Unvergeßlich machen die Tage von Magnano, von der Adda und Trebbia Chastelers Namen in den Jahrbüchern der Oestreichischen Kriegsgeschichte. Der kühne für unmöglich gehaltene Uebergang über die Adda bei Castel di Trezza entschied die Gefangennehmung von Serruriers Corps und den schnellsten Einzug in Mailand. Er gab Chasteler das Commandeurkreuz des Theresienordens. An der Trebbia, wo die Armee von Neapel unter Macdonald vernichtet wurde, that Chasteler in den schwierigsten Augenblicken Wunder der Tapferkeit. Die Art, wie er Suwarow zu nehmen und zu gewinnen wußte, ehrt eben so sehr sein Herz und seine Selbstverleugnung im Dienst, als seine kluge Gewandtheit und Menschenkenntniß. In den Laufgräben vor Tortona erhielt er seine dreizehnte und letzte Wunde durch eine Kartätschenkugel in die Brust. Sie schien tödtlich. Obrist Zach lösete ihn

ab als Generalquartiermeister und blieb es bis zur Schlacht von Marengo. Im Frühjahr 1800, von seiner schweren Verwundung kaum geheilt, sendete ihn Baron Thugut zur Rheinarmee, deren Commando nach dem Abgange des Erzherzogs Carl der in Italien siegreiche Kray unter übeln Vorbedeutungen und nach diesem der Erzherzog Johann übernahm. Chasteler erhielt eine Brigade bei dem Corps in Tyrol, wo er sich ungemein beliebt machte und jene Freundschaft mit dem Freiherrn von Hormayr, damaligen Hauptmann und Major der Tyroler Landwehr anknüpfte, welche später auf die Ereignisse von 1809 in diesem Gebirgslande so entscheidenden Einfluß gehabt hat. Als der nach der Schlacht von Hohenlinden wieder zum Obercommando berufene Erzherzog Carl den Waffenstillstand von Stadt Steyer schloß, wurde Tyrol geräumt, und nur von Französischen und Oestreichischen Sauvegarden in gleicher Anzahl besetzt. Chasteler commandirte die Oestreicher, Nansouty und Demont die Franzosen. In dieser Ruhezeit entwarf Chasteler vortreffliche Plane für die Fortification Tyrols, für die Organisation der Landwehr und des Landsturms daselbst, und für Erzielung eines kriegerischen Geistes unter der Nation. 1802 ging er nach Paris, um seine Ausstreichung von der Niederländischen Emigrantenliste und die Rückgabe oder Ablösung seines Vermögens zu bewirken. Bonaparte nahm ihn in St. Cloud mit Auszeichnung auf, machte ihm die größten Complimente über den Italienischen Feldzug von 1799 und ließ ihn leidlicher als gewöhnlich aus seinen Angelegenheiten in den Niederlanden scheiden. Chasteler fuhr mit seinen Arbeiten in Tyrol fort. Er erhielt das neu errichtete Jägerregiment, und beim Ausbruche des Krieges von 1805 ein Commando. Das Gefecht am Paß Strub

mit der Baierschen Division Deroy, der Marsch gegen Salzburg, die Vertreibung Marmonts aus Grätz waren allerdings dazu gemacht, seinen alten Ruhm zu erhöhen. — 1806 und 1807 bereisete er mehrere Gegenden der Monarchie, insonderheit Gallizien und die Karpathen. 1808 wurde ihm die Befestigung von Komorn übertragen, die er mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit betrieb. Er erhielt das Commandeurkreuz des neu gestifteten kaiserlich Oestreichischen Leopoldordens, das Commando des achten Armeecorps, welches zu der vom Erzherzog Johann commandirten Armee von Inneröstreich gehörte und bei Villach und Klagenfurt aufgestellt war. Zum Theil war es nach Tyrol bestimmt, und obwohl nur zum kleineren Theile, befahl dennoch der Erzherzog Johann, daß Chasteler wegen seiner Localkunde diese Expedition persönlich führe. Chasteler und Hormayr waren nun die Seele der Insurrection Tyrols und aller damit zusammenhängenden politisch-militärischen Verständnisse und Verbindungen, die schnell zu den günstigsten Resultaten führten. Am 9. April 1809 rückten sie nach Tyrol vor; der Aufstand brach aus. Schon am 13. April war das ganze nördliche und mittlere Tyrol erobert, 8000 Feinde mit Kanonen, Bagage und Trophäen genommen, dem Feind die Verbindung zwischen Italien und Deutschland abgeschnitten. Nun vertrieb Chasteler auch Baraguay d'Hilliers aus Trient, schlug ihn am 24. bei Volano, am 25. April war auch Welschtyrol erobert und die Verbindung mit dem Heere des Erzherzogs Johann hergestellt. — Inzwischen war das Unglück bei Regensburg geschehen. Chasteler mußte sich nach dem nördlichen Tyrol wenden. Bonaparte, über die Capitulation der 8000 Franzosen und Baiern in Inspruck ergrimmt, um so mehr ergrimmt, als sich

durch ganz Deutschland Spuren der bedenklichsten Gährung zeigten, wollte eine außerordentliche Rache nehmen und gab zu Enns einen Tagesbefehl, wodurch er einen gewissen Chasteler, angeblich General in Oestreichischen Diensten, als Räuberanführer, als Urheber der an den gefangenen Franzosen und Baiern verübten Mordthaten und als Anstifter der Tyroler Insurrection in die Acht erklärte, vor ein Kriegsgericht zu stellen und binnen 24 Stunden zu erschießen befahl. Kaiser Franz verordnete Repressalien gegen diesen barbarischen und völkerrechtswidrigen Befehl, der um so schändlicher war, als die Fürsorge für die Gefangenen und Verwundeten einer der ersten Gegenstände war, womit Chastelers ritterliche Seele sich beschäftigte. — Die Baiersche Armee unter dem Marschall Herzog von Danzig brach ein und wüthete mit Brand, Raub und Mord. Furchtlos wie immer, aber fast zehnmal geringer an Macht, ging ihr Chasteler entgegen, wurde aber am 13. Mai bei Wörgl aufgerollt und gänzlich zersprengt. Nun zog er sich in die Centralposition des Brenners. Indessen war Tyrol von allen Seiten abgeschnitten, der Vicekönig Eugen drängte den Erzherzog Johann von Villach hinweg, und suchte den nächsten Weg zu dem inzwischen bei Aspern geschlagenen Napoleon. Chasteler brach, so wie der Vicekönig vorüber war, aus Tyrol heraus, wo General Buol zurückblieb und drang durch Kärnthen und Untersteyer nach Ungarn. Nach Beendigung des Krieges stand er eine Zeit lang als Militärcommandant in Troppau, wurde 1813 F. Z. M., Gouverneur von Theresienstadt und übernahm Dresden, als die Convention gemißbilligt wurde, die Klenau mit Gouvion-Saint-Cyr geschlossen hatte. Nach dem Frieden erhielt der

hochverdiente Mann den Ehrenposten eines Militärgouverneurs in Venedig.

---

* XXXIII. Ernst Julius Walch,

Superintendent zu Salzungen.

geb. den 28. August 1751.

gest. den 15. Mai 1825.

Sein Vater war der Handschuhmacher Jakob Friedrich Walch zu Salzungen im Herzogthum Sachsen-Meiningen, welcher 1786 starb mit dem Lobe eines rechtschaffenen Mannes; seine Mutter Dorothea Regina geb. Stieler von Oepfershausen; seine dasigen Lehrer waren Dahlhoff, Lorey, Rose, Diener und Silchmüller. Ob er gleich das Handwerk seines Vaters schon ziemlich gut gelernt hatte und außerordentlich schnell arbeitete; so wurde er doch noch zum Studiren bestimmt, wozu besonders außer seinen vorzüglichen Fähigkeiten auch die Abstammung von väterlicher Seite aus einer Familie, welche mehrere würdige Gelehrte und Geistliche, z. B. auch die Walche zu Jena und Göttingen aufgestellt hatte, nähere Veranlassung gab. Im Jahr 1767 am Montag nach Johannis brachte ihn sein Vater auf das Lyceum in Meiningen. Er kam als Veteranus nach Prima, aber schon nach 4 Wochen nach Selecta und erhielt 1768 den Henslingischen Freitisch. Seine Lehrer in Meiningen waren: Hopf, nachmal. Consistorialrath und Superintendent, Emmrich, nachmal. Archidiaconus zu Meiningen und Volkhart, der als Superintendent zu Schalkau starb.*) Bei der durch langwierige Kränklichkeit des Vaters verursachten Armuth der Eltern war er während der Ferienzeit in Salzungen zu Handschuhmacherarbeiten

---

*) Seine Biographie stehet im N. Nekrol. 1r Jhrg. p. 32.

genöthigt, um sich auf der Schule den dürftigsten Unterhalt zu verschaffen. Dadurch erwarb er sich allgemeine Achtung in seiner Vaterstadt, aber auch Theilnahme und Unterstützung zu seinem weitern Fortkommen. Während seines Aufenthaltes in Meiningen brachte ihn ein durch Ansteckung zugezogener Hautausschlag und die dagegen angewandten falschen Mittel dem Tode nahe und seine Genesung erfolgte nur langsam. Am 3. Oct. 1770 hielt er seine öffentliche Abschiedsrede in latein. Sprache; de auxiliis et impedimentis cognitionis philosophicae, konnte jedoch aus Mangel an Gelde nicht noch in diesem Jahre Meiningen verlassen und trat daher noch einmal am 13. März 1771 zur Gedächtnißfeier Henflings, des Stifters des Convictoriums, mit einer lateinischen Rede auf: de studiis summorum principum personis non indignis. Er erhielt bei Gelegenheit dieser Reden in den gedruckten Programmen seiner beiden Lehrer, Hopf und Emmrich, das rühmliche Zeugniß, daß er sich durch seine Lernbegierde, Geschicklichkeit und gutes Betragen während seines ganzen Aufenthaltes auf dem Lyceo des Beifalls seiner Lehrer würdig gemacht. Endlich am 17. April 1771 bezog er mit einem Vermögen von 25 Rthl. die Universität Jena und wohnte mit seinem Freunde Michel bei dem Kirchenrath Walch. Durch das Conviet und den freien Besuch der Collegien erhielt er hier eine große Erleichterung seiner Studien, wodurch ihm die große Theuerung, welche auch in Jena 1771 und 72 herrschte, weniger fühlbar wurde. Sämmtliche theologische Vorlesungen hörte er bei Danov *); Logik,

*) Danovs unglückliches Ende am 18. März 1782 erschütterte ihn außerordentlich und jedes Jahr bis an seinen Tod machte er es seinem Bruder, dem jetzigen wür-

Metaphysik und philosophische Moral bei Hennings; Naturrecht bei Ulrich; Staatengeschichte und kanonisches Recht bei Schmidt; reine Mathematik, Physik und Algebra bei Wiedeburg; angewandte Mathematik bei Succow; ferner hörte er noch außer Homiletik, Katechetik und Hebräischen Syntax bei Semler, Faber und Schmidt; Vorlesungen über Archäologie, Naturgeschichte und Botanik bei Wolf und Gruner, so wie über die Diät der Gelehrten bei Mayer. Weil er einmal Lehrer an einer Schulanstalt werden wollte; so trieb er die lateinische Sprache mit großem Fleiße und wurde schon im ersten halben Jahre als Mitglied der lateinischen Gesellschaft umsonst aufgenommen; auch war er in den zwei letzten Jahren Bibliothekar, und zweiter Secretär der Gesellschaft. *) Auch erhielt er in spätern Zeiten, 1816, das Diplom als Ehrenmitglied der mineralogischen Gesellschaft zu Jena. Ferner besorgte er die Correctur der Jenaischen gelehrten Zeitung und fertigte die gelehrten Berichte, wofür er jährlich 12 Rthl. bekam. Für seine Wohnung zahlte er nichts, da ihn der Kirchenrath Walch als Vetter liebte und schätzte und er dessen Bibliothek beaufsichtigte, auch die Correspondenz mitbesorgen half. Nach und nach erhielt er aus dem Vaterlande 5 Stipendien, und so gelangte er dahin, daß er 1773, nach wohlbestandenem theologischen

---

digen, auch als ehemaliger Lehrer am Lyceo in Meiningen sehr verdienten Adjunctus Johannes Walch in Schweina bei Altenstein in Briefen bemerklich, weil er ihm besonders viel zu danken hatte.

*) Die latein. Sprache übte er fortwährend und schrieb darin meisterhaft. Klassisches Latein war ihm wahrer Leckerbissen und daher schätzte er die Arbeiten Eichstädts und Dörings überaus hoch und ließ alles kommen, was sie darin schrieben.

Examen in die Zahl der Meiningischen Candidaten aufgenommen wurde. Ob er ihn gleich bereits zu einer Hofmeisterstelle nach Warschau empfohlen worden war; so ging er doch noch ein Jahr nach Jena. Um diese Zeit hatte er von seinem ehemaligen Lehrer Wolkhart einen Brief erhalten, worin er ihm schrieb, daß eine gewisse Gesellschaft (es war, wie er erst 1½ Jahre nachher erfuhr, die Freimaurergesellschaft in Meiningen, Charlotte zu den 3 Nelken) einen Candidaten auf ihre Kosten in die Oberlausitz schicken wolle, um mehrere wohleingerichtete Schulen und die Lehrmethode daselbst kennen zu lernen, um die künftigen Landschullehrer im Meiningischen damit bekannt zu machen. So dunkel und räthselhaft ihm auch der im engsten Vertrauen an ihn ergangene Antrag zu diesem Unternehmen war; so willigte er doch ein. Lange hörte er nichts weiter von dieser Angelegenheit und deshalb nahm er den 1. Nov. 1774 die Hofmeisterstelle bei den Kindern des damaligen Hauptmanns und nachherigen Generallieutenants Wolfs von Todenwarth auf der Todenwarth, einem adelichen Gute unweit Salzungen, an, blieb daselbst aber nur bis d. 1. Jenn. 1775; denn ganz unerwartet erhielt er Weihnachten 1774 abermals ein Schreiben von Wolkhart mit der Nachricht, daß er nunmehr im Auftrag der Gesellschaft nach der Lausitz reisen und in Meiningen das Weitere erfahren solle. Zwar etwas in seinem Entschlusse wankend, wurde er 3 adelichen Mitgliedern der Loge vorgestellt, wobei auch ein Prinz zugegen war. Er versprach, dem Rufe zu folgen, mußte aber erst noch am 3. Epiphanias 1775, als eben Landtag war, in der Schloßkirche predigen, weil man auch seine Predigertalente kennen lernen wollte. Nachdem er hierbei allgemeinen Beifall gefunden hatte, reisete er im Februar desselben Jahres mit

hatte. Der damalige Herzog Ferdinand von Braunschweig, außer seinen Heldenthaten auch bekannt durch seine unermüdete Wirksamkeit als Maurer, hatte auch einem solchen Examen beigewohnt und unterstützte von dieser Zeit an das zu errichtende Seminar alljährlich bis an seinen Tod mit 100 Rthl., die zu einer Besoldungszulage für Walch benutzt wurden, mit dem der Herzog von jetzt an in einen Briefwechsel trat.

Sobald diese Schule errichtet war, schritt er rasch auch zur Einrichtung des Schullehrerseminariums. Am 14. Mai 1776 ward es feierlich eingeweiht und Walch zugleich Director und erster Lehrer des Seminars mit dem Titel eines Katecheten und dem Range eines Landgeistlichen. Da für das Seminarium eine Experimental- und eine Normalschule nöthig war, so wurden 14 arme Knaben dazu angenommen und von der Loge gekleidet und beköstigt. Auch diese Schule richtete Walch ein, so wie späterhin, als dieselbe einging, eine Schule für die Kinder der Hofofficianten und Bedienten. 1780, den 7. Mai, wurde er Waisenpfarrer mit Beibehaltung dieser Anstalt, wodurch seine Besoldung verbessert und zugleich ein Lokale für ihn und das Seminarium gewonnen ward, dessen Unterrichtsstunden bisher in einem Privathause gegeben worden. In beiden Functionen wirkte er bei seiner ihm eigenen Thätigkeit viel Gutes. Nun konnten die Landschullehrerstellen mit seinen Seminaristen besetzt werden, und alle seine Schüler zeichneten sich aus durch gründliches Wissen, eine gute Lehrmethode, Fleiß und Ordnungsliebe. Auch als Prediger hatte er großen Beifall und seine kleine, alte Waisenkirche war stets mit Zuhörern aus allen Ständen überfüllt. Sein hoher Gönner, der damals regierende Herzog Carl, dessen Lieblingspre-

diger [illegible] war, beehrte ihn oft mit Besuchen in seiner Wohnung und schrieb ihm häufig Handbillets, die nicht selten Bezug auf die zu haltende Gottesverehrung hatten. Mit eben diesem Herzoge arbeitete er auch viel im liturgischen Fache und alle damaligen Abänderungen flossen aus seiner Feder. Im Jahr 1786 erlangte er den Rang und das Prädikat eines Adjunctus und 1788 die Expectanz auf die Superintendentur Salzungen; den 24. August 1792 ward er Hypodiakonus der Stadtkirche zu Meiningen und Pfarrer der beiden damit verbundenen Filiale Helba und Welkershausen, aber schon den 2. Jun. 1793 trat er seine Superintendentur zu Salzungen an, welches letztere Amt er 32 Jahre lang rühmlich bekleidete. Im Jahr 1782 hatte er sich mit der zweiten Tochter des Meiningischen Kirchenprobstes, Oberbürgermeisters und Landschaftsdeputirten Deecken, Johanna Margarethe, verehelicht, mit welcher er in einer fast 43jährigen glücklichen Ehe 9 Kinder zeugte, nämlich 3 Söhne und 6 Töchter, von welchen aber nur noch 1 Sohn *) und 4 Töchter leben, von welchen die eine bereits den Gatten **) verloren, in welchem Walch einen überaus würdigen und lieben Schwiegersohn beweinte.

Sein Charakter zeichnete sich durch folgende Eigenschaften aus: 1) Seinen Gemeinden war er der treueste Seelsorger, nicht blos auf der Kanzel, sondern auch am Kranken- und Sterbebette; nicht blos durch Wort und Lehre, sondern auch durch das musterhafteste Beispiel eines ächt evangelischen Wandels. Seinen Untergebenen war er als Superintendent der freundlichste und dienstfertigste Helfer

*) Collabor. Minister. und Quartus zu Salzungen.

**) Pfarrer [illegible] in Immelborn bei Salzungen.

und Rathgeber, selbst mit Aufopferung der zu eigenen Arbeiten oft höchst nothwendigen Stunden. Freudig zollte er dem fleißigen redlichen Manne, der seine Dienstpflicht mit Treue erfüllte, das gebührende, ermunternde Lob und empfahl ihn seinen Obern; aber auch ernst und strenge war er gegen die, welche leichtsinnig ihr Amt vernachlässigten oder deren Wandel nicht mit der Lehre übereinstimmte, die sie verkündigen sollten. Nichts konnte ihn mehr zum Mißmuth stimmen, als wenn all seine Ermahnungen fruchtlos waren und er irgend einen Tiefgesunkenen mit all seiner Liebe nicht wieder für das Heilige seiner Dienstpflicht gewinnen konnte. Er besaß einen außerordentlichen und seltenen Grad von Beweglichkeit, ohne daß das gesetzte Wesen im Mindesten darunter litt. Er war, weil sein Kopf beständig, auch in Gesellschaften beschäftigt war, mehr zum Ernste geneigt, sprach überall über Gegenstände des Wissens und der Gelehrsamkeit und trug beständig Manuscripte seiner neuesten Geistesarbeiten bei sich, die er entweder sich selbst vorlas und im Vorlesen verbesserte, oder Andern theils zur Belehrung, theils zur Beurtheilung mittheilte. In allen seinen Bewegungen und Handlungen war reges Leben. Wenn er nicht schrieb oder eben kein ernstes Buch las, so ging er fast beständig im Zimmer auf und ab, denn gehend wurden in der Studirstube und auf Spaziergängen fast alle seine Predigtdispositionen entworfen, meditirt und memorirt. Dieser nie ruhenden Beweglichkeit wegen zog er auch die Fußreisen allen andern vor, denn Bewegung war sein Leben und in der Kutsche ward es ihm nur zu bald zu enge. Auch führte er einen starken Schritt und seine Begleiter fühlten dieses oft sehr, aber er bequemte sich sogleich gerne wieder nach ihnen. 2) Seine Thätigkeit war außer-

ordentlich und seine Arbeiten fast unbegreiflich. Da-her fällte nach seinem Tode ein würdiger Vorgesetz-ter, der seine Thätigkeit in allen Zweigen seiner Amtsführung kannte, das in Wahrheit verdiente Urtheil von ihm: „einen thätigern Superintenden-„ten, der seine Berufsgeschäfte treuer und pünktlicher „erfüllte, als Er, kann es nicht geben." Außer seinen vielen Berufsarbeiten in Meiningen und Sal-zungen, an welchem letztern Ort die Schulen wäh-rend seines Superintendentenamtes eine neue Orga-nisation erhielten, wobei er überaus thätig war, übernahm er auch noch viele literarische Arbeiten und hatte eine sehr ausgebreitete Correspondenz mit vielen berühmten Männern fast in allen Theilen Deutschlands, sogar in Holland. Dennoch genoß er das Glück, immer gesund zu seyn, und nur ein-mal, verschiedene Jahre vor seinem Tode, wurde er krank. 3) Musterhafte Pünktlichkeit und Ord-nungsliebe war ihm gleichsam zur anderen Natur geworden, und in seinen Schränken und Schreibe-pulten war Alles so schön geordnet, bezeichnet und aufgeschrieben, daß nach seinem Tode auch nicht die geringste Verlegenheit eintrat. 4) Er hielt fest an der Wahrheit und an seinen Ueberzeugungen, und war ein erklärter Feind aller Unrichtigkeiten, so daß seine beharrliche Wahrheitsliebe manchmal den Schein des Eigensinns hatte. Daher war er auch so auf-richtig, ja, ich möchte sagen, offenherzig im Um-gange, und Alles, was er sprach, war der reine Ausdruck seiner Ueberzeugung und seiner Gesinnun-gen, denn diese konnte er nicht verfehlen, auch wenn er bei Manchem anstoßen sollte. 5) Zur Ge-fälligkeit und Freundschaft war er sehr willfährig und geneigt. Enthusiastisch, selbst in den Stunden der Nacht, bemühte er sich, diejenigen zu befriedi-gen, welche in irgend einer Sache Aufschluß von

ihm verlangten. Grollen und zürnen mit Jemandem: das konnte er nicht; und sich rächen: das war ihm unmöglich. In der Freundschaft war er fest und treu und hielt dauernd an allen, die er lieb gewonnen und als redlich erkannt hatte. Seine innigste und fast vor 40 Jahren schon geschlossene Freundschaftsverbindung fand mit dem Generalsuperintendent Vierling in Meiningen Statt, mit dem er wöchentlich Briefe wechselte. Mehrere Jahre vor seinem Ende übersendete er mehreren seiner ältern und jüngern vertrauten Freunde ein Buch aus seiner Bibliothek, zum Andenken, wenn er vielleicht bald aus dem Kreise seiner Freunde scheiden würde. Die innigste Liebe hegte er zu seinem Bruder, dem Adjunctus Walch in Schweina, welchen er auch schon auf Schulen und Universitäten so viel und nachdrücklich unterstützte, daß er eigentlich nur durch seinen Beistand seine Studien fortsetzen konnte. 6) Ferner zeigte sich an ihm eine seltene Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit. Nie ließ er sich durch Geschenke oder Freundschaftsverhältnisse zu irgend etwas bewegen; alles mußte nach Tüchtigkeit und nach dem strengsten Rechte entschieden werden. Selbst Verwandte waren froh, wenn sie durch seine Unparteilichkeit nicht in Gefahr kamen, verletzt zu werden. Aechten Deutschen Sinnes und vor Allem festanhangend seinem Fürstenhause und dem Sachsenlande, hegte er 7) eine besondere Liebe zum Volke, denn er kannte das viele Gute, welches in demselben liegt. In Salzungen war er daher auch als eigentlicher Bürgerfreund anerkannt und mit allgemeiner Liebe dafür belohnt. Den Armen der Stadt und Diöces half er mit der größten Bereitwilligkeit und wurde auch durch den ungestümen Andrang nicht müde und verdrießlich. Er verwaltete selbst mehrere zur Unterstützung der Armen

... Cassen, kannte alle Stipendien und Stif... des Innlandes und viele des Auslandes, war stets bereit, allen, welche Ansprüche auf ... hatten, mit Rath und That unentgeldlich ... zu kommen. Seine Lebensart war höchst ... Spätestens früh 6 Uhr begann er seine ...eit und setzte sie des Abends bis 7 oder 8 Uhr ... Bis 10 Uhr besuchte er Freunde und Be... Im Genusse der Speisen und Getränke ... mäßig, daher er sich einer guten Gesundheit ...te.

... den schriftlichen Denkmalen, die er von ...interließ, gehören unter andern: die neuen, ...igenem Plan trefflich eingerichteten Kirchenbü... ...r Stadt Salzungen nebst Seelenregister der...; seine kleine und große topographische Be...ung des Meiningischen Landes; seine herrliche ...eibung des Salzwerkes zu Salzungen (noch ...anuscript und jetzt von der Pfännerei erkauft); ...ete für das Salzwerk; das allgemeine nach... ...ige Kirchengebet in dem Meiningischen Unter...; viele Predigtdispositionen in Beyers Predi...agazin; mehrere Aufsätze im allgem. Anzeiger ...Deutschen und in der Nationalzeitung der Deut... in den Meiningischen Taschenbüchern und im ...Nekrolog der Deutschen; *) mehrere bei beson... Gelegenheiten gehaltene Predigten. Ein Freund ...eschichte, hatte er sich besonders mit der Säch... ...n Geschichte vertraut gemacht und die wichtig... Werke dazu angeschafft; in die vaterländische ...ichte aber war er ganz eingeweiht. Eben so ...nte er die Genealogie einzelner nur irgend be...nter Familien auf's Genaueste. Unter seinem ...arischen Nachlaß müssen sich schätzbare Arbeiten,

*) Namentlich das Leben seines Lehrers Volkhard im ...lkan im 1. Jahrg.

vorzüglich in Hinsicht der vaterländischen Geschichte befinden. Eine vorzügliche Beachtung verdienen in dieser Hinsicht seine vielen gesammelten Nachrichten zu einer neuen Bearbeitung und Fortsetzung von Weinrichs Kirchen- und Schulenstaat des Fürstenthums Henneberg, so wie die Nachrichten zu einer weitläuftigeren Bearbeitung der von ihm im Meiningischen gemeinnützigen Taschenbuche gelieferten Biographie Hassels, seine vielen mit Mühe verfertigten Stammbäume und noch so manche von seinen öffentlich gehaltenen Reden.

Die Ursache seines Todes war ein vieljähriger, sehr starker Bruch, Verstopfung und Entkräftung. Drei Tage vor seinem Hinscheiden besuchte er noch einen 1 Stunde von Salzungen wohnenden Freund, war dort heiter und vergnügt und entwarf mit seinem ihm noch einzig übrig gebliebenen Schulfreunde*) den Plan zu einer baldigen Reise nach Eisenach. Doch ihm stand eine weitere Reise bevor. Er erkrankte Tags darauf, besorgte jedoch seine Berufsgeschäfte bis vor seinen Todestag. Seinem Verluste flossen viele Thränen, denn es war in ihm ein würdiger Mann aus dem Kreise seines segenreichen Wirkens geschieden. Eine zahlreiche Leichenbegleitung folgte seinem Sarge in feierlicher Stille nach der Stadtkirche, wo ihm sein würdiger Kollege, der Archidiakonus Kretzer, die Standrede hielt. Der Kirchhof zu Sankt Husen birgt seine Hülle. Friede mit den Manen des Edlen! Sein thatenreiches, segenvolles Leben war eine fruchtbare Saat in den Acker des Himmelreichs und der Weisheit; seine Werke folgen ihm nach; sein Gedächtniß bleibt in Ehren, denn er ist ja des Nachruhms so werth!

*) Pfarrer Schmidt in Witzelrode.

Meiningen. Dr. Ihling.

* XXXIV. Johann Gottfried Kneschke,

Doctor der Philosophie, Conrector am Gymnasium und Bibliothekar der Rathsbibliothek in Zittau.

geb. zu Zittau am 2. December 1766 und
gest. daselbst am 15. Mai 1825.

Sein gleichnamiger Vater — von Wendischer Abkunft, wie auch der Name zeigt — war Bürger und Seifensieder in Zittau, seine Mutter Christiana Rosina, geborne Gutbier. Beide Eltern gaben, als fromme und rechtschaffene Leute, ihren vier Kindern eine gute, christliche Erziehung und das beste Beispiel. Leider hatten sie durch das Bombardement ihres Wohnorts im siebenjährigen Kriege 1757 sehr gelitten: so daß sie äußerst kümmerlich sich ernähren mußten. Die Vorsehung aber, der sie fest vertrauten und dies Vertrauen ihren Kindern frühzeitig einflößten, ließ sie nicht zu Schanden werden; und sie genossen das Vergnügen, ihren erstgebornen Sohn am 11. April 1773 in die sechste Classe des Zittauer Gymnasiums aufnehmen zu sehen. Hier entwickelten sich, bei großer Lernbegierde, dermaßen seine seltenen Fähigkeiten, daß ihm die Lehrer riethen, sich ausschließlich den Wissenschaften zu widmen. So schwer dies nun seinen Eltern, bei ihren dürftigen Umständen, wurde, so willigten sie doch gern darein und er ging in die dritte Classe des Gymnasiums über, worin damals die eigentliche Vorbereitung zur Hochschule begann. Ununterbrochen und mit rastlosem Fleiße genoß er den Unterricht von Gerlach, Hübner, Spitzig, Gössel, Zary, Frühauf, Müller, Richter und Sintenis: so daß er, in seinem 21. Jahre, 1787 die Universität Leipzig beziehen konnte, deren akademisches Bürgerrecht ihm von dem Professor der

Mathematik Borz, als damaligem Rector, e
ward.

Was für ein guter Wirth unser Kneschke
erhellet daraus, daß er sich während seiner S
jahre zweihundert Thaler für die Universität g
melt hatte. Die Vorsicht schenkte ihm, glei
er auf das Gymnasium kam, wohlthätige H
die ihm das ersetzten, was seine Eltern, wen
in einer glücklicheren Lage gewesen wären, gern
gethan hätten, es aber, wie gesagt, leider!
im Stande waren. Unstreitig begründeten
diese Beweise einer für ihn sorgenden Allgüte
Frömmigkeit immer mehr. Den Höchsten pr
erwähnte er noch in spätern Jahren jener ihm
Schüler, in nicht geringem Maße zugeflossene
terstützungen, welche er insonderheit dem Con
Johann Christoph Müller und dessen
samer Empfehlung an wohlhabende Zittauer
lien verdankte. Auch hatte er sich durch St
geben, z. B. im Hause des Scabinus Str
und als Sänger in der Dreifaltigkeitskirche,
rere Jahre lang Etwas verdient.

In Leipzig, wo er sich der Theologie und
lologie widmete, traf ihn das Glück, gleich i
sten Halbjahre das mittlere Sylversteinische
pendium auf drei Jahre zu erhalten, wodu
während seiner akademischen Laufbahn vor dri
chen Nahrungssorgen geschützt wurde und er s
Wunsch erfüllt sah, ohne Unterbrechung durch
vatunterricht seinem Studium sich widmen zu
nen. Dieses betrieb er unter den hochverdi
Männern Morus, Burscher, Rosenmü
Dathe, Reiz, Ernesti, Eck, Keil und
von denen nur dieser letztgenannte noch lebt
noch lange zum Nutzen und Ruhme jener Uni
sität leben möge! — Erster gewann unsern Knesch

bei der Gelegenheit, da er, wegen des gedachten Stipendiums sein Examinator war, sehr lieb. Zur Prüfung hatte er Math. Kap. 10. V. 21 bis 36 gewählt und Kneschke war so glücklich gewesen, ihm keine Frage unbeantwortet zu lassen und von den Lippen des grundgelehrten, vortrefflichen Mannes einigemal: Optime! zu vernehmen. Der Beifall solcher Lehrer konnte für den ehrbegierigen Jüngling keinen andern als den besten Erfolg haben, der in seinem ganzen folgenden Leben sich zeigte. Wenige werden ihre Universitätszeit so gut anwenden. Eisern war sein Fleiß, außer seinen Hauptstudien beschäftigte er sich auch eifrig mit Erlernung neuerer Sprachen und benutzte die gute Gelegenheit, die er hatte, täglich seine literarischen Kenntnisse zu vermehren. Er fand das: Prima eruditio nosse libros, welches sein Lehrer Eck in den fruchtbaren und angenehmen Vorlesungen über die Gelehrtengeschichte — die jetzt so schmerzlich auf jener Hochschule vermißt werden — sehr nachdrücklich einschärfte, so unumgänglich nothwendig für den wahren Gelehrten, daß er nichts versäumte, sich Bücherkenntniß zu erwerben und damals schon gute Schriften sich anschaffte. Seine ins Weite gehende Pünktlichkeit und Ordnung kamen ihm dabei vortrefflich zu statten. Noch in seinem Alter rechnete er es, mit Recht, sich zum Verdienst an, das aes alienum, ungeachtet seiner dürftigen Umstände, nicht gekannt zu haben und freute sich der Früchte seiner Sparsamkeit, deren erste unstreitig seine auserlesene, für einen Privatmann höchst bedeutende Büchersammlung war, der er die größten Opfer gebracht hatte.

Kneschke würde, nach 1790 in Leipzig rühmlich vollendeten Studien, sehr gern daselbst Magister geworden seyn, sich der Academie gänzlich ge-

widmet und da ohne Zweifel nicht wenig geleistet haben, hätte er nur etwas eigenes Vermögen besessen; aber, weil dieß nicht der Fall war, sandte er eine Probeschrift: De interna religionis Christianae indole, perpetuam illius durationem praestante, nach Wittenberg und hielt um die dortige Magisterwürde an, die ihm auch mit Vergnügen ertheilt ward: denn in der That war er ein seltener Wittenberger Magister, der diesem Namen zu wahrer Ehre gereichte.

Hierauf kehrte er in seine Vaterstadt zurück und ward daselbst Hauslehrer bei dem Scabinus, nachmaligem Stadtrichter Seyfert, wo er in recht angenehmen Verhältnissen lebte, und damals auch, da er Mitglied des Zittauischen Predigercollegiums geworden war, mehrmals mit eben so vielem Vergnügen für sich — denn er sprach gern an geheiligter Stätte — als mit ausgezeichnetem Beifalle seiner Zuhörer, die Kanzel betrat. Dennoch bewog ihn seine Liebe zur Philologie und zum Dociren nach dem Tode des Subrectors Jary, um dessen Stelle anzuhalten. Daß er, der ganz dazu paßte, sie erhielt, war ein Glück für das Gymnasium. Am 7. Mai 1792 ward er dazu ernannt und am 5. Juni desselben Jahres vom Director Sintenis in sein neues Amt eingeführt. Die erste Schrift, welche er in demselben schrieb, war gleich ein schöner Beweis seines Bestrebens, den Schülern zu nützen. Sie führt den Titel: Commentatio peculiaris cujusdam societatis cum Gymnasii nostri alumnis constituendae, cujus propositum in eo cernitur, ut ingenia ipsorum libris legendis contineantur, patrio sermone scriptis. Zittaviae, 1792. fol. Er machte durch sie sein Vorhaben bekannt, unter den Gymnasiasten einen Lesekreis für Deutsche Schriftsteller und

eine kleine Bibliothek derselben zu begründen. Glücklich setzte er diesen, damals noch neuen Gedanken ins Werk und half dadurch einem nothwendigen Bedürfniß der Schüler ab, sie mit ihrer Muttersprache bekannter zu machen und ihnen deren Classiker kennen zu lehren. Nicht minder löblich war die Absicht seiner andern Schulschrift, die er in demselben Jahre und Formate unter dem Titel: De lingua Graeca, haud raro doctorum culpa discentibus invisa, drucken ließ. Er suchte darin dem an den Schülern bemerkten Mangel an Liebe zu der Griechischen Sprache abzuhelfen.

In den ersten Jahren seines neuen, von ihm mit aller Liebe umfaßten Wirkungskreises, gab Kneschke, außer den Lehrstunden im Gymnasium, auch Privatunterricht, namentlich im Hause des Kaufmanns Hirschfeld, dessen Familie überaus freundschaftlich gegen ihn gesinnt war; und auch in seiner Wohnung ertheilte er besonders in neueren Sprachen Unterricht. Seine Sprachkenntniß war wirklich bedeutend, da er nicht nur die alten Sprachen, mit Einschluß der Hebräischen und sämmtlicher dieser verwandten Dialecte, sondern auch die mehrsten lebenden Sprachen mehr als oberflächlich verstand. Er brachte zu ihnen und überhaupt zu seinem Unterrichte eine stets ämsige Lehrlust, nebst großer Geduld mit und wußte ihn durch öftere, wohl angebrachte geschichtliche, besonders literarhistorische Notizen sehr anziehend zu machen: so daß aufmerksame Schüler von ihm ungemeinen Nutzen zogen. Außer der Philologie war er in der Historie und Literatur ganz einheimisch. Jene hatte er, worüber nur eine Stimme ist, im vollen Sinne des Worts, ganz inne, und suchte immer weiter den Kreis seiner Forschungen auszudehnen. Diese erstreckten sich aber nicht blos auf die alte Ge-

schichte, sondern er nahm auch an der Geschichte des Tages den wärmsten Antheil und studirte sie, wie er selbst zu sagen pflegte. Daß er ein eifriger Zeitungsleser war, erhellet aus dem Gesagten; und wer ihn dabei störte, war sein Freund nicht. Von den historischen Hülfswissenschaften umfaßte er insbesondere die Erdbeschreibung und Staatenkunde. Was die Literatur anlangt, so war er Literator im weitesten Umfange und unter den Bücherkennern Deutschlands gebührt ihm ein ehrenvoller Platz. In der Literatur der für seinen Studienkreis heterogensten Fächer war er eben so bewandert, als in denen, die ihm zunächst standen, und leicht hätte er in dieser Beziehung als Jurist oder Arzt gelten können.

Daß er bei diesen Vorzügen sich ihrer bewußt war, würde gar nicht erwähnt werden, wenn ihm dieses schöne Bewußtseyn, die Frucht so vieler Mühe und großen Fleißes, nicht von manchen, als Stolz ausgelegt worden wäre, der doch seinem Gemüthe so fremd war und dessen gänzlicher Ungrund schon damit bewiesen werden kann, daß er sich der gelehrten Welt nie als Schriftsteller aufgedrungen hat, so sehr er dazu berufen war und so viele Aufforderungen ihm dazu wurden. Seine vielen Gelegenheitsschriften erfreuten sich allgemeinen Beifalls und wurden von den entferntesten Gelehrten verlangt. Daß ihm diese ehrenvolle Anerkennung des Werthes seiner literarischen Arbeiten, eine schmeichelhafte Beurtheilung derselben, ein verbindlicher Brief hinsichtlich ihrer vergnügten, war schon aus dem lebhaften Gefühle für Recht natürlich, das den Mann beseelte, der doch das Mehrste nur durch sich und den gränzenlosesten Fleiß geworden war, den freilich die glücklichsten Anlagen unterstützt hatten, wobei es ihm aber doch schwer genug

geworden war, sein Ziel zu erreichen. Das kleinste Unrecht, dem Fremdesten gethan, konnte Kneschken heftig aufbringen und zum stärksten Eiferer machen. Für das, was er einmal als recht erkannt hatte, glühte er, und freimüthig sprach er sich darüber aus. Die wenigen Feinde, welche er hatte, die ihm jedoch sein Leben hinlänglich verbitterten, sind auf diesem Wege seine Gegner geworden und hierin liegt der Schlüssel, daß sein für Liebe so ganz geschaffenes Herz gegen manche Verhältnisse mit einem bittern Hasse erfüllt werden konnte. Dieser traf z. B. alles, was den Namen Rabulisterei verdient.

Als Lehrer war Kneschke, wenn man ihm ja etwas vorwerfen wollte, fast zu gut. Als Mann, der, wie wir gehört haben, durch ehrnen Fleiß und glückliche Anlagen Gelehrter geworden war, hatte er die Ueberzeugung, Gelehrsamkeit lasse sich nicht erzwingen, und wo andre eiferten, sagte er ruhig: Petrus curtat. Uebrigens haben einige, — ob mit Recht, ist eine andere Frage — an ihm getadelt, daß er sehr am Alten gehangen habe. Wahr ist es, die Märkische und Hallische Grammatik, aus denen er in seiner Jugend Latein und Griechisch gelernt, hatten bei ihm hohes Ansehen, und sein Griechisch sprach er rein Reuchlinisch; wahr ist, daß er gegen das Uebersetzen ins Griechische eingenommen und, obgleich selbst glücklicher Lateinischer Poet, ein Feind der auf Schulen getriebenen Versmacherei war. Doch, wo er sich von etwas Besserem der neueren Zeit überzeugt hatte, da ergriff er es gewiß. So mußte der ehrliche Biedermann in seinen Hebräischen Lehrstunden dem vortrefflichen Gesenius weichen, und gediegene Bereicherungen der Philologie machte er sich gewiß sehr bald eigen. Lernten doch seine Tadler so La-

tein schreiben, wie er schrieb; verständen sie doch ihr Griechisch, wie er! — Mit Wohlgefallen hörte man die aufs sorgfältigste stylisirten Gedächtnißreden, die er öffentlich hielt, und in denen er immer ein anziehendes Thema in elegantem Latein abhandelte. Bekanntlich werden auf dem Zittauischen Gymnasium jährlich 2, oft auch 3 solcher Reden von Lehrern gehalten.

Bereits oben ward Kneschkes lebhaften und guten Vortrags gedacht. Dieser und andere auch schon angeführte schätzbare Lehrgaben machten seinen Unterricht sehr nützlich. Abhold war er dem häufigen Dictiren und wollte lieber, daß seine jungen Freunde — denn dieß waren im eigentlichsten Verstande alle seine Schüler, die sich durch Moralität und Fleiß auszeichneten — die Lektion im Kopfe, als auf dem Papiere hätten. Dessen ungeachtet hatte er zu mehreren seiner Lektionen Dictata abgefaßt, z. B. Lateinische für die vergleichende Erdbeschreibung und Deutsche für die Geschichte, die noch in den Händen seiner vielen Schüler sich befinden und gewiß manchem von diesen noch in spätern Jahren das Bild des frommen, strengrechtlichen, gründlichen und unverdrossenen Lehrers ins Gedächtniß rufen. Wie er dieß war, so war er auch der beste, verträglichste College, der stets bereit sich zeigte, seinen Berufsgenossen gefällig zu seyn und wenn sie durch Krankheit oder andere Umstände von ihren Geschäften abgehalten wurden, diese gern übernahm.

Als im Jahre 1802 der Conrector Müller in Ruhestand versetzt worden war, ward Kneschke vom Zittauischen Magistrat zum Conrectorat dergestalt berufen, daß er bis zu Jenes Tode die Einkünfte des Subrectorats beibehielt, auch ward ihm dessen Stelle als Bibliothekar an der Rathsbiblio-

thek übertragen, der er, da er ganz dazu gemacht war, bis an sein Ende musterhaft vorstand. So glücklich ihn nun, dessen Steckenpferd von frühester Jugend Literatur war, selbst die Verwaltung dieses Bücherschatzes, der er die größte Sorgfalt widmete, machte, so äußerst gefällig ließ er andere an demselben Theil nehmen und kam jedem Wißbegierigen in dieser Hinsicht auf das Bereitwilligste zuvor. Der Rathsbibliothek verdankte er die frohesten Stunden, und eine schöne Frucht derselben ist seine „Geschichte der Merkwürdigkeiten der Rathsbibliothek zu Zittau. Zittau und Leipzig, 1811. 8.“ Auch arbeitete er eine Schrift über die Incunabeln und alten Drucke aus, die auf gedachter Bibliothek sich befinden. Dieses schätzbare Werk, so wie vieles Andere, das er mit großem Fleiß ausarbeitete, blieb in seinem Pulte liegen. An der Herausgabe desselben hinderte ihn wahrscheinlich die Furcht dabei eben so viel Schaden zu leiden, wie bei jener Geschichte, die er auf seine Kosten hatte drucken lassen.

Der Ehestand, welcher in diesem Leben so oft eine Belohnung oder Strafe ist, war die erstere für unsern Kneschke. Er trat in denselben am 29. Januar 1793 und der Gegenstand der Liebe des wackern Mannes war Juliana Therese Kühn, einzige Tochter eines braven Zittauischen Kaufmanns, die treu die Sorgen für sein kleines Hauswesen theilte, zu den Vorzüglichsten ihres Geschlechts gehörte und ihn mit 2 Söhnen erfreute. Der ältere Karl Eduard ward am 27. October 1794 und der jüngere am 27. August 1798 geboren. An beiden erlebte er Freude. Jener kam, nachdem er in Leipzig fleißig Philologie studirt hatte, als Collaborator 1817 an das Gymnasium seiner Vaterstadt, und dieser widmete sich mit glück-

lichem Erfolge dem Studium der Medizin auf jener Universität. Am 11. November 1802 trennte der Tod die musterhafte Ehe, indem die brave Gattin den erwähnten, aus geringer Einnahme entspringenden Sorgen unterlag. Doch söhnte sich in dieser Hinsicht das Glück bald wieder mit unserm Kneschke aus, da er am 21. Juni 1803 die älteste Tochter des ehemaligen praktischen Arztes zu Zittau, Dr. Karl Christian Acoluth, Christiana Juliana heirathete. Diese vortreffliche Gattin ersetzte ihm die Stelle der verlornen völlig und wurde seinen Söhnen die beste Mutter. Glücklicher hätte er nie wählen können, und als Gatte und Vater war sein Loos später beneidenswerth. Durch ein besseres Amt und die Glücksgüter seiner zweiten Gattin ging der frühere Mangel in wahren Wohlstand über. Er kannte in den letzten 20 Jahren seines Lebens keine häuslichen Sorgen mehr und manche Versagung, die er aus Gewohnheit sich brachte, hätte er nicht nöthig gehabt. Dafür that er aber auch Alles an den Seinen; und als Familienvater kann er als schönstes Muster gelten. Willig hätte er den Seinigen sein Letztes und Bestes gegeben und seine aufopfernde Liebe für sie schildern keine Worte. Sein größter Feind würde auf ihn als Familienvater und Mensch auch nicht den kleinsten Stein werfen können, und seine Schüler wußten es, daß es bei ihm hieße: Nicht nur nach meinen Worten, nach meinen Thaten richtet euch.

Daß unter den angeführten Verhältnissen Kneschke an den Freuden der Außenwelt, deren eigentlichen Werth er so richtig zu würdigen wußte, nicht hing, war wohl kein Wunder. Nie besuchte er Gesellschaften, nie wohnte er Vergnügungen bei. Seine Pflicht, seine Bücher und sein Haus gewährten ihm die größten Ergötzungen. Des Sommers war sein

weitester Weg von seiner Wohnung nach seinem Garten in der Vorstadt und im Winter auf die Rathsbibliothek. Aber ungeachtet dieser wahrhaft philosophischen Einschränkung seiner Selbst auf das, was für ihn das Wichtigste und Liebste war, erwarb er sich um das Publikum seines Wohnorts und dessen Umgegend großes Verdienst durch Besorgung eines doppelten Lesecirkels, eines allgemein wissenschaftlichen, in welchem die vorzüglichsten gelehrten und unterhaltenden Blätter, und eines theologischen, wo die vorzüglichsten periodischen und kleinen Schriften über Theologie, Exegese und andere damit verwandte Fächer herumgingen. Alles, was zu den Geschäften dieses wissenschaftlichen Vereins gehörte, und dessen war nicht wenig, wurde von ihm mit einer Pünktlichkeit, Genauigkeit, Ordnung, Ausdauer und Aufopferung von Zeit besorgt, daß jeder Theilnehmende sich zu dem innigsten Danke verpflichtet fühlte.

Ein so tüchtiger Mann, wie Kneschke war, hätte nicht immer in einer subordinirten Stellung bleiben sollen. Zur obersten Lehrstelle der Anstalt, welcher er alles geopfert hat, zeigte schon in dem ersten Jahre seines Amts sich ein Weg, als sein Lehrer und College Sintenis emeritirt ward, und der zweite Lehrer, schon in hohem Alter, das Directorat ausschlug. Ermuntert durch einen höchst ehrenvollen Befehl des Konsistoriums, durch den ihm in der letzteren Zeit ein wesentlicher Theil des Directorats zur Verwaltung übertragen worden war, machte er auf die Stelle Anspruch. Doch seine bescheidene Hoffnung schlug fehl. Man erwiederte: er sey zu jung und erwählte einen — Jüngern. Leicht vergaß jedoch der friedlich gesinnte Kneschke diese Kränkung, denn die Wahl war so getroffen worden, daß er alles vergessen konnte. Er erhielt

durch sie den treuesten Berufsgenossen und das Gymnasium, das ihm mehr als alles am Herzen lag, den besten Leiter. Oft hat er später das Geschick gesegnet, welches ihm diesen Wunsch versagte. Aber eine spätere Kränkung konnte er nicht verschmerzen, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß sie die Ursache seines frühen Todes war. Ohne sie würde seine Familie noch heute den treuesten Vater und seine Schüler den liebevollsten Lehrer haben. Sein oberer College Rudolph nämlich hatte in seinem Amte nicht das Glück gefunden, welches der in jeder Hinsicht vortreffliche Mann als Mensch und Gelehrter verdient hätte, wenn anders das Glück immer den Würdigen suchte. In reger Sorge für das Wohl der ihm anvertrauten Lehranstalt war seine Gesundheit so zerrüttet worden, daß er, um den Seinigen sich nicht ganz zu rauben, um seine Entlassung nachsuchte. Wenn nun 32 Dienstjahre, in deren 10 letzten die Lasten des Rectorats bei den Krankheiten des Directors auf der zweiten Lehrstelle schwer gelegen hatten; wenn nun allgemein anerkannte Gelehrsamkeit, die größte practische Fähigkeit und die strengste Rechtlichkeit im Leben nur im geringsten in Anspruch kamen: so mußte Kneschke die Stelle seines Kollegen erhalten. Doch das fast unglaubliche geschah — er ward übergangen, zurückgesetzt, weil der rechtlichste Eifer fürs Gute und männliche Offenheit, wo Schweigen der guten Sache zu schaden schien, ihm die Abneigung einiger Personen zugezogen hatte. — Von Einem derselben hätte man besonders für Haß Liebe, für Kränkung Wohlthun erwarten sollen, und auch der Andere hätte vielleicht gerechteren Grund zum Dank, als zur Abneigung gehabt. Der kahle Grund, den Kneschkes Widersacher für ihr Verfahren angaben, war, daß

er für das Directorat zu alt sey. Es ging ihm, wie so manchem hellen Kopfe, der gründliche Wissenschaft und ein redliches Herz besaß, und dem deshalb immer unwissende Finsterlinge zuwider waren: früher wies man den Verdienstvollen, wegen seiner Jugend ab und in spätern Jahren ward er wegen seines Alters zurückgesetzt. O der Erbärmlichkeit! — Zwar konnte er, der das Glück hatte, so viele Freunde zu besitzen, schon den wenigen Feinden verzeihen, und er that es nach dem Beispiele seines großen Herrn und Meisters. Soll ihnen nicht also sein Biograph verzeihen? Er thut es von Grund des Herzens und wünscht nur, daß die Urheber jener Kränkungen nie die Macht der Nemesis fühlen und einen so ruhigen Tod finden mögen, wie der schwer Gekränkte ihn fand, dessen Ende das des Gerechten war.

Wir nähern uns jetzt in dieser Schilderung demselben, und es krönte wahrhaftig sein schönes Leben, dem man nach seinem glücklichen Organismus, seiner vernunftgemäßen Lebensweise und seiner ganz glücklichen Familienumgebung das längste Ziel hätte versprechen können. Diese war mit einer braven Schwiegertochter, auf der seine Augen mit besonderem Wohlgefallen ruheten und einer, von dieser an Kindes Statt angenommenen, kleinen Verwandten, die sein ganzes Leben war, erweitert worden; und noch ein freundliches Wesen hatte sich in diesen heiteren, häuslichen Kreis gefunden, das ihm einst näher anzugehören hoffte und was er mit der väterlichsten Liebe umfaßte. In diesem Kreise legte er oft am Abende den steten Ernst früherer Jahre ab und gab sich ganz der schuldlosesten Freude hin. Ach diese einzig wahren Genüsse sollten bald für ihn vorbei seyn! Seit eben erwähnter Katastrophe nagten niederdrückende

Affekte, die einzig nur durch sie veranlaßt worden waren, mit scharfem Zahn an seiner festen Gesundheit. Das reproductive System, vorzugsweise die Leber, fing zu leiden an und bald setzte das Uebel sich auf die serösen Häute fort. Im Schwächezustande sonderten diese mehr aus, als aufgesaugt werden konnte und die fürchterliche Brustwassersucht war dadurch bedingt. Das scheinbar gelind auftretende Uebel wurde bald heftiger und ließ einen bösen Ausgang fürchten, der nur zu bald eintrat.

Als die Lectionen nach den Osterferien wieder ihren Anfang nahmen, ließ sich Kneschke, ungeachtet seines Leidenszustandes nicht abhalten, Montags früh um 8 Uhr seine erste Stunde und Nachmittags um 1 Uhr die zweite zu halten, wobei ihm jedoch das Reden so beschwerlich fiel, daß er nur mit größter Anstrengung sie beendigte. Am folgenden Tage schrieb er einige Zeilen an den Director, in denen er ihn von seiner gänzlichen Unfähigkeit, seine Lectionen zu halten, benachrichtigte und seitdem betrat er die Katheder nicht wieder. Ungeachtet der thätigsten ärztlichen Hülfe und der sorgfältigsten Pflege der Seinigen, bei der die liebende, fortwährend selbst kränkelnde Gattin unermüdet sich zeigte, wuchs das Uebel täglich und Geschwulst der Füße trat ein. Einigen seiner Collegen schien er zwar schon seit Weihnachten in seinem Aeußeren so verändert, daß sie über dieses scheinbare, schnelle Altern sich wunderten; aber keiner derselben hätte eine so schnelle Auflösung vermuthet. Freilich überzeugten endlich einige Besuche kurz vor seinem Tode, daß wenig zu hoffen sey; aber auch so traf sie und alle seine Bekannten die Nachricht von dem Schlage seiner letzten Stunde höchst unvorbereitet und desto schmerzlicher.

Für ihn selbst, dessen Religiosität eben so ausgezeichnet war, als seine Vaterlandsliebe *), hatte der Tod keine Schrecken.

Sein Hausarzt Dr. Hirt hatte in den ersten Tagen des Mays gute Hoffnungen; die Engbrüstigkeit verminderte sich bei dem Kranken und mit ihrer Abnahme auch andre lästige Zufälle; aber plötzlich traten, zwischen dem 7. und 8. Mai, alle verschlimmert wieder ein, und die Hoffnung, ihn zu erhalten, verschwand. Der verdiente Zittauer Stadtphysikus Dr. Pescheck der ältere, hatte jetzt die Güte, seine Bemühungen mit Hirts zu ver-

*) Ohne Zelot zu seyn, war er strenger Orthodox, und sein Glaube hätte Berge versetzen können. Tolerant im vollem Sinne des Worts, fühlte er sich doch durch die Segnungen seiner Confession glücklich und lebte ganz für dieselbe. So entstand auch eine merkwürdige Schrift, in der er die lutherische Kirche behutsam in ihrem Benehmen gegen andere Kirchen machen wollte. Sie war rein geschichtlich und in ihr mit ungemeiner Mühe alles gesammelt, wodurch andere Kirchen der Lutherischen einst zu nahe getreten waren. Doch die Frucht langer Bemühungen ging verloren, indem er sie einem hohen Bekannten vor ihrem Drucke zur Durchsicht übersendete, und durch diesen Zufall kam er um eine Berühmtheit seines Namens, die ihm nach einem solchen Werke nicht entgehen konnte. Aber er würde durch dasselbe gewiß in eine auf mancher Seite unangenehme Polemik verwickelt worden seyn.

Kneschkes außerordentlicher Patriotismus war in vieler Hinsicht merkwürdig. Die Liebe zu seinem Vaterlande war die stärkste, und mit möglichem Fleiße hatte er die Geschichte desselben in eigenen Heften ausgearbeitet, die nicht gedruckt worden, aber in vielfältiger Abschrift in den Händen seiner Schüler sind. Die Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus war übrigens so groß, daß sein König kaum einen treuern Staatsbürger haben konnte, und daß wohl nie ein Lehrer mehr als er dafür sorgte, den Gemüthern seiner Schüler diese Liebe tiefer einzuprägen.

einigen; Kneschke's jüngerer Sohn, den kindliche Liebe von Leipzig an das Krankenlager des Vaters getrieben hatte, unterstützte in den drei letzten Tagen die einsichtsvollen Aerzte, gleiche Ansicht des Leidenszustandes mit ihnen theilend, mit rastloser Sorgfalt; aber die vereinten Bemühungen waren fruchtlos. In den Nachmittagsstunden des 14. Mays ließen alle Zufälle nach. Der Kranke, welcher bisher oft in einem an Betäubung grenzenden Zustande sich befunden hatte, fühlte sich leichter und heiterer um Kopf und Brust und nahm an den Gesprächen der ihn Umgebenden Theil. Doch nur wenige Stunden dauerte diese Erleichterung des Athemholens; unter einem heftigen, kurzen, anhaltenden Husten, nahm die Engbrüstigkeit in der Nacht zu, und raubte ihm alle Ruhe. Er selbst nannte diese Nacht, als es endlich Tag wurde, eine nox difficillima, die ihn per ardua ad astra führe. Am Morgen schien ihm noch einige Hoffnung zu dämmern; als jedoch sein jüngerer Sohn, die Vorbothen des Steckflusses bemerkend, die Thränen nicht länger zurückhalten konnte, und als der Leidende sie in die ihm gereichte Arznei fallen sah, ergriff er freundlich seine Hand, mit den Worten: nun weiß ich, wie ich stehe, rufe mir alle meine Lieben. Sie umtraten weinend sein Bette, und mit größter Fassung nahm er von ihnen Abschied. Kein nahes Herz fehlte; um die Zukunft brauchte er nicht besorgt zu seyn: Alles hatte er für sie gethan. Daher die Ruhe seines Geistes, welche vielleicht erschüttert warden wäre, wenn er hätte ahnen könnnen, daß nach seinem Tode der Haß seiner Beleidiger noch nicht befriedigt seyn, sondern sich auf den ältern Sohn fortpflanzen würde, der, als nach des Vaters Ableben die Stellen am Gymnasium besetzt wurden, das doppelte Schicksal der

Zurücksetzung des Vaters zum ersten Male erfuhr und es wohl auch später zum zweitenmale würde erfahren haben können, wenn er sein Amt nicht freiwillig niedergelegt hätte. Zuletzt gegen ¾ auf 1 Uhr mußte ihm sein ältester Sohn noch den wackern Director Lindemann rufen, den er zu sprechen wünschte. Diesen empfing er mit einer Lateinischen Anrede, und die ganze Unterhaltung würde Lateinisch fortgeführt. Mit einer Sicherheit und Bestimmtheit, welche wohl bei einem Gesunden Verwunderung erregt hätte, sprach er, so schwer es ihm auch wegen des sich bildenden Steckflusses war. Fehlerlos und rein waren die herzlichen Ausdrücke, deren er sich bediente, um rührenden Abschied zu nehmen, wie ihrer die Lateinische Sprache so viele hat. Eine volle Viertelstunde redete er, zwar gewarnt von seinem jüngeren Sohne, nur von seinem baldigen Ende. Schon zuvor hatte er sich die beiden Schlußstrophen von Paul Gerhards trostvollem Liede „O Haupt voll Blut und Wunden" vorlesen lassen, deren erster Vers bekanntlich lautet: Wenn ich einmal soll scheiden. Da der Vorleser, sein älterer Sohn, vor Schmerz und Jammer nicht im Stande gewesen war, dieselben zusammenhängend vorzulesen, bat der Sterbende jetzt seinen oberen Collegen das nochmals zu thun. Er blickte, während es langsam geschah, mit gläubigem, heiterm Blicke gen Himmel und erquickte sich an den herrlichen Versen recht sichtlich. Hierauf drückte er seinem Freunde herzlich wiederholt die Hand, nachdem er zu ihm gesagt hatte: Jam sudor destillat de capite, est agon mortis. Jam ultimum vale; coram summo judice te revisam! Dieß waren seine letzten Worte, nach denen er bald, Sonntag Nachmittags halb zwei Uhr, bei vollem Bewußtseyn, dem Steckfluß unterlag. —

Die Züge des so selig Entschlafenen zeigten nach 48 Stunden hernach, nachdem er von den Aerzten, um ihre Ansicht von der Krankheit zu prüfen, geöffnet worden war, die ruhige Fassung, die ihn auch sterbend nicht verlassen hatte.

Am 20. Mai, Vormittags um 9 Uhr, ward der Leichnam in die Familiengruft seiner hochbetrübten Witwe, auf dem Kirchhofe zu St. Petri und Pauli, unter vielen gerechten Thränen der zahlreichen Anwesenden eingesenkt. Der Diaconus M. Petri hielt in der Kirche vor dem Altar eine Parentation. Im Namen seiner Kollegen feierte an diesem Tage der Director Lindemann, der dem Verewigten, so viel als möglich, seine schmerzliche Zurücksetzung durch wahre Freundschaft vergessen zu machen suchte, in einer gelungenen Skizze von dessen Leben, sein Andenken. *) Nachmittags um 2 Uhr versammelten sich die Schüler des Gymnasiums im Hörsale der ersten Klasse zu einer Todtenfeier, wobei vom Subrector M. Lachmann einige Worte des Trostes und der Erhebung gesprochen wurden.

---

*) „Zum Andenken an den dahin geschiedenen Freund und Amtsgenossen M. Johann Gottfried Kneschke, Conrector am Gymnasium zu Zittau, von seinen trauernden Collegen am Tage seiner Beerdigung den 20. Mai 1825. Kurze Nachricht über das Leben des Verstorbenen. Zittau, gedruckt bei Johann Gottfried Seyfert." 2½ Bogen in Folio. Dieses nicht in den Buchhandel gekommene Ehrengedächtniß und mündliche Mittheilungen, ganz unparteiischer, genauer Bekannten und Beobachter Kneschkes, sind die lauteren Quellen seines Nekrologs gewesen.

* * *

Kneschkes in Druck gekommene gelehrte Arbeiten sind, außer den 3 bereits angeführten Schriften, folgende:

Der Schullehrer lebt nach seinem Tode auch noch in seinen Schülern fort. Gedächtnißschr. auf d. verst. Cantor Gössel. Zittau, 1793. Fol. — De nimia lectionum multitudine et disciplinae alumnis et scholarum doctoribus noxia. Zittaviae, 1794. fol. — De cautionibus nonnullis, in nimia lectionum multitudine imminuenda adhibendis. ibid. 1794. 4. — De disciplinae alumnorum industria domestica, a praeceptoribus moderanda. ibid. 1795. fol. — Linguam Hebraicam tironibus faciliorem esse, quam Graecam et Romanam, demonstratur. ibid. 1795. fol. — Unbegränzte Gutthätigkeit gegen älternlose Waisen ist ein Hauptzug im Charakter des Christen. Zittau, 1796 Fol. — Warum läßt Gott bisweilen unmündige Kinder frühzeitig zu älternlosen Waisen werden? Ebend. 1796. Fol. — Ermahnungsrede am ersten Communiontage im Jahre 1798, am 1. Jan. an die Zöglinge der ersten 3 Klassen des Gymnasiums gehalten. Ebendas. 1798. 8. — Woher kommt es, daß der Sinn für milde Stiftungen in unsrem Zeitalter fast gänzlich erstorben zu seyn scheint? Ebend. 1798. Fol. — Welche Wünsche dringen sich dem Nachdenkenden bei dem Grabe eines ehrwürdigen Greises auf? Gedächtnißrede auf den verstorbenen Kaufmann Sohns. Ebend. 1798. Fol. — De eximia ratione, quam in formando Joecheri Lipsiensis ingenio iniit conjuncta et parentum et scholae magistrorum cura. Comm. I. et II. Zittaviae, 1798. fol. — Quid spectaverit Socrates in sermone, cum Theodata meretrice habito. Comm. I. et II. ibid. 1800. 4. — De aetatis nostrae ingenio, ludis litterariis admodum contrario. Comm. I. et II. ibid. 1801. 4. — Pietatis monumentum, Joanni Christophoro Muellero, Conrectori placide defuncto, positum. ibid. 1803. 4. — De scholarum flore recte dijudicando. 1803. 4. — Die Sonn- und Festtagsevangelien nach der Hebräischen Uebersetzung des Johann Clajus. Ein bequemes Elementarbuch zum Besten der Anfänger mit einem Wortregister versehen. Zittau und Leipzig, 1803. 8. — De optima commodissimaque juvenes jurisprudentiae studiosis ad academiam praeparandi ratione Zittaviae, 1803. 4. — De gente Kohliana olim splen-

dilissima. Comm. I. et II. ibid. 1805. 4. — Erneuertes Andenken an einen ehedem allgemein geschätzten, jetzt aber beinah vergessenen Zittauischen Geschichtsforscher (Gottfried Mönch). In der Lausitzischen Monatsschrift, 1805. II. S. 49. ff. — De rationibus, quibus permotus Georgius Barbatus, Dux Saxoniae, animum induit, Luthero ejusque asseclis infensissimum. Comm. I. et II. Zittaviae, 1806. 4. — Ein für unsere Zeit merkwürdiger Brief v. Dr. Johann Gerhard. Im Intelligenzbl. der Leipz. Litteraturzeit. 1806. Nr. 51. S. 802. ff. — De Olympia Fulvia Morata. Comm. I. II. et III. Zittav. 1808. et 1809. 4. — Diploma, quo M. Christianus Kleimannus laurea poetica est ornatus, ex archetypo, quod in bibliotheca Senatoria asservatur, ibid. 1809. 4.— De autore libelli: Monarchia Solipsorum, ibid. Comm. I. et II. 1811. 4. — Memoria M. Adami Erdmanni Miri, Conrectoris quondam Zittaviensis. Comm. I. et II. ibid. 1812. 4. — De turbis Paccianis. Comm. I. et II. ibid. 1814. 4. — De D. Michaele Masco, Zittaviensi, ibid. Comm. I. et II. 1815. 4. — Propempticon, Viro Plurimum Reverendo, M. Carolo Henrico Godofredo Lommatzsch, Dresdam abeunti, dictum, ibid. 1815. fol. — Rede bei der Secfeier des dritten Reformationsjubelfestes am 30. Oct. 1817, im ersten Hörsale des Gymnasiums gehalten. Zittau, 1817. 8. — Carmen, Friderici Augusti, Saxoniae Regis, regimini semisaeculari die XX. Sept. celebrato, dictum. Zittaviae, 1818. fol. — Serenissimo Saxoniae Principi, Friderico Augusto, die XI. Januarii Zittaviam visenti, pietatem suam carmine testari voluit Gymnasium Zittaviense, ibid. 1823. fol. — De religione Christiana, a sexu muliebri per connubia propagata. Commentationes XI. ibid. 1817—1824.

L. L.

* XXXV. Carl Ulrich v. Bär,

königlich Würtembergischer Major und Oberinspektor des Waisenhauses in Stuttgart.

geb. den 6. Junius 1760.
gest. den 20. Mai 1825.

Er wurde zu Paris geboren, wo sein Vater, früher Professor in Straßburg, königl. Schwedischer Gesandtschaftsprediger und zuletzt Geschäftsträger für den abwesenden Gesandten war. Seine Mutter stammte aus einer der ältesten adelichen Familien in Schwaben, aus der v. Gemming ab und war zuerst an einen Grafen v. Schwerin verheirathet. — Hochgebildet waren seine Eltern und darum genoß er auch eine in jeder Hinsicht treffliche Erziehung. Besonders lag seinem Vater Alles daran, ihn sorgfältig in der christlichen Religion zu unterrichten und für die Wahrheiten derselben zu erwärmen, welches ihm ganz nach Wunsch gelang. Er wurde mit der Geschichte und dem ganzen Inhalt unserer Religion aufs Innigste vertraut und hatte das Theoretische derselben, besonders auch eine sehr genaue Bibelkenntniß, so inne, daß er es noch in den späteren Tagen seines Lebens mit manchem Geistlichen hätte aufnehmen und eines Triumphes hätte versichert seyn können. — Sein Vater, im Besitze der mannichfachsten wissenschaftlichen Kenntnisse, unterrichtete ihn selbst in Sprachen, Geschichte und Geographie und ließ ihm auch durch andere geschickte Lehrer in andern Fächern Lectionen geben. Er wünschte gar sehr, der talentvolle Sohn möchte die Diplomatik zu seinem Berufe wählen. Gewiß wäre dies eine glückliche Bahn für ihn geworden, da er durch die vielen Kenntnisse, die er erworben, schon zum Voraus entschiedene Vorzüge sich angeeignet

hatte und durch die ansehnlichen Verbindungen, in denen sein Vater stand, sehr begünstigt war. Allein sein Gemüth sträubte sich dagegen; vielleicht ahnte er, daß sich seine Geradheit nicht mit den Geschäften eines Diplomatikers in Uebereinstimmung bringen ließe. Gegen die ursprünglichen Wünsche seines Vaters wurde er Militär. Schon in seinem 18ten Jahre eröffnete er seine neue Bahn auf den schwimmenden Batterien vor Gibraltar und setzte sie fort auf Minorka. Sein Leben ward unter den glühenden Kugeln, die so Manchen auf demselben Schiffe tödteten, geschützt. Er hatte die Ehre, die Nachricht von der Einnahme von Minorka nach Paris bringen zu dürfen, that dies mit der möglichsten Eile und Sorgfalt, erndtete aber nicht, wie man für ihn gehofft hatte, irgend eine Auszeichnung für seinen Diensteifer ein und wurde bald nach dem erfolgten Frieden in seiner bisherigen Charge als Lieutenant mit seinem Regiment in verschiedene Städte Frankreichs verlegt. Sein Regiment, Roi du Suede, stand als ein wohlgeordnetes in besonderer Achtung. — Allein die Revolution löste es auf; der Haß, dem damals der Adel ausgesetzt war, wurde auch für ihn, sogar für sein Leben, bedenklich. Er sah sich genöthigt auf seinen bisherigen Rang zu verzichten und nahm in der Nationalgarde Dienste. Die Unordnung und Wildheit, die so viele Nationalgardisten ergriffen hatte, war ihm zuwider — und er verlies Frankreich. Sein erster Ausflug ging nach Holland. Dort erhielt er sich eine Zeitlang mit dem Informiren junger Leute. Ohne Widerwärtigkeiten ging dies nicht ab. — Da sich die Französischen Armeen gegen Holland zogen, so verließ er dasselbe und begab sich nach Oberschwaben, wo er in dem Hause eines rechtschaffenen Beamten abermals den Informator machte. —

Im Jahre 1791 starb sein Onkle, Regierungs=präsident v. Gemming, in Stuttgart. Nun veränderte und verbesserte sich seine Lage. Er begab sich nach Stuttgart und setzte sich in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermächtnisses seines Oheims (den bei weitem größern Theil erhielt seine Halbschwester, die Gräfin von Schwerin). Gemming hatte zu einem gewissen Herrn in Stuttgart großes Vertrauen gehabt und machte ihn zum Mandatarius des bedeutenden Vermögens seiner Nichte, der Gräfin v. Schwerin. In dem Hause dieses Herrn lernte Carl Ulrich v. Bär Ernestine Neuffer, die hinterlassene Tochter des verstorbenen Diakonus Neuffer in Cannstadt, kennen, schätzte sie um ihrer Geistes= und Herzensvorzüge willen und heirathete sie mit Einwilligung seines alten Vaters, der sich auf ein Gütchen in Dorlisheim bei Straßburg zurückgezogen hatte. — Zu seinem nunmehrigen Aufenthalt wählte er Ludwigsburg. Im Vereine mit einer der edelsten Frauen lebte er dort recht glücklich. — Auch Vaterfreuden wurden ihm zu Theil. — Die Revolution, die ihn aus seinem Vaterlande getrieben, schlug ihm aber neue Wunden. Sein alter Vater starb, und das Vermögen, das ihm zufiel, bestand in werthlosen Assignaten. — Seine ökonomischen Umstände nöthigten ihn, Dienste unter dem Würtembergischen Militär zu nehmen. Ungeachtet er schon durch seine frühern Dienste in Frankreich Vieles vor Andern voraus hatte, so mußte er doch wieder als Unterlieutenant anfangen. Zuerst diente er in der Landmiliz und dann in einem Linienregiment, machte die Feldzüge in Oestreich und Schlesien mit und kehrte in seinem 40. Lebensjahre als Oberlieutenant in sein neues Vaterland Würtemberg zurück. Da er ein Mann von sehr sanfter Gemüthsart war, so wurde ihm in seinen Feldzü=

gen die Oberaufsicht über die Spitäler übertragen. Das war ein grosser Gewinn für die kranken Soldaten, denn er war stets aufs Sorgfältigste darauf bedacht, wie er denselben ihre traurige Lage erleichtern möchte, besuchte und tröstete sie mit väterlicher Theilnahme und handelte so uneigennützig, daß er, statt sich Vortheile zu machen, gar oft von seinem eignen Vermögen einbüßte. Im Jahr 1800 bekam er von Ingolstadt aus, wo damals sein Regiment in Garnison lag, während eines Waffenstillstandes den Auftrag, ein Depot von Gewehren in Krailsheim abzuholen. Der Französische Commandant, bei dem er sich deshalb zu melden hatte, stand vormals bei dem Regiment Roi de Suede als Sergeant bei seiner Compagnie, — war indeß Französischer Obrist und Bär — Würtembergischer Lieutenant geworden. Welch ein sonderbarer, für Bär nicht gleichgültiger, Wechsel des Schicksals! —

Seine ökonomische Lage schien sich im Jahr 1802 auffallend zu bessern. Seine Schwester, die Gräfin von Schwerin, starb zu Dorlisheim und er wurde zur Eröffnung des Testaments nach Straßburg eingeladen. Er reiste mit seiner Familie dahin ab. 33,000 Gulden betrug das Kapitalvermögen, das ihm zufiel. Ueberdies noch das Gütchen. Da die Gräfin einige Personen Jahre lang um sich gehabt, so vermachte sie denselben 4000 Gulden. Diese konnten aus dem Erlös des Gütchens bestritten werden. Aber mit dem in Würtemberg durch Gemming wohl angelegten Kapital stand es nicht zum Besten. Der Mandatarius dieses ansehnlichen Vermögens hatte einen Wechsel mit dem ihn anvertrauten Kapitalien vorgenommen. Im Augenblicke ließ sich die Sache nicht ganz auseinander setzen, da dieser Herr gerade damals abwesend war. Briefe, die man von ihm erhielt, gaben die beruhigendsten

Versicherungen, die er bei seiner Rückkehr persönlich wiederholte. Allein es war von den 33,000 Gulden auch nicht Ein Gulden zu bekommen. Jener nun seit 6 Monaten verstorbene Herr hatte ehemals viele Kostgänger gehabt, für die er einen großen Aufwand machte, den er mit den Kapitalien der Gräfin bestritt, aber nimmer ersetzen konnte, weil er bedeutende Forderungen an dieselben, deren Eltern in der Revolution zu Grunde gegangen, vergebens einreichte. Weg war also das ererbte Vermögen von 33,000 Gulden! Mit Noth erhielt man jährlich 400 Gulden, die aus der Casse, welche diesen Herrn besoldet, abgezogen wurden.

Höchst empfindlich war dies für Bär, der für die Erziehung von 4 Kindern zu sorgen hatte. Aber er ertrug diesen Verlust mit seltner Gleichmüthigkeit.

Durch die Gnade des Königs Friedrich wurde er im Jahr 1808 Platzhauptmann in Ludwigsburg und im Jahr 1811 Oberinspektor des Waisenhauses in Stuttgart und bald darauf charakterisirter Major und zugleich Commandeur der Stadtgarde. —

Die neue Bahn, in die er durch sein Schicksal, eigentlich durch die göttliche Vorsehung, eingeführt wurde, war nicht von ihm gesucht worden, aber für sein Gemüth recht angemessen. Er, der von früher Jugend an in so vielen Europäischen Ländern, von der Küste Afrika's bis in die nördlichen Gebiete von Europa, in so verschiedenen Verhältnissen umhergeführt worden, war nun mit seiner Thätigkeit auf den engen Kreis eines Erziehungshauses für Waisen beschränkt. Aber das war es gerade, was ihn anzog. Ob er gleich schon früher in dem Hause seines Vaters gar häufig mit Staatsmännern und selbst auch Fürsten in Berührung gekommen war und auch in der Folge

manche Veranlassung hatte, im Umgange mit Männern von hohem Range zu leben, so war ihm doch die große Welt nie seine Welt. Es war ihm weit angenehmer, im stillen Kreise seiner Familie und weniger guten Freunde zu seyn. Gern begnügte er sich daher auch mit seiner neuen Stelle.

Die Verbindung mit den beiden Waisenhausgeistlichen, zuerst mit dem nunmehrigen Herrn Pfarrer Rieke in Cannstatt, der vorher viele Jahre als evangelischer Prediger in Brünn segensvoll gewirkt hatte, und dann 13 Jahre lang mit Herrn Pfarrer Zoller, der zugleich Rector des K. Katharinenstifts ist, machte ihm seine neuen Verhältnisse recht schätzbar. Zoller wurde sein Freund, blieb es ununterbrochen die 13 Jahre und ist auch noch theilnehmender Freund seiner hinterlassenen Wittwe mit ihren Kindern.

Mit väterlicher Sorgfalt nahm sich Bär aller Waisen an, drang ohne Menschenfurcht auf eine gewissenhafte Darreichung der ihnen bestimmten Kost, *) hielt es nicht unter seiner Würde, gar oft in der Küche nachzusehen, ob Alles dort reinlich und im vorgeschriebenen Maaße bereitet sey, versäumte viele Jahre lang kein Abendessen, ohne selbst zugegen zu seyn, besuchte die Schlaf-, besonders auch die Krankenstube, traf in dieser immer die erforderliche Veranstaltung zur Krankenpflege und Krankenspeise und verweilte oft lange an den Betten der Kleinen, um sie durch Trostsprüche aus der heiligen Schrift zu ermuntern und, je nach Umständen, auch auf das ewige Leben vorzubereiten. — Es war oft rührend, den alten Major im Kreise der leidenden

*) Besonders auch im Jahr 1817, in dem Verkürzung der Kost einschleichen wollte.

Kinder mit so angeheuchelter Religiosität sprechen zu hören.

Nichts entging dem Edlen. Er sorgte für eine bessere Kleidung der Pflegekinder, für ihre physische Entwickelung und für ihre Freuden. Von Allem mußte ihm Rapport gemacht werden. Täglich mußten ihm abwechslungsweise einige Knaben den Rapport erstatten. Da gab er denn seine Ermahnungen und Warnungen, letztere immer mit großem Ernste. Mißhandeln ließ er kein Kind; aber an Ordnung mußten Alle gewöhnt werden. — Er selbst hielt so viel auf eigne bestimmte Ordnung, daß man ihn einen Mann nach der Uhr nennen konnte. Jeder Unparteiische mußte sagen: Er stehe mit Würde auf seiner Stelle. Dies stellte sich auch besonders da heraus, als es König Friedrich gefiel, mit dem Waisenhaus auch ein Singinstitut zu verbinden, in dem Zöglinge fürs Orchester und Theater gebildet werden sollten.

Seine sehr mäßige und genau geregelte Lebensweise erhielt ihn beim ganzen Institute in großer Achtung. Die Werthschätzung der Religion, die ihm im väterlichen Hause so wichtig gemacht worden war, drückte er auch dadurch aus, daß er immer mit seiner Familie den sonntäglichen Gottesverehrungen in der Waisenkirche mit sichtbarer Andacht beiwohnte und jedesmal mit den Konfirmanden das h. Abendmal genoß. Die vieljährigen Kriegsdienste hatten ihm seinen Gott nicht fremd gemacht, sondern immer näher zugeführt und der Herbst seines Lebens trug ihm schöne Früchte der Religion. Denke man sich an seiner Stelle einen andern Mann, der, so wie er, die Welt im Großen gesehen. — Es würde wahrscheinlich das Beispiel eines solchen ganz anders gewesen seyn und der Segen, den er mit

selbar gestiftet, nicht so reichlich sich verbreitet haben.

Bär war das, was er auf seinem Posten seyn sollte, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe. Mancher Andere hätte sich mit der buchstäblichen Erfüllung seiner Etatspflichten begnügt. Nicht also er. Es war sein Diensteinkommen nicht splendid, denn er hatte, außer freier Wohnung und 6 Klafter Holz, nur 600 Gulden zur jährlichen Besoldung. — Aber seine Bescheidenheit hielt ihn von Klagen ab, die bei dem großen Verlust seines ererbten Vermögens nicht auffallend gewesen seyn würden.

Er war so wenig Miethling, daß er täglich vor allen Dingen sein Amt besorgte. Beständig widmete er sich der Oberaufsicht über die Waisen und deren Angelegenheiten. Nur in den Herbstferien, welche den Kindern gegeben wurden, besuchte er die Anverwandten seiner Gattin und richtete seine Reisen, die er bis in sein 64. Lebensjahr zu Fuße machte, immer so ein, daß er noch vor dem Eintritte der Waisen wieder auf seiner Stelle war. Damit diese auch in den Ferien die guten Sitten, zu denen sie im Hause angehalten wurden, zeigten, mußte Jeder bei seiner Rückkehr ein Zeugniß von seinem Ortsgeistlichen mitbringen.

Nichts war ihm zu klein, was die Waisen anging. Deßwegen machte es ihm auch jedesmal eine eigne Freude, wenn Einzelne oder Alle Geschenke an Geld oder Naturalien erhielten.

Er löste die Aufgabe, die er von Gott für seine Stelle bekommen, in so vielen Hinsichten aufs Vollkommenste.

Es war daher durchaus eine große Bekümmerniß, als er im Februar 1825 krank wurde und die traurigste Wehmuth erfüllte das ganze Haus, als er den 20. Mai starb.

Viele tausend heiße Thränen wurden ihm an seinem Begräbnißtage von den Waisen geweiht, und Herr Zoller, sein Freund, drückte die große Achtung, deren er ihn gewürdigt hatte, durch eine rührende Rede aus. Ein großer Leichenzug von vielen Angesehenen der Residenz feierte seine Verdienste.

Seine Wittwe, seine zwei Töchter und seine beiden Söhne, von denen der ältere Hauptmann und Gouverneur des k. Prinzen Friedrich, der jüngere Officier im k. Generalstabe ist, erhielten die ausdrucksvollsten Beweise der innigsten Theilnahme an dem Verlust, den sie erlitten, und immer wird sein Andenken im Ruhme der gewissenhaftesten Thätigkeit bleiben.

Holzgertingen. Neuffer.

---

* XXXVI. Johann Heinrich Meynier,

Doctor der Philosophie, Lector der Französ. Sprache an der Universität zu Erlangen, Zeichenlehrer an der Universität und am Gymnasium daselbst.

geb. den 29. Januar 1764.
gest. den 22. Mai 1825.

Dieser nicht nur unter seinem eigenen, sondern mehr noch unter den von ihm für verschiedene Arten von Schriften, verschieden angenommenen fremden Namen, (Sanguin, Jerrer, Iselin, André u. a. m.) allgemein bekannte und beliebte Schriftsteller gibt durch sein ganzes Leben den seltenen, aber schönen und rühmlichen Beweis, daß auch ein einzelner Mensch, wenn er mit guten natürlichen Anlagen unermüdeten Fleiß und festen Willen verbindet, fast Unglaubliches zu leisten vermag. Wer möchte nicht erstaunen, wenn er hört, daß ebenderselbe Mann, der nach seiner Universi-

tätszeit mehrere Jahre als Jurist sich eifrig in den Geschäften übte, hierauf 4 bis 5 Jahre täglich von Morgens 6 bis Abends 8 Uhr, die Mittagsstunde allein ausgenommen, unausgesetzt Unterricht ertheilte, und später, bis zu den letzten 10 Jahren seines Lebens, wenigstens noch 5 bis 6 tägliche Unterrichtsstunden hielt, — daß derselbe Mann in einem Alter von 61 Jahren als Künstler zu mehrern hundert Platten nicht etwa blos die Zeichnungen geliefert, sondern diese selbst auch radirt und gestochen, und als Schriftsteller gegen 250 Bände, zum Theil sehr mühevolle, ohne Ausnahme gute, viele in ihrer Art, namentlich in den letztern Zeiten ganz ausgezeichnete literarische Arbeiten der Welt gegeben habe; Schriften, von denen weit über die Hälfte zum zweiten und dritten Male, viele 4, 5, 6, 7, einige sogar 15 Mal neu aufgelegt wurden. Noch nach seinem Tode wurden in einem Jahre 7 seiner Werke neu aufgelegt und 9 Bände zum ersten Male gedruckt.

Das Leben eines solchen ganz ungewöhnlich thätigen und wirkenden Mannes in seine Einzelheiten zu verfolgen; zu sehen, wie er sich, selbst in den beengendsten Verhältnissen, stets frei und heiter, theilnehmend und liebevoll zu erhalten wußte; wie er nicht etwa als literarischer Tagelöhner, sondern immer mehr aus wahrer Liebe zur Sache und aus unabweislichem Bedürfniß einer unausgesetzten, immer neuen geistigen Thätigkeit sich hingab, das kann auch denen, die ihn persönlich nicht kannten und seines nähern Umganges sich nicht erfreuten, nicht anders als höchst interessant seyn. Zu einer wahren und eigentlichen Geschichte seines innern Lebens hat er glücklicherweise selbst den besten Stoff durch ein fast ununterbrochen fortgesetztes Tagebuch gegeben, das seinen Hinterbliebenen das schönste und liebste Vermächtniß, zu dem angedeuteten Zwecke

auch für Andere eine werthvolle Verlassenschaft
das einer seiner Söhne, wenn ihm Gott Kraft
Gesundheit gibt, mit kindlicher Dankbarkeit
Liebe benutzen wird. Hier, in beschränkterem
ne, möge es einem Freunde des Verstorbenen
bt seyn, inzwischen nur von den äußern Ver-
issen dieses interessanten Mannes und von sei-
Thun und Wirken im Allgemeinen einen kur-
briß zu geben.

Er war der einzige Sohn des ehemaligen Lec-
der Französ. Sprache an der Universität zu
gen, Johann Jakob Meynier, eines der er-
Lehrer dieser im Jahre 1743 gestifteten Uni-
it, und seiner Zeit durch seine Schriften nicht
kannt. Diesem seinem Vater und seiner mit
rößten Liebe zugethanen Mutter, einer gebor-
Bescheerer, verdankte er eine sorgfältige Erzie-
in frühester Jugend.

Die ersten Jahre nach seiner Kindheit widmete
rzugsweise der Französischen und Lateinischen
ache, in welcher erstern er von seinem Vater,
terer aber von Privatlehrern unterrichtet wurde.
Gymnasium zu Erlangen besuchte er erst im
n Jahre vor dem Antritt seiner akademischen
bahn.

Zugleich mit der Liebe zu diesen Sprachen er-
te in ihm eine lebendige Neigung zu den schö-
Wissenschaften und Künsten, besonders zur
nenkunst. In dieser unterrichtete ihn anfangs
damals an der Universität angestellte Professor
, nachdem derselbe aber bald seine Stelle wie-
aufgegeben hatte, ein Nürnberger Künstler,
nenmeister und Kupferstecher Keller, unter des-
Anleitung er die Zeichnenkunst mit solcher Liebe
, daß er ihr, so lange er auf der Universität
rte, fast alle seine Erholungsstunden widmete.

Als Fachstudium wählte er, nach seinem Abgange von dem Gymnasium, das Studium der Rechte, und trieb dasselbe unter der trefflichen Leitung eines Schott, Rudolph, Geiger, Häberlin, Glück, mit demjenigen Eifer, mit welchem er von frühester Jugend an alles zu thun gewohnt war, was er überhaupt einmal zu thun sich vorgenommen hatte. Zeugniß davon gibt, daß er, nachdem er über 30 Jahre lang sich nicht mehr mit dem Rechte ex professo beschäftigt hatte, bei Besprechungen über schwierige Rechtsfälle, und bei freundschaftlichem Streit darüber, den er oft mit Wohlgefallen suchte, die betreffenden und entscheidenden Stellen aus dem Corpus juris, nicht etwa blos ihrem Sinne nach, sondern häufig mit den lateinischen Worten des Gesetzes anzuführen wußte. Nicht minder eifrig studirte er unter Succow, Masius und Meusel Philosophie und Geschichte, und fand nebenbei, außer seinen schon gedachten fleißigen Uebungen in der Zeichnenkunst, immer noch Zeit, durch Privatunterricht, mit Beihülfe eines kleinen Stipendiums, sich selbst, und größtentheils auch seine Mutter, beschränkt, aber doch anständig zu unterhalten. Schon im ersten Jahre seiner akademischen Laufbahn nämlich hatte er seinen Vater und damit seinen und seiner jüngern Geschwister Erhalter verloren. Mit strenger Gewissenhaftigkeit und wahrer kindlichen und brüderlichen Liebe suchte er in dieser Hinsicht die Stelle seines Vaters zu ersetzen, und nicht ohne das größte Interesse konnte man ihn von jener Zeit der Noth und zugleich der schönsten Freuden erzählen hören.

Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn ging er nach Mark Einersheim (in der Grafschaft Limburg-Speckfeld), wo zwei ältere Schwestern von ihm verheirathet waren. Der Gatte der einen

war Justiz- und Cameral-Beamter daselbst, der andere Advokat. Unter diesen übte er sich in den juristischen Amtsgeschäften und im Prozesse. Es ereigneten sich aber zufällig gerade zu jener Zeit so viele unangenehme Vorfälle, daß er es zu bereuen anfing, sich dem Studium der Rechte gewidmet zu haben. Sein Schwager, der Beamte, wurde jetzt nach Sommerhausen bei Würzburg versetzt und er folgte ihm.

Während seines Aufenthalts daselbst starb der Nachfolger seines Vaters, Diet, und er wurde von seinen Freunden aufgefordert, sich um das Lectorat der Französ. Sprache zu bewerben, ob es gleich nur 175 Fl. fixen Gehalt trug. Seine erkaltete Liebe zu dem Rechtsfache und die Hofnung, sich desto ungehinderter seiner Neigung zu der schönen Literatur und den schönen Künsten hingeben zu können, noch mehr aber der Wunsch, sich mit seiner nachmaligen Gattin, die er in Markt Einersheim und Sommerhausen kennen und lieben gelernt hatte, früher verbinden zu können, bestimmten ihn, seine Einwilligung zu jenem Vorschlage zu geben, und er erlangte ohne Schwierigkeit die gesuchte Stelle.

Im December 1788 reisete er nach Erlangen ab, um sein Amt anzutreten. Es fand sich auch sogleich eine große Anzahl von Schülern, unter denen die Söhne des damaligen Markgräfl. Baireuthischen Ministers v. Seckendorf die ersten waren.

Schon im Sept. des folgenden Jahres (1789) verheirathete er sich mit seiner bis zur größten Schwärmerei geliebten Freundin, der Tochter des damaligen Gymnasial-Professors Faber zu Stuttgart. Da ihm aber diese kein Vermögen zubrachte, und seine Stelle, wie wir schon bemerkt haben, nur 175 Fl. fixen Gehalt trug, so war er fast ganz auf den zufälligen Erwerb hingewiesen, den ihm

zunächst seine Kenntniß der Französischen Sprache an die Hand gab. Einige Jahre lang hielt er Lectionen vom frühen Morgen bis in die Nacht, und er würde diese Beschäftigung wahrscheinlich noch länger ausschließlich fortgesetzt haben, wenn nicht in Folge der in Frankreich ausgebrochenen Revolution viele Französische Emigrirte auch nach Erlangen gekommen wären. Diese nahmen ihm allmählig alle neuen Schüler weg, während die ältern an sich nach und nach abgingen.

Sein dadurch vermindertes Einkommen auf der einen Seite, und die bei fast jährlich um ein Kind vermehrte Familie stets wachsenden Ausgaben auf der andern, machten es ihm zur Pflicht, auf neue Hülfsquellen zu denken. Er fand sie in Schriftsteller- und Künstlerarbeiten, denen er sich alsbald mit unermüdeter Thätigkeit hingab. Sommer und Winter saß er schon früh morgens um 4 Uhr an seinem Schreibtische, um seinem Geiste Nahrung und seiner Familie Brod zu verschaffen.

Anfangs beschäftigte ihn ausschließlich die Französische Literatur. Er ließ zuerst einige Schriften seines Vaters neu auflegen und gab dann selbst verschiedene theils grammatikalische Werke, theils andere Bücher zum Unterricht in der Französischen Sprache heraus. Eines der ersten war ein Auszug aus den Reisen des Anacharsis (Abrége du voyage du jeune Anacharsis), dann die Contes moraux de Marmontel mit deutschen Noten und Anmerkungen. Auf gleiche Art bearbeitete er Berquin's Ami des enfans, les Voyages de Rolande, Florian's Numa Pompilius und mehrere andere. Auch übersetzte er in derselben Zeit verschiedene Werke über die Malerei aus dem Französischen in's Deutsche, z. B. Violet's Anweisung zur Miniaturmalerei (Hof 1793), die er mit

Anmerkungen und Zusätzen begleitete; de la Hire's Abhandlung über alle Arten der praktischen Malerei (Baireuth 1796) u. a. m.

Früher schon hatten ihn verschiedene Personen, denen Zeichnungen von seiner Hand zu Gesicht gekommen waren, ersucht, ihren Söhnen und Töchtern Unterricht in der Zeichnenkunst zu ertheilen. Er übernahm diesen Unterricht und bald mehrten sich seine Schüler und Schülerinnen. Er war daher schon als Zeichnenlehrer bekannt, als die Zeichnenmeisterstelle an dem Gymnasium zu Erlangen durch den Tod des bisherigen Zeichnenmeisters Keller eröffnet wurde. Obgleich nur 50 Fl. fixer Gehalt mit derselben verbunden war, bewarb er sich doch gerne um sie, erhielt sie und gab sogleich den vierten Theil dieser neuen Einnahme, in dankbarer Erinnerung dessen, was er seinem alten Lehrer, Keller, zu verdanken hatte, an dessen Sohn ab, der in sehr dürftigen Umständen lebte, ließ ihm auch diesen Bezug als eine kleine Pension so lange er lebte.

Später erhielt er auch noch die Zeichnenlehrerstelle an der Universität mit einer kleinen Besoldung, so daß sein Gesammtgehalt sich endlich auf etwas über 400 Fl. belief.

Bald nach Erscheinung seiner Uebersetzung des Violet gab er eine Anleitung zum Zeichnen und Tuschen der Landschaften bei Grau in Hof heraus, die Beifall fand. Der Verleger machte ihm daher den Antrag, auch ein Zeichnenbuch zu bearbeiten, das sich über alle Theile der Zeichnenkunst verbreitete, und nicht blos Muster zum Nachzeichnen, sondern zugleich eine genaue Anweisung enthalten sollte, wie man zeichnen müsse. Dieser Plan wurde ausgeführt, und so erschien das theoretisch-praktische Zeichnenbuch zum Selbstunterricht für alle

Stände in 8 Heften. Hof 1797—1800, nebst 2 Supplementheften.

Nach dem, was ihm theoretisch von der Aetzkunst bekannt war, urtheilte er, daß es Jemanden, der schon Fertigkeit im Zeichnen besäße, nicht schwer werden müsse, auch erträglich in Kupfer zu radiren. Er faßte daher den Entschluß, sich einige Anweisung im Poliren, Grundiren und Aetzen der Platten ertheilen zu lassen, um wo möglich einen Theil der Kupfer zu seinem neuen Zeichnenbuche selbst zu bearbeiten. Er machte daher einige Fußreisen nach dem benachbarten Nürnberg und lernte von dem dortigen Kupferstecher Gabler in wenigen Tagen, was er erwartete. Sein Wunsch war, das erste Heft in Französischer Crayonmanier herauszugeben, die Methode aber, jedes Pünktchen mit der Nadel in die Platte zu stechen, war ihm zu steif und zu langweilig. Er erfand sich daher selbst Werkzeuge, durch welche er die Punkte theils einzeln sehr schnell und richtig, theils 2, 3 und 4 zugleich, sowohl auf den Aetzgrund als in die blanke Platte schlug. Er gerieth dabei auch auf eine Erfindung, mittelst deren er auf einen einzigen Schlag Punkte zu Hunderten machte. Die 17 Platten in den zwei ersten Heften des Zeichenbuches waren seine ersten Versuche in dieser Manier, die er dann häufig anwendete. Er übte sich dabei auch in der Aquatinta zur Darstellung von Tuschzeichnungen, denn keine Manier ahmt Tuschzeichnungen treuer nach, als diese. Die Kupferstecher machten aber damals noch ein Geheimniß aus dieser Kunst, und er mußte erst durch viele eigene, oft fehlgeschlagene Versuche auf die rechte Methode geleitet werden. Auch zu dieser Arbeit erfand er sich eine eigne Maschine, die er nebst seinen andern Erfindungen in diesem Fache und seinen Versuchen in der Crayon-

manier in einem eigenen Werke bekannt machte, das bei Grau in Hof erschien.

Nach Vollendung des gedachten großen Zeichnenbuches bearbeitete er noch ein kleineres, das er aber an keinen Verleger abtrat, sondern selbst behielt.

Zudem gab er auch in derselben Zeit eine Sammlung Charakterköpfe nach Lebrün und Andern heraus. Sie erschienen ebenfalls in Hof und wurden alle von ihm selbst gestochen.

Im Jahre 1801 endlich übersetzte er Valenciennes's Anleitung zur Linear- und Luftperspective aus dem Französischen und radirte noch selbst alle dazu gehörigen Platten, deren Zeichnungen er nicht mechanisch, sondern nach den im Buche selbst gegebenen Regeln auf's Kupfer brachte. Dies war indeß seine letzte im Zusammenhang gegebene Arbeit in Kupfer. Später lieferte er nur Zeichnungen zu seinen Unterhaltungs- und Kinderschriften und bearbeitete nur noch einzelne Kupfertafeln selbst. Nur zu seinem neuen Bilderbuche für die Jugend (Baireuth 1803 u. 1804. 3 Bde.) radirte er noch größtentheils selbst alle Kupfertafeln. Durch seinen unausgesetzten Fleiß und den häufigen Gebrauch des Scheidewassers zu den radirten Platten hatte er nämlich seine Augen so sehr verdorben, daß er auch schon deswegen diese, ihm sonst lieb gewordene Beschäftigung wieder aufgeben mußte.

Dagegen wendete er sich nun wieder mehr zu schriftstellerischen Arbeiten, und widmete sich anfangs abermals hauptsächlich der Französischen Literatur. Sein in Gemeinschaft mit dem Rector Memmert in Schwabach herausgegebenes Französisch-Deutsches Lexikon (2 sehr starke und enggedruckte Bände in gr. 8. Erlangen 1800—1802) beschäftigte ihn einige Jahre, da er dabei mit der

größten Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit zu Werke ging. Unmittelbar darauf ließ er eine grammatikalische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische drucken (Erlangen 1803, zuletzt 1825), und bei Sinner in Koburg erschien hierauf eine Ausgabe von Delille's mehrsten Werken mit deutschen Noten. Auf gleiche Art gab er Ducray Duminil's Contes de famille, das Théâtre de Berquin und mehrere andere Schriften in demselben Verlage heraus; bei Grau in Hof aber im J. 1805 eine Sammlung Französ. Briefmuster und später einen Auszug aus Bauer's Gallerie histor. Gemälde in Französ. Sprache (2 Bde. 1807); nach diesem wieder bei Sinner in Koburg eine Französ. Uebers. von Schiller's dreißigjährigem Kriege, eine neue Bearbeitung der Meidingerschen Grammatik, unter dem Namen Sanguin, von der bereits die 15. Aufl. gedruckt wird, einen zweiten Cursus und einen trefflichen Commentar dazu, ein kaufmännisches (Franz.) Lesebuch für junge Deutsche, einen allgem. Handels-Correspondenten in Französ. und Deutscher Sprache, dann eine große Zahl Französ. Schriften mit Noten, bei diesem und mehrern andern Verlegern, theils unter eigenem Namen, theils unter dem Namen Sanguin, theils aber auch ohne Namen; im Jahre 1817 noch eine Geographie à l'usage de la Jeunesse, bei Riegel und Wießner in Nürnberg, in den letzten Jahren seines Lebens nochmals einige Werke mit Deutschen Noten bei Fleischer in Leipzig, und zuletzt noch bei Sinner in Koburg einige eigne Französ. Schriften, sämmtlich unter dem Namen Sanguin.

Inzwischen hatte aber schon, seit dem Jahre 1810, diejenige schriftstellerische Thätigkeit begonnen, die, wie sich bald zeigte, sein eigentliches Ele-

merit war, in welchem er sich mit Originalität, mit größter Liebe, und eben deswegen mit dem unermüdetsten, unausgesetztesten Fleiße und einer fast unglaublichen Fertigkeit bewegte; seine Thätigkeit als Schriftsteller für die Jugend, theils als Erzähler in allen Gattungen größerer und kleinerer Geschichten, theils als freundlicher, lebensfroher, wahrhaft kindlich gesinnter Lehrer in allen dem, was gut gebildete Kinder wissen müssen, als: Erzähler und Lehrer, den man nie müde wird, zuzuhören, der aus dem anscheinend Unbedeutendsten eine Geschichte zu machen, das Abstrakteste klar und faßlich darzustellen, der auch den trockensten Gegenständen eine Seite abzugewinnen weiß, von welcher sie dem Kinde interessant werden, und der dennoch, was sonst dem Kinderschriftsteller so leicht begegnet, niemals in's Kindische und Läppische verfällt. Man lese seine Familie Rohrbach, seine Erzählungen aus der Bibel, seine Feenmährchen, seine moralischen Erzählungen, seine Geschichte der Deutschen, seine Weltgeschichte, seine Naturgeschichte, seine: Julius Reiseabentheuer, seine Bildergeographie, seine Europa's Länder und Völker, seine Rinaldo's Reisen durch Deutschland, kurz alle seine unterhaltenden und belehrenden Kinderschriften, und man wird sie selbst als Mann und Frau, noch vielmehr als Vater und Mutter mit großem Interesse vom Anfang bis zum Ende durchlesen, und noch gar mancherlei aus ihnen lernen können, während sie von den Kindern wahrhaft verschlungen, und mit immer neuem Interesse wieder gelesen werden. Die leichte, natürliche und ungesuchte, überall lebendige Darstellung, die ganz einfachen und treffend wahren, aber dennoch sonst oft übersehenen Ansichten interessiren in der That jedes Alter, und dies ist unstreitig der größte Triumph eines Schrift-

stellers für die Jugend, ein Triumph, der selten errungen, den ihm aber Niemand absprechen wird, der die bessern seiner Jugendschriften, und das ist die bei weitem größere Zahl, auch nur theilweise kennen gelernt hat.

Wir lassen am Schlusse ein vollständiges Verzeichniß dessen folgen, was unter seinem wirklichen Namen und unter den fingirten von Gr. Ludw. Jerrer und J. F. Sanguin, den er besonders für Französische Schriften brauchte, erschienen ist. Anonyme Werke und die, auf deren Titel er sich L. K. Iselin, K. H. André, W. Gottschalk, Jul. Freudenreich, Felix Selchow, J. H. Selchow, Jul. Sternberg, Felix Sternau, K. L. Renner, W. Bescheerer, welcher letztern 10 Namen er sich besonders auf neuern Kinderschriften bediente, müssen wir weglassen, weil die übergroße Zahl derselben eine allzuermüdende Liste bilden würde, und unter den ersteren 3 Namen allerdings auch nur seine wesentlicheren Produkte erschienen sind. Die Zahl der von ihm ganz namenlos vorhandenen ist ebenfalls beträchtlich, wobei es bemerkenswerth ist, daß er bei weitem nicht gerade die vorzüglichsten Schriften unter seinem eigenen Namen herausgab, sondern entweder, wie es bei einigen der oben genannten der Fall ist, ohne Namen oder unter angenommenem Namen, insbesondere unter dem Namen Jerrer. — Deshalb war er auch bald unter den fremden Namen bekannter und beliebter, als unter seinem eigenen, und die Buchhändler verlangten daher in der Regel einen seiner fremden Namen. Er wählte aber deswegen hauptsächlich fremde und verschiedene Namen, damit er nicht für einen leichtfertigen Vielschreiber gehalten werde, weil wenige Menschen nur einen Begriff davon haben, wie er jede Minute seiner Zeit zu seiner unabweislichen Lieblings-

Beschäftigung anzuwenden wußte, indem er wenig als er Jedermann und überall sagen konnte, daß er in den letzten 15 Jahren seines Lebens fast nichts anders gethan habe und thue, als schreiben und für sein Schreiben das Nöthige lesen. Was er jedoch für sein Schreiben zu lesen für nothwendig hielt, zeigt abermals den nicht gewöhnlichen Sinn des Schriftstellers. Dies waren nämlich nicht etwa die Bücher anderer Schriftsteller für die Jugend, obwohl er von Zeit zu Zeit auch von diesen etwas las, sondern hauptsächlich streng wissenschaftliche Werke und unausgesetzt und regelmäßig abwechselnd ein lateinischer, deutscher und französ. Classiker, von welchen er seine Lieblinge, wie Horaz, Virgil, Livius, Schiller, Racine, Voltaire rc. oft wiederholte. Auf diese Weise findet sich in seinem Tagebuche regelmäßig bemerkt: Meine Lectüre in diesem Monat war u. s. w., z. B. Adelungs Grammatik, Hildebrandts Physik, Horazens Satyren, Schillers Wilhelm Tell, Molliere's Tartuffe.

Die Quellen, die er zu seinen geschichtlichen und wissenschaftlichen Werken gebrauchte, waren immer die besten, die er erhalten konnte, und so karg er sonst mit jeder Minute war, so ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, um sich über etwas zu unterrichten, über das er noch im Dunkel oder Zweifel war, ganze Stunden nachzusuchen, wie z. B. über eine verschieden angegebene Jahrzahl, über den Gebrauch eines Wortes, über einen ihm unbekannten Kunstausdruck u. dgl. Dinge, die man sonst wohl auch für gleichgültig hält. Ja, um das bei Campe in Nürnberg im Jahr 1823 erschienene Kunstlexicon zu schreiben, hielt er nicht für zeitraubend und zu spät, in einem Alter von beinahe 60 Jahren erst noch so viel Englisch und Italienisch zu lernen, als er bedürfte, um einige

Engl. und Ital. ähnliche Werke zu benutzen, die ihm nothwendig schienen. Eben weil er unausgesetzt thätig war und jede Minute zur Arbeit benutzte, die er nicht schon im Voraus entweder der Erholung oder dem Vergnügen bestimmt hatte, fand er auch Zeit zu Allem, was ihm nöthig oder nützlich schien. Wie streng er aber seine Zeit zu benutzen gewohnt war, mag unter mehrern andern folgendes charakteristische Beispiel beweisen. Als er im Jahr 1823 von einer zweimonatlichen Reise nach Paris, nach einer im Wagen zugebrachten Nacht, Mittags nach Tisch wieder bei seinen Lieben angekommen war, erzählte er so lange, bis er gegessen hatte. Seine gewöhnliche Schlafzeit nach Tisch war nun aber schon vorüber; er setzte sich also drei Viertel Stunden nach seiner Ankunft wieder an seinen Arbeitstisch und verwieß seine Angehörigen, in Bezug auf seine weitern Mittheilungen, auf den Spaziergang in den Garten und Abends bei Tische. Ein anderer Vortheil, der ihm noch, außer der gewissenhaften Benutzung jedes kleinsten Zeittheilchens, besonders zu Statten kam, bestand darin, daß er stets an mehreren Schriften zugleich zu arbeiten verstand, und dann zu diesen verschiedenen Arbeiten und den dazu nöthigen Vorarbeiten zu verschiedenen Zeiten des Tags sich beschäftigen konnte.

Immer wußte er leichtere und schwerere Arbeiten geschickt zu vereinigen und für die rechten Stunden zu vertheilen. Im Sommer besuchte er jeden leidlichen Tag seinen eine kleine halbe Stunde von seiner Wohnung entlegenen Berggarten und auch für diesen war immer eine eigene Arbeit bestimmt, die nur dort vollendet wurde. Aus dieser Ordnung ließ er sich aber auch nicht leicht bringen, und Etwas wenigstens von dem für diese oder jene

Zeit Bestimmten mußte immer geschehen. Aber auch, wenn er nicht unmittelbar mit schriftstellerischen Arbeiten sich beschäftigte, oder anscheinend mit ganz fremden Sachen zu thun hatte, oder wirklich blos zu seinem Vergnügen etwas that, war er dennoch in der Regel auch zugleich für seine Schriftstellerei thätig.

Er sieht aus dem Fenster unten auf der Straße ein Paar Jungen mit einander spielen, irgend etwas von dem, was sie thun oder sagen, fällt ihm auf, es gibt ein Geschichtchen. Er kommt zu seinen Kindern, unterhält sich, spielt mit ihnen; es ist ein neues Kinderspiel, das er zugleich erfindet und seinen Kindern lehrt; es wird aufgezeichnet und macht nun auch Andern Freude. Auf diese Weise entstanden nach und nach viele Dutzend Spiele, die größtentheils Bieling in Nürnberg einzeln herausgab. Er arbeitet in seinem Garten, säet, pflanzt, oculirt, copulirt u. s. w. mehr als er sonst gewohnt ist; das Resultat ist: Steubes Gartenbuch, (Nürnberg bei Campe). Dergleichen Beispiele könnten wir in Menge aufführen.

Wie viel Stoff ihm die Erziehung und der eigene Unterricht seiner Kinder, und später der Unterricht mit seinen Enkeln an die Hand gegeben haben, ist hiernach leicht zu ermessen. Die verschiedenen Charaktere derselben finden sich in seinen Schriften getreulich aufgezeichnet, und diese Charaktere, aus dem Leben gegriffen, aus einem Leben, das ihn ganz besonders interessirte, geben begreiflich seinen Schriften einen besondern Reiz, den auch das Kind, das sie liest, gar wohl empfindet. Wie belustigend und charakteristisch ist nicht z. B. der kleine Franzose, der eine Zeit lang in seinem Hause lebte, in mehrere Schriften eingeführt? (3)

B. in die kleine Völkergallerie, Nürnberg bei Bieling 1810 und 1811, 2 Bdchn.)

Welche Fertigkeit er sich aber in der Aufzeichnung dessen, was er geben wollte, erworben hatte, mag die Thatsache beweisen, daß er, bei einmal gesammeltem Stoffe, in der Regel in einem Tage so viel schrieb, als einen Druckbogen füllte, und daß in der Handschrift dazu, bei der Revision, die er gewöhnlich erst bei der Beendigung des ganzen Buches vornahm, oft keine 6 Wörter ausgestrichen werden mußten. Er durfte daher von seinem Concepte niemals erst eine Abschrift machen oder machen lassen, sondern konnte stets die erste Aufzeichnung in die Druckerei geben, und was den dazu gesammelten Stoff anlangt, so waren ihm einzelne Wörter und kurze Sätze auf einem halben Octavblatte meistens für einen ganzen Bogen vollkommen ausreichend. Diese Notizenblättchen fertigte er in der letzten Zeit, wo seine Augen durch die unausgesetzte Anstrengung so schwach geworden waren, daß er abwechselnd eines derselben mit einem frischen Blatte oder mit einem Stückchen Papiere verkleben mußte, meistens des Abends, während er sich vorlesen ließ, und sie genügten ihm dann bei der Ausarbeitung so vollkommen, daß er in der Regel nichts als dieses Blättchen, höchstens noch ein einziges aufgeschlagenes Buch neben sich liegen hatte. Das fruchtbarste seiner letzten Jahre aber war das Jahr 1820; nachdem er alle seine Privatstunden aufgegeben hatte und wegen seiner schwachen Augen auch von dem Unterricht im Gymnasium entbunden worden war. Er schrieb in demselben: Bilderbuch für kleine wißbegierige Knaben; Bilderbuch für kleine wißbegierige Mädchen; Bilderallerlei; Europa's Länder und Völker, 1r Theil; Einige Nachträge zum Hausbedarf des Wissens:

würdigsten; Gulliver's Reisen; ein Gartenbuch; Begebenheiten des Robinson Krusoe; Robinsons Reisen, 4r Theil; Anleitung zur Malerei; Insekten-Belustigungen für die Jugend; Iduna, oder Erzählungen für Kinder von 6 bis 12 Jahren; Euphranor, oder Erzählungen für Kinder von 6 bis 12 Jahren; Elisens Andachtsstunden (nur an den Sonntagen Vormittags geschrieben); kleine Reiseabentheuer; Schilderungen aus Natur- und Menschenleben, 3r Bd. (Fortsetzung des Werks eines andern Verfassers); Moralische Feenmährchen; Lehrbuch der Erziehung.

Bei aller dieser unausgesetzten schriftstellerischen Thätigkeit wurde er aber, wie das wohl sonst zu geschehen pflegt, keinesweges seiner eignen Familie fremd, während er andern durch seine Schriften befreundet wurde. Seine eignen Kinder unterrichtete er regelmäßig täglich 2 Stunden; seine Enkel nahmen ihn manche halbe Stunde in Anspruch; seine Gattin und seine erwachsenen Kinder entbehrten nie den überall rathenden und helfenden, zärtlich liebenden Gatten und Vater. Kein Geburts-, Namens- oder Hochzeittag in der am Ende seines Lebens ziemlich zahlreichen Familie ging vorüber, ohne daß er im väterlichen oder großväterlichen Hause förmlich gefeiert worden wäre und er dieser Feier nicht wenigstens einige Stunden gewidmet hätte. Er hielt sehr viel auf solche Familienfeste. Wenn einmal der Festkuchen zum Frühstück gefehlt hätte, so wäre es ihm gewiß sehr unlieb gewesen, und am Abend eines solchen Tages ließ er freudig auch seine Stimme beim Rundgesang und dem Lebehoch ertönen, und litt es nicht, daß irgend ein Hauptfesttag ohne Sang und Klang und ohne den vergoldeten Ehrenbecher vorüberging. Liebe und Vertrauen umschlang alle Glieder der Familie, des

ren theures Haupt und schönstes Muster er wär; ein wahrer Patriarch, lenkte er die, welche ihn umgaben, nie anders, als sie selbst wünschen mußten, und daher auch nie anders, als zu ihrem herzlichsten Danke.

Die schwere Stunde der Trennung mußte aber auch hier schlagen. Schon im Winter 1822 auf 23 stellte sich eine beständige Schlafsucht und ein beengender Husten ein, welche mit jedem Tage zunahmen, und den letzten Tag des Jahres beinahe auch zum letzten seines Lebens gemacht hätten.

Am Vormittage des 31. Dec. 1822 trat plötzlich eine immer mehr den Athem raubende Beengung ein; die herbeigeeilten Aerzte sahen darin alle nahen Vorboten seines Todes, und wirklich sank er nach wenigen Minuten schon von seinem Lehnstuhle ohne alle Zeichen des Lebens. Kein Mittel wurde unversucht gelassen, das fliehende Leben zu halten und die Bemühungen waren nicht vergeblich; nach einer halben Stunde fing er wieder an zu athmen und lebte nach und nach zum vollen Bewußtseyn auf. Der bereits für verloren gehaltene geliebte Gatte und Vater wurde noch so kräftig, daß er es sich nicht nehmen ließ, nach alter Sitte das neue Jahr wachend mit seinen Lieben zu begrüßen, und im Gespräche über die wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten des Menschen bis nach 2 Uhr des Morgens außer dem Bette zuzubringen.

Welche kostbaren, unvergeßlichen Stunden! — Doch war noch nicht alle Gefahr vorüber. Noch dreimal kam der tödtliche Anfall in dem Zeitraume von vier Wochen zurück, immer weniger heftig zwar, aber wie beängstigend für diejenigen, welche den Geliebten schon einmal den schrecklichen Tod des Erstickens sterben sahen! Glücklicher Weise wa-

ren die für die Umstehenden schrecklichsten Augenblicke für den Leidenden selbst ohne Bewußtseyn, wie er oft versicherte. Endlich hörten die Anfälle auf, und gesunder, als er in vielen Jahren gewesen war, begrüßte er das Frühjahr; alle Schlafsucht, alle Beengung war vorüber, und heiter, wie immer, fing er mit erneuter Kraft seine gewohnten Arbeiten wieder an. Hätte es erst noch eines Beweises bedurft, daß sein Leben immer rein, sein Weg immer sicher gewesen, so hätte er ihn in dieser Krankheit auf das Sprechendste gegeben. Nur der wahrhaft gute und weise Mann kann so ruhig und heiter den letzten Augenblick seines Lebens herannahen sehen. „Liebe Kinder,“ sprach er, „ergebt euch willig und vertrauensvoll in die Stunde des Abschieds; ich verlasse euch alle glücklich, mein Haus ist wohlbestellt, mein Tagewerk habe ich redlich vollendet; mein müder, gebrechlicher Körper aber will und kann mir nicht mehr dienen. Ich bin bereit zu gehen, seht auch ihr mich ruhig gehen!“

Noch lebte er aber über zwei volle Jahre heiter und lebensfroh. Es waren die schönsten Jahre seines Lebens. Jeder neue Tag wurde, von ihm und den Seinigen, lebhaft als ein Geschenk des Himmels betrachtet. Nach manchen drückenden Sorgen der frühern Zeit konnte er alle Behaglichkeit des mühsam selbst errungenen Wohlstandes empfinden. Von seinen neun Kindern waren zwar fünf in den ersten Jahren ihres Lebens wieder gestorben; zwei Söhne und zwei Töchter aber waren ihm geblieben und lebten in glücklichen Verhältnissen. Seine beiden Söhne hatten erst seit wenig Jahren das Banquier- und Großhandlungshaus Charles Meynier u. Comp. zu Paris gegründet, und schon genoß es ein allgemeines Vertrauen und stand in den ausgebreitetsten Verbindungen mit allen wich-

tigen Handelsstädten. Der ältere Sohn war bereits mit der liebenswürdigsten Gattin glücklich verheirathet; der zweite brachte ihm eine gleich liebenswürdige Braut, die mehrere Monate in seinem Hause lebte und durch ihren immer gleichen fröhlichen Sinn seine Tage zu verschönern wußte. Von seinen beiden Töchtern war die ältere schon länger an den Appellationsger. Rath Brater in Ansbach verheirathet und ihm so nahe, daß er von Zeit zu Zeit die Freude haben konnte, das Glück dieser Familie mit eigenen Augen zu sehen. Seine jüngere Tochter endlich war seit einigen Jahren mit dem Professor der Rechte, Dr. Schunck zu Erlangen, verbunden, und mit dieser Familie lebte er in einem Hause und bei gemeinschaftlichem Haushalt in dem schönsten Verhältnisse herzlichster gegenseitiger Liebe.

Im J. 1824 brachte er die Braut seines zweiten Sohnes in ihr älterliches Haus zurück und begleitete von da das junge Ehepaar nach Paris, um auch die Gattin seines älteren Sohnes und ihre Verwandten persönlich kennen zu lernen, die Einrichtung seiner Söhne und alle die Orte und Sachen zu sehen, die jedermann, besonders aber ihn interessiren mußten, der mit allen wichtigeren Begebenheiten der ältern und neuern Zeit auf das Genaueste bekannt, ein Kenner der Kunst und ein Beobachter war, der auch da noch Bemerkenswerthes fand, wo die meisten nichts mehr zu sehen wissen. Mit der größten Befriedigung in jeder Hinsicht und mit einem Schatze der interessantesten Bemerkungen kehrte er in die Heimath und zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurück. Die Früchte dieser Reise konnte er jedoch dem Publikum nicht mehr mittheilen. Mehrere andere bereits übernommene Arbeiten und einige größere schon angefangene Werke beschäftigten ihn nach seiner Zurückkunft mehr

als gewöhnlich. Dazu brachte der Winter seine alte Krankheit wieder, und der folgende Frühling war nicht mehr im Stande, dieselbe noch einmal völlig zu heben. Mit immer wachsender Sehnsucht sah er daher der Ankunft seines ältesten Sohnes entgegen, der ihn mit Frau und Kind zu besuchen versprochen hatte, und bestimmte diesem, gegen seine Gewohnheit, als längsten Termin seines Eintreffens einen benannten Tag, den ersten Pfingstfeiertag, an welchem er ihn mit Zuversicht erwarte. Mit einer ganz ungewohnten Aengstlichkeit suchte er die von Zeit zu Zeit ihn überwältigende Schlafsucht durch Arbeiten zu überwinden und gönnte sich keine Ruhe, um bis zur Ankunft des Sohnes noch ein angefangenes historisches Werk zu vollenden. „Wenn die Pariser Kinder kommen, will ich schon ausruhen," war die gewöhnliche Antwort. Inzwischen hatte er seinen Sohn, als er schon unterwegs war, nochmals dringendst gebeten, ja nirgends mehr sich aufzuhalten, um nicht später als am ersten Pfingsttage einzutreffen. Am frühen Morgen dieses Tages, als seine Gattin um 5 Uhr aufstand und zu ihm kam, saß er schon wieder am Arbeitstische. „Ich muß ja noch fertig werden, und überdem ist heute Sonntag und Feiertag, wo wir ohnedem länger beim Frühstück sitzen werden," war die Antwort auf ihr freundliches Abmahnen. Beim Frühstück gab das ältere Kind im Hause, sein Liebling, noch die Veranlassung zu einem langen, sehr interessanten Gespräch über die Erziehung unter allen Familiengliedern, nach welchem er ununterbrochen bis halb 12 Uhr fortarbeitete und dann mit vergnügtem Gesichte die Vollendung seines Buches ankündigte. Nach Tische hatte er sich, wie gewöhnlich, schlafen gelegt, als unvermuthet die erst am Abend erwarteten Kinder und Enkel aus Paris und Arisbach auf einmal angefahren kamen.

Der dadurch entstandene Lärm schreckte ihn auf. Er ging schnell den Kommenden entgegen und herzte sie — zum letzten Male. Wie er das Kind seines Sohnes auf die Arme hob, veränderte sich plötzlich seine Miene; der alte Anfall kam mit aller Heftigkeit zurück, und kaum hatte er sich anscheinend etwas erholt und noch einige Worte des Trostes gesprochen, so sank er leblos in die Arme seiner Geliebten.

L. Dr. Sch — k.

1) Schriften unter seinem eigenen Namen: Johann Heinrich Meynier.

Meynier, J. H., Neue Französ. Briefmuster. Hof 1794. 8. — Neues theoret. prakt. Zeichnenbuch. 8 Hefte mit 64 Kupfert. Hof 1797 — 1800. 4. — L'ami des enfans et des adolescens par M. Berquin, enrichi de l'explication des mots et des phrases les plus difficiles en faveur de la jeunesse allemande. 2 Tom. à Nuremb. 1798. gr. 8. — Handbuch zum ersten Unterricht in der Franz. Sprache, bes. auf Schulen. 1799. gr. 8. Ebendas. — Die Kunst zu tuschen und mit Wasserfarben sowohl in Miniatur als in Gonasche und in Aberlischer oder Aquarellmanier. Mit Kupfern und einer Farbentab. Leipzig 1799. 8. — Nouveaux Contes moraux par M. Marmontel. 2 Tom. à Cobourg. 1800. 8. — Dictionnaire français-allemand etc. oder Franz. Deutsches Handwörterbuch rc. von J. F. Memmert, verm. von J. H. Meynier. Der 2te Deutsch-Franz. Theil ist ganz allein von ihm. Erlangen 1802. gr. 8. — Historisch-chronolog. Kartenspiel für die Jugend zur Erlernung und Wiederholung der Deutschen Geschichte. Nürnb. 1800. 16. (Mit 191 Kartenblättern.) — J. C. Chapuset's Sammlung Deutsch-Französischer Gespräche. Neue Auflage. Nürnb. 1799. 8. — Conversations- u. Zeitungs-Lexicon für alle Stände. gr. 8. Nürnb. Campe 821. 2 Thlr. — Erzählungen für Kinder, zur Erweckung eines feinen moral. Gefühls und zur Bildung milderer Sitten. M. K. Neue Aufl. 12. Ebend. 817. 1 Thlr. 8 gr. — Kleine Geschichten zur Besserung und Veredlung jugendlicher Herzen. M. K. Neue Aufl. 12. Ebendas. 819. 1 Thlr. 8 gr. — Verm. Gespräche zum Uebers. a. d. Französ. in's Deutsche und a. d. Deutschen in's Französ. 1r Th. 8. Nurnb. 801. Jetzt Lauffer in Leipzig. 8 gr. —

Handbuch zum ersten Unterricht in der Franz. Sprache. Neue Ausgabe. gr. 8. Leipzig, Lauffer 819. 12 gr. — Neuer Orbis pictus in Deutscher u. Französ. Sprache. Mit vielen illum. Kupfern. Neue Aufl. gr. 8. Nürnberg, Campe. 818. 1 Thlr. 12 gr. — Vermischte Gespräche zum Uebersetzen a. d. Französischen in's Deutsche und a. d. Deutschen in's Französ. 2 Theile. Nürnberg 801. 8. — Numa Pompilius, second Roi de Rome, par M. *de Florian*. Avec l'explication allemande des phrases et des mots à l'usage de ceux, qui étudient la langue Française. 2 Vol. à Cobourg 801. gr. 8. — Gespräche in Französ., Deutscher, Englischer und Italienischer Sprache, aus Moliere's Werken gezogen. Leipzig und Coburg 802. 8. — Prakt. Anleit. zur Linear- und Luftperspective für Zeichner und Maler, von P. H. Valenciennes. Aus dem Französ. übers. 1r Bd. Hof 1802. 2r Bd. ebendas. 1803. 8. Auch unter dem Titel: Der Rathgeber für Zeichner und Maler, bes. im Fache der Landschaftsmalerei, von Ebendems. A. d. Französ. übers. u. s. w. — Großbritannien, ein geograph. Lottospiel zur lehrreichen Unterhaltung für Kinder u. Erwachsene. Nürnb. u. Leipzig 803. — Deutschland oder der reisende Kaufmann, ein lehrreiches geograph. Gesellschaftsspiel. Mit 10 roth gedruckten Kreis- und 40 schwarzen Städtekarten. Nürnb. 1797. 12. — Rußland u. s. w. ohne Karte, ebendas. 803. — Frankreich, nebst den dazu gekommenen Ländern nach seiner ältern u. jetzigen neuern Eintheilung. Mit 2 illum. Landkarten, 250 Loosen und 25 Spielkarten, ebendas. 803. — Fables de M. Florian, de l'Academie Française, de celles de Madrid, Florence etc. Avec l'explication des phrases et des mots à l'usage de ceux qui étudient la langue Française. Cobourg et Leipsic 803. 8. — Oeuvres de Jaques Delille, avec des Rémarques explicatives et des Notes en Allemand pour faciliter l'intelligence du texte à l'usage des jeunes Allemands qui se vouent à l'étude de la langue Française. Ier Vol. contenant les Jardins et l'homme des champs, ibid. 803. IIe Vol. contenant les Géorgiques de Virgil, Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame et le passage du St. Gotthard, ibid. 804. IIIe Vol. contenant Malheur et Pitié, poëme en quatre chants, ibid. 804. 8. Les voyages de Rolando et de ses compagnons de fortune, autour du monde, par C. F. Jauffret. En III. Tomes. Mit einem illum. Kupfer. Ebendas. 803. Tome I et II. ibid. 804. 8. — Leichte geographische Aufsätze zur Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französ., mit untergelegter Fran-

zös. Phraseologie. Baireuth 805. 8. — Nouveaux Modèles de lettres Françaises. 1re Partie. Hof, 805. 8. Auch mit folgendem Deutschen Titel: Französ. Briefmuster. 1r Theil. — Anekdoten aus der Französ. Literargeschichte. 1ster Französ. Theil. Leipzig 805. 2ter Deutscher Theil, ebendas. 805. 8. — Le Correspondant français sur toutes les occurrences de la vie sociale à l'usage des jeunes personnes, des gens d'affaires et des commerçans. à Hof 806. 8. L'Enéide par Jaques Delille. Tome I. à Cobourg 806. Tome II. ibid. 808. 8. — Galerie de Portraits historiques, contenant des Biographies interessantes des hommes illustres de dix-huitième siècle. Ouvrage tiré de la Galerie de Portraits historiques par Sam. Baur. Tome premier et second. à Paris et Hof 808. 8. — Samml. verm. Briefe zum Uebers. in's Französ. Nürnb. 1791. 8. — G. Phil. Plat's häusliche Französ. Deutsche Gespräche, verbessert und mit neuen Aufgaben bereichert. 2te Auflage. Ebendas. 1791. 8. — Uebungen über die gewöhnlichsten Gallicismen. Nürnberg und Altdorf 1793. 8. — Prakt. Französ. Sprachlehre in Beispielen u. Uebungen über alle Theile der Grammatik. Ebendas. 1796. 8. — 800 bildliche Vorstellungen sinnlicher Gegenstände nebst ihren Namen, Eigenschaften und Bestimmung in Französ. und Deutscher Sprache. Mit K. Augsb. 1796. 8. (Auch mit einem Franz. Titel: Le monde corporel etc. — Neuer Orbis pictus in Deutscher u. Franz. Sprache. Nürnb. 812. gr. 8. m. illum. Kupf. — Erzähl. für Kinder. Ebendas. 812. 12. — Kleine Geschichten zur Besserung u. Veredl. junger Herzen. Ebendas. 813. 12. — Unterhaltendes Französ. Leseb. Ebend. 813. 2 Bde. gr. 8. — Histoire de la guerre de trente ans par F. Schiller, Leseb. mit Deutschen Noten. Ebend. 813. 8.

2) Unter dem Pseudo-Namen Georg Ludw. Jerrer:

Neue Bildergeographie für die Jugend. Nach der Congreßakte vom J. 1815, den letzten Friedensschlüssen u. den neuesten Verträgen bearb. 3te verb. Aufl. Mit 20 Kupf. gr. 8. Nürnberg, Campe. — Erzähl. aus der Bibel für die Jugend. 2 Theile. 2te verb. Aufl. Mit Kupf. gr. 8. Ebendas. — Erziehung und Unterricht. Ein Hand- und Hülfsb. für Väter, Mütter, Erzieher u. Lehrer. 8. Ebendas. — Neue Samml. unterhalt. u. belehr. Reisebeschreib. für die erwachsene Jugend. In zweckmäßigen Auszügen bearb. 1r Bd. Mit Kupf. 8. Ebendas. — Die Weltgeschichte für Kinder. 2 Theile. 3te verb. Aufl. mit vielen K. gr. 8. Ebend. 8. —

Gemälde aus der neuesten Völkergesch. von der Franz. Revolution an bis auf unsere Zeiten, für die Jugend. 2 Th. 8. Leipzig, G. Fleischer. 824. — Geschichte der Deutschen für die Jugend. 2 Th. mit Kupf. 2te Aufl. 8. Nürnberg, Campe. 824. — Naturgesch. für die Jugend. Mit 120 illumin. Abbild. 3te verb. Aufl. gr. 8. Ebend. 825. — Erzähl. aus der Gesch. der europ. Völker von Karl dem Großen b. a. unsere Zeiten. 3s Bändchen. gr. 8. Leipz. Brockhaus. 826. — Deutschl. berühmte Männer in einer Reihe histor. Gemälde zur Ermunterung und Bildung der reifern Jugend. 2 Bde. mit 10 K. gr. 8. Leipzig, Cnobloch.

3) Unter dem Namen J. F. Sanguin:

J. F. Meidinger's prakt. Französ. Grammatik. Elfte, durchaus umgearb. und mit neuen Aufgaben versehene Ausgabe. Coburg u. Leipz. 1821. 8. — Kleine Franz. Kindergespräche, zur Beförderung der Fertigkeit im Sprechen der Französ. Sprache. 1810. 8. Ebendas. — Voyage du jeune Anacharsis en Grèce dans le milieu du 4 Siècle avant l'être vulgaire. 1810. 8. Ibid. — Gespräche, Anekdoten und Briefe, als Uebungsstücke zum Uebers. aus dem Deutschen in's Französ. Coburg und Leipzig 1808. 8. 2te Aufl. 1821. — Zweiter Cursus der ganz umgearb. Meidingerschen Franz. Sprachlehre. Ebendas. 2te verb. und verm. Aufl. 1814. — Leichte Uebungsstücke über das ganze Vocabulaire der Sanguinischen und anderer Franz. Sprachlehren. St. Gallen 1813. 8. — Leitfaden zum ersten Unterr. in der Französ. Sprache, oder Uebers. sämmtl. Uebungsstücke der Meidingerschen Grammatik, sowohl der [illegible]g. Edition, als der von Lugino und Sanguin umge[illegible] Ausgaben. Coburg 1814. 8. 2te verbess. Aufl. 1821. — Kaufmännisches Lesebuch für junge Deutsche, zur Beförderung der Waarenkenntniß und der Fertigkeit, sich über Handlungsgegenstände in Französ. Sprache richtig auszudrücken. Coburg und Leipzig 1814. 8. (Auch zugleich Französ.) — Cours de Conversation, oder Handb. zur Erlernung der Französ. Sprache, als einer Sprache, die gesprochen werden soll. 1815. 8. Ebendas. — Allgemeiner Handl. Correspondent in Deutscher und Franz. Sprache. 1815. gr. 8. Ebendas. — Nouvelle Géographie à l'usage de la Jeunesse. Nuremberg 1818. 8. — Theoret. prakt. Kommentar über dessen prakt. Franz. Grammatik. Coburg 1822. gr. 8.

XXXVII. Karl Wilhelm Salice Contessa,

Doctor der Philosophie zu Berlin.

geb. den 19. August 1777.

gest. den 2. Juni 1825. *)

Geboren zu Hirschberg in Schlesien, wo sein Vater (gest. 1793) Oberältester der Kaufmannschaft war, genoß er einer sorgfältigen Erziehung in früher Jugend, bildete sich dann an der Seite Ernsts von Houwald weiter aus auf dem Pädagogium zu Halle, wo beide Jünglinge vier Jahre lang ein Zimmer bewohnten und studirte von 1797 bis 1801 in Halle und Erlangen. Später privatisirte er erst in Weimar, dann in Berlin, bis er nach dem Tode seiner Frau zu seinem Jugendfreunde Houwald nach der Lausitz ging. Von dort aus kam er häufig nach Berlin, wohin ihn hauptsächlich Hoffmann, den er 1814 kennen lernte, und der Kreis, den dieser um sich versammelte, zogen. Zuletzt hatte er sich im vergangenen Herbste noch einmal nach Berlin gewandt, um die Hülfe ausgezeichneter Aerzte bei einem Leiden, welches sich in Folge einer Lungenentzündung in ihm entwickelte, in Anspruch zu nehmen. Die Kunst vermochte nicht mehr, in dem zerrütteten Körper heilbringend zu wirken.

Die Familie Contessa stand von jeher in Hirschberg in Ansehen, hochgeachtet wegen ihrer ausgezeichneten Thätigkeit und der wohlthätigen Anwendung ihrer Wohlhabenheit. Entsprossen an den herrlichen alpenbegränzten Gestaden des Comer-Sees in Oberitalien, muß, so scheint es, ein Zweig

---

*) Größtentheils aus der Berliner Haude- und Spener'schen Zeitung, 1825.

diesen Familie sich in Deutschland niedergelassen haben und in das Schlesische Gebirge gekommen seyn. Die Kunde dieses Ursprungs hat sich in der Familie erhalten, aber unbekannt blieb selbst dem Verstorbenen der Ort, wo dies Geschlecht entsprossen, und dunkel der Zusammenhang, wie es in Schlesien heimisch geworden. Wie sich dem Stammnamen Contessa der Beiname Salice beigefügt, dies Familienereigniß ist, da keine darüber sprechenden Papiere gefunden worden, in Vergessenheit gerathen; doch die Familienglieder wissen, daß in früherer Zeit schon ein Contessa eine Salice zur Gattin gehabt hat.

Was Contessa als Dichter war, ist jedem bekannt, der sich für die Fächer der Poesie, in deren Grenzen sein Talent lag, interessirt. Sein Räthsel, welches zuerst auf der Bühne zu Weimar erschien, nachdem Göthe's „Mitschuldigen" und Stoll's nach Dieulafois Défiance et Malice gebildetes Lustspiel „Ernst und Scherz" den Deutschen Alexandriner wieder zu Ehren gebracht, u. bleibt gewiß auf dem Repertoir jeder Deutschen Bühne, die glücklich genug ist, ein Publikum vor sich zu versammeln, dem der Sinn für den feinsten, gemüthlichsten Scherz nicht gebricht, und Erzählungen, wie „Meister Dietrich," „Vergieb uns unsere Schuld u. s. w., wird neben dem Verdienst, mit die ersten in dieser Gattung gewesen zu seyn, auch dasjenige wohl nicht bestritten werden, daß sie von keiner ähnlichen Leistung der späteren zahllosen Nachahmer übertroffen worden.

Weniger als von dem dramatischen und dem trefflichen Romandichter, wußten aber seine Zeitgenossen von dem Menschen Contessa, und doch war dieser eine noch viel interessantere Erscheinung, als seine Werke. Was jene hauptsächlich charakterisirte,

das Maaß, der zarte Takt für die Scheidelinie zwischen dem Zuviel und Zuwenig, bei der entschiedenen Gabe poetischer Auffassung auch des Widerstrebenden, das fand sich wie in dem Dichter, so auch in dem Menschen. Nichts, was auf ihn einwirkte, und was er durch die Rede wiedergab, war anders als mit dem Blick des Dichters gesehen; aber nichts erschien übertrieben, nichts fratzenhaft, alles Natur und Wahrheit, in der mündlichen Darstellung, die ihm, durch eine ungemein lebendige Gestikulation unterstützt, stets so gelang, daß man sich keinen Augenblick über sein, wenn auch nicht ausgebildetes, doch hervorstechendes Schauspielertalent täuschen konnte. Er sprach wenig; aber hatte man auch nur einzelne Worte von ihm gehört, so wußte man gleich, wen man vor sich hatte; denn eben weil er wenig sprach, klang alles, was er sagte, bedeutend. Dabei war sein Scherz von grenzenloser Gutmüthigkeit. Meisterhaft hat ihn Hoffmann in den Serapionsbrüdern, deren einer er war, gezeichnet. „Sylvester" — unter diesem Namen führt er ihn auf — „ist still und in sich gekehrt, es kostet Mühe, ihn zum hellen Gespräch zu entzünden, das ist wahr; aber nie ist wohl ein Dichter empfänglicher gewesen für ein Werk des Andern, als eben er. Ohne daß er selbst viel Worte machen sollte, liest man in seinem Gesicht in deutlichen, sprechenden Zügen den Eindruck, den die Worte des Freundes auf ihn gemacht, und indem seine innige Gemüthlichkeit ausströmt in seinen Blicken, in seinem ganzen Wesen, fühle ich mich selbst in seiner Nähe gemüthlicher, froher, freier. Es scheint, als wenn unsere Dichter recht geflissentlich über jene Anspruchlosigkeit hinwegstürmten, die doch eben das Eigenthümlichste der wahren Dichternatur seyn möchte und selbst die

[illegible] sollten sich hüten, nicht, indem sie nur ihr Recht behaupten wollen, das Schwert zu zücken, welches jene gar nicht aus der Hand legen. Sylvester geht umher, waffenlos wie ein unschuldiges Kind. Oft haben wir ihm vorgeworfen, er sey zu lässig, er schaffe vermöge seiner reichen Natur viel zu wenig. Aber muß denn immer und immer geschrieben werden? Setzt sich Sylvester hin und faßt das innere Gebilde in Worten, so treibt ihn gewiß ein unwiderstehlicher Drang dazu an. Er schreibt gewiß nichts auf, das er nicht wahrhaft im Innern empfunden und geschaut."

Allerdings war dem also, darum ist die Zahl seiner Werke nur gering, aber auch keines darunter, von dem man sagen könnte, es sey seines Dichters unwürdig.

Nächst seinem poetischen, hatte Contessa aber auch ein ausgezeichnetes Talent für Malerei, namentlich für das Fach der Landschaftsmalerei. Der Einsender besitzt seinen dritten Versuch in Oel, einen Baum mit einer Aussicht in weite Ferne, ein Bild, das selbst von Kennern, die den Maler desselben nicht ahneten, bald dem einen bald dem andern unter unsern neuern bessern Künstlern zugeschrieben ist. Somit scheint denn der Kern seiner geistigen Kraft das Darstellungsvermögen gewesen zu seyn, das er sowohl in Wort und Geberde, wenn er Erlebtes oder Gehörtes unnachahmlich wieder erzählte, oder, besonders Dramatisches, vorlas, als ein glücklicher Novellist und Schauspieldichter, endlich als Maler, durch seine Landschaften bewährte. Musik verstand und liebte er, übte sie aber nicht mit Auszeichnung aus.

Sein Ende sah er lange und mit Sicherheit voraus. In den letzten Tagen des März des J. 1826 schrieb er einem jungen Freunde, der sich

in Mexico niedergelassen hat, auf ein Stammbuch-Blatt:

Du gehst nach Mexico, ich bald in's andre Land,
Nach dem wir alle ziehn und es nicht kennen
Wir wollen's Eldorado nennen —
Zum Abschied reich' ich Dir zum letztenmal die Hand u.s.w.

Als kurz vor seinem Ende gewaltige Gewitter über Berlin hinaufgezogen waren und der Freund allein an seinem Jammerlager saß, über das die blauen Blitze hinzuckten, seufzte der Kranke still: „Du lieber, milder, gütiger Himmel, hast Du denn keinen Strahl für mich!“ Er sah, wie dies den Freund erschütterte und fügte hinzu: „Können Sie mir denn etwas anderes wünschen in dem Zustande in welchem ich mich befinde? Mit dieser Welt bin ich fertig und mit jener auch, so gut ich es vermag.“ —

An Handschriften wird sich nichts Erhebliches in seinem Nachlaß finden, wohl aber eine Farbenskizze zu einem Bilde, die er im vergangenen Herbst entwarf, und die schon damals jeden, der erst auf sie und dann auf den bleichen Mann vor der Staffelei blickte, in ihrer Intention tief bewegen mußte. Die Idee des Bildes ist folgende: Eine Waldgegend mit einer Klausnerhütte in tiefer, so tiefer Einsamkeit, daß das Wild ungescheut sein Wesen um die Einsiedelei treibt. Es hat heftig geregnet und gewittert. Dunkles Gewölk wird vom Winde nach einer Seite hin vertrieben, die Sonne bricht mit falbem Schein von der entgegengesetzten hervor und läßt ihren Strahl auf einen Hügel im Vordergrunde fallen, der allein hell beleuchtet aus dem Ganzen hervortritt. Es ist des Klausners

künftiges Grab. Er tritt aus der Hütte, seine Blicke folgen dem Strahl der Sonne, und bleiben also auf dem Grabhügel haften.

Eine ungemein wohlthätige Ruhe waltet über dem Bilde, und es wäre seinem Schöpfer wohl zu gönnen gewesen, daß er, noch nicht zufrieden mit der bisherigen Anordnung, es zu seiner vollen Genüge hätte ausführen können.

Der Verstorbene hinterläßt einen einzigen Sohn, den er scheidend der treuen Obsorge seines Bruders, des gleichfalls als Schriftsteller rühmlich bekannten Commerzienraths Contessa, der ältere genannt, in Hirschberg, *) und seines treuesten Lebensgefährten Houwald, empfahlen.

Contessa ist mehrere Male gemalt und gezeichnet; in keiner Abbildung aber so treu aufgefaßt, als in einer Zeichnung, die Krüger in Berlin in der letzten Hälfte des vorigen Jahres gemacht und die noch nicht die Schmerzenszüge zeigt, die später sich erschreckend in das Angesicht des Leidenden gruben. Es ist zu wünschen, daß diese Zeichnung als Original als Zugabe seiner sämmtlichen Werke diene, die unter der Herausgabe des Herrn von Houwald bei Göschen in Leipzig erscheinen.

Folgende Schriften sind von ihm bekannt:

Das Räthsel, ein Lustspiel, 1809. Der unterbrochene Schwätzer, Lustspiel 1809. — Er und Sie, ein Drama, in der Zeitung für die eleg. Welt, 1818. Nr. 23. — Der Findling, oder die moderne Kunstapotheose; Lustspiel in 2 Aufzügen, und der Talismann, eine Kleinigkeit, Fortsetzung des Räthsels (2te Sammlung der Lustspiele). Berlin, 1810. — Zwei Erzählungen; Der Todesengel, Haushahn und Paradiesvogel. Berlin,

---

*) Dieser folgte ihm bereis den 11. November nach, unter welchem Tage, weiter hinten, auch sein Leben zu finden ist.

1815. 8. — Mit F. de la Motte Fouqué u. E. T. A. Hoffmann gemeinschaftl.: Kindermährchen, 2 Bde. mit 6 Kupfern. 12. Berlin, 1816 u. 1817. — Erzählungen, 2 Bde. Dresden, 1819. 8. Auch unter dem Titel: Schriften u. s. w. 1. u. 2. Bd. — Beiträge zu Müllner's dram. Almanach für Privatbühnen, 1818 u. 1819 u. zu der Fortsetzung des Kotzebueschen. In d. Abendzeitung: Wer zuletzt lacht, lacht am besten, ein dramat. Sprüchwort (in Versen) 1817. Nr. 277—279. — Das Schauspiel im goldnen Bock. 1818. Nr. 47. u. 48. — Der Ehrentisch, 1819. Nr. 248. — Gedichte in dem Jahrg. 1817, 1818 u. 1819. — Mit seinem Bruder Christian Jacob Salice gab er heraus: Dramat. Spiele u. Erzählungen, 2 Bdchen. Hirschb. 1812 bis 1814. 8. So auch, zwei Erzählungen: Das Bild der Mutter (von Carl Wilhelm Contessa) u. das blonde Kind (von Ch. Jac. Salice Contessa). Berlin, 1818.

Der Verfasser v. Hoffmanns u. Werners Leben.

---

* XXXVIII. Johann Bering,

Senior der Universität Marburg, Doctor und Professor der Philosophie, Hofrath, Ritter des kurhess. goldnen Löwenordens und erster Universitätsbibliothekar zu Marburg.

geb. den 17. Decbr. 1748.

gest. den 8. Juni 1825.

Seine Vaterstadt ist Hofgeismar in Niederhessen, wo sein Vater, Johann Georg, Hospital- und Kirchenvorsteher war. Bis zum 18. Jahre besuchte unser Bering die Schule seines Geburtsorts, dann das Gymnasium zu Hersfeld, wo er sich 2 Jahre zum Beziehen der Marburger Hochschule fleißig vorbereitete. Auf dieser besuchte der anfänglich für die Theologie bestimmte Jüngling zuvörderst die Vorlesungen eines Duysing, Robert und Wyttenbach, dann auch zur Erweiterung seiner Sprach-

und Geschichtskenntnisse, die Vorträge von Curtius, Haas, Schröder, Waldin, Coing und anderer. Nachdem er im Jahr 1773 die Prüfungen der Predigtamtskandidaten zu Marburg und Cassel wohl bestanden hatte, ward er wieder, was er schon zu Marburg gewesen, Hauslehrer bei dem Professor Robert, (jetzt Vicekanzler der Universität, dann Major), Aufseher und Repetent der Stipendiaten, akademischer Lehrer der Philosophie und bereits gegen Ende des Jahres 1779 ordentlicher Professor der Philosophie zu Marburg. Seiner damals herausgegebenen Probeschrift: Prüfung der Beweise für das Daseyn Gottes, aus den Begriffen eines höchst vollkommenen Wesens, Gießen, 1780. 8. hat der Verleger eigenmächtig, den ihm beliebigen Titel: „Gründlicher Beweis von dem Daseyn Gottes" gegeben, und deshalb einigen, nicht ungegründeten Tadel in der Jenaischen Literaturzeitung (1780. N. 64.) veranlaßt. Seiner Bestimmung zum akademischen Lehrer der Logik und Metaphysik entsprach der aufstrebende Bering dadurch, daß er einer der ersten war, welcher der Kantischen Philosophie Eingang auf der Universität Marburg zu verschaffen suchte. Er ließ sich deren Studium und Verbreitung sehr angelegen seyn, zuvörderst durch eine Lateinische Abhandlung: „De regressu successivo. Marb., 1785. 4.", deren Uebersendung an Kant ihm ein sehr ermunterndes Antwortschreiben des berühmten Königsberger Weisen (v. 7. April 1786) zuführte, welches wir sowohl des Verfassers und seiner Verehrer, als auch des Empfängers wegen, hier gern wiederholen: „Euer Wohlgeb. tiefgedachte und hellausgeführte Dissertation ist mir, nebst beiden gütigen, an mich abgelassenen Briefen, ein sehr angenehmes Geschenk

gewesen. Den erstern zu beantworten, verzog es sich so lange, bis, da ich endlich fand, daß keine der Nachschriften meiner Vorlesungen Ihnen Genüge thun könnte, die Zeit zur Beantwortung mir zu spät schien, und die letztere gütige Zuschrift empfing ich in einer Verwickelung unter so mancherlei Geschäften, daß ich wegen meiner Verzögerung Verzeihung hoffe. Es ist Schade, daß die Dissertation, die so viel Gründliches enthält, und zugleich so stark ist, nicht, wie sie es wohl verdiente, auf die Messe gekommen ist, um bekannter zu werden. Herr Tiedemann hat in seinen vermeintlichen Widerlegungen so wenig Begriff von der vorliegenden Frage, so wenig Einsicht in die Principien, worauf ihre Entscheidung ankommt, und wenn ich es sagen soll, so wenig Geschick zu reinen philosophischen Untersuchungen bewiesen, und Ihre Ueberlegenheit in allen diesen Stücken zeigt sich in Ihrer Schrift so entschieden, daß ich glaube, er werde von ferneren Versuchen ähnlicher Art abstehen. Dagegen hoffe ich mit Vergnügen und Vertrauen, dieses Beispiel, welches E. W. gegeben haben, werde nach und nach die Nachforschung über diesen Punkt mehr rege machen, und so eine neue Schöpfung einer zwar schon von Alters her, so betitelten, in der That aber mißverstandenen, in neuern Zeiten gar unter die Bank gerathenen Wissenschaft nach und nach zu Stande bringen.

Sie beliebten mich zu fragen: wie bald wohl meine Metaphysik herauskommen möchte. Jetzt getraue ich mich nicht vor zwei Jahren ihre Erscheinung zu versprechen. Indessen wird doch, wenn ich bei Gesundheit bleibe, etwas, was eine Zeitlang ihre Stelle vertreten kann, nämlich eine neue, sehr umgearbeitete Auflage meiner Kritik, in Kurzem (viel-

leicht nach einem halben Jahre) zum Vorscheine kommen, da mein Verleger, welcher, über mein Vermuthen geschwind seinen ganzen Verlag dieses Buches schon verkauft hat, darum dringend anhält. Ich werde auf alle die Mißdeutungen oder auch Unverständlichkeiten, die mir binnen der Zeit des Umlaufes dieses Werkes bekannt geworden, Rücksicht nehmen. Dabei wird Vieles abgekürzt, manches Neue dagegen, welches zur besseren Aufklärung dient, hinzugefügt werden. Aenderungen im Wesentlichen werde ich nicht zu machen haben, weil ich die Sachen lange genug durchdacht hatte, ehe ich sie zu Papiere brachte, auch seitdem alle Sätze, die zum Systeme gehören, wiederholt gesichtet und geprüft, jederzeit aber für sich und in ihrer Beziehung zum Ganzen bewährt gefunden habe. Weil nun, wenn mir diese Arbeit, wie ich sie mir jetzt entwerfe, gelingt, es beinahe in jedes Einzelnen Vermögen stehen wird, ein System der Metaphysik danach zu entwerfen, so werde ich darum die eigene Bearbeitung der letzteren etwas weiter hinaussetzen, um für das System der praktischen Weltweisheit Zeit zu gewinnen, welches mit dem ersteren verschwistert ist, und einer ähnlichen Bearbeitung bedarf, wiewohl die Schwierigkeit bei demselben nicht so groß ist. Fahren Sie fort, theuerster Mann, Ihre jugendliche Kraft und das schöne Talent, das Ihnen anvertraut ist, auf die Berichtigung der Ansprüche der, ihre Grenzen so gern überschreitenden speculativen Vernunft anzuwenden, hiermit aber die sich immer regende Schwärmerei, die jene Ansprüche zu ihrem Vortheile nutzt, niederzudrücken, ohne jedoch dem seelenerhebenden, theoretischen sowohl als praktischen Gebrauche der Vernunft Abbruch zu thun und dem faulen Scepticismus ein Polster unterzulegen.

Sein Vermögen, und doch zugleich die Grenze seines Gebrauches bestimmt erkennen, macht sicher, wacker und entschlossen zu Allem, was gut und nützlich ist, wogegen durch süße Hoffnungen unaufhörlich getäuscht und durch immer erneuerte und eben so oft fehlschlagende Versuche in dem, was über seine Kräfte ist, hingehalten zu werden, Geringschätzung der Vernunft und hiermit Faulheit oder Schwärmerei hervorbringt. Ich empfehle mich" ꝛc. Nach dieser, besonders am Schluße wichtigen Abschrift, die hoffentlich manchem Leser willkommen seyn wird, kehren wir wieder zu dem verewigten Empfänger jenes Briefes zurück. Gegen Ende des Jahres 1789 wurde Bering an die Stelle des verstorbenen Haas, zum Universitätsbibliothekar ernannt und 1810 zum Mitinspector der aus dem Rintelschen Fonds errichteten neuen Freitische erwählt. Seit 1782 war er sehr glücklich verheirathet mit Caroline Christiane Friderike Waitz, die ihm im folgenden Jahre eine Tochter gebar. Im Jahre 1794 ward er tiefbetrübter Wittwer und blieb in einsamer Abgeschiedenheit, bis er sich gegen Ende des Jahres 1800 mit einer Schwester seiner ersten Gattin, Maria Luise Sophie, verband, die ihn überlebt hat. Den Hofrathstitel erhielt Bering im J. 1815 von dem vorigen, den Löwenorden im Jahre 1824 von dem dermaligen Kurfürsten, zur Feier seines academischen Lehrjubiläums. Das Leben des muntern Greises, der sich in Musestunden der schöneren Jahreszeit gern mit Gartenbau und Bienenpflege beschäftigte, hätte wohl noch länger dauern können, wenn nicht ein Schlagfluß am 3. Juni 1825 dasselbe verkürzt hätte.

Zu den obenerwähnten zwei Schriften dieses fleißigen, eines minder angenehmen Vortrages ungeachtet, besonders früherhin, als freimüthiger Freund der Kantischen Schriften, vielbesuchten Lehrers, haben wir, da er selten als Schriftsteller auftrat, nur noch nachgenannte zu setzen: Theses philosoph. Resp. J. O. Dalwig. Marb. 1786. 4. Resp. Geo. Pfaff, ib. 1787. 4. Progr. fun. in obitum Jo. Nicol. Seip, Superint. et consil. eccles. Marb. 1789. Progr. de felicitate, legis moralis, principio spurio, ib. 1789. 4.

In den letzten Jahren seines Lebens fühlte er sich durch die philosophischen Ansichten von Fries besonders angezogen. Strenge Rechtlichkeit und Geradheit waren Hauptzüge seines Characters. Des Verewigten Freund und Lehrgenosse C. Franz Christ. Wagner, Prof. der Beredtsamkeit ꝛc. hat ihm, nach hergebrachter rühmlicher academischer Sitte, eine Lateinische, hier benutzte Denkschrift (Memoria etc. Marb. 1825. 22pp. 4). gewidmet.

P—i.

XXXIX. Ferdinand Graf von Bubna und Littiz,

Großkreuz des kais. Oestr. Leopold- und Ritter des militärischen Maria-Theresienordens, Ritter erster Klasse der kais. Russ. Orden St. Alexander-Newsky und St. Anna, des königl. Preuß. vom rothen Adler, der königl. Sardinischen der Annunziade und des heil. Mauriz und Lazar, wie auch des Constantinis. St. Georgsordens von Parma, k. k. wirklicher Geheimerrath und Kämmerer, General-Feldmarschall-Lieutenant, Oberster und zweiter Inhaber des, den Namen Großherzog von Toskana führenden k. k. vierten Dragonerregiments, kommandirender General in der Lombardei 2c. 2c.

geb. zu Zamersk in Böhmen den 26. November 1768.
gest. zu Mailand am 6. Junius 1825. *)

Sein Geburtsort Zamersk liegt im Chrudimer Kreise und seine Abstammung schreibt sich aus einem jener Geschlechter her, deren Adel weit über die Periode der Könige aus dem Lützelburger Stamme hinaufreicht. Eine Linie dieser Familie, seit 1562 im Besitze der Burg Littitz, die unter Georg von Podiebrad durch tapfere Vertheidigung gegen Mathias den Korviner berühmt geworden war, schrieb sich seither „von Bubna und Littitz," und wurde unter diesem Titel in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch Kaiser Ferdinand II. in den Grafenstand erhoben.

Politische Stürme und häusliche Unfälle brachten jedoch diese Familie so herab, daß die Eltern des Verblichenen, obschon Abstämmlinge von den beiden, einst wohlhabenden Zweigen des Littitzer

*) Aus der Oestr. militärischen Zeitschrift 1826, 5s Heft.

Astes, statt durch ihre eheliche Verbindung die Stammgüter ihres Hauses wieder zu vereinigen und dem einzigen Sohne zu hinterlassen, noch bei Lebzeiten genöthigt waren, dieselben wieder zu verkaufen.

Von aller Unterstützung entblößt, trat demnach Graf Ferdinand Bubna im sechszehnten Jahre als Kadet, zuerst (10. September 1784) in das 57. Linieninfanterieregiment, damals Joseph Colloredo, und nachher (16. November 1788) in das 34., damals Anton Esterhazy, mit der Eintheilung in jenes Feldbataillon, das mit den übrigen, für die Belagerung von Belgrad gesammelten Truppen, die Winterquartiere in den Barraken bei Semlin bezog.

Erst nach Jahren, während welchen Beschwerden und Entbehrungen die angeborne Heiterkeit seines Gemüths gleichsam steigerten, wurde ihm die erste Beförderung zum Fähnrich im Regimente (16. Dezember 1788) zu Theil; aber wenige Monate nachher verdankte er eine zweite ungewöhnliche dem Zufalle, eigentlich dem Anziehenden, das in seiner Person lag.

An die Mittagstafel seines Inhabers, des Fürsten Anton Esterhazy, gezogen, fiel seine vortheilhafte Gestalt und sein militärischer Anstand dem Grafen Joseph Kinsky, Inhaber des zwölften Dragoner-, seither fünften Chevauxlegersregiments auf. Ein Gespräch, in welches dieser General mit dem jungen Offizier sich einließ, spannte den günstigen Eindruck so hoch, daß eine Art von Wettstreit zwischen den beiden Regimentsinhabern sich erhob. Fürst Esterhazy beförderte seinen Fähnrich zum Unterlieutenant (16. Mai 1789) und am nämlichen Tage übersetzte ihn Graf Joseph Kinsky als Oberlieutenant in sein Regiment.

Dieses stand damals unter den Truppen des Kroatischen Kordons. Die Ebene, welche gegen-

über von der durch Joseph Kinsky besetzten Strecke sich ausbreitete, wurde der Tummelplatz für die muthige und gewandte Reiterei, und mehrere Streifzüge, darunter (vom 13. zum 17. Juni) eine Fouragirung zwischen den Türkischen Schlössern Tersacz und Izachach, dienten dem Oberlieutenant Bubna zur ersten Schule des kleinen Kriegs.

Nach dem Frieden von Sistow 1791 kam das Regiment zur Aufwartung nach Wien, wo ein, im Grunde unbedeutender Vorfall zur Andeutung von einer der interessantesten Eigenthümlichkeiten im Karakter des Grafen Bubna, der ruhigen Besonnenheit nämlich, Anlaß gab. Bei einer mißlungenen Luftfahrt Blanchards im Prater, brachen die Zuschauer in lautes Murren aus. Gleich fanden sich Menschen ein, die in der bösartigsten Absicht den Pöbel zu ungebührlichen Ausschweifungen aufreizten. Der Auflauf schien bedeutend genug, um die Truppen in den Kasernen unter die Waffen treten zu lassen. Allein Oberlieutenant Bubna, zur Erhaltung der Ordnung im Prater mit einem Reiterpiket aufgestellt, hatte bereits durch eine witzige Anrede die Zusammenrottung auseinander getrieben und sie zerstreute sich unter allgemeinem Gelächter und Verhöhnung der unberufenen Volksredner.

Im nächsten Jahre, als ganz Europa durch die in Frankreich ausgebrochene Revolution unter die Waffen gerufen wurde, zog auch das Regiment Joseph Kinsky (Mai 1792) aus Wien in das Sammlungslager bei Schwetzingen. In den Friedensgarnisonen hatte es durch schöne Haltung seinen Ruf gegründet; es bewährte ihn nun durch ausgezeichnete Tapferkeit und Beweise des trefflichsten Geistes, vom Marsche über Thionville nach Verdün angefangen, während dem nachherigen Rückzuge gegen die Mosel, in der Behauptung der dortigen Win-

terpostirung gegen Beurnonville (von 1792 auf 1793), in der standhaften Vertheidigung der Aufstellung vor Arlon (9. Januar 1793), wo mit großem Verluste an Offizieren und Mannschaft Zeit zur Rettung eines beträchtlichen Magazins gewonnen wurde; endlich in dem glänzenden Gefechte von Saulzoir und Avèsne le sec (12. September 1793), wo das Regiment Joseph Kinsky allein, unter Anführung seines tapfern Obersten Fürsten Johann Liechtenstein, durch vier Stunden eine feindliche Kolonne von 7000 Mann aufhielt, bis derselben Niederlage und Zerstäubung durch den General Graf Bellegarde mit eiligst herbeigeführten Verstärkungen vollendet wurde.

In allen diesen Gelegenheiten, worin, nach dem gediegenen Sprichworte: „jeder nur so viel gilt, als er werth ist," wurde Bubna bald der Abgott der kleinen Reiterschaar, die er anführte und der Liebling seiner Gefährten und Vorgesetzten. Besonders erkannte der Oberst Fürst Johann Liechtenstein, mitten im leichten Sinne und unter der unvollendeten Erziehung des jungen Offiziers, dessen vollen innern Werth und seltene Anlagen. Seit dem zuletzt erwähnten Gefechte, in dessen Relation Fürst Liechtenstein die Entschlossenheit und Einsicht des Oberlieutenants Bubna namentlich anrühmte, übertrug er demselben öfter Dienstleistungen höhern Vertrauens und verschaffte ihm dadurch nicht nur einen besondern Antheil an dem Ruhme seines Regiments, sondern auch eine vollständigere Ausbildung in der Verwendung und Führung leichter Truppen.

Seit d. 16. April 1794 zum Sekondrittmeister im Regimente vorgerückt, zeichnete sich Bubna abermals im nächsten Feldzuge, bei dem Angriffe (18. Oktober 1795) auf die feindlichen Lager vor Mannheim aus. Die Unternehmung wurde zwar durch

den eingefallenen dichten Nebel im Ganzen vereitelt, doch gelang es dem Regimente Joseph Kinsky öfter, die feindlichen Reihen zu gewahren, auf sie einzuhauen und sie zu werfen. In dem Berichte, welchen darüber der kommandirende General Graf Wurmser erstattete, wurde, nebst andern angerühmten Offizieren, auch der Rittmeister Bubna, wegen des einsichtsvollen Muthes, der Allerhöchsten Gnade besonders anempfohlen.

Im nachfolgenden Feldzuge (1796) kam das Regiment Joseph Kinsky in die Brigade seines vormaligen Obersten Fürsten Johann Liechtenstein. Erzherzog Karl, bei der meisterhaft entworfenen und wohlberechneten rückgängigen Bewegung seines Heeres vom Mittelrhein an die Donau, hatte dem Fürsten Liechtenstein den ehrenvollen und wichtigen Befehl über die Nachhut anvertraut, — folglich die Verpflichtung, dem Heere, nach unablässigen Gefechten und ermüdenden Märschen, während den nöthigen Erholungspausen und in den Nachtlagern Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Bei diesem trefflich vollführten Auftrage hatte Fürst Liechtenstein die Führung eines zusammengesetzten Kommando's dem Rittmeister Bubna übergeben, welcher dem Vertrauen durch eine Reihe schöner Waffenthaten entsprach. Vom 10. bis 15. Juli überraschte und beunruhigte er unausgesetzt das Hauptquartier des Generals Desaix; am 3. August bestand er ein glänzendes Vorpostengefecht bei Aalenz am 11. August, während die gesammte Arriergarde unter Anführung des Fürsten Liechtenstein, zwischen Bopfingen und der Straße von Neresheim nach Nördlingen, einer überlegenen feindlichen Linie die Stirne bot, fiel ihr Bubna unerwartet in Flanke und Rücken. Endlich an dem wichtigen Tage (22. August), wo das Heer des Erzherzogs, mit dem vom Niederrheine zurück-

gezogenen vereint, die Offensive gegen einen der zwei vereinzelten feindlichen Oberbefehlshaber, gegen Jourdan, beginnen konnte, unternahm der Rittmeister Graf Bubna mit einigen Zügen Reiterei einen Streifzug gegen Neumarkt, der wesentlich beitrug, in dem Rücken des, vom Erzherzog geschlagenen Feindes die Verwirrung und Bestürzung zu vermehren.

Als nunmehr durch die glückliche Wendung des Feldzuges die Abtheilung des Fürsten Johann Liechtenstein zur Avantgarde geworden war und ihr rasches Vorrücken durch den Ueberfall von Nürnberg (24. August), durch die Scharmützel bei Burg-Ebrach und Eltmann (27. bis 29. August) und durch den blutig abgewiesenen Angriff des Feindes auf Euerfeld (2. September) bezeichnete, war stets dem Rittmeister Bubna eine besonders thätige Wirksamkeit zugewiesen und wiederholt die namentliche Anrühmung in den ämtlichen Berichten zu Theil geworden. Der Zufall begünstigte ihn abermals während dem zuletzt erwähnten Gefechte. Bubna, mit seinem Kommando beordert, die Verbindung mit dem kais. Hauptheere aufzusuchen, stieß auf selbes, als es eben in der Absicht heranrückte, dem Feinde in dessen Aufstellung bei Würzburg eine Schlacht zu liefern. Erzherzog Karl ließ den Rittmeister Bubna vor sich kommen, befragte ihn über die Beschaffenheit des Bodens, welchen das Regiment schon ein Paar Tage durchstrichen hatte und über die Stärke und Lage des gegenüberstehenden Feindes und erhielt von demselben eine so befriedigende Meldung, von einem so richtigen Urtheile begleitet, daß Beides von großem Nutzen für die Anordnungen des folgenden Tages (3. September), aber auch entscheidend für Bubnas Zukunft wurde; denn der

Erzherzog, der ihn früher nicht gekannt hatte, verlor ihn nicht wieder aus der Erinnerung.

Einstweilen blieb Bubna noch an der Spitze seiner wackern Reiterschaar, in der thätigen Mitwirkung beim Verfolgen des Französischen Obergenerals Jourdan bis an den Rhein. Alle Oestreichischen Heeresabtheilungen, welche auf verschiedenen Straßen die feindlichen Kolonnen zurückgedrängt hatten, sammelten sich nun im Lager bei Altenkirch am Westerwalde. Von dort verfügte der Erzherzog eine überraschende Diversion gegen den andern Französischen Obergeneral, Moreau, und bestimmte dazu die zwei Brigaden Liechtenstein und Schwarzenberg, größtentheils aus leichten Truppen, fünf Bataillons, achtzehn Schwadronen und einer Kavalleriebatterie bestehend. Anfangs führte sie Feldmarschall-Lieutenant Hotze (22. September) über Limburg und den Main nach Heidelberg. Zu Mannheim übernahm (2. Oktober) Generalmajor Fürst Johann Liechtenstein den Befehl, rückte auf das linke Rheinufer, über Rehhüte und Speyer nach Schweigenheim und entsendete während dem Marsche Streifzüge in allen Richtungen gegen den Hart, das Anweiler Thal und in die Umgegend der Festung Landau. Den letzten Auftrag erhielt der Rittmeister Graf Bubna mit hundert Pferden. Er drang (3. Oktober), mit eben so viel Kühnheit als List, gleichsam als Vorläufer einer bedeutenden Macht, bis in die geschlossene Stadt Kronweißenburg, behauptete sich darin durch 24 Stunden, befreiete mehrere Standespersonen, die aus den Deutschen Rheinländern vom Feinde als Geiseln fortgeschleppt worden waren, und brachte, bei der Rückkehr in das Hauptquartier seines Generals, einen Französischen Generallieutenant und eine Anzahl von Gefangenen mit, welche jene seiner eignen Mannschaft weit überstieg.

Fürst Liechtenstein drückte sich in dem darüber erstatteten eigenhändigen Berichte (d. do. Schweigenheim 6. Oktober 1796) folgendermaßen aus: „Die „Verdienste, welche der Sekondrittmeister Bubna in „diesem Feldzuge sich gesammelt hat, sind so mannichfaltig und erwiesen, daß er die gerechtesten Ansprüche auf Beförderung hat, durch deren Verleihung — wie ich zu behaupten wage — der Staat „gewinnen wird; denn je früher Bubna auf höhere „Posten gelangt, desto schneller kann er durch seine „Talente und Bravour wichtigere Dienste leisten."

Nach Beendigung des thatenreichen Feldzugs wurde Graf Bubna (20. März 1797) Schwadronskommandant im Regimente und bei Wiederausbruch des Kriegs (1799) rief ihn von dort, der an die Spitze des Oestreichischen Heeres in Deutschland tretende Erzherzog Karl in sein Gefolge, zuerst als Ordonanzoffizier, sodann (28. Mai) als Major und Flügeladjutant. Eingedenk der früher abgelegten Probe des klaren und bündigen Vortrags, schickte der Erzherzog Karl den Major Graf Bubna, während der Waffenruhe an der Limath, mit mündlichen Mittheilungen zu dem kais. Russ. Feldmarschall Suwarow nach Italien. Von dort traf Bubna wieder bei dem Heere in Deutschland ein, als selbes eben durch Eilmärsche die hart bedrängte Reichsfestung Philippsburg entsetzt hatte und gegen das in Feindes Hände gerathene Mannheim rückte. Am denkwürdigen Tage der Erstürmung dieser Festung (18. September) beorderte der Erzherzog seinen Flügeladjutanten Bubna zu der zweiten, vom Feldzeugmeister Sectaray geführten Kolonne, mit welcher er auch in die Verschanzungen der Neckerau und in die Stadt eindrang.

Im folgenden Jahre (März 1800) übernahm Feldzeugmeister Kray den Oberbefehl des kaiserlichen

Heeres in Deutschland, behielt unter seinen Flügeladjutanten auch den Grafen Bubna und ertheilte demselben Aufträge, welche von der bereits gegründeten Meinung seiner vielseitigen Brauchbarkeit zeugen. Zuerst mußte er (27. März) mit dem Armeeminister Grafen Lehrbach und dem Brittischen bevollmächtigten Minister Wickham an Festsetzung der Sammelplätze, Depots, Magazine u. dgl., für das in Englischen Sold getretene Pfalzbaierische Truppenkorps arbeiten; am 2. Mai, am Vorabende des Tages, wo Moreau mit drei Heeresabtheilungen zugleich (St. Cyr, der Reserve und le Courbe) die Oestreichische Armee bei Engen und Stockach anfiel und die Absicht hegte, derselben Rückzugslinie nach der obern Donau zu durchschneiden, oder doch ihre verschiedenen Korps zu trennen, hatte Major Bubna bei einem Rekognoszirungsritte die Wichtigkeit des Engpasses von Ach, auf der Straße von Engen nach Stockach, erkannt und auf eigene Verantwortung dessen sogleiche Besetzung mit zwei Bataillons Infanterie veranlaßt. Feldzeugmeister Baron Kray billigte diese Verfügung, ließ noch zur Unterstützung den Feldmarschall-Lieutenant Riesch mit zwei Kavallerieregimentern nachrücken und die Ereignisse des folgenden Tages bewährten den richtigen militärischen Blick des Grafen Bubna. — Bald nachher wurde er von seinem Kommandirenden nach Wien geschickt, um dem Kaiser mündlichen Bericht über die mißliche Lage des Heeres in Deutschland zu erstatten. Mit neuen Verhaltungsbefehlen des Hofkriegsrathes für das Armeekommando zurückgekehrt, wurde ihm von diesem der Auftrag zu Theil, in Gemäßheit des fünften Artikels von dem zu Parsdorf (15. Juli) geschlossenen Waffenstillstande in die, ihren eigenen Kräften und Mitteln überlassenen Festungen Ingolstadt, Ulm und Philippsburg zu

reisen. Auch diesem Geschäfte wußte er ein besonderes Verdienst aufzudrücken, nicht blos, weil er mit vieler Klugheit, man kann sagen Schlauheit, alle Vorräthe jener Plätze in einem befriedigenden Stande zu erhalten, sondern auch den Geist der Besatzungen aufzurichten bedacht gewesen war.

Inzwischen hatte die ungünstige Wendung jenes Feldzugs den Kaiser veranlaßt, persönlich zu seinem Heere nach Baiern sich zu verfügen. Graf Bubna wurde, mit der Beförderung zum Obristlieutenant (21. September), Anfangs dem ersten Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Lambertie, beigegeben, sodann als Generaladjutant zum Erzherzog Karl beordert, welchem die schleunige Herbeischaffung und Ordnung von Vertheidigungsmitteln in dem nahe bedrohten Böhmen übertragen war. Als dieser Prinz abermals (9. Dezember) den Oberbefehl des nach Oestreich zurückgedrängten Heeres übernehmen mußte, hatte auch Graf Bubna die Ehre, ihn dahin, als einer seiner Generaladjutanten, zu begleiten und wurde bis zu dem Abschlusse des Waffenstillstandes (25. Dezember 1800) öfter in das Hauptquartier des Französischen Obergenerals Moreau versendet, wo er wiederholte Proben seiner Schicklichkeit für diese Verwendung ablegte.

Erzherzog Karl, nach Beendigung der Feindseligkeiten mit der Oberleitung der k. k. Heere und des Hofkriegsraths beauftragt, behielt sich auch jene des Militärdepartements unmittelbar vor und ließ darin, unter den abwechselnd den Vortrag führenden Generaladjutanten, auch den (1. März 1801) zum Obersten beförderten Grafen Bubna. Für einen Mann von so glücklichen Anlagen, von so viel gesammelten Vorkenntnissen und bereits gereifter Erfahrung, konnte nichts vortheilhafter, noch belehrender seyn, als unter den Augen eines bewähr-

ten Feldherrn und in einer Epoche, die an trefflichen Einrichtungen für den Geist, wie für das Materielle der kaiserl. Heere gleich reichhaltig war, in das Innere der Bereitung und Verwaltung aller Mittel und Stoffe des Krieges eindringen und ihre richtige und zweckmäßige Verwendung im großen Ueberblicke studiren zu können.

Um sich Kenntnisse über die Verfassung fremder Heere zu verschaffen, war er, mit Bewilligung seines erhabenen Chefs, zu den k. Preußischen Revuen und Herbstmanövern bei Potsdam und Berlin (1802) abgereist. Zwei Jahre später (1804) begleitete er den Erzherzog zur Besichtigung der, gleichfalls in Uebungslagern gesammelten Oestreichischen Truppen nach Pest (v. 6. Juni bis zum 21. August), nach Turas unfern Brünn (v. 23. Aug. bis zum 6. September), endlich nach Lupotitz bei Prag (vom 12. bis zum 17. September). Bei letzter Reise traf ihn der Unfall, im Fahren durch Königgratz ein Bein so unglücklich zu brechen, daß er die Schmerzen und das Ungemach dieser Beschädigung bis in das Grab mit sich trug.

Als Vorbereitung des Feldzugs von 1805, in welchem Erzherzog Karl den Oberbefehl in Italien zu führen bestimmt war, erhielt der Geschäftsgang des Hofkriegsraths eine Veränderung.

Feldzeugmeister Graf Latour trat an dessen Spitze und das Militärdepartement blieb nicht mehr unmittelbar an die Person des Präsidenten angewiesen, sondern wurde den übrigen Departements gleichgestellt und zu dessen Vorsteher und Referenten durch kaiserliches Handschreiben (18. März 1805) in den gnädigsten Ausdrücken der Graf Bubna, mit der Beförderung zum Generalmajor, ernannt. Diese Bestimmung hielt ihn zu Wien zurück, bis die Annäherung des Feindes Se. Majestät bewog, ihn mit

mündlichen Aufträgen an den Erzherzog Karl nach Italien abzufertigen. Dort langte er während dem dreitägigen siegreichen Kampfe von Caldiero (29. bis 31. Oktober) an, um die traurige Bestätigung von den Unfällen in Deutschland zu überbringen, welche auch den Rückzug aus Italien nothwendig machten. Nach Wien zurückgekehrt, mußte er bald mit dem gesammten Hofkriegsrathe nach Brünn sich verfügen, versah kurze Zeit die Verrichtungen des Chefs vom Generalstabe bei den, am linken Donauufer sich sammelnden Truppen und erhielt bald darauf die Bestimmung in gleicher Eigenschaft zu dem heranrückenden zweiten Russischen Heere. Da dieses jedoch noch nicht bei der Schlacht von Austerlitz (2. Dezember) angereihet war, schloß er sich während derselben an das Kavalleriekorps des Fürsten Johann Liechtenstein an und leistete sowohl während dessen siegreichem Vorrücken, als auch bei dessen nachherigen tapfern Angriffen zur Deckung des Rückzuges der gesammten Armee, als freiwilliger Führer die trefflichsten Dienste. Fürst Liechtenstein, beauftragt Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, nahm den General Graf Bubna als Begleiter nach Brünn in das Hauptquartier Napoleons, mit dem er hier zum ersten Male bekannt wurde.

Nach erfolgtem Frieden (26. Dezember) erhielt Bubna eine Kavalleriebrigade zu Prag, nebst der Inspizirung der, zur Förderung der heimathlichen Pferdezucht in Böhmen bestehenden Beschälanstalten und am 1. November 1807 den Ruf nach Wien als Hofkriegsrath zur Oberleitung der Remontirung in der gesammten Monarchie. Eine höhere Bestimmung zog ihn von dort wieder ab. Das Vertrauen, das er stets seinen Vorgesetzten durch nähere Berührung einflößte, erwarb ihm auch jenes des Monarchen in solchem Grade, daß bei Erneuerung des

Krieges zwischen Frankreich und Oestreich (1809) General Graf Bubna, zur Person des Kaisers berufen, in Allerhöchst dessen Begleitung den Bewegungen der Armee folgte. Von Sr. Majestät nach dem bedrohten Wien geschickt, fand er diese Hauptstadt bereits ringsum eingeschlossen; doch traf er wenigstens aufwärts davon Vertheidigungsanstalten längs der Donau und ordnete insbesondere die, nachher so tapfer ausgeführte Behauptung der schwarzen Lacke an. Bei den rühmlichen Schlachten von Aspern und Wagram befand er sich bei dem Monarchen und begleitete ihn während dem Waffenstillstande von Znaym nach Komorn und Dotis. Zur Belohnung für die in jenem Zeitraum geleisteten Dienste und zur Anerkennung ihrer Wichtigkeit, wurde Graf Bubna (1. September 1809) zum Feldmarschall-Lieutenant befördert und bald darauf dem Feldmarschall Fürsten Liechtenstein, an dessen Seite er so viele Gefahren rühmlich bestanden, der mit ihm manche Reiser seiner eignen Lorbeern hochherzig getheilt hatte, zu einem Auftrage beigegeben, der vollkommen geeignet war, die innige Ergebenheit des treuen Staatsdieners zu bewähren, nämlich bei Verhandlung eines Friedens (Wien 20. Oktober 1809), wo stets vergeblich versucht wurde, dem Uebermuthe des Siegers die gegenseitig zu ehrenden Rechte der Völker und Staaten und eine auf solche Grundsätze gebaute Politik entgegen zu setzen; wo daher nichts anders übrig blieb, als durch ungeheure Opfer die Grundkräfte der Monarchie für einstige große Zwecke und für eine bessere Zukunft zu erhalten und zu bewahren.

Feldmarschall-Lieutenant Bubna, bei dem Geschäfte der Abgrenzung und Uebergabe einiger Landstriche bis zu dem Spätherbste verwendet, kehrte sodann zur Leitung des hofkriegsräthlichen Remon-

tungsdepartements nach Wien zurück. Die Anstrengung langer Kriege und wiederholte feindliche Einfälle waren zwar unüberwindliche Hindernisse gegen das rasche und sichtbar gedeihende Fortschreiten der Landespferdezucht im Kaiserstaate; allein das seither vervollständigte System in diesem wichtigen militärischen Verwaltungszweige verdankt dem Grafen Bubna manche zweckmäßige Einleitung und besonders im Jahre 1812 wirkte er thätigst mit, jenes Oestreichische Hülfskorps schleunig und stattlich auszurüsten, welches zur Lösung des heiligen kaiserlichen Wortes (vom 14. März) an dem Feldzuge gegen Rußland so lange Theil nahm, bis dessen verhängnißvoller Ausgang eine Art nothgedrungener Waffenruhe herbeiführte.

Napoleon kehrte von seinem, beinahe aufgelösten Heere nach Paris zurück und gab bei der Durchreise durch Dresden den Wunsch zu erkennen, in seiner Hauptstadt einen Repräsentanten Oestreichs, statt des an der Spitze des Hülfskorps stehenden Feldmarschalls Schwarzenberg zu sehen.

Die Wahl fiel auf Bubna, der schon früher Beweise von Napoleons persönlicher Achtung erhalten, und, wie dieser, in den großen Weltscenen herangewachsen, eine ungewöhnliche Fertigkeit erlangt hatte, selbst in überraschenden Karakteren nur das wahrhaft Große zu schätzen, alles Trügerische oder Gefährliche darin scharf zu durchblicken und ihnen gegenüber mit voller Würde und unerschütterlicher Festigkeit die vorgezeichneten Zwecke zu verfolgen. In den Tuilerien (1. Jänner 1813) dem Französischen Kaiser feierlich vorgestellt, wurde er fortan zu allen Ausrückungen und Truppenbesichtigungen von ihm eingeladen, genoß die Ehren und Auszeichnungen eines Gesandten vom ersten Range und

verließ Paris (13. April) erst am Vorabend der Abreise Napoleons nach Sachsen.

Auch dort sollte Bubna im Namen Oestreichs die Stimme der Mäßigung erheben. Am 16. Mai überbrachte er nach Dresden ein eigenhändiges Schreiben seines Kaisers an Napoleon und setzte in einer sechsstündigen Unterredung mit demselben die Vorschläge zur Vorbeugung des fernern Blutvergießens mit Klarheit und Nachdruck auseinander. Allein noch konnten sie nicht Eingang finden. — Der Zeitpunkt schien günstiger, als die Französischen Heere bei Lützen und Bautzen Vortheile erkämpft hatten, die hoffen ließen, daß der Durst nach Wiederherstellung des Kriegsruhmes befriedigt sey. Bubna erschien wieder zu Liegnitz (2. Juni), um in dem Hauptquartier des Französischen Kaisers zu bleiben, während die Minister der vermittelnden Macht, so wie der kriegführenden, in Prag ihre Unterhandlungen pflegen und die Heere einer Waffenruhe genießen würden, welche ihnen der Vertrag von Pleßwitz (4. Juni) und eine durch Bubna bewirkte Verlängerung bis zum 10. Aug. zusicherte. Diese Verhandlungen, für deren einsichtsvolle Führung Graf Bubna mit dem Kommandeurkreuze des kais. Oestr. Leopoldsordens war belohnt worden, hielten ihn noch zu Dresden zurück, als bereits die ihm zugewiesene zweite leichte Division an den Eingängen Böhmens, zwischen dem Isarkamme und der Elbe, vom Fürsten Poniatowsky und dem General Lefevre Desnouettes mit Kerntruppen (19. August) angefallen wurde. Feldmarschall-Lieutenant Bubna eilte an die Spitze seiner Division, welche den Boden Böhmens an jener Grenze standhaft vom Feinde rein erhielt, bis die einverständlichen Operationen sämmtlicher Verbündeten den Kriegsschauplatz in das Königreich Sachsen versetzten.

Nach den erhaltenen Weisungen brach er mit seiner Division bei Rumburg in die Lausitz hinaus, vereinte sich mit den Preußen, drang mit diesen gegen Dresden vor, verließ sie wieder, um am linken Ufer der Elbe stromaufwärts gegen Sonnenstein und Lilienstein sich zu wenden und erhielt dort den Befehl, am Entscheidungstage der Völkerschlacht in der Ebene von Leipzig auf dem äußersten rechten Flügel der Verbündeten, unter dem kais. Russischen General en Chef Baron Bennigsen, angereiht zu seyn. Mit gewohnter Thätigkeit brachte er eiligst Schiffe zusammen, um unterhalb Pirna über die Elbe zu setzen. Nach einem angestrengten Marsche über Hubertsburg gelangte er (17. Oktober) nach Wurzen, mußte dort, zugleich von vorne und im Rücken angegriffen, den Weg nach Machern sich bahnen, setzte nach kurzer Rast in der Nacht den Marsch fort, stand am 18. mit grauendem Morgen vor Beicha und um 10 Uhr verkündete dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg der Kanonendonner, unter welchem Bubna das hartnäckig vertheidigte Dorf Paunsdorf angreifen ließ, daß die zweite leichte Division unter ihrem tapfern Anführer ihre Aufgabe gelöst habe. Ihr Erscheinen, ihre standhafte Behauptung in dem erstürmten und wiederholt mit Wuth angefallenen Dorfe Paunsdorf war unstreitig von großem Einflusse für den Sieg, der bald an allen Punkten sich vollständig entschied. Graf Bubna erhielt auf dem Schlachtfelde aus den Händen seines Monarchen das Ritterkreuz des militärischen Maria-Theresienordens, vom König von Preußen den rothen Adlerorden erster Klasse und wurde mit dem Kommando über die verfolgende Avantgarde der Hauptarmee beauftragt. Er rückte über Gera, Fulda durch den Spessart (2. Nov.) nach Gellnhausen und führte eine der vier Kolon-

lich, welche (9. November), unter dem Feldzeugmeister Grafen Gyulay, das Korps der französischen Generale Bertrand und Guilleminot aus den Verschanzungen von Hochheim in die Festungswerke von Mainz zurückdrängten.

Als nunmehr die Operationen über den Rhein nach Frankreich selbst vorgeschoben werden sollten, erhielt Feldmarschall-Lieutenant Bubna das Kommando über eine neu zusammengestellte Truppenabtheilung von 20,000 Mann, die unter der Benennung: Erste leichte Division, bei Waldshut (20. Dezember) über den Rhein schritt, mit Schnelligkeit den Kanton Bern und das Wadtland durchzog und unerwartet (28. Dezember) vor den Thoren von Genf erschien, die ohne Widerstand sich ihm öffneten, so wie auch die vorwärts liegenden Schirmungsposten, rechts St. Claude und links der Feste l'Ecluse. Somit war der Stützpunkt für die künftige Basis der großen Operationen in Frankreich gewonnen, der einzige feste Platz in der Schweiz, der wichtige strategische Punkt, in welchem so viele bedeutende Heerstraßen sich vereinigen und der zugleich in den eroberten hundert Kanonen und in einer zahlreichen und muthvollen Bevölkerung eigene Vertheidigungsmittel in sich schloß. Diese überraschenden Vortheile waren beinahe ohne Blutvergießen erreicht. Ueberdies hatte der kluge General nicht nur in Genf, sondern auch in der durchschnittenen Landesstrecke und in den Seitenthälern die Freude über die unverhoffte Befreiung von jeder Zügellosigkeit zurückgehalten und gestrebt, der Volksstimmung die wahre Richtung zu geben, nämlich zu Anstrengungen für Sicherstellung des Errungenen, zu Unterwerfung unter die einstweilen aufgestellten Behörden, zum Herbeischaffen von Lebensmitteln und zu ähnlichen Schutz- und Trutzmaßregeln.

Nach diesen schleunigst getroffenen Einleitungen zog er rasch mit dem beträchtlichsten Theile seiner Truppen (8. Januar 1814) über den breiten Jura, um von Poligay durch Entsendungen sich mit dem nächsten Oestreichischen Armeekorps zu verbinden, das unter dem Feldmarschall-Lieutenant Fürsten Alois Liechtenstein zur Berennung von Besançon vorrückte. Allein die allgemeine Bewaffnung der Departements im Rücken und in der linken Flanke und die Sammlung Französischer Truppen zu Bourg en Bresse vermochte ihn zum plötzlichen Entschlusse, sich gegen diese stark besetzte Stadt zu wenden. Er überfiel sie (12. Januar), rückte kühn auf die Zusammengerotteten los, entwaffnete die Einen, zerstreute die Andern, bemächtigte sich von zwei wichtigen Uebergängen über die Saone, von Macon (16. Januar) durch Ueberraschung und von Chalons (18. Januar) durch Ueberwältigung der heftigen Gegenwehr und machte sogar (19. Januar) einen Versuch auf die Vorstädte von Lyon, minder in der Erwartung eines Erfolges, als um die Stärke und Haltung des Feindes auf die Probe zu stellen.

Indeß hatte er nicht verabsäumt, über Lieffert und Nantua die nächste Verbindung mit der, aus Genf ihm entgegen rückenden Kolonne und mit dieser Stadt sich zu öffnen, eine Abtheilung im Walliser-Lande und zur Beobachtung der Uebergänge über den großen Bernhard und den Simplon aufzustellen und eine andere Abtheilung nach Savoyen vorzuschieben, die von Chambery und Montmeillan endlich auch (31. Januar) des verschanzten Postens les Echelles genannt, sich bemächtigte.

Doch erhielt die Lage des Feldmarschall-Lieutenants Bubna bald eine andere Gestalt. Die Vorbereitung zur Schlacht von Brienne, später die Anordnungen zur Benutzung des daselbst erfochtenen

Sieges (1. und 2. Februar), theilten den Bewegungen aller übrigen verbündeten Armeekorps Richtungen mit, wodurch sie ganz aus der Verbindung mit jenem des Grafen Bubna kamen und dieses vollkommen selbstständig auf seine eigenen Kräfte und Mittel beschränkten, während ihm gegenüber der Französische Marschall Augereau, am 14. Januar in Lyon eingetroffen, zu den dortigen Truppen alle Neuausgehobenen und Nationalgarden der mittägigen Provinzen Frankreichs und 10,000 altgediente Krieger aus dem Heere von Catalonien zog. Gegen eine solche Ueberzahl war es unmöglich, länger auf der ausgedehnten Angriffslinie im freien Felde die Stirne zu bieten und bald wurde die Erhaltung von Genf Bubnas Hauptaugenmerk. Seine Truppen wichen von allen Seiten dahin zurück, doch nur indem sie jeden Schritt mit einer Hartnäckigkeit vertheidigten, welche ihren Geist ungebeugt ließ. Zurückgedrängt (28. Februar) bis auf jene Anhöhen, von welchen Genf durch Wurfgeschütz leicht in einen Schutthaufen verwandelt werden konnte, setzte daselbst Bubna sich meisterhaft fest. Batterien, aufgeworfene Werke und deren angemessene Besetzung sicherten die beherrschenden Punkte, oder eigentlichen Schlüssel; der Ueberrest von Truppen blieb in steter Bereitschaft, und so gerüstet kam die Umsicht des Generals jedem feindlichen Versuche der Umgehung zuvor, wies die heftigen Angriffe standhaft ab, hielt durch unerschütterliche Kaltblütigkeit den Wankelmuth im Zaume, welchen die augenscheinliche Nähe der Gefahr bei Vielen der Bewohner erzeugte und hob den Muth der Stärkern unter den Gutgesinnten.

Die schwere Probe erhielt bald ein glückliches Ende, als auf Anordnung des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg, unter dem gemeinsamen Ober-

befehle des Prinzen, später regierenden Landgrafen von Hessen-Homburg, von der Hauptarmee drei Abtheilungen sich südlich wendeten, deren eine, unter dem Feldmarschall-Lieutenant Bianchi durch rasches Vorschreiten und durch das glückliche Gefecht bei Macon den Marschall Augereau zwang, von Lons-le-Saulnier wegzueilen und seine Streitkräfte in der Stellung von Limonet (19. März) zu sammeln, um die Rettung von Lyon zu versuchen, die ihm jedoch nicht gelang. Feldmarschall-Lieutenant Bubna fühlte sich kaum minder eingeengt, so brach er abermals zum Angriffe hervor, ließ die vom Feinde zerstörten Brücken über die Arve wieder herstellen und warf die, ihm gegenüber gebliebene Französische Division so rasch zurück, daß in Kurzem ganz Savoyen neuerdings befreit war, und Bubna auf der Brücke, die er bei [illegible] über die Isere schlug, durch das Thal von Gresivaudan auf Grenoble vordrang. Der Einzug der siegreichen verbündeten Heere in Paris (1. April) und die nachherigen Uebereinkünfte machten den Feindseligkeiten in ganz Frankreich ein Ende.

Als Beweis des hohen Vertrauens, dessen Graf Bubna sich würdig gemacht hatte, erhielt er die Ernennung zum Generalgouverneur der von Frankreich abzusondernden Landschaften Piemont, Savoyen und Nizza, mit dem Auftrage sie zu besetzen und bis zum Eintritte der königlich Sardinischen Regierung zu verwalten. Er zog über den Mont-Cenis mit der Vorhut der hierzu bestimmten kaiserlichen Truppen (9. Mai) nach Turin, vertheilte die übrigen staffelförmig an den Straßen, auf welchen, in Folge der Uebereinkunft, das ehemalige Französisch-Italienische Heer in vier Kolonnen über den Col-de-Tende, Mont-Genevre und Mont-Cenis nach Frankreich zog und blieb sodann, als der

rechtmäßige Landesfürst nach sechsjähriger Verdrängung wieder in seine Hauptstadt (17. Mai) zurückkehrte, an dessen Seite als Oestreichs diplomatisches Organ und zugleich als Befehlshaber der Truppen, welche diese Macht ihrem Bundesgenossen in dessen Staaten, bis zur Bildung eines eigenen Heeres, zurückließ. An dieser Stelle entfaltete sich auf das Herrlichste der früher bemerkte Zug im Karakter des Grafen Bubna. Die Kunst, mitten unter aufgeregten Parteien zu leben, ohne sichtbaren Kraftaufwand sie zu zähmen und im Nothfalle zu bekämpfen, bei Allen beliebt, von Allen gefürchtet, sie zuweilen zu versöhnen, oder doch im gemeinsamen Zwecke zu verschmelzen; diese eigenthümliche Gabe erwarb ihm hohe Achtung und inniges Vertrauen unter allen Ständen jenes Staates, dem er dadurch noch wichtigere Dienste zu leisten bestimmt war.

Napoleons Erscheinen in Frankreich (1815) führte einen neuen Feldzug herbei. Feldmarschall-Lieutenant Bubna erhielt das Kommando über das zweite Korps der Italienischen Armee, woran noch die Piemonteser sich schließen sollten, insofern ihre unvollendete Organisirung eine Mitwirkung gestattete. Die ihm vorgezeichnete Bestimmung war, während General der Kavallerie Baron Frimont mit der Hauptmacht über den Simplon nach dem Walliser- und Wadtlande vorbrach, zuerst dessen Uebergang über die Alpen zu verbergen und zu unterstützen, sodann beim weitern Vorrücken dessen linke Flanke zu decken.

Zur Erfüllung dieser Zwecke schob der thätige General (17. Juni) ungesäumt auf den Mont-Cenis und Genevre starke Posten und in die jenseitigen Thäler Patrouillen vor und ließ — um die Täuschung zu vermehren — mit Anstrengung und

geflissentlicher Unbrauchbarmachung, sowohl diese Wege, als
auch Gemeinschaften über den Orco und Malund
herstellen, als sollten sie für den Marsch starker Ko-
lonnen dienen. General Frimont schritt indeß un-
vermuthet und ungehindert über den Simplon mit
der Hauptarmee, öffnete sich über Genf und am
rechten Ufer der Rhone den Weg nach Lyon und
zugleich durchbrach Bubna Stellungen und Posten,
worin er wenige Monate zuvor in verkehrter Front
sich behauptet, oder doch vertheidigt hatte und traf
nach einem blutigen Gebirgsgefechte bei Conflans
(28. Juni) und nach Eroberung des Fortes de la
Grotte (6. Juli) zugleich mit der, rechts von ihm
vorrückenden Hauptkolonne und gleichsam ihren Vor-
trab bildend (12. Juli), vor den Thoren von Lyon,
dieser zweiten Stadt des Königreichs, ein. Die
große Zahl der daselbst gesammelten Französischen
Truppen und die ausbrechende Wallung einer zahl-
reichen Volksmenge schien blutige Auftritte zu ver-
künden, denen vorzubeugen desto dringendere Pflicht
wurde, als die (8. Juli) erfolgte Wiederkehr Lud-
wigs XVIII. in seine Hauptstadt jeden fernern
Kampf einer Seits zwecklos, anderer Seits zum
Verbrechen machte. Dem Feldmarschall-Lieutenant
Grafen Bubna gelang es, die aufgeregten Leiden-
schaften zu beschwichtigen und er zog — in Gemäß-
heit der Uebereinkunft von Montluel — am 17.
Juli in Lyon ein. Daselbst blieb er, durch kaiser-
liches Handschreiben vom 28. Juli, als Gouver-
neur, bis sämmtliche Heere, mit Ausnahme der zur
Occupation zurückbleibenden Truppen aus Frankreich
abrückten und er selbst von seinem Monarchen zum
Stellvertreter des kommandirenden Generals in der
Lombardie ernannt wurde. Als er an diesen neuen
Posten abging, folgten ihm dahin, nebst der Ach-
tung aller Stände und Behörden, die mit ihm in

Verheerung gestanden, ihn fest, aber billig gefunden hatten, die Segenswünsche vieler, die durch seine Milde auf die rechte Bahn geführt oder von Uebereilungen abgehalten wurden und der verdiente Ruf strenger Mannszucht unter seinen Truppen, für deren Bedürfnisse er stets väterlich sorgte, aber über deren Ordnung er auch scharf wachte.

Der König von Sardinien überschickte ihm die Insignien des Großkreuzes vom St. Mauriz- und Lazarorden in Brillanten. Der Kaiser verlieh ihm (9. Febr. 1816) die wirkliche Geheime-Rathswürde und ernannte ihn von Seiten Oestreichs zu der, mit der Leitung und Ueberwachung der Befestigungsarbeiten in Piemont beauftragten Kommission, deren Ergebnisse nach fünf Jahren die Vollendung der Festen Exiles und Lesseillon in den Alpen, die Erweiterung und Verbindung der Werke um Genua und der Bau einer Straße von dieser Stadt längs dem Meere über Spezzia nach Sarzana waren.

Im Jahre 1817 verlieh dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Bubna die Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma, durch eigenhändiges Schreiben, das Großkreuz ihres Constantinischen St. Georgordens. Am 10. Oktober 1818 übertrug ihm Se. Majestät der Kaiser das bisher interimistisch geführte militärische Oberkommando in der Lombardie vollständig und im Jahre 1820 erhielt er den Annunciadeorden vom Könige von Sardinien, in Anerkennung des bereits geleisteten und gleichsam im Vorgefühle der bevorstehenden, die vergangenen an Wichtigkeit noch übertreffenden Dienste.

Noch glomm, gleich wie in mehreren Theilen von Europa, auch in Landstrichen, welche an die Lombardie grenzen, der Brennstoff von frühern Zeiten fort und drohte, vom Geiste der Empörung angefacht, ganz Italien, von den Grajischen und

penninischen Alpen bis an den Meeresufern von Otranto, in Flammen zu versetzen. Oestreichs Truppen schritten (8. bis 10. Februar 1821) über den Po, um die Gräuel des ersten Ausbruchs an der südlichen Spitze von Italien zu unterdrücken. Im nämlichen Augenblicke erhob sich in dessen nördlichen Provinzen der Aufruhr, seine Anschläge und Hoffnungen auf die Schwäche der Besatzungen in der Lombardie gründend.

Allein Graf Bubna hatte schon früher die arge Stimmung in Piemont durchblickt und seine dort unterhaltenen Verbindungen verschafften ihm bald bestimmtere Andeutungen über die Umtriebe und Pläne. Ohne die Schirmung des Rückens von jenem Heere, das durch den Kirchenstaat nach dem empörten Neapel zog, aus den Augen zu verlieren, vereinigte er alle verwendbar bleibenden Truppen an den Punkten, die er am meisten bedroht erachtete und von wo er, wohl berechnet, früher mit voller Kraft auf den Sammelplatz der Gährung gelangen, als dort der verworrene Schwindel zur geregelten Meuterei sich gestalten konnte. So vorbereitet fand ihn die Nachricht, daß der Verrath in der Nacht vom 8. zum 9. März die Fahne in der Citadelle von Alessandria aufgepflanzt, am 12. März Turin in Verwirrung gebracht und durch schnelles Umsichgreifen den König zur Abdankung (13. März) und Uebertragung der Krone an seinen abwesenden Bruder veranlaßt habe.

Noch bestand der Wunsch unter den in Laibach versammelten Souveränen, ohne fremde Einmengung die allgemeine Ruhe wieder hergestellt und den Sieg des Pflichtgefühls über die Vorspieglungen der Abenteurer durch Ermahnungen und Vorstellungen bereitet zu sehen. Doch blieben dem General Bubna die militärischen Maßregeln an-

empfohlen; die Kommandanten der Oestreichischen Erbstaaten, besonders der zunächst liegenden, erhielten Befehl, Truppen in Bewegung zu setzen und selbst Kaiser Alexander schickte nach seinem fernen Reiche die Weisung, 75,000 Mann schleunigst aufbrechen zu lassen.

Allein nicht die Langmuth der Fürsten, nicht ihre warnenden Anstalten, nicht das Niederschmettern des Neapolitanischen Aufruhrs durch die Unterwerfungsakte von Capua (21. März), nichts konnte in Piemont die Unsinnigen zu besserer Ueberlegung bringen. Dort nahm seit Anfang Aprils der Aufruhr einen sehr ernsthaften, ja drohenden Karakter an. Es trat Zusammenhang in die Maaßregeln. Die Verschwornen hatten sich Geld und andere Kriegsbedürfnisse verschafft. Durch förmlichen Beschluß (27. März) wurden 100,000 Mann unter die Waffen gerufen, denen gegenüber Generallieutenant Latour kaum 4000 Mann dem Könige treu erhalten, aber selbe, weil er nicht mit gleichem Vertrauen auf die Unerschütterlichkeit Aller rechnen konnte, hinter die Mauren von Novara geführt hatte. Die Frechheit der Aufwiegler war dadurch zum höchsten Uebermuthe gesteigert. Von ihren Vereinigungs- und Hauptwaffenplätzen, Turin, Genua und vorzüglich Alessandria wollten sie, nach dem Vorbilde der ehemaligen Französischen Umwälzung, über die Nachbarstaaten sich ergießen, um dort heimlich vorbereitete Aufregungen zu entflammen. Schon wagten sie Streifzüge bis knapp an die Oestreichische Grenze und einer derselben (6. April) drängte die aus Novara ihm entgegen ziehenden königl. Truppen wieder dahin zurück. Nun schien es dem Grafen Bubna nicht mehr räthlich, auch nur einen Augenblick zu harren. Zwar waren seine Truppen, nebst allen, aus dem Venetianischen mit größter

Anstrengung ihm zugeschickten, noch weit unter der Zahl der ihm gegenüberstehenden und andere Verstärkungen konnten vor Mai nicht angereiht seyn; doch hatte ein kaiserliches Kabinetsschreiben aus Laibach (2. April) die Sicherstellung der Ruhe von Oberitalien mit unbeschränkter Vollmacht in Bubnas Hände gelegt. Je dringender die Lage, die keine neuen Anfragen mehr gestattete, je schwerer die Verantwortlichkeit wurde, die das ausgesprochene unbegrenzte Vertrauen seines Monarchen ihm auferlegte, desto mehr fühlte er Kraft in sich, besonders in dem Bewußtseyn, wie er in einem damaligen Schreiben höchst genial sich ausdrückt, daß er in der heiligsten Pflichterfüllung Leuten entgegen trat, denen der Strick an der Kehle saß und die Schuld am Gewissen nagte.

In der Nacht vom 6. bis zum 7. April, während er und seine Generale im Theater und in Abendgesellschaften sich zeigten, erhielten die Truppen in und um Mailand den Befehl zum ungesäumten Aufbruch. Auf den rechtlichen Sinn der Mehrzahl unter Mailands Bewohnern trauend und in der Ueberzeugung, daß die frühere feste Haltung der Behörden und die Vermeidung jeder Aufreizung die öffentliche Ruhe fest genug begründet habe, um der Anwesenheit von Truppen einige Zeit zu entbehren, ließ General Bubna in der Hauptstadt nur eine schwache Besatzung zurück. Alle übrigen Truppen (7. April) am Ticino bei Pavia, Abbiategrasso und Buffalora versammelt, schritten am Morgen des 8. an diesen drei Punkten über den Fluß auf das Piemontesische Gebiet über. Ein Aufruf an das Volk, mit dem Gebot, der Theilnahme an Thätlichkeiten sich zu enthalten, verscheuchte jede Besorgniß unter den friedlichen Bewohnern.

Der rasche Erfolg bewies, wie trefflich die Un-

ternehmung berechnet war. Die Empörer, bisher im Wahne, Oestreichs bewaffnete Macht sey in den Lombardisch-Venezianischen Provinzen zerstreut, zurückgehalten, achteten es Anfangs für ein Blendwerk, als sie mitten in Piemont auf Oestreichische Truppen stießen. Nur an diesem Tage (8. April) versuchten sie am Glacis von Novara und am rechten Ufer der Agogna einigen Widerstand. Der zweite (9. April) sah sie nach allen Richtungen sich zerstäuben. Eine schwache kaiserliche Avantgarde, beauftragt, die Haltung hinter den festen Wällen der Citadelle von Alessandria zu erspähen, fand selbe wehrlos und rückte (11. April) ohne Hinderniß ein. Endlich stießen die, von Novi nach der Bochetta vorgeschobenen kaiserl. Posten (13. April) auf eine Deputation, welche die, am Vorabend beschlossene Unterwerfung der Festung und des Gebietes von Genua in das kaiserliche Hauptquartier überbringen sollte.

Also am fünften Tage nach dem Einmarsche in das empörte und bewaffnete Land war daselbst die Ordnung und rechtmäßige Regierung wieder hergestellt und der Oestreichische Kommandirende, mit dem rechten Flügel des Armeekorps an Novara, mit dem linken an die Bochetta gelehnt, die Mitte bei Casale und größtentheils bei Alessandria gesammelt, gönnte seinen Truppen die wohlverdiente Ruhe und dem Generallieutenant Grafen Latour mit den treu gebliebenen Piemontesern die Ehre, nach Turin zu ziehen und ihren Landesfürsten in der Hauptstadt zu proklamiren.

Graf Bubna, vom Kaiser von Rußland mit dem Alexander-Newskyorden, vom Könige von Preußen mit den brillantenen Insignien des rothen Adlers und vom Könige von Sardinien mit einer Dotation beehrt, erhielt von seinem Monarchen, nebst

dem Großkreuz des Oestreichischen Leopoldsordens und einem jährlichen Gnadengehalte durch Handschreiben aus Laibach (16. April) den huldvollsten Ausdruck der allerhöchsten Zufriedenheit, und als Beweis des großen Vertrauens, die Wahl der fernern Einleitungen zur Sicherstellung des Vollbrachten. Er bestimmte die Zahl und Vertheilung der Oestreichischen Truppen, die in Piemont bleiben sollten, bis Alles im gehörigen Gange bekräftigt wäre, ertheilte ihren Kommandanten Verhaltungsbefehle, welche das Gepräge würdevoller Mäßigung trugen und traf am 9. Mai wieder in Mailand ein. Dort empfingen ihn die Gutgesinnten mit Jubel über die schnelle Befreiung von Besorgnissen und Schrecken und selbst bei den Schuldbewußten herrschte sichtbar ein Gemisch von Scheu vor seinem durchdringenden Blicke und von innerlicher Zufriedenheit, daß man ihnen nicht Zeit zu Unbesonnenheiten gelassen hatte.

Unter so vielfältigen Anstrengungen gerieth seine nie gehörig geschonte Gesundheit vollends in Verfall. Noch hatte er (24. Februar 1824) die Sehnsucht befriedigen können, seine beinahe achtzigjährige Mutter und manchen Jugendfreund in Böhmen zu besuchen und sodann, nach der Provinz zurückgekehrt, die durch das gegenseitige Band der ihr geleisteten Dienste und dafür von ihr gezollten Achtung gleichsam seine zweite Heimath geworden war, sah er auch dort einen seiner heißesten Wünsche erfüllt. Am 10. Mai 1825 zog er zum letzten Male seinen, um das Vaterland hochverdienten Degen und setzte sich an die Spitze des feierlichen Zuges, welcher den geliebten Monarchen und dessen erhabene Gemahlin durch die Straßen der alten Longobardischen Hauptstadt und mitten durch ein wonnetrunkenes Gewühl führte. Am 11. Mai stellte er Ihren Majestäten

seine Untergebenen vor. Allein am folgenden Tage ergriff ihn das athritische Uebel, dessen Qualen er bereits durch mehrere Jahre trug mit solcher Heftigkeit, daß der Arzt bald die Gefahr für hoffnungslos erkannte. Seine Schmerzen nahmen zwar ab; er bat sogar seine Freunde, das Krankenlager zu umkreisen; doch schwanden sichtbar die Kräfte, bald auch die Theilnahme am Gespräche der ihn Umgebenden, endlich die Besinnung. Unverkennbar war das Lebensprinzip ohne Rettung zerstört.

So entschlummerte er am Morgen des 6. Juni, mit der Fassung und Ergebung des echten Christen, mit der Ruhe des tröstlichsten Bewußtseyns und am Ende einer Laufbahn, die voll Ehre und Glanz, noch reicher an Wirken und Thaten und die vielleicht ohne Neider geblieben, weil sie ganz sein eigenes Werk gewesen war.

In der zarten Jugend hatte der Kampf mit Widerwärtigkeiten des Schicksals seine innere Kraft gestählt und frühzeitig in die Schule der Erfahrung hinausgeworfen, hatte er sich selbst, so zu sagen von Innen heraus, gebildet und von seinen seltenen herrlichen Anlagen Erfolge geerntet, die sonst nur von einer sorgfältigen Erziehung erwartet werden. So entwickelte sich bei ihm nach und nach die schnelle Fassungskraft zum scharfen und richtigen Ueberblicke und das angeborne Gefühl der entsprechenden Haltung zu der würdevollsten Stellung in den verschiedenartigsten und schwierigsten Lagen bis hinauf zum Führer von Armeen, zum Unterhändler von Staatsverträgen, zum Verwalter fremder Provinzen und Bezähmer der empörten Länder! Sein Karakter war eine glückliche Mischung von Eigenschaften, die scheinbar sich widersprechen. Ruhe und Kaltblütigkeit beim Berathen und Ueberlegen, sprühendes Feuer beim Vollziehen; Leichtigkeit, aber Gründlichkeit in

...ten; Frohsinn und Offenherzigkeit in den ge-
...n Beziehungen: in jenen des Dienstes Ernst,
...lossenheit, eine kunstlose und ungezwungene
...eit; Nachgiebigkeit und Gemüthlichkeit gegen
... Umgebungen; unerschütterliche Festigkeit und
...nliche Kraft im Verfolgen des vorgesteckten Zie-
... Der schätzbarste Zug, sowohl in seinem ge-
...lichen, als öffentlichen Leben, bleibt noch zu
...hnen übrig, nämlich der Hang und die Gabe
...ermitteln, auszugleichen, zu versöhnen, oft das
...streitende in gemeinsamen Zwecken zu einigen.
...n seine glänzendern Eigenschaften bald Männern
...ten, welche den wahren Gehalt zu würdigen
...hen, und wenn diese, einmal an ihn gezogen,
... mehr von ihm ablieſsen, ihm stets ausgezeich-
... Aufträge zuwendeten und dadurch seine schnelle
... ehrenvolle Laufbahn bereiteten; so war es doch
... Geist der Mäſsigung und Versöhnung, der in
... Lagen ihm Freunde, ja begeisterte Verehrer
... und seinen Verdiensten die Krone aufsetzte.

Die Nachricht von seinem Tode verbreitete un-
...uchelte Betrübniſs in der Provinz, deren mili-
...schen Verwaltung er vorstand, im k. k. Heere,
... ihn durch neun und dreiſsig Jahre unter seine
...gezeichnetsten Glieder zählte und im ganzen Kai-
...taate, in dessen Jahrbüchern sein erleuchteter Eifer
... seine hohen Dienste einen würdigen Platz fin-
... werden. Bei der militärisch-kirchlichen Trauer-
..., die auf Befehl des Kaisers im Freien auf dem
...rsfelde (23. Juni 1825) begangen wurde, lieſs
... Stadt Mailand ein Prunkgerüste und an dessen
... Seiten die passenden Inschriften:

Ferdinandus Comes Bubna —
Civis Integer —
Bellator Fortis —
Moderator Sapiens —

aufstellen. Die gesammte Garnison unter den Waffen, die anwesenden Vornehmsten aller Stände und eine zahllos zuströmende Volksmenge bezeichneten die tiefe Rührung.

Se. Majestät der Kaiser geruhte durch ein Handschreiben (Mailand 17. Juni 1825) der hinterlassenen Witwe, und durch ein zweites (Preßburg 19. October) der hochbejahrten Mutter des Verblichenen das herzliche Beileid zu bezeugen und eben so huldvoll als feierlich die Verdienste anzuerkennen, welche der Verewigte in den wichtigsten und schwierigsten Gelegenheiten durch die thätigste Erfüllung seiner Pflichten und durch Beweise der treuesten Ergebenheit sich erworben hatte.

So wurde Graf Bubna noch im Grabe von seinem Fürsten belohnt und geehrt!

---

* XL. M. Carl Gottlob Hausius,

M. der Philosophie und Pfarrer zu Batgendorf und Backleben.

geb. den 31. März 1754.
gest. den 7. Juni 1825.

Einer der geistvollsten, vielseitig gebildetsten und gelehrtesten Landgeistlichen in Thüringen, welcher sich auch durch Schriften einen bleibenden Ruhm erworben hat. Die Stammeltern desselben gehörten schon seit einigen Menschenaltern dem Predigerstande an und der Vater, M. Carl Traugott, so wie die Mutter, Fr. Rahel Sophie, geb. Richter, waren aus diesem Stande entsprossen. Derselbe ward im Jahre 1745 als Pfarrer nach Fremdiswalde bei Mutschen im Leipziger Kreise berufen. Hier wurde unser Carl Gottlob geboren, nebst noch

einem Bruder, der sich in der Folge der Jurisprudenz widmete und als Rechtsconsulent zu Dresden starb, und einer Schwester, welche im Lenze ihres Lebens bereits irdisch vollendete. Der Vater, ein würdiger Seelsorger seiner Gemeinde, war auch ein wahrhaft würdiger Erzieher seiner Kinder in Gottesfurcht und Wissenschaft. Im Jahre 1755 erhielt er den Ruf als Probst und Pfarrer nach Lissen und Haardorf in der Ephorie Weißenfels. Nur kurze Zeit war es ihm hier von der Vorsehung vergönnt, seine segensvolle Wirksamkeit in Kirche und Schule, so wie im liebenden Kreise seiner Kinder fortzusetzen; er starb 1758 in einem Lebensalter von 48 Jahren, 8 M., 2 W., 1 T. Der Sohn bis in sein 13tes Jahr unter der sorgenden Pflege der Mutter auf dem Lande erzogen, fand außer dem Schulunterricht des Ortes, in der Leitung eines würdigen Predigers zu Osterfeld Veranlassung und Aufmunterung, sich mit den Elementen der Lateinischen und Griechischen Sprache bekannter und vertrauter zu machen und sich auf das Studium der Theologie vorzubereiten, für welches nicht nur fromme Mutterliebe, sondern auch ein eigner, innerer Ruf ihn bestimmte. Er begab sich daher im Jahre 1767 auf die Thomasschule zu Leipzig, wo er unter sorgfältiger Anführung der dasigen Lehrer und namentlich des berühmten Rector Fischer, welchem Sachsen viele gelehrte Männer zu verdanken hatte, seine Studien mit rastlosem Eifer fortsetzte. Er zeichnete sich bald unter seinen Mitschülern rühmlich aus, und erwarb sich insonderheit das Wohlwollen Fischers. Eingezogen, haushälterisch mit der Zeit, wenig bedürfend, entzog er sich schon auf der Schule nicht dem Schweiße der Arbeit und suchte einzig in der Musik seine Erholung, in welcher er sich gründliche Kenntnisse sammelte

und eine nicht gemeine Fertigkeit im Klavierspiel zu erstreben suchte. Bald legte er auch durch eigene Komposition und Verfertigung mehrerer Lieder und Tonstücke für den Leipziger Almanach, so wie durch Unterricht und Bildung einiger ausgezeichneter Dilettanten zu Leipzig seine gründliche, kunstmäßige Ausbildung in der Musik zu Tage. Eben so brachte er von der Schule eine gründliche Kenntniß des Versbaues und der Sylbenmaaße der Alten hinweg, welche gewiß viel dazu beitrug, daß er in seinen männlichen Jahren noch ein richtiger und feiner Beurtheiler der Deutschen Prosodie blieb. Wohl vorbereitet und zur wissenschaftlichen Thätigkeit gewöhnt, bezog er 1773 die dasige Universität. Hier bauete er mit dem gewissenhaftesten Fleiße und glücklichsten Erfolge auf dem bisher gelegten Grunde fort und wählte sich anfangs classische Literatur und biblische Philologie zu den Hauptfächern seines Studiums, einzig in der Absicht, um durch diese Hülfswissenschaften tiefer in sein Hauptfach, die Theologie einzudringen. Er besuchte hierauf die philosophischen, historischen und mathematischen Vorlesungen der Herren Seydlitz, Crusius, Platner, J. A. Ernesti, Burscher, Borz und Gehler; in der Physik und Naturgeschichte waren Ludwig, Leske, in der gelehrten Geschichte und Dichtkunst Eck, Bosseck in der Hebräischen Sprache und Augusti, Schwarz, Morus und Burscher in den verschiedenen Theilen der Theologie seine Lehrer. Er wurde durch ein kurfürstliches, ingleichen durch die Greinischen und Fiedlerischen Stipendien in seiner academischen Laufbahn unterstützt. Auch erwarb ihm sein academischer Fleiß die besondere Zuneigung des Professors Seydlitz, der ihn nicht nur zu seinem Famulus erwählte, sondern ihm auch den Unterricht seiner Kinder anvertraute.

dieser erlangten Stellung standen ihm nicht nur Menge literärischer Hülfsmittel zu Gebote, sondern elangte durch dieselbe auch zu einem nähern ang mit einigen akademischen Lehrern und ichen Männern und Frauen, die auf die Stu- und die gesammte Bildung desselben wohlthä- inwirkten. Im Jahre 1780 bewarb er sich um Magisterwürde, welche ihm auch die philosophi- Fakultät den 10. Februar a. c. auf eine für schmeichelhafte Weise ertheilte. Aufgemuntert den Beifall seiner akademischen Lehrer und die wohlwollenden Winke einiger Gönner, war e Zeit lang entschlossen, sich dem akademischen berufe zu widmen; inzwischen gab er, ent- von allem eigenen Geldzuschüsse, diesen Ent- ß bald wieder auf. Die Bekanntschaft mit um die Buchdruckerkunst und Notendruckerei och verdienten Buchhändler Breitkopf öffnete ein belohnendes Feld für literärische Arbeiten für eine sorgenfreie Subsistenz. Er erhielt von die Korrecturen von mehreren größeren Wer- und musikalischen Stücken und wurde als Mit- iter an den damaligen kritischen Zeitschriften eladen. Es begann daher für ihn eine schöne , die mit ihren hellen, warmen Lichtstrahlen den Abend seines Lebens verklärend erleuch- Dieselbe brachte ihn auch mit dem damali- Bürgermeister, Hrn. Apel in nähere Verbin- g, in dessen Familienkreise er glückliche Tage ebte. Er leitete mit den jugendlichen Unterricht durch seine Metrik so berühmt gewordenen D. gust Apel und wußte denselben durch ein un- lösliches Band dankbarer Liebe an sich zu fes- , so, daß sie auch noch als Männer im trau- sten Verkehr mit einander blieben und ihre ge- nnenen allseitigen Ansichten von der Verskunst,

über Rythmus und Metrum ꝛc., gegenseitig sich austauschten. Tief und schmerzlich verwundete daher sein Herz die Trauerkunde von dem am 9. August 1816 — bei sonst frischer Gesundheit — schnell erfolgten Tode seines hochverehrten Schülers und Freundes. — Leipzig mit seinen mannigfaltigen Schätzen und Genüssen fesselte auch unsern Hausius so fest an sich, daß der Gedanke an eine baldige anderweitige Anstellung weder Raum noch Verlangen in seiner Seele gewann. Er sah ja seine Subsistenz daselbst so wohlthuend gesichert; sich selbst mit einem auserwählten Kreise geist- und geschmackvoller Kenner und Beschützer der Kunst und Wissenschaft umgeben. Die Stunden der Muße benutzte er zur Anfertigung einiger Elementarbücher für einen erleichternden Schulunterricht, *) und zur Bearbeitung eines großen geographischen Handbuchs für die Jugend und Liebhaber der Geographie, welches 1795 bei Leo in 3 Th. in Druck erschien. Dasselbe gehört wegen seiner lichtvollen Ordnung, ungemeinen Faßlichkeit und Klarheit, so wie wegen seines Reichthumes an historischen, statistischen, topographischen und physikalischen Notizen zu den vorzüglichsten geographischen Lehrbüchern der damaligen Zeit und beurkundet des Verfassers große Länder- und Völkerkunde und Fleiß in dem Gegebenen. Er dedicirte dieses geographische Werk dem damaligen Stiftsdirector zu Zeitz, Sr. Excellenz dem wirklichen Geh. Rath, Graf v. Werthern, einem eben so erleuchteten Kenner, als eifrigen Beförderer der Wissenschaften und Künste, der es mit Wohlgefallen aufnahm und mit bleibender Werthschätzung des Verfassers belohnte. Denn im Jahre 1799 trug er demselben das er

*) Darunter zeichnet sich das sehr verbreitete u. bekannte ABC-Buch aus der Naturgeschichte, Leipz. bei Voß, aus.

nigte Pfarramt zu Altbeichlingen in der Grafschaft Beichlingen zur Annahme an. So ehrend dieser Beweis des Vertrauens für ihn war, so versetzte dieser Ruf ihn doch eine Zeitlang in einen innern Kampf mit sich selbst, ob er aus den bisherigen so angenehmen Lebensverhältnissen heraustreten und sie mit der Abgeschiedenheit von allem literärischen Verkehr dem stillen Berufe eines Landpredigers in einem kleinen Dorfe vertauschen dürfe. Zuletzt entschied doch die innere Gottesstimme für die Annahme des vertrauungsvollen Antrags. Bevor er aber demselben folgte und von Leipzig schied, verehelichte er sich noch daselbst mit Igfr. Christiane Erdmuthe Opitz, des auch als Schriftsteller bekannten Pfarrers zu Magdeborn bei Leipzig, Hrn. M. Carl Gotthelf Opitz, ältesten Tochter erster Ehe. Am Trinitatisfeste desselben Jahres hielt er mit seiner angetrauten Gattin den feierlichen Einzug in der ihm anvertrauten Gemeinde.

Schienen gleich Hausius's Talente und Kenntnisse auf einem einsamen Dorfe nicht an der Stelle zu seyn, wo sie nach ihrer Kraft und Richtung wirken konnten, so erfüllte er doch auch da als Freund und Lehrer seiner Gemeinde die Pflichten seines Standes mit eben so viel Freudigkeit, als Segen. Als Menschenkenner suchte er sich ganz zu der Vorstellungs- und Empfindungskraft der Landleute herabzulassen. Seine Predigten waren nach Inhalt und Form populär und voll praktischen Sinnes, obschon letzterer ihn mitunter der Gefahr auszusetzen schien, an das Gemeine und für die Kanzel Unschickliche zu streifen, eine Gefahr, der schon Viele unterlegen haben, welche Natur und Ackerbau zum vorherrschenden Gegenstand ihrer Predigten machten und hierin die beste Anleitung zur wahren Gottseligkeit für Landleute erkannten. Die Mehrzahl der Stunden des Tages, die ihm

bei seinem Amte übrig blieben, verlebte er in wissenschaftlicher Muse, umgeben von einer auserwählten Büchersammlung, welche er in Leipzig sich nach und nach angekauft hatte; auch widmete er einen Theil derselben einem ausgebreiteten freundschaftlichen Briefwechsel und kleinen Besuchen in seiner Umgebung, wodurch er sich nicht nur viele und edle Freunde erwarb, sondern auch Heilsames stiftete, indem er überall den Sinn für Wissenschaft und namentlich auch für Natur und ihre Schöpfungen und Erscheinungen zu nähren und zu begründen und Blumen des guten Geschmacks hinzupflanzen sich bestrebte. Im häuslichen Leben erblühten ihm Vaterfreuden im Himmelgeschenk dreier Töchter und eines Sohnes. Letzterer ward ihm bald durch den Tod wieder entrissen. Seine Vatersorge widmete er daher in liebender Treue der Erziehung und dem Unterrichte der ihm gebliebenen Töchter. Zugleich wurde im Schoße ländlicher Einsamkeit das Reich der Natur ein neuer Lieblingsgegenstand seines Forschens, wie auch Oekonomie mit ihren Hauptzweigen. Ihn leitete hierbei der Wunsch, mit den erlangten Kenntnissen belehrend auf seine Gemeindeglieder zu wirken. Eine Frucht seines Fleißes war ein Werk unter dem Titel: „die vier Jahreszeiten", welches er in Druck gab und das bei Voß in Leipzig erschien; ferner erschien auch von ihm bei demselben Verleger 1800 „der kleine Pferdeliebhaber", ein Lesebuch für Knaben. Er studirte in dieser Zeit auch mehrere medizinische Werke, um sich in Bekanntschaft zu setzen mit der Natur und der Behandlung der herrschenden Krankheiten unter den Landleuten und ihrer nächsten Heilmittel; selbst die sogenannten, bei dem Landmanne beliebten, sympathetischen Heilmittel entgingen seiner aufmerksamen Prüfung und Würdigung nicht. Ueberhaupt reizte ihn nichts

mehr, als irgend eine Vervollkommnung im Reiche des Wissens. Jede seinem Stande Gewinn darbietende Schrift, die durch innern Gehalt sich auszeichnete, füllte entweder seine Bibliothek aus, oder wurde wenigstens von ihm gelesen und excerpirt. Er notirte sich genau alle vorzüglichern Werke an. Stieß er beim Lesen auf Stellen, die seine Bedenklichkeit in Anspruch nahmen — so prüfte er sie besonnen, und man fand bei ihm, der früher an recensirenden Schriften Theil genommen, die treffendsten Beurtheilungen der wichtigsten und schätzbarsten Werke. Ja, es war ihm so eigenthümlich geworden, Stellen, die ihn ansprachen, alsbald beim Lesen mit der Bleifeder zu unterstreichen, oder die ihm nicht genügend und überzeugend zusprachen, mit abfälligen Bemerkungen und Zeichen zu begleiten; selbst ihm nur geliehene Bücher unterlagen dieser seiner eigenhändigen Kritik, nicht allemal mit beifälliger Zustimmung der eigenthümlichen Besitzer. Das beschränkte Diensteinkommen seiner jetzigen Stelle legte seiner Bücherliebe enge Fesseln an. Erfreuend war es daher für ihn, als dessen Hr. Kirchenpatron, der Graf und Herr von Werthern ihn im Jahre 1809 zum Pfarramte in Batzendorf mit Backleben in der Ephorie Sangerhausen berief. Durch diese Versetzung sah er sich nicht nur in eine größere Parochie, sondern auch in eine, für seine wachsenden Familienbedürfnisse günstigere Lebenslage eingeführt. Dom. Judica hielt er die Anzugspredigt in seinem neuen Amtskreise. Auch hier lebte er außer seinem Geschäftskreise ganz den Wissenschaften, erzog seine Töchter würdig und weihete ihnen die aufmersamste väterliche Sorgfalt. Zugleich lenkte er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Verbesserung der beiden ihm untergebenen Schulen. Belehrend, berathend und ermuthigend

trat er den Lehrern zur Seite und suchte sie für ihren wichtigen Beruf zu erwärmen und zu begeistern. Er suchte sie zu überzeugen, daß, jemehr die Bildner der Nationaljugend vorzüglich darauf sehen, derselben an dem ihr vorgehaltenen Lehrstoffe eine höhere Gewandtheit des Geistes abzugewinnen, desto gewisser würden sie diese auch nach vollendeter Schulzeit in allen Verhältnissen des häuslichen und bürgerlichen Lebens offenbaren. Die Welt, auch die Deutsche Welt werde nur mit den Menschen und durch die Menschen anders. „Wie wir diese bilden" — rief er — wird jene dereinst seyn. „Stolz erhebe sich in unserer aller Brust der große „Gedanke: von uns Bildnern der Landjugend geht „hauptsächlich die Erlösung der Menschheit von ih„rem größtentheils noch sehr unvollkommenen Zu„stande aus. Fest stehe daher auch unser Entschluß: „wir wollen durch eine weise, geordnete Erziehung „der Jugend ein künftig kräftigeres, verständigeres „und edleres Geschlecht aufstellen, welches nicht nur „in eine bessere bürgerliche Verfassung paßt, der „wir entgegen sehen dürfen, sondern aus dessen ge„läuterter Gesammteinsicht auch mit der Zeit ein „sich allmählig immer vollkommner ausbildendes „Bürgerthum nothwendig hervorgehen wird." — Elementarlehrmittel wurden angeschafft, die Stephanische Laut- und bildende Lehrmethode im Geiste der ächten Sokratik wurde eingeführt, das Rechnen, in welchem Hausius ein Meister war, — und namentlich das Kopfrechnen zu einem Hauptzweige des Unterrichts erhoben und der Deutschen Sprache und dem Realunterrichte mehrere Lehrstunden angewiesen. Er suchte eine Schulbibliothek zu fundiren, in welche die besten Lehrbücher aufgenommen wurden. Zugleich bildete er einen Lesezirkel für Schullehrer, um sie auf eine weniger kostspie-

lige Weise mit den Fortschritten im Schul- und Erziehungssache des In- und Auslandes in Kenntniß zu setzen. Er schloß sich auch mit seinen Lehrern an die Schulkonferenzen an, deren sich mehrere in der Werthernschen Herrschaft zur Förderung einer Gesammtbildung der Volkslehrer gebildet und begründet hatten. Den nun Verewigten lernte in diesem Abschnitte seines Erdenlebens der Referent näher kennen und er verdankt ihm von dieser Zeit an manche belehrende Stunde im freundlichen Umtausch theologischer und pädagogischer Ansichten und Ueberzeugungen. Er war und blieb ein fleißiger Forscher und Denker und hielt mit seinen gelehrten Zeitgenossen gleichen Schritt; doch hatte er sein theologisches System gewissermaßen geschlossen und man sah, wie Ernestis liberale Denkungsart und Gelehrsamkeit demselben zur Grundlage gedient hatte, obschon auch Crusius in ihm ein gewisses Hinneigen zu apokalyptischen Meinungen angebildet hatte. Die in neuerer Zeit bekannt gewordenen Abweichungen so Mancher von einer so langen Zeit bewährten und durch große Schriftforscher erprobten Orthodoxie im edlen Sinne des Worts, machten ihn oft unruhig. „Wo wird dieses alles hinführen," sagte er oft, — „ich erlebe es zwar wahrscheinlich nicht, aber die Folgen von dem Leichtsinn, mit dem man jetzt hie und da die heiligen Religionsurkunden und Glaubenswahrheiten behandelt, können nicht anders als traurig seyn." So sehr ihn aber die daraus entspringende Gleichgültigkeit in Ansehung der Religion und des öffentlichen Cultus derselben schmerzte, so wenig war er doch intolerant gegen Andersdenkende; entfernt von Verketzerungssucht ließ er Jeden seinen Weg gehen; Verschiedenheit des Glaubens machte bei ihm keinen Unterschied in der Freundschaft. Mit

voller Ueberzeugung kann Referent versichern: Hansius erhielt in sich lebhaft den regen Sinn für jede fremde Idee; in ihm vereinigte sich die reinste Empfänglichkeit für das Neue mit der gereiftesten Würdigung des Alten; dabei war er ein schlichter, guter, edler Mann, ohne Arg und Falsch; sein Grundsatz war: „thue Recht, scheue Niemand." Nur darin fehlte er, daß er streng in seinen Forderungen an Andere war und im persönlichen Umgange mit Amtsbrüdern heftigen Widerspruch nicht wohl zu ertragen vermochte und daher zuweilen unverschleiert und derb seine Meinung sagte; weshalb er auch oft verkannt und hart beurtheilt ward. Am besten lernte man ihn kennen und schätzen im traulichen Gespräch unter vier Augen. Da hat Ref. und andere Amtsbrüder oft mit ergriffen seine Erhebung über das Gemeine, über die ganze äußere Welt, aber auch sein Kummer, nicht tiefer hier ins Heiligthum der Wahrheit, in das Reich des Lichtes, wornach sein Geist dürstete, eindringen zu können. Seinem äußern Menschen schenkte er freilich oft zu wenig Aufmerksamkeit und nicht selten vernachläßigte er in spätern Lebensjahren die Haltung und Bekleidung seines Körpers. Indessen wer nicht an der Schale, sondern am ächten Kern hing, wußte ihn dennoch zu suchen und zu genießen. Die Familie seines Kirchenpatrons schätzte ihn jederzeit hoch. Er ward von derselben mit ausgesucht und gebeten, den Jugendunterricht der sich nun in Spanien befindenden k. Sächsischen Gesandtin, Freifrau von Könneritz, geb. Freiin und Herrin von Werthern, namentlich in der Geographie, Physik und Naturbeschreibung zu leiten und zu ertheilen. Die Gründlichkeit und Tiefe seines Wissens zeigte sich auch hier in den erfreulichsten Fortschritten seiner talentvollen und geistreichen Schülerin. Die sitzende

Lebensweise, so wie auch die Schrecken des Krieges im Deutschen Freiheitskampfe, die seine Gemeinde und auch sein Haus ergriffen, ausplünderten und sogar ihn und die Seinigen in die Flucht trieben, wirkten im Ablauf der Zeit schwächend auf seine Gesundheit und namentlich auf seinen Unterleib. Leberleiden stellten sich ein. Durch ärztliche Hülfe wurden dieselben eine Zeitlang glücklich gedämpft, doch sie kehrten wieder in verstärktem Schmerze. Das Uebel wuchs, und mit demselben die allmählige Abnahme seiner Körperkraft, — bis endlich eine überwiegende Kraftlosigkeit und Schwäche mehrere Monate hindurch ihn ganz unfähig für die Verwaltung seines Amtes machte — und zuletzt aufs Siegbette warf. Auf demselben erduldete er seinen zunehmenden Leidenskampf als Weiser und als gläubiger Christ — bis am 7. Juni 1825 derselbe von ihm im 71. Lebensjahre durchkämpft ward, und sein Geist sich verklärend loswand von der irdischen Hülle und sich aufschwang aus dem Lande des Glaubens in das ewige Lichtreich des Schauens. — Der Körper wurde am 10. Nachmittags ohne weitern Prunk — den der Vollendete im Leben nie geliebt hatte, beerdigt, aber seine Beerdigung durch das zahlreiche Geleite seiner Gemeindeglieder und durch die freiwillige Begleitung vieler benachbarter Amtsglieder in Amtskleidung sehr feierlich gemacht. Am Grabe selbst ehrte der würdige und geachtete Herr Superintendent Fischer von Sangerhausen, den eine Inspectionsreise in diesen Theil seiner Ephorie zufällig geführt hatte, den Verewigten noch durch eine kurze, schöne, salbungsvolle Rede. Der gewesene Beichtvater des Vollendeten, Herr P. Bech zu Schloßbeichlingen hielt hierauf in der Kirche vor der versammelten Gemeinde die gewöhnliche Stand- und Leichenrede mit der

ihm eignen rednerischen Kraft und eindringenden feurigen Beredsamkeit. Die anwesende Menge schied mit bewegten Herzen und voll Segens von den irdischen Ueberresten des Verklärten und von der Trauerstätte.

Multis ille bonis flebilis occidit! — Sit ei terra levis, ossaque molliter cubent! —

Außer den erwähnten gedruckten Schriften hat Hausius mehrere Recensionen in gelehrte Zeitungen, theologische Abhandlungen in theologische Zeitschriften und pädagogische Aufsätze in die Literaturzeitung für Deutschlands Volkschullehrer geliefert.

C. M. V.

---

* XLI. Benedict Christian Vogel,

Doctor und Professor der Arzneikunde zu Nürnberg,

geb. den 24. April 1745.

gest. den 8. Juni 1825.

Benedict Christian Vogel ward geboren zu Feuchtwang im damaligen Markgrafthum Ansbach, wo seine Eltern, Kaplan Georg Ludwig Vogel und Frau Anna Maria Barbara, eine geborne Frieß — in glücklicher Ehe lebten. Noch nicht dem Knabenalter entwachsen, mußte er schon den geliebten Vater zu Grabe tragen sehen, und die Sorge für seine fernere Bildung und Erziehung blieb nun der trefflichen Mutter allein überlassen. Doch der kindlichste Gehorsam, zärtliche Liebe und ein kühn emporstrebender Geist, der in dem heranwachsenden Knaben sich immer mehr und mehr entfaltete, erleichterten die Mühen und Sorgen der Mutter.

Den ersten Unterricht erhielt er in der Feucht-

wanger Lateinischen Schule und von seinem Oheim Frieß, nachmaligem Pfarrer zu Pegnitz. Wohlvorbereitet begab er sich in einem Alter von 16 Jahren auf das Gymnasium nach Ansbach, wo er sogleich in die oberste Klasse versetzt wurde. — Zwei Jahre widmete er sich hier der verfeinerten Ausbildung der Lateinischen und Griechischen Sprache unter der trefflichen Anleitung des damaligen Rectors Junkheim, dann der Physik und Mathematik in den Vorlesungen des Professors Rabe, und stattete sich, rastlos arbeitend, mit allen den Kenntnissen aus, die zur Betretung seiner akademischen Laufbahn erforderlich waren. Diese begann er zu Ostern 1763 auf der Universität Helmstädt, woselbst schon sein älterer Bruder, der nachherige Sachsen-Weimarische Kammerrath und Landschaftscassier, Herr Wilhelm Georg Vogel studirte.

Ein gründliches Studium der innern und äußern Heilkunde, der Naturgeschichte und Botanik und eine genaue Kenntniß aller für diese Wissenschaften erforderlichen Hülfsquellen, war das Ziel, nach dem des Jünglings thätiger Geist auf dieser Bahn rasch vorwärts schritt.

Durch seinen unermüdeten Fleiß hatte er sich während 3 Jahren, in denen er die anatomischen, physiologischen und chirurgischen Vorlesungen des Doctor Adolph, die physischen, chemischen, pharmazeutischen, pathologischen 2c. des berühmten Hofrath Beireis, dann die botanischen u. s. w. besuchte, die volle Zufriedenheit seiner Lehrer erworben, unterwarf sich dann den Prüfungen der medizinischen Facultät, vertheidigte am 13. Mai 1766 seine Lateinische Dissertation in nämlicher Sprache und verließ, mit der Doctorwürde begleitet, Helmstädt, um auf seiner Rückreise auch Göttingen, Halle, Leipzig, Jena und Erlangen zu besuchen. Mit Sehn-

sucht erwartete ihn daheim die heftig erkrankte Mutter, die schon 14 Jahre lang minder oder mehr — an der Wassersucht leiden mußte. — Dem Sohne war es vorbehalten, an ihr die Wohlthätigkeit des erlernten Studiums zu erproben, und die glückliche Erhaltung jenes ihm so theuren Lebens, ließ ihn mit verdoppelter Liebe dem Berufe huldigen, den er gewählt hatte. Am 15. November des nämlichen Jahres wurde er zu Ansbach in das medizinische Collegium aufgenommen, aber nur kurze Zeit war er dessen Mitglied, denn schon am 5. Mai 1767 erhielt er den Ruf eines außerordentlichen Lehrers der Arzneikunde auf der vormaligen Reichsstadt-Nürnbergischen Universität Altdorf, welchem er auch im Monat August folgte. Schon am 24. April 1768, gerade an seinem 24. Geburtstag wurde ihm die Ernennung zum ordentlichen Professor daselbst überbracht. — 1771 rückte er in die zweite, 1784 in die erste Stelle der medizinischen Facultät vor, auch war er mehrmal Dekan und Rector der Universität.

Er liebte seine Verhältnisse um ihrer selbst willen, weil sie seinem vielfach gebildeten und thätigen Geiste ein weiteres Feld zur Aussaat darboten, aber er liebte sie auch deshalb, weil ihm durch sie die hohe Freude zu Theil wurde, die geliebte Mutter zu sich nehmen zu können, um durch die zarteste Treue jede frühere Sorge und Mühe zu vergelten. Ein schmerzliches Gefühl war es für ihn, als sein ältester Bruder Georg Johann Ludwig, Professor der Philosophie zu Halle, zu ihm kam, um bei ihm Hülfe gegen ein langsames Zehrfieber zu finden, welches er aber nur lindern konnte, und es dem Tode überlassen mußte, den lieben Kranken von seinem unheilbaren Uebel zu befreien. Eben so drohte auch ihm in einem Alter von einigen 30

Jahren eine lange dauernde Kränklichkeit mit einem frühzeitigen Ende; doch die genaue Kenntniß des eigenen Körpers und der für denselben erforderlichen Heilmittel, so wie überhaupt das ordentlichste und pünktlichste Leben, gaben ihm seine Kräfte wieder, die er mit seltsamer Treue dem Berufe des Arztes und Lehrers weihte.

Im Jahre 1784, am 22. November, verehelichte er sich mit Fräulein Christiane Johanne von Königsthal, der Tochter des zu Wetzlar verstorbenen Herrn Gustav Georg von Königsthal, verschiedener Fürsten und Stände des Reichs Geheimenrath und ersten Consulenten der Reichsstadt Nürnberg. Ein segensreiches häusliches Verhältniß war die glückliche Folge dieser Verbindung, denn der edle Mann verstand der Gattin vielfach gebildeten Geist, ihr treffliches Herz und ihre kluge Wirthschaftlichkeit zu würdigen und zu achten. — Dieses glückliche Verhältniß erhöhte der Besitz von zwei Töchtern und einem Sohne; doch den letztern, Eberhard Wilhelm Ludwig, einen hoffnungsvollen Knaben, raffte im zweiten Jahre seines kurzen Daseyns der Tod unerwartet in einem Augenblick dahin und verursachte dadurch in den Herzen der liebenden Eltern eine lange schmerzlich blutende Wunde.

Im Jahre 1792 starb fromm und ruhig, wie sie gelebt hatte, Vogels würdige Mutter in einem Alter von 74 Jahren und hinterließ ihm und den Seinigen ihren mütterlichen Segen. — Die beiden Töchter erhielt ihm die Vorsicht. Eine einfache und sorgfältige Erziehung bildete bei ihnen Geist und Herz und machte sie fähig das Glück zu empfinden, Kinder so trefflicher Eltern zu seyn.

Die glückliche, freie, seinen innern Gefühlen so ganz entsprechende Lage, in welcher der Selige in Altdorf lebte, ließ ihn keinen glänzenderen Wirkungskreis suchen, noch annehmen, obgleich sich ihm öfters die Gelegenheit darzu darbot, denn er hatte und übte stets den schönen Grundsatz:

„daß der Mensch überall, wenn er ernst-„lich will, des Guten viel zu schaffen ver-„mag."

So war er ein sorgsamer Lehrer für seine Schüler, ein eifriger Priester im Tempel der Natur, ein helfender Engel am Lager des Kranken, ein treuer Bürger des Staats, dem er diente, ein hocherfahrner Mann, durch unablässiges Denken und Forschen, und hüllte alles, sein Thun und Wirken in das zarte Gewand der Bescheidenheit und christlichen Demuth. Dem wahrhaft Armen und Nothleidenden war er im Stillen ein Freund und Wohlthäter, denn auch hier folgte er den Worten der heiligen Schrift:

„die Rechte soll nicht wissen, was die Linke „thut" —

und bei seinen Krankenbesuchen zog der Edle nur den Dürftigen vor.

So entschwanden ihm — bekannt und hochgeachtet in einem weiten Umkreis seines Bestimmungsorts — Tage und Jahre dahin. — 1809 feierte er in Altdorf zugleich mit seiner silbernen Hochzeit die Verlobung seiner ältesten Tochter Maria Eleonora Sophia mit Herrn Wilhelm Georg Eberhard von Königsthal, königl. Rechtsanwalt und Stiftsconsulent daselbst. Aber diese Feier sollte ihm nicht ungetrübt beschieden werden, denn eben um diese Zeit wurde die ihm so lieb gewordene Lehranstalt aufgelößt, und er, deren Senior und

Rector er damals war, sah, innig bewegt, nun so manches Gute und Schöne enden. —

Im April 1810 verließ der wackere Mann mit den Seinigen den Ort, wo er 43 Jahre segnend gewirkt und zufrieden gelebt hatte. Er wählte Nürnberg zu seinem Aufenthalt, wo er von nun an in dem schönen Kreise liebender und wiedergeliebter Verwandten und Freunde fortwährend thätig, nützend und helfend der Menschheit — die ihm noch gegönnte Zeit entschwinden sah. Die bald darauf an seinem Geburtstage vollzogene Trauung der schon genannten Tochter mit dem von ihm so innig geliebten Schwiegersohne, — mit dessen würdigem Vater, dem früher dahier verstorbenen hochgeachteten Herrn Rathsconsulenten Eberhard Jodocus von Königsthal, der Vollendete schon vor langen Jahren durch ein heiliges Band vereint war — milderte das Bittere der vorausgegangenen Trauung und öffnete in dem gefühlvollen Herzen des zärtlichen Vaters eine neue Quelle beglückender Empfindungen. Ein Jahr später, wieder an seinem Geburtstage, wurde seine erste Enkelin getauft und erhielt von ihrer verehrten Großmutter und Pathe die Namen Johanna Christiana Sophia Regina.

Auf diese Freude folgte eine bange Sorge, denn eine schwere Krankheit drohte dem kleinen Säugling, die Mutter schon frühe zu entreißen. Doch dem hocherfahrnen Arzte ließ es die Vorsehung gelingen, nach vielen schmerzlich durchkämpften Wochen zum zweitenmal der Tochter das Leben zu geben.

Im Mai 1813 erhielt er eine zweite Enkelin, deren kurzes Daseyn aber schon mit 10 Monaten wieder endete. Im December des nämlichen Jahres versetzte ihn die Nachricht von dem unerwar-

teten Tode seines geliebten Bruders des Kammerraths Vogel in Jena, in Trauer. Am 13. Mai 1816 begingen die Seinigen das schöne Fest der 50jährigen Feier der erhaltenen Doctorwürde. Im Herbst des nämlichen Jahres erfolgte die Geburt der 3ten Enkelin, die aber gleich der 2ten frühzeitig zum Engel wurde. Ein ähnliches Fest beglückender Erinnerung, wie das obgedachte, beging er am 5. Mai 1817, am Tage, wo er 50 Jahre früher zum academischen Lehrer berufen wurde.

Der darauf folgende 22. October verursachte eine große Lücke in dem trauten engen Familienkreise, indem er zum Todestag der geliebten Gattin und kindlich verehrten Mutter ward.

So wie in allen Begebenheiten seines Lebens, erschien er auch hier den Seinigen als das wahre Bild eines weisen, frommen Christen. Aber in seiner zweiten Tochter, Regine Charlotte Juliane hatte ihm die Vorsicht eine treue Stütze für seine einsameren Tage aufbewahrt. Sie war es, die von nun an nur für den theuern Vater lebte, die in seinem Geiste handelte, jeden Wunsch zu erspähen suchte, und in der sorgsamsten Pflege ihre größte Freude und ihr höchstes Glück fand.

Im Januar 1818 ward die Geburt seines Enkels und Pathchens, Christian Wilhelm Gustav Eberhard, ein ihn sehr beglückendes Ereigniß, und mit eben der zärtlichsten Liebe, mit der er alles, was ihm theuer war, umfaßte, blickte er auch auf den zweiten Enkel, Philipp Friedrich Wilhelm Eberhard, geboren am 13. Juni 1820.

Schon weit zum ehrwürdigen Greisenalter vorgerückt, schien sein Geist in den Zeiten der früheren Kraft und Stärke zu verweilen, denn noch vor wenig Jahren, bei der Säkularfeier der Begründung der ehemaligen Universität Altdorf, schrieb er zur dank-

deren Erinnerung eine Lateinische Rede. Eben so zeugen viele Manuscripte, so wie mehrere von ihm erschienene Druckschriften, wodurch sein Name in der gelehrten Welt nicht unbekannt blieb, von seinem rastlosen Fleiß und, obgleich selbst reich an den seltensten Erfahrungen, ging er dennoch, stets vorwärts schreitend, mit dem Geiste der Zeit fort, prüfte alle neuen Systeme und verschmähte nicht das Gute, wo er es auch fand, mit seinen eigenen Beobachtungen zu vereinigen. So tief er über seine große Wissenschaft dachte, eben so innig beschäftigte ihn auch die Bestimmung seiner unsterblichen Seele, und die Wahrheiten der heiligen Schrift, so wie die erhebenden Stunden der Andacht trugen sie oft in heiligem Vorgefühl zu jenen Höhen, wo sie jetzt im Verklärungsglanze schwebt. Dieser fromme Sinn, verbunden mit einem unbegränzten Vertrauen auf Gott, gab ihm aber auch eine Heiterkeit, wodurch er sich leicht die Herzen gewann, und gern versammelte sich der schöne Kreis seiner Verwandten von Löffelholz, von Praun und der treu bewährte Freund von Fürer und von Holzschuher um den ehrwürdigen Greis, der so viele Freudenblumen gab und dankbar jede ihm dargebotene annahm.

Im Juli des letzten J. (1824) erlebte er noch eine Enkelin, Regine Mariana Sophie, und am 15. Mai desselben Jahres die Freude, seine älteste Enkelin Johanna durch ihre Konfirmation in die Gemeinde der erwachsenen Christen aufgenommen zu sehen. Schon damals fühlte er sich sehr unwohl, da ein heftiger Katharr, ein Uebel, von welchem er bestimmt ein paarmal des Jahres geplagt wurde, — ihn wieder befallen hatte. Dieser artete in ein Schleimfieber aus, dem jedoch der Vollendete — der immer, auch bei noch so bedeuten-

den Krankheiten, sein eigener Arzt war — durch zweckmäßige Mittel zu entgegnen wußte. Eine bedeutende Schwäche blieb jedoch sehr bemerkbar und veursachte den Seinigen manche stille Sorge. Noch am 4. Juni 1825 machte er Besuche in seinem Berufe und erfreute sich des Wiedersehens der ihm so lieben Töchter seines verstorbenen Bruders in Jena, aber in der Nacht vom 4. auf den 5ten wiederholte sich sein Uebelbefinden. Er klagte über große Mattigkeit und wurde des Nachmittags von einem heftigen Krampfhusten befallen. Am 6ten befand sich der theure Kranke erträglicher und war am Nachmittag und Abend sehr heiter. In der Nacht auf den 7ten verlor sich der Husten und eine starke Beengung trat an seine Stelle; demungeachtet verordnete er noch einigen Kranken, bis seine letzte Kraft erschöpft war. Die Beengung nahm zu und wurde immer beängstigender, der Kranke nannte selbst seinen Zustand eine Lungenlähmung. Er verlangte nach seinem würdigen Freund, Herrn Dr. Osterhausen, besprach sich mit diesem, nur mit der größten Anstrengung über seinen Zustand und versicherte nachher wiederholt: „er werde diesen Anfall nicht überstehen".

Die gemachten Verordnungen verschafften ihm einige Erleichterung, aber keine Befreiung von der Beklommenheit. Seine ihn so treu pflegende Tochter suchte er, als er ihren Schmerz bemerkte, durch die Hinweisung auf sein hohes Alter zu beruhigen, indem er ihr zugleich für ihre kindliche Sorge Gottes reichen Segen verhieß. Das angestrengte Athemholen dauerte fort, übrigens war er ruhig, nahm pünktlich die Arzneien, schlummerte zuweilen und blieb bei vollem Bewußtseyn. So zog mit bleiernen Flügeln auch die Nacht ahnungsschwer vorüber, der Morgen hatte getagt und es nahte die

5te Stunde: da fühlte der Sterbende nach seinem Puls und blieb ruhig wie vorher. — Die Athemzüge wurden leiser und leiser; die zärtliche Tochter nahm sorgsam den Theuern in ihre Arme und sanft war er aus dem Kreis der ihn umgebenden Seinen geschieden, nachdem ihn die göttliche Gnade 80 Jahre und 6 Wochen dieser Erde erhalten und seinen heisen Wunsch erfüllt hatte: „bis an das Ende seiner Tage der Menschheit nützen zu können."

Der Doctor und Professor Vogel war einer der kenntnißreichsten Aerzte seiner Zeit, so wie einer der gutmüthigsten und gemüthlichsten Menschen. Als Arzt hatte er auf keines der neuern Systeme der Heilkunde geschworen; er verfolgte sein Studium unabhängig, und einzig dem Grunde dieser so schwierigen und aus so vielen parziellen Bruchstücken zusammengesetzten Wissenschaft treubleibend. Sein Lieblingsfach war Botanik, dazu bot ihm sowohl die Gegend um Altdorf, als der treffliche botanische Garten, welcher, so wie manches edle, nützliche und zweckmäßige, unter dem Einflusse des bekannten Gr. v. M. — ebenfalls der Organisations- und Reformationswuth unterlag, reichen Stoff. Er laß aus Liebe zu dieser Wissenschaft die Botanik öffentlich, also unentgeldlich, selbst zu einer Zeit, wo sich ein einziger, noch überdieß ziemlich unfleißiger, der Heilkunde Beflissener zu Altdorf befand.

Seine dem Anscheine nach gewagten, aber auf seinen gründlichen anatomischen, physiologischen und chirurgischen Kenntnissen ruhenden chirurgischen Kuren haben ihm mit Recht einen bedeutenden, ausgebreiteten Ruf erworben.

Dahin gehört vorzüglich die Kur eines damals als Studirenden zu Altdorf sich aufhaltenden, dermalen als Geistlicher in England sich befinden-

den Ortstein aus Rostock, den er durch den Trepan von einem Brustgeschwüre heilte; ingleichen die Kur des im Jahr 1796 im Französischen Kriege bei Bezenstein schwer am Kopfe verwundeten Generals Crawford.

Er war der gemüthlichste und wohlwollenste Arzt. Der Arme hatte auf seine Hülfe, wo nicht höheren, doch gleichen Anspruch. Wenn man ihm zum Vorwurf machte, daß er zu viel Arzneien verschrieb, so war dies einzig ein Ausfluß jener unbegrenzten Gemüthlichkeit. Er kannte den Menschen, er wußte, daß der Kranke schon durch die Gegenwart des Arztes sich beruhigt fühlte, und noch mehr durch dessen Heilmittel. Er verschrieb also selbst da, wo er von der Unmöglichkeit der augenblicklichen Heilkraft überzeugt war, Arzneien, die zwar unter diesen Umständen nicht heilen, aber doch vielleicht dem Kranken Trost, Beruhigung oder Linderung verschaffen konnten.

Obgleich bis in das späteste Alter ein liebenswürdiger Gesellschafter, hatte er doch durch sein fortgesetztes Studium, durch seine im Grund isolirte Lebensweise, durch seine Treue, ausschließende Anhänglichkeit an das Studium, sich einige allgemeine Redensarten, z. B. das Wort insbesondere dergestalt angewöhnt, daß er es im Gespräche unzähligemal wiederholte, ohne es zu wissen. Wie gerne sah man dies dem würdigen Greise nach!

Uebrigens war Ruhe und Stille der Hauptzug seines Charakters. Nur wenn es allzu arg wurde, braußte er auf.

So befand sich z. B. Verfasser dieses einst mit ihm an der Tafel eines öffentlichen Gasthauses. Ein anwesender junger Mediziner wurde über die

neuern Heilmethoden sehr vorlaut. Lange hörte ihm der gute Vogel gelassen zu; aber endlich brach er aus: Das verstehen Sie nicht! rief er, und zergliederte die Inconsequenz des Gesagten.

Der Mediziner und seine Umgebungen hörten ihm erstaunt zu und da er ihre Betroffenheit bemerkte, setzte er am Ende hinzu: „Ich bin der Professor Vogel".

Und die jungen Herren verstummten und bezeugten ihm ihre Ehrerbietung!

Er führte mit den berühmtesten Aerzten seiner Zeit, einem Hufeland, Stark, Schäfer und vielen auswärtigen Gelehrten einen fortdauernden Briefwechsel.

Sein Bildniß steht vor der ersten Dekade des Supplementi plantarum selectarum; auch vor Gruners Almanach für Aerzte auf das Jahr 1790 (vergl. Müllers Schattenrisse der jetzt lebenden Altdorfischen Professoren).

Sanft ruhe die Asche dieses Edlen, der durch seine gründlichen Kenntnisse, bei einer bis zu seinem Ende sehr ausgebreiteten Praxis, ohne Glanzsucht, aus reinem Streben: nützlich und wohlthätig zu wirken, die Bürgerkrone verdiente und dessen Andenken allen guten Menschen und vorzüglich dem heilig seyn wird, der dankbar für so viele, von ihm erfahrene Beweise des Wohlwollens, dies mit nassen Augen niederschrieb!

Seine gedruckten literarischen Arbeiten sind folgende:

D. de regimine secretionum et excretionum. Helmst. 1766. 4. — Pr. de generatione vegetabilium. Altdorf, 1768. 4. — Plantarum selectarum, quarum imagines pinxit C. D. Ehret, Dec. VIII. X. Aug. Vind. 1772 —

1775. fol. maj., (die vorhergehenden Dekaden besorgte C. J. v. Trew.) — Supplementum plantarum selectarum &c. ibid. 1790. fol.; Raulins Abhandl. v. d. Lungensucht, mit vielen Anmerk. u. einer Vorrede von D. Ben. Chr. Vogel; aus dem Französischen übersetzt von Joh. Gottlieb Grundmann, 1. Theil. Jena, 1784. 2. Thl., ebd. 1787. gr. 8. — Index plantarum horti medici Altdorfini, 1790. 4. — Sichere u. leichte Methode d. Illus v. eingeklemmten Darmbrüchen zu heilen, sammt 3 merkwürdigen Fällen, die selbige bestätigen. Nürnberg, 1797. gr. 8. — Ueber die Amerikanische Agave und besonders diejenige, welche im Sommer 1798 im botanischen Garten zu Altdorf geblühet und auch Früchte angesetzt hat. Mit einer colorirten Abbildung in Regalfolio, ebd. 1800. 8. Er lieferte auch die 2. u. 3te Dekade der plantarum rariorum, wovon Trew die 1ste Dekade geliefert hatte. Nürnb. 1779—1784. Fol. — Verfertigte den Text zu den Dietzschischen Vögeln, 2 Hefte, Nürnb. 1772—1777. Fol. — Geschichte eines glücklich ausgerotteten Rachen- und Nasenpolypen bei einer und derselben Person; in Loders Journal für die Chirurgie u. s. w. Bd. 2 St. 3. Nr. 2. 1799. — Der praktischen Geschichte Europäischer Naturprodukte, I—VII. Heft. Nürnberg, auf Kosten der Stiebnerschen Druckerei, 1779—82. gr. 4. (D. Vogel hat den meisten Antheil daran.) — Sammlung schwieriger medicinisch-chirurgischer Fälle für die praktische Heilkunde, nach eigener Erfahrung, 1. Lieferung, Nürnb. 1805. 2te Lieferung, 1807. gr. 8.

Julius Graf von Soden.

XLII. Bernhard Klefeker,

Doctor der Theologie, Hauptpastor an der St. Jacobi-Kirche und Scholarch zu Hamburg,

geb. zu Hamburg am 12. Januar 1760,
gest. zu Leipzig am 10. Junius 1825.

Es ist zwar nicht zu befürchten, daß bei dem Manne, dessen Leben die folgenden Blätter darstellen sollen, der Ausspruch des Cicero: Nihil citius evanescit, quam hominum memoria so bald in Erfüllung gehen werde. Denn wer mit vorzüglichen Talenten des Geistes schätzbare Eigenschaften des Herzens verbindet, wer, durch eine gütige Vorsehung auf einen bedeutenden Wirkungskreis angewiesen, den Pflichten desselben mit glühendem Eifer für das Wahre und Rechte in jeder Hinsicht genügt, der lebt gewiß in dem Andenken der Guten fort, auch ohne daß ein Anderer für die Erhaltung seines Andenkens sorgt. Aber je größer unsere Freude ist, wenn wir auf unserem Lebenspfade einem so seltenen Manne begegnen, desto heiliger scheint die Pflicht, das Andenken eines solchen Edlen, wenn derselbe von dem Schauplatze des irdischen Wirkens abgerufen ist, dankbar zu ehren, desto lebhafter fühlen wir das Bedürfniß, uns das Bild des theuern Vollendeten noch einmal nach allen seinen Zügen zu vergegenwärtigen, um durch diese Beschäftigung den Schmerz der Trennung auf einige Zeit wo nicht zu vergessen, doch zu lindern. Aus diesem Gesichtspunkte mögen die folgenden, kurzen und schmucklosen, aber wahrhaften und unpartheiischen Lebensnachrichten über den verstorbenen Dr. Klefeker betrachtet werden.

Bernhard Klefeker stammt aus einer angesehenen Familie Hamburgs. Schon in früheren

Zeiten verwalteten Glieder derselben bedeutende Aemter in diesem Freistaate. Auch sein Vater, ebenfalls Bernhard Klefeker genannt, bekleidete die bedeutende Stelle eines Secretärs der Kammer (Kämmereischreibers) daselbst, in welcher er seinen ältern Sohn, Hieron. Heinrich, zum Nachfolger hatte.

Der jüngere Sohn, unser Bernhard Klefeker, wurde am 12. Januar 1760 zu Hamburg geboren. Auf seine Bildung konnte, bei der glücklichen äußern Lage, in der sich die Familie befand, große Sorgfalt gewendet werden, und dies geschah um so mehr, da sich bei dem Knaben schon ein hervorstechendes Talent zeigte, welches den Vater nicht lange anstehen ließ, die Neigung desselben zu wissenschaftlichen Beschäftigungen und den schon früh geäusserten Wunsch, sich dem Studium der Theologie zu widmen, zu begünstigen. Er entzog ihn daher, von richtigen Grundsätzen geleitet, bald dem häuslichen Unterricht und übergab ihn der öffentlichen Gelehrtenschule zu Hamburg, dem Johanneum, dessen Rectorat um diese Zeit Joh. Mart. Müller *) verwaltete. Klefeker wurde, da er nicht unvorbereitet erschien, sogleich in die höheren Klassen ge-

*) Zwei Männer desselben Namens, aber nicht mit einander verwandt, haben nach einander das Rectoramt des Johanneums bekleidet: 1) Joh. Sam. Müller (geboren zu Braunschweig 1701, gest. zu Hamburg 1773), ein für seine Zeit ausgezeichneter Gelehrter und Schulmann, Verf. der früher sehr geschätzten Uebersetzung des Tacitus und anderer Schriften. 2) Auf ihn folgte im J. 1773 Joh. Martin Müller (geb. zu Wernigerode 1722, gest. zu Hamburg 1781), dem man außer andern Schriften auch zwei wichtige Beiträge zur Geschichte des Johanneums, Hamburg 1779 und 1781 verdankt. Er war der Vater des, zur großen Betrübniß seiner zahlreichen Verehrer im J. 1826 verstorbenen Predigers an der Petrikirche, Christian Heinrich Ernst Müller.

ten, aus denen er bald nach Prima aufrückte. Hier, wo, der damaligen Einrichtung gemäß, nur der Rector und Conrector lehrten, genoß er mit den Unterricht Müller's und noch kurze Zeit den des Conrectors J. A. G. Schetelig, der um diese Zeit sein Schulamt mit einem Pastorat in Celle, zu dem er berufen war, vertauschte. Seine Stelle wurde im J. 1777 durch Anton August Lichtenstein *) ersetzt, einen noch jungen, aber durch gründliche philosophische und theologische Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann. Dieser neue Lehrer war es, an den sich Kl. vorzugsweise anschloß, da ihn sowohl die Lehrmethode desselben, als auch die freundliche und milde Behandlung, welche die Jugend von ihm erfuhr, ansprach. Das Johanneum vermochte zwar schon damals, seine Schüler bis zur Reife für die Universität vorzubereiten; doch besuchten die meisten Studirenden vor ihrem Abgange zu derselben noch das akademische Gymnasium, eine Anstalt, die dazu bestimmt ist, den Uebergang von den Schulstudien zu denen der Universität zu vermitteln. Auch Kiesecker ging zu demselben um Ostern des J. 1778 über und benutzte die dort gewöhnlichen Vorlesungen mit der ihm schon damals eigenen Ordnung und mit ausharrendem Fleiße. Als Beweis dafür mag unter an-

*) Ant. Aug. Heinr. Lichtenstein, (geb. zu Helmstädt 1753, gest. das. 1816) ward erst Rector in seiner Vaterstadt Helmstädt, dann 1777 Conrector und 1782 Rector des Johanneums zu Hamburg, 1795 auch Prof. der Oriental. Sprachen am akadem. Gymnasium u. Bibliothekar daselbst. Im J. 1799 verließ er Hamburg und kehrte als Superintendent und Abt nach seiner Vaterstadt zurück. Er war der letzte Rector des Johanneums. Denn nach seinem Abgange erfuhr die Schule eine höchst nöthige heilsame Reform unter dem zum Director erwählten Dr. Joh. Gurlitt.

dem der Umstand dienen, daß unter den damaligen Zuhörern des Prof. der Beredsamkeit, Joh. Heinr. Nölting *), er vielleicht der einzige war, der alle die zahlreichen Arbeiten, die derselbe in seinen rhetorischen Vorlesungen zu verlangen pflegte, mit großer Genauigkeit ausarbeitete. Doch ließ er es bei dem, was die Vorlesungen ihm auferlegten, nicht bewenden, sondern widmete sich mit gleichem Eifer den Privatstudien, theils in eingezogener Ruhe, theils mit gleichaltrigen, einen, dem seinigen ähnlichen Zweck verfolgenden Jünglingen. Es ward ihm das Glück zu Theil, sogleich bei seinem Eintritt in das Gymnasium an Lorenz Cropp **), einen mit ihm gleichgesinnten und wie er nach Ausbildung des Geistes und des Herzens strebenden jungen Mann zu finden; die Herzen Beider schlossen sich bald enger an einander und es wurde ein Freundschaftsbund gestiftet, der das Leben Beider hoch beglückt hat und den nur der Tod des Einen von ihnen für diese Erde trennen konnte. Bald wurden gemeinschaftliche Arbeiten verabredet und mit noch einigen andern, durch wissenschaftlichen Sinn und gute Sitten sich empfehlenden Studirenden eine literarische Verbindung geschlossen. Man kam nach bestimmten Intervallen zusammen, theilte sich Arbeiten über selbstgewählte, oder gegenseitig aufgegebene Themata philologischen, historischen oder belletristischen Inhalts mit und beurtheilte diesel-

---

*) Geb. im Lauenburg. 1736, gest. zu Hamb. 1806.

**) Seit dem Jahre 1786 hat die Gemeinde zu Moorburg, im Hamburger Gebiet, das Glück, diesen wahrhaft würdigen Mann als ihren Prediger zu besitzen. Möge er derselben noch lange als Muster jeder Tugend vorleuchten! — Ihm, dem Jugendfreunde Klefeker's, verdankt der Verf. dieser Biographie manche schätzbare Notiz.

in der nächsten Zusammenkunft. Wer selbst,
Lehrer oder in andern Verhältnissen, Gelegen-
gehabt hat, zu bemerken, welchen segensreichen
fluß dergleichen gemeinsame Studien auf den
st guter Jünglinge äußern, wie in solchen Ver-
n oft schlummernde Talente geweckt werden, wie
wahre und edle wissenschaftliche Begeisterung
h sie entflammt wird, der wird nicht zweifeln,
auch Kl. diesen jugendlichen Bestrebungen, de-
er noch im späteren Alter oft mit inniger Rüh-
gedachte, viel verdankt habe. — Doch entzo-
ihn diese anhaltenden geistigen Beschäftigungen
t dem Umgange mit seiner eigenen und mit an-
gebildeten Familien der Stadt. Schon jetzt
te er sich auch in äußerer Hinsicht zum Redner
ubereiten und den Mangel an Declamations-
ungen, der damals noch in den öffentlichen Un-
ichts-Anstalten sehr fühlbar war, durch eignen
ß zu ersetzen. Sein edler körperlicher Anstand
e volltönende Stimme kamen ihm bei diesen
suchen sehr zu statten und es war nicht zu ver-
ndern, daß man den liebenswürdigen Jüngling
n hörte, wenn er im Verein von Freunden des
erlichen Hauses Beweise seines Talents ablegte,
daß ihn der erlangte Beifall zu immer größe-
Ausbildung desselben anspornte. Auch betrat er
on jetzt einmal die Kanzel einer benachbarten
rfkirche, was, nach den Gesetzen des Hamburgi-
n Gymnasiums, den auf demselben studirenden
ologen erlaubt ist, und erfreute sich auch hiebei
s glücklichen Erfolgs. Sogar seinen ersten Ver-
als Schriftsteller zu machen, sollte Kl. noch
Gymnasiast Gelegenheit finden, und zwar auf
Veranlassung, die zugleich einen Beweis sei-
edlen und dankbaren Herzens gibt. Die ge-
e Verbindung mit dem Conr. Lichtenstein war

nicht unterbrochen, sondern die philologischen Uebungen, für welche das Gymnasium weniger leisten konnte, unter dessen Leitung, namentlich die Lesung des Homer, eifrig fortgesetzt. Jetzt vernahm Kl. von mehreren Seiten, daß es dem Manne, den er so sehr achtete, nicht gelingen wolle, sich bei seinen Schülern, unter denen, bei der laxen Disciplin des Vorgängers, ein Ton der Geringschätzung gegen den zweiten Lehrer eingerissen seyn mochte, in der nöthigen Autorität zu erhalten. Tief ergriffen von dem Unrechte, das dem Manne widerfuhr, und von Dankbarkeit gegen denselben durchdrungen, ließ er einen Aufruf *) an seine ehemaligen Mitschüler im Druck erscheinen, worin er sie von ihrem pflichtwidrigen Betragen mit jugendlich-feuriger Beredtsamkeit abmahnte. Zwar fand die Schrift mehrere Gegner **), und ihre Abfassung wurde dem jungen Manne als Eitelkeit und Sucht nach frühem Autorruhme ausgelegt. Aber sie wirkte, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar, indem die Sache nunmehr allgemeiner bekannt und öffentlicher besprochen wurde, mit zur Abstellung des Unfugs. — Früher, als es sonst, namentlich bei Hamburgern, gewöhnlich ist, im neunzehnten Jahre seines Alters, aber darum nicht minder vorbereitet, bezog Klefeker um Ostern 1779 mit seinem geliebten Cropp, dessen Begleitung ihm den Abschied von den Seinigen erleichterte, die Universität zu Leipzig, die damals von Hamburgschen Jünglingen stark besucht

*) Der Titel ist: Etwas an die Primaner des Hamburger Johanneums. Hamb. 1779. 20 S. 8.

**) Es erschienen zwei heftige Gegenschriften: 1) Beurtheilung des Etwas an die Primaner. Hamburg 1779. 14 S. 8. 2) D. an Z. und Z. an D. über das Etwas an die Primaner. Hamburg 1779. 16 S. 8. — Alle drei Schriften gehören zu den seltenen Hamburgensien.

wurde; er betrat diesen ehrwürdigen Musensitz mit der reinsten und innigsten Begeisterung für den erwählten heiligen Beruf. Die dortige theologische Fakultät konnte in ihrem damaligen Zustande nicht zu den sehr reich ausgestatteten gerechnet werden, und der prüfende Jüngling, der als Ausländer keine äußern Rücksichten bei der Wahl seiner Collegien zu nehmen hatte, konnte nicht lange in der Wahl seiner Lehrer unschlüssig bleiben. Der gefeierte Joh. Aug. Ernesti lebte zwar noch, konnte aber in seinem hohen Alter wenig mehr auf die Zuhörer, die sich freilich noch immer in großer Anzahl um seinen Lehrstuhl versammelten, wirken. *) Burscher mit seiner geschwätzigen Breite und seinem pedantischen Gelehrtthun, das dennoch mit Ungründlichkeit verbunden war, konnte den geistreichen jungen Mann eben so wenig anziehen. Dafür aber fand er hier einen Lehrer, der ihm viele ersetzte, wir meinen den edlen, gründlich und umfassend gelehrten, bei wahrer Aufklärung kindlich frommen, ächt humanen Morus. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dieses Mannes Wirksamkeit eine reich gesegnete nennen; vielleicht hat sich selten oder nie ein akademischer Lehrer einer glücklicheren erfreuet, noch wenigstens hörten wir keinen seiner Schüler anders, als mit Begeisterung von ihm reden. An ihn schloß sich auch Kl. mit inniger Liebe an, hörte nicht nur alle seine exegetischen, dogmatischen und philologischen Vorlesungen, sondern suchte seinen nähern Umgang und hatte die Freude, desselben würdig geachtet zu werden. Hat aber Morus je einen dankbaren Schüler gehabt, so war es Kleseker; er ehrte ihn noch, als er lange

*) J. A. Ernesti starb bekanntlich den 11. Sept. 1781.

schon Thränen der Wehmuth über den Tod *) des geliebten Lehrers vergossen hatte, als den Mann, dem er nicht nur gelehrtes Wissen verdanke, sondern der ihm — was höher steht — ein Vorbild für sein ganzes Leben, Wirken und Handeln geworden sey. Doch vernachlässigte Klefeker keinesweges die andern Vorlesungen. So suchte er unter Anleitung des gründlichen Dathe die Lücken seiner hebräischen Sprachkenntniß, die der mangelhafte Schulunterricht darin gelassen haben mochte, auszufüllen, hörte die Kirchengeschichte bei dem M. Hilscher, so wie die praktischen Vorlesungen bei dem Superintend. Körner. Auch war er ein eifriger Schüler Böhmer's in den historischen Wissenschaften und des damals mit jugendlich-rüstiger Kraft lehrenden Plattner in der Philosophie, mit welchem letztern er zugleich durch näheren Umgang in Verbindung stand. Wenn aber von den Männern die Rede ist, die auf die Bildung unsers jungen Theologen Einfluß hatten, so verdient vorzüglich noch Erwähnung der treffliche Zollikofer, dessen in der reformirten Kirche gehaltene Vorträge Kl. nie, oder doch höchst selten, versäumte. Hier fand sein reines, für wahre Tugend früh erwärmtes Herz die schönste Nahrung. So — das ward ihm bei jedem neuen Vortrage, den er aus dem Munde dieses Redners vernahm, klarer — müsse man, was tiefes philosophisches Nachdenken erzeugt habe, von der Kanzel in einer faßlichen, aber edlen und reinen Sprache lehren, so die Gemüther für wahre Religiosität und Tugend entflammen, aber auch zugleich so als Vorbild reiner Frömmigkeit und Moralität seiner Gemeinde vorleuchten, wie

*) Morus starb im J. 1792 den 11. November.

Zollikofer *) es that. — Die gemeinsame literarische Thätigkeit auf dem Gymnasium zu Hamburg hatte einen zu günstigen Einfluß geäußert, als daß die beiden Freunde, Cropp und Klefeker, nicht auch in Leipzig auf die Errichtung eines ähnlichen Vereins hätten denken sollen. Ein solcher kam auch wirklich zu Stande, und bezweckte jetzt vorzüglich Ausarbeitungen über philosophische, gelehrt-theologische und religiös-praktische Gegenstände; ja Kl. empfahl sogar solche gemeinschaftliche Beschäftigungen in einer kleinen, auf diese Veranlassung ausgearbeiteten und dann in Druck gegebenen Schrift: „Ueber den Werth einer gemeinschaftlichen Thätigkeit." (Leipzig 1781.) — Dabei versäumte er es nicht, von Zeit zu Zeit die Versuche im Predigen zu wiederholen. Mehreremale betrat er die Kanzel in der Thomas-, so wie in der Nikolaikirche und erhielt den Beifall kundiger Richter.

So flossen ihm unter steter angestrengter Thätigkeit die Universitätsjahre rasch dahin und es kam die Zeit, wo er in das praktische Leben treten und mit dem erworbenen Schatze gelehrter Bildung nützen sollte. Mit dem beruhigenden Gefühl, jene Jahre wohl angewendet zu haben, verließ er im Frühling des J. 1782, obwohl unter schmerzlichen Gefühlen der Trennung von theuern Lehrern und Freunden, das ihm so werth gewordene Leipzig und kehrte in seine geliebte Vaterstadt zurück, wo er bald darauf, nach wohlüberstandener Prüfung,

*) G. A. Zollikofer, geb. zu St. Gallen 1730, starb 1788 zu Leipzig. Es scheint an der Zeit, an ihn, den über dem Schwarm der modernen Mystiker fast Vergessenen, einmal wieder zu erinnern und auf Garve's ausgezeichnete Schrift über Zollikofer's Charakter (1788) aufmerksam zu machen.

unter die Zahl der Candidaten des Ministeriums aufgenommen wurde. Es konnte nicht fehlen, daß dem jungen Manne, der mit trefflichen Kenntnissen eine feine Bildung und gefällige Sitten verband, bald der Unterricht männlicher und weiblicher Jugend in angesehenen Familien übertragen wurde. Die gewissenhafte Treue und der Erfolg, mit dem er sich diesem Geschäft widmete, noch mehr die von ihm in den Hamburgschen Kirchen gehaltenen Vorträge, lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn und erwarben ihm wohlwollende Gönner und Freunde. Daher war es eben so natürlich als gerecht, daß, als im J. 1785 die Stelle eines Katecheten am Spinnhause erledigt wurde, man noch in demselben Jahre, am 4. Junius, diese ihm übertrug. In derselben war er theils zu den mit den Sträflingen an bestimmten Tagen anzustellenden Katechisationen, theils zu einer an jedem Sonn- und Festtage zu haltenden Predigt verpflichtet. Er hatte an dem zum Diaconus an der St. Nikolaikirche erwählten Joh. Jac. Schäffer*) einen ausgezeichneten Vorgänger gehabt, dessen Predigten man gern hörte; aber es gelang ihm, ein würdiger Nachfolger zu werden. Mit Freuden sah er, wie der Kreis seiner Zuhörer sich immer erweiterte und ließ sich durch den ihm gewordenen Beifall nur zu noch größerer Anstrengung ermuntern, um der schwierigen Anforderung zu genügen, Vorträge zu halten, die den gebildeten Zuhörer erbauen konnten und doch zugleich die Sträflinge nicht ganz unberücksichtigt ließen. Aber so lohnend ihm auch der Beifall war, den er erndtete und der ihn veranlaßte, schon damals einige Predigten dem Druck zu über-

*) Geb. zu Hamburg 1751, starb als Hauptpastor der Nikolaikirche 1819.

geben, so beseelte ihn doch, nachdem er diese Stelle mehrere Jahre verwaltet hatte, der innige Wunsch, dieselbe mit einem ordentlichen Predigtamte und einem festen Berufskreis zu vertauschen, um so mehr, da er erst dann auf die Begründung eines häuslichen Glücks hoffen konnte. Jedoch schienen Anfangs alle Versuche zur Erreichung jenes Ziels fehlzuschlagen. Von dreizehn Wahlpredigten, die er zur Erlangung eines Amtes entweder in der Stadt oder auf dem Lande hielt, hatte nicht eine den gewünschten Erfolg. Nur in weiter Ferne, in Archangel, wurde ihm eine Beförderung angetragen, die er aber, aus Liebe zum Vaterlande, unbedenklich ablehnte. Schon fast entmuthigt durch das Mißlingen aller seiner Versuche, wurde er durch die ihm von einem Freunde in Osnabrück mitgetheilte Nachricht von einer an der dortigen Katharinenkirche erledigten Predigerstelle angenehm überrascht; dieser Nachricht war der Wunsch beigefügt, er möge zur Abhaltung der Probepredigt dahin reisen. Klefeker zögerte nicht, diesem Wunsche Genüge zu leisten; aber auch dieses Unternehmen drohte anfangs zu mißlingen; denn die gehaltene Predigt hatte nicht gefallen, und die Gemeinde, der allein das Wahlrecht zustand, schien nicht gewilligt, ihm das Amt zu übertragen. Schon schickte er sich zur Abreise an, als derselbe Freund ihm die Bitte vortrug, er möge vorher noch einmal vor derselben Gemeinde auftreten. Auch dazu ließ sich Kl. bewegen. Nun bot er die ganze Kraft seiner Beredtsamkeit auf; alle Befangenheit, die bei dem ersten Erscheinen vor einer ihm völlig fremden Versammlung vielleicht sichtbar gewesen seyn mochte, war verschwunden. So ergriff er aller Herzen, und — nach dieser zweiten Predigt war dieselbe Gemeinde einmüthig überzeugt, in ihm den Mann, den sie suche,

gefunden zu haben. Er selbst jedoch wartete den Erfolg nicht ab, sondern verließ Osnabrück, das Weitere der Fügung Gottes überlassend. Kaum war er indeß in Hamburg wieder angelangt, als auch schon die Nachricht von seiner Erwählung eintraf.

Am Neujahrstage 1791 hielt er in der Spinnhauskirche seine Abschiedspredigt, verließ dann seine Vaterstadt und eilte dem neuen Wirkungskreise entgegen. Bald nach dem Eintritt in denselben, im Mai 1791, schloß er den ehelichen Bund mit Katharine Marie Süberkrub aus Hamburg, deren Hand ihm schon seit mehreren Jahren zugesagt war und wurde durch diese Wahl ein höchst beglückter Gatte. Zwar wurden ihm in seiner Ehe die Vaterfreuden nicht zu Theil; aber er fand den Ersatz dafür in der treuen Liebe und zarten Sorgfalt, durch welche die Gattin seinen Lebenspfad verschönerte, seine Leiden ihm tragen half, seine Freuden erhöhete und in der sie bis zu seiner Todesstunde ausharrte.

Klefeker's Wirksamkeit im Amte zu Osnabrück war eben so beglückend für seine Gemeinde, als reich an Freuden für ihn selbst. Sah er doch die Hauptbedingungen einer segensreichen und frohen Amtsführung, Vertrauen und Liebe der ihm Anvertrauten und Eintracht mit den Collegen, erfüllt. Gern versammelte man sich zu seinen Vorträgen, obgleich er, als jüngster Prediger, dieselben in den Frühstunden zu halten hatte; selbst bei des Winters Kälte fand er das Gotteshaus gefüllt. Durch diese Liebe, die er erfuhr, gestärkt und gehoben, ertrug er mit Leichtigkeit manche Entbehrungen, die ihm das geringe Einkommen seines Amtes auflegte. Mit Wenigem zufrieden, fand er selbst im Entbehren einen Genuß, der noch erhöht wurde, wenn er

mit eigner Aufopferung, seinem Hange zum Wohlthun folgend, den Dürftigen nicht ohne Hülfe entließ. Mit wahrem Enthusiasmus widmete er sich der Seelsorge für seine Pfarrkinder. Sie fanden bei ihm eine liebevolle Theilnahme an ihren Leiden und Freuden, in ihm einen Versöhner und Friedensstifter. Die Kranken besuchte er emsig und sprach ihnen Trost zu, und dies vorzüglich in der traurigen Zeit, als, bei den damaligen Kriegsunruhen, auch Osnabrück durch beständige Truppen-Durchzüge beunruhigt und endlich sogar von einer gefährlichen Lazareth-Krankheit heimgesucht wurde, als deren Opfer eine nicht geringe Anzahl von Einwohnern dahin starb. Wer hält nicht jeden Geistlichen hoch, der, nicht das Bett eines ekelhaften Kranken, nicht die dumpfe Luft des Krankenzimmers scheuend, seinem Berufe folgt und Pflichten ausübt, welche die Welt nicht lohnt, sondern nur der Richter in eigner Brust! Wie achtungswerth muß uns aber dann erst Kl. erscheinen, der, dem Schutze des Höchsten vertrauend, selbst durch die augenscheinlichste Lebensgefahr sich nicht abhalten ließ, den letzten Trost dem Sterbenden zu gewähren, zu dem er oft, nur über Leichen hinschreitend, gelangen konnte! — Auch den Unterricht der Katechumenen betrieb er mit Eifer und liebevoller Geduld. Zur Erleichterung desselben schrieb er einen wohlgerathenen Abriß der biblischen und Religions-Geschichte (1791), so wie auch die Schrift: Für Confirmanden (1794), die ihren Zweck, heilsame Entschließungen seiner Schüler bei Ablegung ihres Glaubens-Bekenntnisses zu bewirken, gewiß erreicht hat. In demselben Jahre erschien ein Band: Religions-Vorträge über wichtige Lehren und Grundsätze des Christenthums zur Aufklärung und Beruhi-

gung vernünftiger Gottesverehrer, Reden, welche die Vergleichung mit seinen spätern Arbeiten nicht scheuen dürfen.

Zwar fühlte er sich in dieser Wirksamkeit sehr glücklich; aber die Liebe für die Vaterstadt erkaltete darum bei ihm nicht, und sehnsüchtig dachte er oft an dieselbe, so wie an die innigen und zarten Verhältnisse, die ihn an sie ketteten, zurück. Fast fünf Jahre hatte er in Osnabrück verlebt, als diese Sehnsucht, ihm selbst damals ganz unerwartet, befriedigt werden sollte. Im J. 1795 trat an der St. Jacobi Hauptkirche zu Hamburg durch den Tod des Archidiaconus Hasse und des Diaconus Encke eine doppelte Vacanz ein und Klefeker war bei der Wiederbesetzung in Vorschlag gebracht; ihn kannte und schätzte der damalige Senior und Pastor an derselben Kirche, Dr. Gerling, und seine Empfehlung bewirkte es, daß Kl. am Sonntage Exaudi desselben Jahres mit einer großen Ueberzahl von Stimmen zum zweiten Diaconus an dieser Kirche erwählt wurde. Gern und mit innigem Dank gegen die Vorsehung folgte er diesem Rufe; aber schwer, sehr schwer wurde ihm dennoch der Abschied von Osnabrück, wo er Jahre verlebt hatte, die er stets zu den glücklichsten seines ganzen Lebens zählte. Wie er dort geliebt war, das zeigte sich beim Scheiden von der Gemeinde; wie man sein treues Wirken im Andenken behalten, das bewies die Freude und Achtung, mit der man ihm entgegen kam, als er, nach Verlauf einiger Jahre, eine Reise dahin machte.

Doch er fand in Hamburg wieder, was er dort verlassen hatte, und dies in dem umfassenderen Wirkungskreise bei einer der zahlreichsten Gemeinden der Stadt in noch größerem Maße. Mit frommen Eifer und mit strenger Gewissenhaftigkeit

er auch, wenn es ihm gelungen wäre, so-
aus dem Candidatenstande in dieses Amt zu
n, dasselbe geführt haben. Jetzt kam zu diesem
senhaften Eifer noch die im Auslande erwor-
Erfahrung, die ihm bei so manchem schwieri-
Verhältnisse, in so manchem Falle, wo es auf
lles Ergreifen des zweckdienlichsten Mittels an-
den richtigen Weg zeigte. Oft hat er nach-
sein Schicksal, das ihm damals, als es ihm
schnellere Beförderung in seiner Vaterstadt ver-
, minder glücklich schien, gerade in dieser Be-
ng gelobt; oft, wenn er von seinem früheren
erzählte, die Vorsehung, daß sie ihn diese
gehen hieß, gepriesen und mit einem tiefge-
n: Gott hat Alles wohl gemacht! geschlossen.
Daß ihm in Hamburg der frühere Beifall wie-
zu Theil ward, bedarf kaum einer Erwähnung.
er, der stets an seiner Vervollkommnung ar-
nde, ja doch fortgeschritten in seiner Ausbil-
! Hob ihn doch das Vertrauen, das angese-
Familien ihm bewiesen, indem sie ihn zu ih-
Beichtvater wählten. Aber auch in äußerer
cht hatte er sich in seinem Amte glücklich zu
n, da es ihm ein Einkommen gewährte, das,
n nicht glänzend, doch sehr beträchtlich zu nen-
war. Nur Eins war ihm ein drückendes Ge-
, daß er, bei dem vorzüglich durch die Seel-
e fast seine ganze Zeit in Anspruch nehmenden
te, der Wissenschaft nicht so, wie er wünschte,
hören und der bei ihm immer mehr zuneh-
den Neigung, als Schriftsteller zu wirken, zu
ig huldigen konnte. Zwar ließ er auch jetzt
e achtungswerthe Schriften erscheinen: zuerst
sehr geschätzte Erbauungsbuch Gethsemane
7); dann machte er im J. 1800 einen Ver-
die Entwürfe seiner Mittagspredig-

ten, so wie auch Entwürfe zu praktischen Betrachtungen über die Leidensgeschichte, Auszüge aus seinen in der St. Gerdrutskapelle, einem Filial der Jacobikirche, gehaltenen Fastenpredigten, auf den Wunsch vieler seiner Zuhörer, in Druck zu geben, da diese Sitte sonst nur bei den an den Vormittagen gehaltenen Hauptpredigten üblich ist. Aber die Stunden einer freien Muße waren ihm zu spärlich zugemessen, als daß er in ihnen die literarischen Plane, die ihm vorschwebten, hätte ausführen können.

Auch dazu sollte ihm durch eine abermalige Amtsveränderung Gelegenheit werden. Im J. 1801, am 13. Januar, starb, Allen unerwartet, zum höchsten Bedauern des Hamburgschen Publikums, der Hauptpastor an der Jacobikirche, Dr. Gerling, der zugleich das Seniorat eine Reihe von Jahren mit Ruhm bekleidet hatte. Klefeker, der in diesem Manne einen väterlichen Freund verehrt hatte — wovon die zu dessen Andenken herausgegebene Schrift (1801) deutliche Beweise enthält — hatte sich die Achtung des Publikums und das Vertrauen der Kirchenvorsteher in so hohem Grade erworben, daß die Letzteren ihn für würdig hielten, der Nachfolger Gerlings *) zu werden, und er am 3. Januar 1802, abermals mit einer großen Mehrzahl der Stimmen, als solcher erwählt und bald darauf, am 19. Februar, in sein neues Amt feierlich eingeführt wurde.

*) Im Seniorat, das gewöhnlich von den Hauptpredigern der älteste der Wahl nach bekleidet, folgte Gerling der unvergeßliche Joh. Jakob Rambach, Pastor zu St. Michaelis. Vergl. die Lebensbeschreibung dieses wahrhaft ehrwürdigen Geistlichen, verfaßt von dessen Sohne und nunmehrigem hochverdienten Nachfolger, Jakob Rambach. Sie erschien zu Hamburg 1818.

So hatte denn nun Kl. die höchste Stufe erstiegen, die er, mit Ausnahme des Seniorats, in Hamburg erreichen konnte, und eins der ehrenvollsten Aemter erhalten, zu welchem man früher vorzugsweise auswärtige Gelehrte berufen hatte. Er hatte gerade dieses Amt zwar nicht gesucht, aber doch gewünscht, und dies wahrlich nicht aus Rücksicht auf irdische Vortheile, deren Erhöhung er theils nicht ängstlich zu suchen brauchte, theils nicht erwarten durfte, da das Diaconat leicht reicheren Ertrag gewährt haben konnte, als das Hauptpastorat versprach; er hätte es nur gewünscht, weil er glaubte, lange genug für die Seelsorge gewirkt zu haben, um seine übrige Lebenszeit in einem Amte, das ihn derselben überhob und ihn hauptsächlich nur als Kanzelredner in Anspruch nahm, theils diesem Beruf, den er so sehr liebte, theils der Wissenschaft und der Förderung derselben durch eigene Schriften ungestörter widmen zu dürfen. Diesen Vorsatz führte er denn nunmehr auch eifrig aus. Davon zeugen die zahlreichen und zum Theil sehr geschätzten Schriften, die er von dem Jahre seiner Erwählung an bis zu seinem Tode herausgab. Regelmäßig lieferte er von nun an die Entwürfe seiner Predigten, Anfangs unter dem Titel: Auszüge aus den in der St. Jak. Kirche gehaltenen Vormittagspredigten, bis zum Jahre 1813; nur in dem für Hamburg so leidensvollen Jahre 1814 litt die Herausgabe derselben eine Unterbrechung, begann aber wieder mit dem J. 1815, wo sie den passenderen Titel: Ausführliche Predigtentwürfe erhielten, unter welchem sie bis zu seinem Tode in ununterbrochener Folge fortgesetzt wurden. Man bewundert, wenn man diese ansehnliche Reihe von Bänden übersieht und durchmustert, mit Recht den in denselben enthaltenen

Ideen-Reichthum, die immer neue und immer an ziehende Behandlung derselben Perikopen, und stimmt gern in den Beifall ein, der diesen fleißigen Arbeiten in den angesehensten kritischen Blättern gegeben wurde, wodurch sogar — ein bei Predigt-Entwürfen gewiß nur selten vorkommender Fall — eine neue Auflage in abgekürzter Form von den ersten fünf Jahrgängen der neuen Folge (1815—19) veranlaßt wurde. Dabei gab er von Zeit zu Zeit noch andere Sammlungen von Kanzelreden heraus. Hieher gehören, um einzeln erschienene Predigten nicht zu nennen*), die Predigten zur Beförderung der Werthschätzung des Christenthums (1806), Predigten mit Rücksicht auf Zeit und Ort (1809).) Aber auch damit begnügte sich der thätige Mann noch nicht, sondern begann mit dem Jahre 1809 ein Werk, durch das er sich gewiß den innigen Dank recht vieler seiner Amtsbrüder verdient hat, wir meinen sein Homiletisches Ideenmagazin, diese reiche Vorrathskammer von zum Theil sehr schätzbaren Materialien für Kanzelvorträge. Er sah sich bei diesem Unternehmen von mehreren würdigen Männern durch Beiträge unterstützt; doch blieb er auch selbst immer einer der thätigsten Mitarbeiter und betrieb die Redaction des Ganzen mit großer Sorgfalt. Ein gleichfalls sehr verdienstliches Unternehmen war die Herausgabe der Prakt. Vorlesungen über das N. T. für nichtgelehrte, aber nachdenkende Christen, die er im J. 1811 begann. Er bestimmte dieselben für Leser, die, ohne im Besitz der nöthigen Vorkenntnisse und ausreichenden Hülfsmittel zu seyn, ihre Bibel mit richtiger Erfassung

*) Der Leser findet auch diese im vollständ. Schriftenverzeichniß am Schlusse dieser Biographie aufgeführt.

ihres Sinnes und mit beständiger Anwendung auf die Lagen und die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens zu lesen wünschen, und traf dabei den Ton so richtig, hielt so glücklich zwischen zu großer Ausführlichkeit und trockner Kürze die Mitte, mischte die zur Erklärung nöthigen Kenntnisse, die Resultate mancher gründlichen gelehrten Forschung, in so faßlicher Sprache ein, daß wir unbedenklich dieses Werk zu den nützlichsten rechnen können, die seiner Feder entflossen sind. Leider ist es in den drei vorhandenen, nur über die Evangelien sich erstreckenden Bänden unvollendet geblieben und die Hoffnung, in Klefeker's Nachlasse ein, die Fortsetzung enthaltendes Manuscript vorzufinden, nicht erfüllt worden.

Bei so zahlreichen literarischen Arbeiten, denen er sich, ohne der Pflicht des Amtes den geringsten Abbruch zu thun, unterzog, war freilich auch neben dem unermüdlichen Fleiße, den er besaß, die durch kein bedeutendes unglückliches Ereigniß gestörte äußere und innere Ruhe, die er eine Reihe von Jahren genoß, kein geringes Förderungsmittel. Doch nur zu bald wurde dieselbe unterbrochen. Am Schlusse des Jahres 1810 erfolgte nämlich die langgefürchtete, und nur durch die weisen Maßregeln der Väter der Stadt noch bis dahin abgewendete Besitznahme Hamburgs, so wie der übrigen Hansestädte, welche zusammen dem Französischen Kaiserreiche einverleibt wurden. Tief trauerte damals Klefeker, wie jeder redliche Hamburger, über die zu Grabe getragene Freiheit seiner Vaterstadt; mit innigem Schmerzgefühl sah er den sonst so blühenden Wohlstand seiner Mitbürger unter dem schwerlastenden und hemmenden Joche immer mehr zusammen sinken. Aber mit diesen patriotischen Gesinnungen die Klugheit eines erfahrnen Weltmannes

verbindend, unternahm er weder im schriftlichen noch im mündlichen Vortrage irgend etwas, wodurch er seiner Gemeinde oder seiner Vaterstadt hätte Nachtheil bringen können, sondern fügte sich dem, was die unabänderliche Nothwendigkeit erheischte, war sogar nachgiebig gegen die Diener des Usurpators, um vielleicht auf diese Weise ein Scherflein zur Milderung der allgemeinen Noth beizutragen. Dabei gab er aber nie die Hoffnung auf eine mögliche Befreiung, so unwahrscheinlich sie auch damals seyn mochte, ganz auf, und blieb im Herzen der guten deutschen Sache getreu. Daher begeisterte ihn auch ein Hochgefühl der Freude, als sich der Freiheitssinn in Deutschland zu regen begann; und als im Anfange des Jahres 1813 von der kühn vordringenden Schaar der nordischen Befreier die bei weitem zahlreicheren Tyrannen-Söldlinge aus Hamburg hinweggescheucht und der muthige Tettenborn unter dem Jubel der Männer und Frauen, der Greise und Kinder in Hamburg eingerückt war und Hamburgs Söhne zur Theilnahme am Freiheitskampfe ermuntert hatte, da gab sich Kl. ganz der Freude über die wieder erstandene Freiheit hin, begrüßte mit inniger Rührung am Sonntage Oculi 1813 zum erstenmal wieder die in ihre Aemter von Neuem eingesetzten Obern der Stadt, ergriff Aller Herzen durch seinen trefflichen Vortrag: Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit, und bewog durch denselben wohl manchen Jüngling, sich den Reihen der Vaterlandsvertheidiger anzuschließen. Aber seine damals ausgesprochene Bitte: „Schütze uns gnädig, o Gott, vor Unterbrechung unserer Freiheit und unseres Friedens“ sollte noch nicht erfüllt werden. Nach wenigen Monaten der Freiheit wurde der guten Stadt das Joch härterer Knechtschaft aufgelegt und die zurückgekehrten Diener des

Kaisers hätten der Kränkungen genug auch gegen ihn, dessen Gesinnung ihnen als nur zu verdächtig geschildert seyn mochte. Mit frommer Ergebung trug er, was nicht zu ändern war. Mußte er es doch selbst mit ansehen, daß in dem traurigen Winter von 1813 — 14, wo Hamburg sich im Belagerungszustande befand, seine ihm so theure Kirche sammt den meisten übrigen Gotteshäusern den Französischen Kriegern eingeräumt und durch sie entweihet wurde. Aber als ein wahrer Vater seiner Gemeinde sorgte er dafür, daß unter diesen Stürmen das religiöse und sittliche Leben bei dem in der Stadt zurückgebliebenen Theile derselben nicht ganz unterginge. Zu diesem Zweck ließ er, Aufopferungen, die damit verbunden waren, nicht scheuend, seine zum Glück sehr geräumige Amtswohnung zur Kirche einrichten, so daß gegen 900 Menschen Platz darin fanden und der Gottesdienst also ohne Unterbrechung gehalten werden konnte. Bald wurde ihm dieser uneigennützige Eifer durch die wieder erlangte Freiheit gelohnt. Was er empfand, als er im Frühling 1814 die vormalige Verfassung der ehrwürdigen Hansestadt nun mit größerer Sicherheit wieder hergestellt sah, das sprach er aus, als er am Sonntage Exaudi die Kanzel betrat und mit dem warnenden Worte: Daß ihr daran gedenket! die Lehren, welche die vielbewegte merkwürdige Zeit gegeben hatte, seinen Zuhörern an's Herz legte.

Von nun an lebte er wieder in ungestörter äußerer Ruhe der treuen Erfüllung seiner Amtspflichten und seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen. Außer der Fortsetzung des schon oben erwähnten homiletischen Ideenmagazins, das er erst im J. 1819 mit dem achten Bande beschloß, obgleich es auch da, seinem früheren weiter angelegten Plane

nach, noch nicht ganz vollendet war, beschäftigte ihn jetzt die Herausgabe einer Sammlung von Predigten, die er im Jahre 1814, wo, wie schon erwähnt ist, die Herausgabe der Entwürfe unterbrochen war, bei besonderen Veranlassungen und mit Berücksichtigung merkwürdiger Zeitverhältnisse gehalten hatte (1816) und die, nach dem einstimmigen Urtheile kundiger Richter, zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören. In dieser Zeit begann auch seine Theilnahme an der Hallischen allgem. Literaturzeitung, so wie an Seebode's kritischer Bibliothek. Für beide Institute lieferte er jährlich eine nicht unbedeutende Zahl von Beurtheilungen exegetischer, homiletischer und pädagogischer Werke. — Längst schon war auch das Ausland auf den Werth und die Verdienste des Mannes aufmerksam geworden; einen ehrenvollen Beweis der Anerkennung gab ihm die theologische Fakultät der Universität Jena, indem sie ihn im J. 1817, bei Gelegenheit des Reformations-Jubiläums, aus freiem Antriebe die Würde eines Doctors der Theologie ertheilte. Um der Fakultät seinen Dank zu beweisen, gab er im J. 1818 die kleine, aber wohlgerathene Schrift: Des christlichen Predigers, als Auslegers der heiligen Schrift Beruf und Befugniß heraus. Es war anfänglich seine Absicht gewesen, dieses Thema weitläuftiger in lateinischer Sprache zu behandeln; aber manche vorher nie geahnte Bewegung in der theologischen Welt, manche Umstände, auf welche wir bei Darlegung seiner theologischen Ueberzeugung zurückkommen werden, riethen, so schnell als möglich „an sehr bekannte, aber zu unserer Zeit leider oft vergessene Wahrheiten" — wie es auf dem Titel heißt — zu erinnern.

Im J. 1820 waren seit seiner Anstellung als

Diaconus und als Hauptprediger bei der Jacobi-Gemeinde zu Hamburg volle 25 Jahre, seit er überhaupt ein öffentliches Lehramt geführt hatte, 35 Jahre verflossen. Der Sonntag Exaudi, wo er diese Feier beging, war für ihn ein Tag der reinsten Freude. Mit jugendlicher Kraft hielt er zur gewöhnlichen Stunde einen trefflichen Vortrag, in welchem er „den Hinblick des christlichen Religionslehrers auf das Reich Gottes am Gedächtnißtage seiner fünf und zwanzigjährigen Amtsführung" darstellte und mit einer tiefen, ungeheuchelten Demuth auf seine von Gott so augenscheinlich gesegnete Laufbahn zurücksah, mit einer Fülle von Liebe neue Vorsätze und Gelübde „für den Abend seines Lebens" aussprach. Möge aus dieser Predigt eine Stelle, in der er selbst kurz seine Laufbahn schildert und so Manches von dem, was wir früher anführten, bestätigt, hier ihren Platz finden:

„Und wenn ich denn so zurückblicke" heißt es daselbst*) „auf meines Lebens Gang, wie könnte „ich mich der Freude und des Dankes erwehren vor „Gott! Lasset mich schweigen von der Vorliebe, die „schon früh im Knabenalter für diese Berufsart bei „mir sich entwickelte und auf jeder Stufe nachfol„gender Lebensalter sich erhielt; lasset mich nichts „erwähnen von dem, was ohne all' mein Verdienst, „an brauchbaren Kräften, wie beschränkten Maßes „denn auch, von Natur in mich gelegt seyn mag; „aber daß ich Aeltern hatte, die sorgfältig mich er„zogen, Lehrer, die weise und treu an meiner Bil„dung arbeiteten; daß ich Freunde fand, die mich „leiteten und ermunterten; daß mir früh in dieser „meiner Vaterstadt eine Anstellung ward, die mir

*) S. 14 f.

„zur Vorbereitung auf das eigentliche Predigtamt
„so ungemein nützlich war; daß ich dann sehr oft
„und sehr verschiedenen Gemeinden in eben dieser
„meiner Vaterstadt meine Dienste, und immer ver=
„geblich, anbot; daß, als meine Hoffnung schon
„zu sinken anfing, ob ich überall von Gott beru=
„fen seyn möchte, in einem erweiterten Wirkungs=
„kreise von seinem Sohne zu zeugen und sein Reich
„zu verkündigen, die Stimme Gottes an mich er=
„scholl: Gehe aus deinem Vaterlande in ein Land,
„das ich dir zeigen will; daß ich im Auslande eine
„Gemeinde fand, die freundlich mich aufnahm und
„von welcher ich nur unter heißen Thränen mich
„trennen konnte; daß ich, nach dort eingesammel=
„ten Erfahrungen, und wahrlich ganz gegen mein
„Erwarten, zu Dir, geliebte Gemeinde, berufen
„wurde, die, wenn ich noch jetzt eine Wahl hätte,
„ich von allen übrigen wählen würde; daß ich,
„hochgesegnet im Häuslichen, in dir der guten
„Menschen so viele fand, so daß es mir nur um
„so eher gelang, mit Freudigkeit mein Amt zu
„führen und zu meinem Theil Gottes Reich zu
„fördern, das ist heute vor Gott, der mich berief
„und segnete und stärkte, meine Freude und mein
„Dank."

Alles beeiferte sich, an jenem Tage, dessen Feier auch durch ein vom Hrn. Pastor Freudentheil verfaßtes treffliches Gedicht verschönert wurde, ihm Beweise der Liebe und Verehrung zu geben, und oft noch dachte er in den folgenden Jahren mit dankbarer Rührung daran zurück.

Ein ähnliches und noch selteneres Fest, seine funfzigjährige Amtsjubelfeier, beging im J. 1822 der für das Wohl Hamburgs noch jetzt rüstig und kräftig wirkende Senior des Ministeriums, D. H. J. Willerding, Pastor an der St. Petrikirche.

Wie hätte Klefeker es unterlassen können, bei dieser Gelegenheit jenem hochachtbaren Haupte der Hamburgschen Geistlichkeit, mit dem er durch die Bande inniger Freundschaft vereinigt war, auch öffentlich einen Beweis seiner Theilnahme zu geben? Er that es durch die Zueignung einer wohlgerathenen Abhandlung: „Ueber die lichtvolle Behandlung der Religionswahrheiten im Kanzelvortrage," welche dem, dem sie gewidmet war, wahre Freude machte und sich überhaupt den Beifall aller Beförderer der Aufklärung in dem Grade erwarb, daß schon im folgenden Jahre eine neue Auflage derselben veranstaltet werden mußte.

Wie herzlich wünschten damals alle Verehrer Klefeker's, auch ihn noch dereinst als Jubelgreis, nach funfzigjähriger Amtsführung, zu begrüßen! — Aber es war im Rathe der Vorsehung anders beschlossen. Schon seit mehreren Jahren hatte seine Gesundheit zu wanken angefangen, längst schon hatten sich die Folgen einer zu großen und zu anhaltenden geistigen Anstrengung gezeigt. Wohl fühlte er selbst die Abnahme seiner Körperkräfte; selbst in der oben erwähnten Predigt findet der ihn genau kennende Freund Hinblicke darauf. Gleichwol schien sein Durst nach Wissenschaft, seine Begierde zur Arbeit sich dadurch nur zu vergrößern. „So lange ich kann, will ich wirken durch Rede und Schrift; schnell genug wird für mich die Nacht hereinbrechen" — das waren die Antworten, die er auf Ermahnungen zur Muße gab. Selten nur genoß er die freie Luft; schwer entschloß er sich zu einem Spaziergange; im Winter blieb er nicht nur ganze Tage, sondern oft ganze Wochen, mit Ausnahme der Stunden, wo sein Amt ihn beschäftigte, auf dem Studirzimmer. Im Sommer sorgte freilich die vorsichtige Gattin für einige Wiederherstellung

der Kräfte durch einen ländlichen Aufenthalt, der in den letzten Jahren in dem dichterisch besungenen Wandsbeck gewählt wurde. Aber auch hier wurden die heiteren Frühlings- und Sommermorgen nicht in dem erfrischenden Park, sondern höchstens bei geöffnetem Fenster am Studirtische genossen und die Lectüre und Arbeit, mit Ausnahme der Stunden, die den zahlreichen Besuchen fremder und einheimischer Gelehrten gewidmet waren, bis zum späten Abend fortgesetzt. Das Hauptleiden, von dem er seit mehreren Jahren bald anhaltender, bald weniger anhaltend gequält wurde, waren Unterleibs-Beschwerden, die den gewöhnlichen Mitteln hartnäckigen Widerstand leisteten. Mit ihnen war an manchen Tagen ein völliger Mangel an Eßlust verbunden, der zuletzt eine auffallende Magerkeit des Körpers nach sich zog. Oft war ihm gerathen worden, eine Reise in ein stärkendes Bad zu unternehmen; aber theils die mit der Reise verbundenen Beschwerden, theils die zu lange Unterbrechung seiner Amtsverrichtungen scheuend, hatte er sich immer dessen geweigert. Im Frühjahre 1825 entschloß er sich — freilich, wie der Erfolg zeigte, zu spät — Befreiung von seinen Leiden in den Heilquellen des Karlsbades zu suchen, aus dem er schon manchen Freund hatte gestärkt zurückkommen sehen. War es die frohe Hoffnung auf die Reise oder eine zufällig eingetretene Besserung, in der letzten Woche vor seiner Abreise schien er etwas gestärkt. Herzlichen, aber dabei ernsten Abschied nahm er von seinen Freunden. Der Herzenskündiger weiß es, wie sehnlich diese Besserung und Stärkung für ihn vom Himmel erflehten. Noch am letzten Sonntage — es war das Trinitatisfest, der 28. Mai — bestieg er die Kanzel und hielt mit voller Kraft seinen Vortrag über das Thema: Wie kommt es,

daß die einleuchtendsten und wichtigsten Wahrheiten nicht immer die Aufnahme finden, welche sie verdienen? Diesen beschloß er mit den Worten: „Deinen Herrn also nimm „dir zum Muster. Lebt in dir sein Sinn der un„eigennützigen Liebe, des ächten Eifers für Gottes „Ehre, die reinste und ungetheilteste Achtung für „die Wahrheit selbst: wahrlich auch dein Wirken „wird nicht fruchtlos; auch du wirst ein würdiger „Priester in dem Heiligthume der Wahrheit seyn.“ Daran knüpfte er dann folgende Worte *), mit denen er von seiner Gemeinde Abschied nahm: „Ein „Priester in dem Heiligthume der Wahrheit — wie „gern hätte ich Euch das seyn mögen, Geliebte, in „den vielen Jahren meiner Amtsführung in Eurer „Mitte! Und welche Beruhigung würde es für „mich seyn, wenn ich jetzt, da ich wegen meiner „sehr wankenden Gesundheit auf einige Wochen „eine entfernte Heilquelle aufsuchen muß, es mit „Ueberzeugung denken dürfte, daß es Eure Wünsche „sind, die mich dorthin begleiten und denen meine „Rückkehr zu Euch nicht gleichgültig ist. Doch „warum sollte ich zweifeln an einer Sache, für „welche ich so viele Beweise habe! Nichts bleibt „mir also übrig, als meinen Dank vor Gott für „Eure Liebe und Zuneigung auszudrücken; nichts, „als der Wunsch, daß Gottes Schutz Euch und die „Eurigen überall umschweben und daß wir, ist es „sein Wille, uns freudig wiedersehen. Amen.“

Am 30. Mai bestieg er, begleitet von seiner Gattin, den Wagen. Die Reise ging über Lüne-

*) Man fand sie seinem Handexemplare des gedruckten Predigt-Entwurfes beigeschrieben. Daraus hat sie sein College, Hr. P. Kunhardt, in dem Vorworte zu dem letzten unvollendeten Jahrg. der ausführl. Predigt-Entwürfe mitgetheilt.

burg, wo er bei seinen geliebten Freunden, dem Superint. Christiani und dem Director Wagner, einige frohe Stunden verlebte; von da über Braunschweig und Wolfenbüttel, wo er aber nicht verweilte, da er sich die Freude, den ehrwürdigen Abt Bartels zu sehen, für die Rückreise aufgespart hatte, nach Halberstadt und Halle. Hier eilte er in die Arme des gleichgesinnten Herzensfreundes Wegscheider, dann zu dem von ihm so hochverehrten Kanzler Niemeyer, der ihn mit einem Exemplar seines damals eben erschienenen Antiwilibald *) beschenkte. Die dort studirenden jungen Hamburger versammelten sich um ihn und wurden auf's Liebreichste empfangen. Ein froher Abend in Wegscheider's Hause beschloß den zweitägigen Aufenthalt in Halle, dessen Verlängerung die sich heftiger wieder einstellenden Leiden verhinderten. Von dort begab er sich zu einem seiner vertrautesten und liebsten Universitätsfreunde, dem Superint. Starke in Delitzsch, (zwischen Halle und Leipzig), den er seit 43 Jahren nicht gesehen hatte. Mit stummen Entzücken schlossen sich die beiden Freunde in die Arme. Wie lange schon hatten sich Beide auf diesen Augenblick gefreuet! Wie oft war Hoffnung dazu gewesen, die dann wieder vereitelt war! Endlich war sie erfüllt. Aber ein Blick auf den Leidenden mußte dem Freunde sagen, daß es der Eile bedürfe, jenen dem Ziele seiner Reise näher zu bringen. Daher trennten sie sich bald, um — so hofften sie — sich froher wieder zu sehen. Am 7. Juni

*) Antiwilibald, Vertheidigung der wissenschaftlichen Lehrmethode der Theologie auf deutschen Universitäten gegen harte Anklagen und scheinbare Einwürfe. — Eine Denkschrift zur Jubelfeier eines ehrwürdigen theol. Veteranen (des D. Knapp) von A. H. Niemeyer. Halle 1825. 8. — Eine goldene Frucht in silberner Schale!

Mittags, wo M. in Leipzig *) ein; zum ersten Mal, seitdem er die Akademie verlassen hatte, sah er es wieder. Kaum angelangt, eilte er zu dem Archidiaconus D. Goldhorn, der ihn im J. 1816 in Hamburg besucht und bei ihm eine liebevolle Aufnahme gefunden hatte. Das innigere, damals geknüpfte Verhältniß war seitdem durch beständigen Briefwechsel unterhalten. Nach der ersten Begrüßung klagte er diesem seine überhandnehmende Ermattung und seine heftigen Schmerzen, äußerte ihm auch den Wunsch, dessen Arzt über seinen Zustand zu Rathe zu ziehen, um zu erfahren, ob er, seinem Plane gemäß, die Reise am andern Tage fortsetzen dürfe. Mit Lebhaftigkeit äußerte er dann den Wunsch, Morus und Zollikofers Grab zu besuchen; alles Uebrige wolle er später auf der Rückreise sehen und dann manchen ihm von der frohen Jugendzeit her theuern Platz aufsuchen, jetzt nur diese ihm ehrwürdige Stelle schauen; denn das Bild jener Männer habe, besonders in den letzten Jahren, fast täglich vor seiner Seele gestanden und sey bei dem Anblick der Thürme Leipzigs zu voller Lebendigkeit erwacht. Doch mußte für diesen Tag der Gang dahin ausgesetzt und bis auf den folgenden Morgen verschoben werden. Dr. Goldhorn theilte ihm noch ein so eben angelangtes Blatt der Hallischen Lit. Zeitung **) mit, das eine Beurtheilung der meisten, auf Veranlassung der verheerenden Sturmfluthen in der Gegend von Hamburg im

---

*) Bei der Erzählung von dem Aufenthalte und Tode Klefeker's in Leipzig folgen wir in den Hauptsachen dem genauen Berichte darüber, den die Leipziger Lit. Zeit. v. J. 1825. Nr. 165. enthält.

**) Das 55ste Stück der Ergänzungsblätter zur Hall. Lit. Zeit. v. J. 1825.

Februar 1825 gehaltenen und zum Besten der durch jene Fluthen unglücklich gewordenen Familien in Druck erschienenen Predigten enthielt, unter welchen sich auch eine von Klefeker selbst herausgegebene *) befand. Diese Beurtheilung war vielleicht das Letzte, was er mit Aufmerksamkeit las. Dann unterhielt er sich noch mit seinem Freunde über Hamburg und den dortigen kirchlichen und religiösen Zustand, sprach auch Einiges über seine amtlichen Verhältnisse und klagte über die Nothwendigkeit, in die ihn die einmal hergebrachte Sitte versetze, die Entwürfe seiner Predigten in Druck zu geben und schrieb der damit verbundenen Anstrengung einen Theil seiner körperlichen Leiden in den letzten Jahren zu. Nach dieser Unterredung eilte er in das Gasthaus, wo er abgetreten war, zurück. Kaum hatte er sein Zimmer erreicht, als er sich genöthigt sah, das Lager zu suchen, weil ihn ein ungewöhnlich heftiges Erbrechen befiel. Dieser Anfall versetzte indeß anfänglich weder ihn selbst, noch seine Gattin in große Sorge, da etwas Aehnliches ihn schon mehrmals in Hamburg betroffen hatte; beide hofften, es werde dies Uebel vorübergehend seyn, wie sonst, wo es dem Kranken, wenn er auch in der Sonnabendsnacht daran gelitten, doch noch möglich gewesen, am Sonntage die Kanzel zu besteigen. Aber diesmal täuschte leider jene Hoffnung. Der geschwächte Körper war durch die ungewohnte heftige Bewegung auf der Reise so zerrüttet worden, daß alle angewandten Mittel, von zwei erfahrnen Aerzten verordnet, ohne Wirkung blieben. Der Magen verweigerte alles; selbst nicht

*) Diese Predigt wurde dreimal aufgelegt. Die Unterstützung, die dadurch den Unglücklichen ward, betrug 1500 Hamb. Mark.

einen Tropfen Wasser konnte der von brennendem Durst Gequälte zu sich nehmen, ohne ihn bald unter den heftigsten Anstrengungen wieder von sich geben zu müssen. Am 9. Juni trat eine Erleichterung ein; die liebende Gattin schöpfte Hoffnung, aber die Aerzte ahneten freilich nicht viel Gutes. In diesem etwas freieren Zustande schrieb Klefeker einige Worte an seinen Starke nach Delitzsch, der ihn schon Tags vorher hier besucht hatte und von bangen Ahnungen erfüllt geschieden war, versuchte auch, in Niemeyer's Antiwilibald einige Seiten zu lesen, mußte aber das Buch bald bei Seite legen, da er die Anstrengung nicht ertragen konnte. Dann beschäftigte er sich damit, einige Anordnungen für die nächsten Tage zu treffen. Die Reise ins Karlsbad war aufgegeben; in einer freundlichen Gartenwohnung vor den Thoren Leipzigs sollte, auf Anrathen der Aerzte, mit den in der Struve'schen Anstalt bereiteten künstlichen Mineralwassern ein Versuch gemacht werden. Aber jene schlimme Ahnung der Aerzte ging nur zu bald in Erfüllung. Gegen Mittag kehrten die Anfälle des Erbrechens noch heftiger, als vorher, zurück und rieben sichtlich die geringen noch übrigen Kräfte des Kranken auf. Doch behielt dieser sein volles Bewußtseyn. Am Abend erhielt er noch einen Besuch vom Dr. Goldhorn. Kl. unterredete sich mit ihm über die auf den folgenden Tag angesetzte Feyer des Sächs. Bußtages; er sprach geordnet und zusammenhängend, nur die lauten Klagen über die unerträglichsten Schmerzen in der Gegend des Magens unterbrachen seine Worte. Der jüngere von den Aerzten entschloß sich, die Nacht bei dem Leidenden zuzubringen; in derselben nahmen aber die Schmerzen mit solcher Heftigkeit zu, daß sie ihn nach Mitternacht in eine Art von Betäubung senkten, in welcher er gegen 2 Uhr des

Morgens zu den Wohnungen des Friedens hinüber schlummerte, ohne, so viel man vermuthen konnte, eine klare Vorstellung von der Nähe seines Todes gehabt zu haben.

Gern wären die Aerzte zu einer genauen Kenntniß des eigentlichen Uebels gelangt; aber dies war nicht möglich, da ein' von dem Verstorbenen früher auf den Fall seines Todes mit Bestimmtheit ausgesprochenes Verbot eine Leichenöffnung nicht gestattete. Indeß schlossen sie mit der größten Wahrscheinlichkeit aus allen Symptomen auf große Unordnung der Leber und auf eine durch gänzliche Verengung herbeigeführte Darm-Entzündung und Zerrüttung des Unterleibes.

Allgemeine Theilnahme erregte in Leipzig der unerwartete Tod des auch dort geschätzten Mannes. Aber wer schildert den Schmerz der Gattin, als ihr nun die schreckliche Gewißheit geworden war, ihr Gatte sey nicht mehr unter den Lebenden! Wer fühlt nicht Mitleid, wenn er sich die tief Gebeugte denkt, wie sie dastand, allein in der fremden Stadt, bei der Leiche dessen, der ihr im Leben Alles gewesen war! Aber daß sie nicht hilflos, nicht trostlos blieb, das war das Werk edler Menschenfreunde, die sich der Verlassenen annahmen, das war vorzüglich das edle Werk des Dr. Goldhorn, dem sie selbst, dem es Hamburg nie vergessen wird, was er für sie und zu Klefekers Ehre that. Er war es, der zuerst der trauernden Witwe mit den Trostgründen der Religion nahete und ihr die Kraft einflößte, ihr herbes Geschick mit Fassung zu erdulden, der mit der zartesten Sorgfalt ihre Wünsche für die Bestattung des geliebten Todten zu erfüllen strebte, der es bewirkte, daß der sehnlichste aller ihrer Wünsche befriedigt ward, man möge dem Dahingeschiedenen seine Ruhestätte neben dem Grab-

hügel des Mannes bereiten, von dem sie ihn im Leben so oft mit Dankbarkeit habe reden hören, neben dem Grabhügel seines Lehrers Morus.

Am 12. Junius wurde die Leiche nach dem Todtenacker gebracht; ihr folgten, außer dem Jugendfreunde Starke, der von Delitzsch wieder herbeigeeilt war, und einigen andern theilnehmenden Männern, die sämmtlichen Prediger beider protestantischen Confessionen in Leipzig. Am Grabe wurde, gegen die sonst daselbst gewöhnliche Sitte, eine Rede gehalten, und Hr. Dr. Goldhorn erwies seinem entschlafenen Freunde auch diese letzte Ehre. Er sprach bei dieser Gelegenheit Worte des innigen Gefühls, Worte, die den Redner eben so sehr ehren als den, an dessen Sarge sie gesprochen wurden und die wir uns nicht enthalten können, hier mitzutheilen, obgleich sie schon in einem ziemlich weiten Kreise bekannt seyn mögen.*) Sie lauteten:

„In fremder Erde also, fern von seiner Vaterstadt, fern von seiner Gemeinde, von seinem Hause, von den Gräbern seiner eignen, theuern Todten, hat seiner Laufbahn Ziel der würdige Genosse unseres Amtes am Evangelium gefunden, dessen sterbliche Ueberreste wir jetzt vor unsern Augen in des Grabes Tiefe hinabsinken sehen, theure Brüder in dem Herrn! Wäre daheim

*) Herr Dr. Goldhorn hatte die Güte, das Manuscript dieser Rede der Witwe mitzutheilen. Nach demselben wurde sie in Hamburg gedruckt und an Klefeker's Freunde als Andenken an den Verewigten vertheilt. Hr. Rortmann hat sie dann in seiner Chronik der Jakobi-Kirche, Hamburg 1825 S. 148 ff., wieder abdrucken lassen. Mit vollem Rechte hat Hr. Prof. Pölitz sie als Muster aufgenommen in sein so eben erschienenes Lehrbuch der deutsch-pros. u. redner. Schreibart. Halle 1827. 8. S. 284 ff.

„ihm heute sein Grab geöffnet worden; o! wie
„würde seinem Sarge die Trauer, die Verehrung,
„der Dank, die Liebe seiner großen, berühmten
„Stadt gefolgt seyn, wie würden sie an seiner
„Gruft ihre vereinigten Stimmen laut erhoben ha-
„ben. Denn er ist ein treuer, hochverdienter Leh-
„rer und Führer seiner Gemeinde gewesen! Das
„habt Ihr längst schon vernommen, theure Brü-
„der, und darum seyd Ihr von einem Gefühle
„der Verehrung seines Namens durchdrungen, an
„diese Stätte ihm gefolgt, ob auch keiner von Euch
„sein Angesicht je gesehen, und nur mir früherhin
„die Freude vergönnt gewesen ist, ihn in seiner
„Stadt zu begrüßen, jetzt aber die schmerzliche Ge-
„legenheit gegeben worden, hier in der unsrigen
„der Zeuge, ach! der tief erschütterte Zeuge seiner
„letzten, schweren Kämpfe zu seyn!

„Daß er hier sein Grab finden, daß wir
„um dasselbe stehen, daß ich, ein Prediger dieser
„Stadt, über demselben reden sollte, wer hätte
„dies ahnen können, als er vor mehr als 40
„Jahren, ein blühender Jüngliug und ein fleißi-
„ger Schüler der Weisheit, die den Tod nicht
„fürchten und ein ewiges Leben hoffen lehrt, wohl
„mehr denn einmal mit diesem Freunde sei-
„ner Jugend*) unter diesen Gräbern einher ge-
„gangen seyn mag; das hat er nicht ahnen kön-
„nen, als er nur am vorletzten Sonntage noch un-
„fern der Nordseeufer vor großen Schaaren seiner
„Mitbürger das Wort des Herrn verkündigte und
„ihren Wünschen und Gebeten für diese Reise sich
„empfahl, auf welcher er die ersehnte Heilung von
„seinen langen Schmerzen zu finden hoffte. Gott
„hat es anders gewollt; die Stimme dessen, der

*) Superint. Starke.

„ da ein Herr ist des Lebens und des Todes, rief
„ ihm unerwartet zu: bis hieher sollst du kommen
„ und nicht weiter!

„ Nun, so mögen sie denn sanft ruhen deine
„ Gebeine, du treuer Mitarbeiter an dem Werke,
„ das auch uns gegeben ist! Zwar in fremder Erde
„ werden sie ruhen! Aber die Erde ist überall des
„ Herrn; in seiner Hand sind auch hier, wie dort,
„ die da schlafen, auch unser Gottesacker ist ein Feld
„ der Auferstehung! Und siehe, der Wunsch, der
„ dich zu uns führte, das Grab deines unvergeß-
„ lichen, auch uns allen ehrwürdigen Lehrers, des
„ trefflichen Morus, noch einmal zu sehen und zu
„ segnen, dieser dein Wunsch ist mehr als erfüllt;
„ dein eignes Grab ist dir an der Seite des seini-
„ gen geworden, und im Laufe weniger Jahre wird
„ deine Asche mit der seinigen sich mischen.

„ Doch, so wenig wie er, moderst und verwe-
„ sest du selbst in dieser Erde. Du selbst bist ein-
„ gegangen zu dem, der dich gesendet und geführt
„ hatte in das wahre Vaterhaus; du bist eingegan-
„ gen zu der Herrlichkeit dessen, dessen Namen du
„ deinen Brüdern eine so lange Reihe von Jahren
„ so unermüdet und lauter und segensreich gepre-
„ digt hast. So empfange denn nun aus den Hän-
„ den seiner Gnade den Lohn deiner Treue und ge-
„ nieße bei ihm die Seligkeit, die auch wir alle zu
„ finden hoffen durch seine Barmherzigkeit, deren
„ wir alle zu geringe sind und die an uns allen
„ hier schon thut und dort einst thun wird über
„ alles, was wir bitten und verstehen.

„ Wir aber, theure Brüder in dem Herrn,
„ wir wollen von dem Grabe dieses vollendeten Ge-
„ nossen unseres Berufes nicht anders hinweggehen,
„ denn also, daß wir über seinem Sarge es einan-
„ der heilig geloben, zu wirken die Werke dessen,

„der uns gesandt hat, so lange unser Tag uns „leuchtet, jeder nach dem Maße seiner Kraft, die „ihm gegeben, und des Glaubens, der ihm verlie„hen ist, und in stiller Ergebung zu erwarten, wie, „wann und wo dereinst auch einen Jeden von uns „der Herr von seinem Tagewerke abrufen wird; „anbeten wollen wir in gläubiger Demuth die Fü„gung dessen, der da unbegreiflich ist in seinen Ge„richten und unerforschlich in seinen Wegen. Prei„sen wollen wir ihn, der seinen Rath, ob er auch „wunderbar ist, so herrlich hinausführt! Ja Herr, „Herr Gott, du bist würdig, auch an Gräbern zu „nehmen Dank und Anbetung und Preis und Ehre! „Du hast es wohl gemacht auch über diesem Grabe; „du wirst es wohl machen auch einst über unsern „Gräbern! Gelobet sey dein heiliger Name immer „und ewiglich! Amen!“

Bei diesen letzten Worten fiel der Chor der Thomasschüler mit dem Verse von Klopstock: Dank, Anbetung, Preis und Ehre ꝛc. ein und der Sarg wurde in die Gruft gesenkt.

So ruhen denn nun Klefekers sterbliche Ueberreste an der Seite des Grabes seines Morus, kaum zwei Schritte von Gellerts Grabe entfernt, und bald wird seine Asche sich mit dem, was nach mehr als 30 Jahren von der Asche seines Lehrers noch übrig seyn mag, mischen.

Schnell genug kam die Kunde von seinem Tode nach Hamburg, eine Schreckensbotschaft für seine Verwandten und Freunde, eine Botschaft der Trauer für seine Gemeinde. Man hatte diesen Unfall um so weniger geahnet, da einige auf der Reise von ihm geschriebene Briefe leidliches Wohlbefinden meldeten. — Noch zweifelte man an der Wahrheit der Nachricht, als durch die Ankunft der Gattin, die gleich nach der Beerdigung ihres Man-

nes Leipzig verlassen hatte, die niederschlagende Gewißheit gebracht wurde. Alles beeiferte sich auch hier, ihr Leiden zu mildern und ihr Beweise zu geben, wie sehr man den Verstorbenen geliebt und geschätzt habe. Auf Veranstaltung der Vorsteher der Jakobikirche wurde bald nachher auf Klefekers Grabe ein einfaches und geschmackvolles Denkmal mit passender Inschrift errichtet und bald schmückte auch den, der Kanzel, die er so oft betreten, gegenüber stehenden Pfeiler das Bild des Verewigten, zu dem seine Verehrer stets mit dankbaren Gefühlen emporblicken.

* * *

Auf diese einfache Darstellung der vorzüglichsten Lebensumstände Klefekers mögen hier noch einige Bemerkungen folgen über das, was derselbe als Mensch, was er als Gottesgelehrter und als Kanzelredner war. Sie sollen keinesweges eine erschöpfende Charakteristik des Mannes in den genannten Beziehungen seyn, sondern nur dazu dienen, den Zusammenhang seines innern und äußern Lebens anschaulicher zu machen.

Schon als Mensch nahm Kl. eine höchst achtungswerthe Stelle ein und durfte zu den Vorzüglicheren gerechnet werden. Zuvörderst zeichnete ihn eine innige Religiosität aus, die er freilich nicht immer auf der Zunge führte, die aber nichts desto weniger in seinem Innern tief begründet war und das Prinzip jeder Pflichterfüllung bei ihm ausmachte. In seinem ganzen Leben waltete ferner ein strenger sittlicher Ernst; von Jugend an hatte er die größte Sittenreinheit beobachtet und konnte mit innerer Ruhe auf ein schuldlos durchlebtes Jünglingsalter hinblicken. Daher die Achtung, die ihm auch in dieser Hinsicht seine Altersgenossen zollten.

Die Erfüllung aller einzelnen moralischen Pflichten bei einem solchen Manne durchzugehen, scheint um so unnöthiger, da bei edlen Menschen die Uebung einzelner Pflichten in einem nothwendigen Zusammenhange steht, und da, wer über die Grundlage aller Moralität im Menschen mit sich einig ist, wie es Kl. war, zwar von einzelnen Fehlern und Schwächen nicht frei seyn, im Ganzen aber doch ein Leben ohne innere Widersprüche darstellen wird. Wir heben hier also nur Einiges, das der Beachtung vorzugsweise werth scheint, hervor. In seinem ganzen Wesen sprach sich die reinste Humanität aus; dahin gehört die Herzensgüte, das ungeheuchelte Wohlwollen, mit dem er Jedem, der zu ihm kam, begegnete, die einnehmende Sanftmuth, mit der er sich zu dem Bittenden oder Fragenden herab ließ; auch wenn er bei dringender Arbeit unterbrochen war, las man dennoch keine Spur des Unmuthes über die Störung auf seiner Stirn. So wie er aber Jedem zugänglich war, Jeden mit Liebe behandelte und mit seinem Rathe gern unterstützte, so übte er die thätige Pflicht einer edlen Liberalität oft über sein Vermögen; selten ließ er einen wahrhaft Bedürftigen, nie einen ohne Schuld Duldenden ungetröstet von sich, obgleich die Ansprüche an ihn in der großen volkreichen Stadt sich von Jahr zu Jahr mehrten. Nichts war ferner von ihm, als Egoismus; Aufopferung von Zeit und angestrengter Arbeit scheuete er nie, weder wenn es galt, etwas wahrhaft Gutes für das allgemeine Wohl zu bewirken, noch wenn es darauf ankam, dem Freunde zu dienen. Daher waren ihm aber auch diejenigen verhaßt, die, von Selbstsucht geleitet, um der Ehre und des Fortkommens willen eine Zeit lang ein Betragen zeigten, das, vielleicht an sich nicht tadelnswerth, doch mit ihrem Benehmen

und Handeln in der Folgezeit grell contrastirte. — Er besaß ein lebhaftes, aber auch reizbares Temperament. So war ihm rasches, kräftiges Handeln habituell geworden; aber in einzelnen Fällen bemerkte man dabei auch in seinen Handlungen nicht ganz die besonnene Ruhe, nicht ganz die Mäßigung, die den Beleidiger, auch den heftigsten, entwaffnet und die erforderlich ist, um in allen Fällen die unsern gut gemeinten Vorsätzen entgegenstehenden Hindernisse hinwegzuräumen. Er kannte sich in dieser Hinsicht genau, tadelte sich oft selbst deswegen und dankte der Vorsehung, daß sie ihm an dem Senior Willerding einen Freund gegeben, der mit der Ruhe eines wahren Weisen sein rasches Verfahren in Rede und Schrift mäßige und zügele. Schnell, wie er selbst arbeitete, mochte er auch gern die ihn Umgebenden arbeiten sehen; ein Langsamer war ihm unerträglich. Aber bei diesem feurigen Wesen war er der Mann der pünktlichsten Ordnung nicht allein in dem, was das Amt betraf, er war in Allem der Mann nach der Uhr. Nur durch diese Ordnung und durch den genauesten Auskauf der Zeit war es ihm möglich, so vieles in seinem Amte und als Schriftsteller zu leisten, und dennoch den Anforderungen der Freunde und einer zahlreichen Familie zur Geselligkeit zu genügen. Wenn er auch spät zur Ruhe gegangen war, so fanden ihn doch die Frühstunden des nächsten Tages schon wieder am Arbeitstische. — Gern sah er Freunde um sich; aber obgleich ihn seine Amts- und Familienverhältnisse zwangen, oft an größern Cirkeln Theil zu nehmen, so war ihm doch ein traulicher Verein von wenigen nähern Freunden lieber. Bei solchen wahrhaft Sokratischen Mahlen überließ er sich ganz der heitersten Fröhlichkeit, dem gutmüthigen Scherz, dem erhei-

ternden Witz; denn hier war er sicher, daß kein Horcher oder Laurer das arglos ausgesprochene Wort aufgreife und es hintrage, wo es verdreht und vergrößert, zum verketzernden Vorwurf gegen ihn oder seine Denkart gemacht ward. Dieselbe einnehmende Gabe der Unterhaltung, die ihm in kleinen Vereinen eigen war, bewieß er auch mit Unbefangenheit in größern Cirkeln, wenn ihn seine Verhältnisse dahin führten. Daher sah ihn nicht blos der Gelehrte gern, er war allen gebildeten Ständen willkommen; denn überall zeigte er die größte Feinheit der Behandlung Anderer, namentlich auch würdiger Frauen, die aufmerksamste Würdigung der Verhältnisse des Lebens. Nie machte er, wo es unpassend gewesen wäre, den Gelehrten geltend, unter allen Verhältnissen aber seinem Stande Ehre.

In Allem, was das Amt und die mit demselben verbundenen Geschäfte betraf, war er streng und ernst. Ueberhaupt der Unentschlossenheit und dem Schwanken abhold, haßte er es in diesen Verhältnissen noch mehr. Hier fand bei ihm kein Abweichen vom einmal gefaßten und wohl durchdachten Plane statt; hier war an keinen Blöße gebenden Rücktritt, an keine Menschenfurcht zu denken. Alles dieß hielt er unter der Würde seines Amtes, dessen Wichtigkeit so wie die Pflicht, auch durch sein Beispiel zu wirken, ihm stets vorschwebte. Indem er so die Würde festhielt und diese Stellung nicht nur für einzelne Fälle annahm, oder anlernte, sondern durchstehend beobachtete, nahm er in jedem amtlichen Verhältniß eine gewisse Gravität an, die ihm nur zu oft gemißdeutet und als S t o l z ausgelegt ist. Und doch ist dieß mit großem Unrecht geschehen. Kann man mit Recht einem Manne Stolz vorwerfen, der seinen eigenen Werth so wenig überschätzte, daß er über seine eignen Verhält-

nisse, über sein eignes Verdienst als Geistlicher und als Schriftsteller stets mit der größten, oft rührenden Bescheidenheit sprach, der die Verdienste Anderer in der Nähe und Ferne, nur nicht sein eignes erhob. Man lese die Vorreden zu seinen Werken, um über die geringen Ansprüche, die er machte, zu erstaunen. Wahrlich! wenige Gelehrte auf seinem Standpunkt würden so anspruchlos, so bescheiden gesprochen haben. Oder drückte er etwa den angehenden Gelehrten mit dem Uebergewicht seiner Kenntnisse und Erfahrungen? Wer das behaupten wollte, gegen den würde eine ganze Zahl jüngerer Männer aufstehen und laut erklären, daß sie nie liebreicher und zuvorkommender behandelt worden seyen, als von ihm, der eher die Stellung annahm, als lerne er von ihnen, als daß er sie sein Uebergewicht hätte fühlen lassen. Daher war ihm aber auch Anmaßung junger Gelehrten, keckes Aburtheilen derselben durch eben Gelerntes über Veteranen in der Wissenschaft verhaßt; dem Bescheidenen aber war er gern ein berathender Leiter, ein väterlicher Freund auf dem Pfade der Wissenschaft und des Lebens. —

So wie Klefeker als Mensch höchst achtungswerth erschien, so war er es auch als Gelehrter und namentlich als Gottesgelehrter. Wie eifrig er in seiner Jugend bemüht war, sich mannichfache Kenntnisse zu sammeln, haben wir oben gesehen, so wie auch, daß sein eifriges Streben schon früh auf eine gründliche humanistische Bildung gerichtet war. Aber eine so streng philologische Vorbildung, wie sie fleißige Jünglinge in unserm Zeitalter, bei dem hohen Standpunct, den die Philologie erreicht hat, mit hinaus auf die Hochschule nehmen, lag zu jener Zeit außerhalb der Leistungen der Gelehrten-Schulen überhaupt und nament-

sich der Hamburgischen. Oft klagte er, wenn er als Scholarch den Maturitätsprüfungen, wie sie nunmehr gehalten werden, zuhörte, darüber, daß ihm ein solcher Unterricht nicht geworden sey. Wohl mochte es ihm daher Anfangs nicht leicht geworden seyn, dem in elegantem Latein mit allen Kunstausdrücken der gelehrten Interpretation vortragenden Morus ganz zu folgen. Aber beharrlicher Fleiß siegte auch hier über manche Schwierigkeit; stets blieb er von hoher Achtung für die Philologie durchdrungen; auch noch im Alter gehörte das Lesen eines Classikers zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. In der Philosophie, deren vorzüglichste Systeme ihm nicht unbekannt waren, konnte man ihn mit Recht zu den Eklektikern rechnen. Daß er in allen Disciplinen, die den gelehrten Theologen ausmachen, bewandert war, bedarf bei einem solchen Namen kaum der Erwähnung. Doch hatte er schon früh bei seinen Studien die praktische Richtung im höhern Sinne vorzüglich in's Auge gefaßt. Und genau genommen sollte ja, wie der treffliche Hüffel sagt, das ganze Studium eines Geistlichen praktisch seyn. Doch war und blieb die Exegese des N. Testaments mit ihren Hülfswissenschaften sein Lieblingsstudium, auch dann noch, als, wie schon die Mehrzahl seiner Werke beweist, die Homiletik das eigentliche Feld geworden war, das er als Schriftsteller anzubauen bemüht war. — Unermüdet schritt er mit der Literatur fort. Wie wäre es auch von einem Manne, der selbst so thätigen Antheil an derselben nahm, durch eigene Schriften und durch Beurtheilung fremder Werke nicht unbedeutend auf sie einwirkte, anders zu erwarten gewesen? Daher war auch seine Bibliothek, in der von den ältern Werken viele und bedeutende fehlten, an neueren vorzüglich reich; fast jedes neu

erscheinende für seine Lieblingsfächer, die Exegese und Homiletik, Ausbeute gebende Werk zierte nicht nur seine Repositorien, sondern war von ihm gelesen und benutzt.

Seine theologischen Ansichten waren so, wie man sie von einem Schüler des gründlich gelehrten Morus, der auf den von seinem Lehrer gelegten Grund, von dem Standpunkt einer ruhig forschenden und prüfenden grammatisch-historischen Interpretation aus, fortgebauet hatte, erwarten konnte, — er war entschiedener Vernunfttheologe und hielt den Namen eines Rationalisten, so sehr auch blinde Eiferer ihn schmähen mochten, für einen Ehrennamen. Es ist hier nicht der Ort, eine Vertheidigung des Rationalismus zu schreiben. Aber fragen möchten wir jene blinden Eiferer, die durch denselben das Wesen der Gottheit und die Religion beeinträchtigt wähnen: Wann hat je ein Rationalist geleugnet, daß Gott die höchste Vernunft sey? Wann nicht seine eigene, in Vergleich mit der göttlichen allerdings sehr schwache Vernunft der göttlichen untergeordnet? Aber wie folgt daraus, daß ihm der freie Gebrauch seiner Vernunft nicht erlaubt sey? Fragen möchten wir sie ferner: Ist es möglich und denkbar, daß, wenn ein wahrhaft gebildeter Mensch in seinem ganzen geistigen Streben, ganz vorzüglich aber in seinem redlichsten Streben nach einer möglichst vollkommenen Erkenntniß Gottes den unbeschränktesten Gebrauch von seiner Vernunft macht, er dadurch die Gottheit beeinträchtigen kann? Einzig die von Gott gegebene Vernunft ist es ja, die uns Menschen fähig macht, Belehrungen von Gott zu empfangen, und sich zum Glauben an den wahren Gott, zur Anbetung desselben im Geist und in der Wahrheit zu erheben! Sie allein ist es, die den Menschen fähig macht,

seiner geistigen Natur den Sieg über die sinnliche zu verschaffen und ihn der Aehnlichkeit mit Gott, dem Urbilde aller Vollkommenheit, näher bringt. Frei also muß der freie Mensch dies Himmelsgeschenk gebrauchen dürfen bei Prüfung der Gründe und des Inhalts eines jeden religiösen Glaubens, eines jeden Dogmas; denn erst dann hat seine Ueberzeugung Werth. — Doch lassen wir Kiefeker seine theologische Ueberzeugung selbst hier aussprechen, indem wir aus der im Januar 1825 geschriebenen Vorrede zur neuesten Ausgabe seiner Schrift für Confirmanden, die wenige Wochen vor seinem Tode erschien, hier eine merkwürdige Stelle mittheilen. Er schreibt S. VII:

„Einfach wie die Schrift nun einmal ist, bloß „sehr klaren und deutlichen Aussprüchen der Heil. „Schrift und den Grundsätzen der gesunden Vernunft folgend, wird sie in ihrer schlichten ungekünstelten Gestalt sich wahrscheinlich nicht sehr vortheilhaft neben den eminenten Producten solcher „Männer ausnehmen, die sich wie Inspirirte — „was sie in einem gewissen Sinne denn auch wohl „seyn mögen — gebehrden. Es läßt sich vielmehr „voraussehen, daß sie denen unter unsern heutigen „Theologen höchlich mißfallen werde, die in dem „Helldunkel mystischer Phrasen und in der wieder„aufgewärmten Systemsweisheit, ja wohl gar in „Begriffsbildungen und Bestimmungen ihr Heil „suchen, die weit über das eigentliche System hinaus„liegen; Eben so wenig wird sie bei dem Theil „des Publikums ihr Glück machen, der nun einmal „an leerem Wortgeklingel Geschmack und Freude „findet. Es läßt sich mit Sicherheit voraussehen, „daß sie von denen werde behohnlächelt, oder wenn „sie billig verfahren, bemitleidet werden, die im Ge„fühl ihrer Superiorität und ihres vermeinterweise

„schon entschiedenen, wenn nur nicht mit einer trau„rigen Niederlage endenden Triumphes, auf uns „übrige im Vernunftgebrauch ergraute Männer als „auf solche herabsehen, welche einer schnell veral„terten Zeit angehören, die schon anfängt kindisch „zu werden und deren ermattendes Treiben bald „mehr schonend zu übersehen, als scharf zu bekäm„pfen seyn wird *). Ja es läßt sich endlich vor„aussehen, daß die infallibeln Männer, die sich in „dieser Weise aussprechen, schon ihr Anathema in „Bereitschaft haben werden, um damit insonderheit „gegen die neu hinzugefügten Betrachtungen loszu„donnern. Der Verfasser aber gesteht offen, daß „er sich durch dergleichen Großsprechereien eben so „wenig irre machen, als durch Theaterblitze und „Bannstrahlen einschüchtern läßt."

Rührend ist der — man sollte glauben in einer Vorahnung des nahe bevorstehenden Todes geschriebene — Schluß derselben Vorrede, in welchem er gleichsam von seiner Gemeinde Abschied nimmt:

„Und so mag denn, heißt es dort, S. IX, „dies Büchlein hingehen in die Welt, um offen „und unumwunden von der theologischen Denk„art seines Verfassers zu zeugen. Es mag, da es „leicht das letzte seyn möchte, welches dieser in sei„nem schon weit vorgerückten Alter dem Publikum „darbietet, für ein Vermächtniß gelten, welches er „seiner Gemeinde und namentlich dem jüngeren „Theil derselben hinterläßt, und gewissermaßen für „ein Glaubensbekenntniß, das er um so rücksichts„loser ablegt, je weniger es ihm, eben seines hö„hern Alters-wegen, um den rauschenden Beifall

*) Worte aus der neuesten Sammlung (1824) gewisser wohlbekannter Denkblätter.

„einer stets beweglichen Volksmenge, wohl aber „recht sehr darum zu thun ist, sich, so lange er „noch wirken kann, so nützlich als möglich zu ma„chen.“

Das war also Klefeker's Ueberzeugung. Und diese hatte er sein ganzes Leben hindurch festgehalten, vermöge der ihm eigenen Charakterfestigkeit, dieses nicht genug zu schätzenden Gutes. O, möchten doch alle Jugendlehrer es sich gesagt seyn lassen, daß sie die Pflicht auf sich haben, bei der Bilduug der Jugend nicht allein auf die Erregung des wissenschaftlichen Sinnes, sondern auch ganz vorzüglich dahin zu wirken, daß ihre Zöglinge mit einem biederen Charakter und einem festen Sinne sfür das Leben ausgerüstet werden. Hätte man dieses Ziel überall vor Augen behalten, so könnte es unmöglich so viele geben, die ehemals frei und helldenkend, plötzlich zu Unfreien und Verdunkelern werden, Grundsätze verleugnen, die sie Jahre lang nicht nur laut bekannt, sondern für ihren Stolz gehalten haben und in liebloser Intoleranz die verurtheilen, die sich nicht entschließen können, mit ihnen von der lichtvollen Bahn hinabzusteigen in die finstern Sümpfe der modernen katholisirenden Mystik, wo höchstens ein Irrlicht leuchtet, das noch tiefer in den Sumpf führt. Charakterlosigkeit ist's, wovon sie so umhergetrieben werden, nicht Streben nach Fortschritten zum Besseren; eiteles Haschen nach dem Beifall der Menge leitet sie, nicht Ueberzeugung von früherem Irrthum.

Daß Klefeker bei seiner oben geschilderten Ueberzeugung, bei der Consequenz, mit der er sie, ohne jedoch je stürmisch zu verfahren, durchführte, bei der Offenheit, mit der er sie aussprach, auch Feinde hatte, war natürlich. Ein braver Prediger muß Feinde haben, sagt schon Luther, und ich

möchte ihm diesen Ruhm nicht rauben; denn wer könnte doch von dem etwas halten, der es Allen recht zu machen versteht! Aber Klefeker hatte diese Feinde nicht unter den ehrenwerthen Orthodoxen, gegen die er die höchste Toleranz bewies, die er achtete und ehrte; er erfuhr Anfeindungen nur in neueren Zeiten von den seit der Herausgabe der Harms'schen Thesen immer kecker hervortretenden Misologen. So that — um von Unbedeutenden gar nichts und von Bedeutenderen nur ein Paar fast scherzhafte Beispiele anzuführen — der Verfasser des Christomnestus Eudoxus *) ihm, als er das Erscheinen der Oppositionsschrift von Klein und Schröter im Hamburgischen Correspondenten mit Lob angekündigt hatte, die Ehre an, ihn den buccinator cohortis vestrae (der Rationalisten) zu nennen. So griff Harms selbst, als er die Schrift: Ueber lichtvolle Behandlung u. s. w. gelesen hatte, ihn in mehreren Beziehungen an in den Anmerkungen zu seinen Reformationspredigten **), gab ihm aber zugleich die vollkommenste Genugthuung, indem er ihn dort mit Herder und Niemeyer zusammenstellte; über welche ehrenvolle Gesellschaft Klefeker seine herzliche Freude zu erkennen gab und den Angriff lächelnd eine große Ehrenbezeigung nannte. — Dagegen erfreute und belohnte ihn der Beifall der würdigsten Freunde des Lichts und der Aufklärung in der Nähe und Ferne, der innige, vertraute Um-

*) Die Schrift ist nun wohl längst vergessen. Daher setzen wir ihren Titel her: Christomnesti Eudoxi responsio advers. thes. XCV J. Boysensi, Harmsii totidem Thesibus oppositas. Kil. 1819. Vom buccinator ist das. pag. 29 die Rede.

**) Drei Reformationspredigten gehalten 1820, 21, 22, von Cl. Harms. Altona, 1823, S. 79 u. 80.

gang mit den sein redliches Streben lobend anerkennenden Herzensfreunden, einem Willerding, einem Funk *), einem Gurlitt, für welchen Letztern er auch in der Kirchenzeitung die Feder ergriff, als einige Aeußerungen desselben in der trefflichen Rede zur Empfehlung des Vernunftgebrauchs bei dem Studium der Theologie **) mißverstanden und gemißdeutet waren ***). Und auch denen, die ihn verkannten und anfeindeten, hatte der Edle schon hier auf Erden längst verziehen; wir aber bitten sie mit von Salis Worten:

„Heilige, reine Vernunft, vergieb den Blinden am Wege,
„Die dich verfolgen und schmähn, — wahrlich, sie kannten dich nie."

3. Mit dem, was Klefeker als Theolog war, steht das, was er in seinem Lieblingsberufe als Kanzelredner leistete †), in genauer Verbindung.

*) Wer sich über Alles, was des würdigen Funk's bekannte Bibelausgabe mit Anmerkungen betrifft, näher unterrichten will, der lese die geistvoll geschriebene Geschichte der Altonaer Bibelausgabe. Altona, 1823. Welchen Eindruck „die von dem päbstelnden Schwärmerbund durch Täuschung des lichtfrohen und gerechten „Königs erschlichene finstere Gewaltthat" (die Beschlagnahme der noch unverkauften Exemplare) auf Voß machte, s. man in dessen Antisymbolik, Th. 2, S. 320. Dadurch vorzüglich ward Voß bewogen zu dem bekannten Aufsatz: Wie ward Fr. Stollberg ein Unfreier? Sophronizon, I, 3.

**) 2te dem Herrn D. Willerding bei dessen Amtsjubiläum gewidmete Ausg. Hamb. 1822. 4.

***) Vergl. Pahl über den Obscurantismus, der das Deutsche Vaterland bedroht. Tübingen, 1826, S. 133. f.

†) Nur darüber scheinen hier noch einige Bemerkungen nöthig, da wir von seiner Wirksamkeit in den übrigen Verrichtungen des Geistlichen, namentlich in der Seelsorge, schon oben gesprochen haben, als von den bei-

ß er diesen Beruf aus wahrer Neigung gewählt
e, ist, glauben wir, eben so ausgemacht, als
er für denselben geschaffen war und daß sein
husiasmus für denselben nie erkaltete, sondern
ner zunahm. Mit Recht konnte auch er von
behaupten, was Harms von sich sagt: „Ich
mit Lust Prediger." Sein ihm angebornes Ta-
t aber hatte er, wie er selbst bekannte, durch
ergiltige Vorbilder ausgebildet und veredelt. —
her war sein Muster Zollikofer, später Rein-
d, dessen homiletische Arbeiten er nicht nur alle
lesen, sondern studirt, ja, viele derselben zu sei-
Uebung in Auszüge gebracht hatte. Daß dieses
udium fremder Arbeiten dennoch seiner homileti-
en Individualität nicht geschadet habe, liegt durch
ne Arbeiten selbst am Tage und bedarf keines Be-
eises. Sieht man nun auf die einzelnen A[illegible]
ngen seines angebornen und durch Studium [illegible]
iterten und ausgebildeten Talents, so besaß er
vörderst eine unglaubliche Kraft der Invention.
Diese glückliche Erfindung der Hauptthemata hatte
sich durch ein sorgfältiges Studium der Philo-
phie, hauptsächlich der Psychologie und Moral,
worben; genährt aber und geschärft war dasselbe
rch die Nothwendigkeit, in der er sich befand,
ne so lange Reihe von Jahren fast immer über
selben Perikopen zu predigen. Da er seit seiner
nstellung als Hauptprediger alle seine Predigten,
der doch die Entwürfe derselben, dem Druck über-
ab, so war er gezwungen, immer auf etwas Neues
u sinnen, und dieser Zwang hatte ihm zuletzt eine
lche Uebung verschafft, daß er oft, besonders seit-

---

en Aemtern, wo ihm dieselbe oblag, dem zu Osnabrück
nd dem Diakonat zu Hamburg, die Rede war.

dem er angefangen hatte, mehrere Sonn- oder Festtage hintereinander Themata, die in einer genauen innern Verbindung standen, oder vielmehr ein Hauptthema nach allen Beziehungen in mehreren einzelnen Vorträgen abzuhandeln, zum voraus für eine Reihe von Wochen disponiren konnte; ja ich fand ihn einmal, wo er an einem Morgen, bei vorzüglich heiterem Geiste und von Schmerzen freiem Körper, die Dispositionen für alle Predigten eines Halbjahrs entworfen hatte. Seine Themata sind — es ist mir nicht unbekannt — wegen ihrer Ausführlichkeit getadelt worden, und ich bin nicht gesonnen, diesen Vorwurf ganz von ihm abzulehnen. Aber sollte nicht diese Methode durch die Deutlichkeit, die sie bezweckt und erreicht, ihre Vorzüge haben? Sollte sie wenigstens nicht vor der hie und da überhandnehmenden Sitte, die Themata in — fast möchte man sagen — änigmatischer oder epigrammatischer Kürze abzufassen, bei der die Zuhörer doch wohl schwer zu einer klaren Anschauung gelangen, den Vorzug verdienen? — In der Anordnung seiner Predigten hielt er das streng-logische Prinzip — wie Reinhard — fest und ließ sich nicht durch das Gerede derjenigen, die gerade dies an jenem großen Redner tadelten, irre machen. Wer möchte auch, um einer mißverstandenen Popularität zu huldigen, die Logik, die Grammatik des Verstandes, vernachläßigen! Und wer, der den menschlichen Geist kennt, sollte nicht überzeugt seyn, daß auch der minder gebildete Zuhörer nach und nach so an logische Ordnung gewöhnt werden könne, daß ihm die Festhaltung derselben am Ende zum Bedürfniß werde! Daß man dabei zu weit gehen könne, wird nicht geleugnet; daß aber Klefeker nicht in den Fehler des Mißbrauchs, vor dem Rein-

ward *) selbst warnt, verfallen sey, beweisen eben-
falls seine Schriften. So sehr Kl. die Deutlichkeit
und das Interesse des Hauptgedankens, so wie die
strenge Ordnung berücksichtigte, eben so sorgsam
verfuhr er bei der Ausarbeitung des Ganzen, wie
der einzelnen Theile, mit einer Gründlichkeit, die
ihren Gegenstand bis in das Kleinste verfolgt. Da-
her war eigentlich jede seiner Predigten ein Kunst-
werk. Dennoch war bei den völlig ausgearbeiteten
und nicht blos skizzirten Vorträgen, oder auch bei
diesen, wenn man sie von ihm hörte, die Darle-
gung des Fadens, an welchem sich die Reihe der
Gedanken hinzog, nicht zu sehr bemerklich, obgleich
sie auch nicht ganz zurück trat; welches Letztere,
dem bekannten Ausspruche artis est artem tegere
zufolge, oft für schön gehalten und zum höchsten
Nachtheil für die Erkenntniß und wahre Erbauung
des Zuhörers zu sehr in Anwendung gebracht wird.
Kl. wandte jenen, ihm wohl bekannten Satz mit
richtigem Bewußtseyn und mit Maaß an. So
wirkte er also hin auf Klarheit, Vollständigkeit und
innern Zusammenhang; immer den Grundsatz, den
er in der schon oft angeführten Schrift: Ueber licht-
volle Behandlung u. s. w. so belehrend durchführte,
vor Augen habend: „Durch den Verstand zum
Herzen!“ Und es wird hoffentlich bald die Zeit
wiederkehren, wo man die Richtigkeit dieses Prin-
zips wieder allgemeiner anerkennen wird, als es
jetzt leider zu geschehen pflegt. Denn nimmermehr
kann man doch das Gefühl allein als Lehrer und
Besserer ansehen; deutliche Erkenntniß und richtige
Einsichten müssen ihm doch wahrlich voran gehen,
wenn die Wirkung glücklich seyn soll. Nur was
der Verstand deutlich einsieht, das ergreift kräftig

*) Geständnisse S. 144.

der Wille; nur dann entschließt sich der Mensch mit Erfolg zum Streben nach dem Wahren und Guten, wenn auch sein Verstand zugleich in Anspruch genommen ist. Mit dunkeln Gefühlen, mit erkünstelter Spannung der Einbildungskraft, mit augenblicklich erregter Rührung, mit über die Wangen herabfließenden Thränen ist da nichts gethan: das Alles verschwindet, so schnell es gekommen, und bringt keine Früchte für's Leben hervor. — Die Sprache Klefekers in seinen Kanzelvorträgen war edel, würdig, lebhaft, oft selbst blühend und rednerisch. Manche haben in ihr die nöthige Popularität vermißt; aber die recht verstandene Popularität ging ihr gewiß nicht ab. Er strebte von je her darnach, sein Publikum zu sich herauf zu bilden, und dies war ihm auch bei Vielen so gelungen, daß sie versicherten, von Jahr zu Jahr seyen sie immer tiefer in den Sinn seiner Rede eingedrungen. Darauf sollte aber, meinen wir, das Bemühen eines jeden Religionslehrers gerichtet seyn. Kästners Ausspruch, eigentlich vom Lehrer der Jugend gesagt, leidet auch hier Anwendung: „Der Lehrer muß sich zu seinem Schüler herablassen, aber nicht zu ihm niederkauern.“ Andere vermißten in Klefekers Sprache bisweilen die Herzlichkeit. Von einigen gedruckten Predigten mag dies gelten, von der Mehrzahl gilt es nicht. Und dann ist der Schluß von der gedruckten Predigt auf die gehaltene nicht durchaus richtig; hier trat die Lebendigkeit und Wärme, hier das Herzliche und wahrhaft Salbungsvolle mehr hervor. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Vorwurfe, den man ihm wegen der Länge seiner Perioden hie und da gemacht hat. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß er in seinen Entwürfen, bei dem Reichthum der ihm ungesucht zuströmenden Gedanken, oft viele derselben in einen

Satz zusammendrängte; aber es ist auch eben so gewiß, daß er bei dem mündlichen Vortrage es meisterhaft verstand, solche — wenn man will — überladene Perioden zu zerlegen und faßlicher zu machen. — Nie betrat er ohne die strengste Vorbereitung, die ihm sein durch lange Uebung ungemein starkes und treues Gedächtniß sehr erleichterte, die Kanzel; höchstens erlaubte er es sich, in der Wochenpredigt, die er an jedem Freitage zu halten hatte, über eine Disposition zu sprechen und sich in Hinsicht auf die Ausführung ganz den Eingebungen des Augenblicks zu überlassen. Hier redete er zu der minder großen Versammlung ganz aus der Fülle seines liebevollen Herzens und äußerte, daß er das Gefühl habe, ihm seyen solche Vorträge bisweilen besser gelungen, als die nach der strengsten vorhergegangenen Meditation gehaltenen, sprach auch oft den Wunsch aus, einmal eine so von ihm gehaltene Predigt, wörtlich nachgeschrieben, hinterher lesen zu können. Sehr gern wurden auch diese Vorträge von denen gehört, welchen ihre bürgerlichen Verhältnisse den Besuch der Kirche an den Wochentagen gestatteten. *) — Daß Klefeker, bei seiner oben geschilderten theologischen Denkungsart, mehr Moral als Dogmatik auf die Kanzel bringen mußte, bedarf kaum einer Erwähnung; doch war die Dogmatik keineswegs ausgeschlossen, am häufigsten Beides mit einander verbunden. Er wollte allerdings einen kräftigen vernünftigen Glauben, aber auch zugleich ein thätiges Christenthum

*) Auf den Wunsch mehrerer von seinen Zuhörern fügte Kl. in den Jahren 1824 und 25 seinen Sonntags-Texten während der Fastenzeit, wo diese Wochenpredigten stärker als gewöhnlich besucht wurden, wenigstens die allgemeinen Umrisse derselben bei.

fördern. Polemisches Verfahren, das diesen Namen verdient, war ihm auf der Kanzel eigentlich völlig fremd. Wohl schützte er bisweilen seine Ueberzeugung und zeigte die Vernunftmäßigkeit derselben, aber mit Hinblicken auf eine ihr entgegengesetzte nur selten und nur dann, wenn er durch zu heftige Angriffe gereizt war. Möchten nur Alle den christlich friedlichen Ton, der allein der Würde des Predigtamts geziemt, so festhalten und sich immer mehr überzeugen, daß nicht Theologie, sondern biblisches Christenthum auf die Kanzel gehöre!

Sieht man endlich auf das, was man gewöhnlich Kanzelgaben nennt, so war Kl. auch in dieser Hinsicht zum öffentlichen Redner gemacht. Ihm fehlte keins von den ingenitis adjumentis, die Quinctilian *) von einem solchen verlangt: vox, latus patiens laboris, valetudo, constantia **), decor. Schon seine hohe und schlanke körperliche Gestalt, verbunden mit dem Anstand und der Würde, die in seiner öffentlichen Ankündigung lag, hatte etwas Imponirendes; dazu kamen die scharf markirten, aber edlen und einnehmenden Gesichtszüge, ein sprechendes Auge, eine starke Stimme, eine ausdrucksvolle Declamation. Manche tadelten an ihm, und wohl mit Recht, daß er zu laut rede und so in der stark wiederhallenden Kirche nicht immer

*) Institutt. orat. Prooem. fin.

**) Durch constantia bezeichnet aber Quinctilian dort nicht, wie man früher annahm, den festen Charakter, dessen Erwähnung an einer Stelle, wo v. den angebornen Rednertalenten die Rede ist, nicht passen würde, sondern vielmehr den Muth, die Dreistigkeit, die zum öffentlichen Auftreten gehört. Dies zeigt die Stelle im Quinctilian Inst. or. XII, 5, wo die constantia mit der fiducia und fortitudo zusammengestellt und als das fehlerhafte Extrem derselben die confidentia, temeritas, arrogantia aufgeführt wird. Vergl. Sarpe Anal. ad Quinctil. p. 13.

deutlich und Allen vernehmlich werden. Aber die Aufgabe, „durch das alte gothische, auf etwas mehr „als ansehnlichen Pfeilern ruhende, mit hohen Em„porkirchen und weiten Winkeln reichlich versehene „und dabei niedrige Gebäude der St. Jakobi„Hauptkirche" *) hindurch zu dringen und allenthalben, auch in dem entferntesten Winkel, verstanden zu werden, mag auch keine leicht zu lösende seyn. Er kannte den Vorwurf, den man ihm in dieser Hinsicht machte und gewiß mit Beziehung auf denselben schrieb er einst: **) „Eine eigentlich „richtige und angenehme Declamation ist in unsern „Hauptkirchen an sich etwas Unmögliches. Wer „von Natur dazu Anlage oder durch Kunst sich „dazu gebildet hat, muß die Anwendung jener „Anlage und die Ausübung dieser Kunst doch bald „wieder aufgeben; oder wo — wie dies denn „zuweilen der Fall ist — die alte Natur wieder„kehrt, den Schmerz des Vorwurfs, daß er un„vernehmlich geblieben sey, nicht scheuen." — In Hinsicht der Gesticulation — und dies möge die letzte Bemerkung seyn, die wir hinzufügen — hielt er das richtige Mittel zwischen dem Zuviel und Zuwenig. Uebrigens waren bei ihm Declamation und Aktion, obgleich er allerdings die Regeln derselben im Allgemeinen studirt hatte, doch bei den einzelnen Predigten nicht die Frucht einer mit dem Memoriren verbundenen Prämeditation, sondern das augenblickliche Erzeugniß des an heiliger Stätte von dem Sinne der Worte selbst innig ergriffenen Herzens. — So lebte, so war, so wirkte Klefeker. Segen seinem Andenken, Friede seiner Asche!

Hamburg. Cornelius Müller.

*) So schildert Kl. seine Kirche selbst. Andenken an Gerling. S. 17.

**) Ebendas.

Klefekers Schriften

sind in Meusels Gel. Deutschl. Bd. 4. und den dazu gehörigen Nachträgen nicht vollständig aufgeführt. Wir geben daher hier ein möglichst genaues, nach der Zeit der Herausgabe geordnetes Verzeichniß derselben:

Etwas an die Primaner des Hamburger Johanneums. Hamburg 1779. 8. — Der Werth einer gemeinschaftl. Thätigkeit. Leipzig 1781. gr. 8. — Zwei Predigten, am Osterfeste 1788 in der Spinnhauskirche zu Hamb. gehalten. Hamburg 1788. 8. — Abschiedspredigt am Neujahrsfeste 1791 über Röm. 12, 12. ebendas. gehalten. Ebend. 1791. 8. — Kurzer Abriß der bibl. und Rel. Geschichte, zum Gebrauch beim Unterricht meiner Katechumenen entworfen. Osnabr. 1791. 8. — Relig. Vorträge über wichtige Lehren u. Grundsätze des Christenthums; ein Beitrag zur Aufklärung und Beruhigung vernünftiger Gottesverehrer; nebst einer Confirm. Rede. Hamburg 1794. gr. 8. — Für Confirmanden; ein Beitrag zur Erweckung des Nachdenkens und heilsamer Entschließungen bei Ablegung des Glaubensbekenntnisses. Ebendas. 1794. 8. — Gethsemane, für Freunde einer vernünftigen religiösen Unterh. überhaupt und der Geschichte Jesu insonderheit. Ebend. 1797. 8. 2te Aufl. Altona 1818. 8. — Predigt-Entwürfe für den sonn- und festtägl. Nachmittags-Gottesdienst. Erstes (und einziges) Vierteljahr (Joh. bis Mich.) Hamburg 1800. 8. — Ausführl. Entwürfe zu prakt. Betrachtungen über die Leidensgesch. (in der St. Gerdruts-Kapelle gehalten. Erste (und einzige) Abtheil. Ebend. 1800. 8. — Ein Wort zum Andenken Chr. Ludw. Gerlings. Seinen Hinterbliebenen, seiner Gemeinde und seinen Freunden gewidmet. Ebend. 1801. kl. 4. — Predigt beim Antritt des Pastorats in der Jakobikirche am 19. Februar 1802 gehalten. Ebend. 1802. 8. — Auszüge aus den in der Jakobikirche gehaltenen Vormittagspredigten. 1ste Samml. für 1802; 2te Samml. für 1803 u. s. f. bis 1813; 1814 erschienen keine. Von 1815 an fortges. unter dem Titel: Ausführl. Predigt-Entwürfe bis zum J. 1825 Sonntag Trinitatis. Der letzte unvollendete Jahrg. herausgeg. und mit einem kurzen Vorworte begleitet von L. H. Kunhardt, drit-

ten Diac. an der Jakobikirche. Hamburg 1825. 8. — Predigt am Sonntage Judica 1804, als am Tage vor der Hinrichtung Rüsau's, über Joh. 8, 46 — 59. geh. (ward mehreremale aufgelegt.) — Predigten zur Beförderung der Werthschätzung des Christenth. Hamb. 1806. 8. — Predigten, mit Rücksicht auf Zeit und Ort gehalten. Ebend. 1809. 8. — Homilet. Ideenmagazin. Herausgeg. von B. Klefeker. 1r bis 3r Bd. (jeder Bd. in 2 Hälften.) Hamb. 1809 u. 10. 4r bis 8r Bd. nebst Register. Altona 1814 bis 19. Diese letztgen. Bände haben auch einen eigenen Titel: Materialien zu Kanzel- und Amtsvorträgen. Vom ersten Bande erschien 1823 eine neue Aufl. zu Altona. — Zuschrift an Confirmanden. Hamburg 1810. 8. — Prakt. Vorlesungen über das N. T. für nichtgelehrte, aber nachdenkende Leser. 3 Bde. (jeder in 2 Heften oder Samml.) Ebend. 1811. 12. 8. — Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Eine Predigt am Sonnt. Oculi über 2 Cor. 3, 17. Ebend. 1813. 8. — Daß ihr daran gedenket! Eine Predigt am Sonnt. Exaudi über Joh. 15, 26 — 16, 4. Ebend. 1814. 8. — Predigten, im J. 1814 bei besonderen Veranlassungen und mit Rücksicht auf merkwürdige Zeitverhältnisse gehalten. Altona 1816. gr. 8. — Dr. M. Luthers kl. Katechismus, nebst den nöthigen Worterklärungen und beiges. Sprüchen und Liederversen, auch einem bes. Anhang solcher Sprüche u. Verse. Hamburg 1815. 12. — Ideen und Entwürfe über einige für die dritte Jubelfeier der Reformation in Vorschlag gebr. Bibelstellen, als Beil. zum homil. Ideenmagazin. Altona 1817. 8. — Des christl. Predigers als Auslegers der heil. Schriften Beruf und Befugniß. Eine wohlgem. Erinnerung an sehr bekannte, aber zu unserer Zeit leider oft verkannte Wahrheiten. Ebendas. 1818. 8. — Gethsemane. Neue Aufl. — An dem im J. 1818 vom Hamb. Ministerium herausgeg. kleinen und größern Katechismus nahm Kl. thätigen Antheil. — Rede bei der Einführung des Hrn. L. H. Kunhardt als Diac. an der Jakobikirche (zusammen mit Kunh. Pred.) Hamb. 1819. 8. — Predigt am S. Exaudi 1820, als am Gedächtnißtage seines vor 25 Jahren bei der Jakobigemeinde übernommenen Amtes. Ebendas. 1820. 8. — Die lichtvolle Behandlung der Rel. Wahrheiten im Kanzelvortrage nach ihrer Nothwendigkeit und ihren Erforderníssen dargestellt. Vers. eines Beitrags zur Homiletik. Altona 822. Neue Aufl.

Ebend. 1823. 8. — Rede bei der Einweihung des neu erbauten Lehrzimmers der Knackenrüggischen Freischule und bei Einführung des neuen Lehrers ders. Hamburg 1822. 8. — Predigt=Entwürfe. 2te Ausg. (in abgek. Form) 5 Bde. (von 1815 — 19.) Altona 822 — 25. 8. — Rede bei der 25jährigen Berufsfeier des Hrn. Wedderihn, Lehrer an der Kirchenschule zu St. Jakobi, steht in der Schrift: Gesänge und Reden bei der 25jährigen Berufsfeier des ꝛc. Hamburg 1823. S. 22 ff. — Die zerstörenden Wirkungen der Natur im Lichte der Religion betrachtet. Eine Wochenpredigt, am 11. Februar 1825 nach der Sturmfluth den 3. Februar über Ps. 93, V. 3 u. 4. geh. Ebend. 1825. 8. — Beitr. zur Beförd. vernünftigen Nachdenkens und heilsamer Entschließungen bei der Confirmationshandl. (Neue umgearb. Aufl.) Altona 1825. 8. — Eine Predigt lieferte Kl. auch für: Predigten über sämmtl. Sonn= und Festtags=Evangelien des Jahres (von verschiedenen Verf.). Zum Besten der Gemeinde in Mühlhausen herausgeg. von Ernst Zimmermann. Darmstadt 1826. 8. — Zahlreiche Beiträge lieferte er ferner: a) zur Halleschen allgem. Lit. Zeitung; b) zu der seit dem J. 1819 vom Director Dr. Seebode herausgeg. krit. Bibliothek für das Schul= u. Unterrichtswesen; c) minder zahlreiche zur Allgemeinen Kirchenzeitung.

---

* XLIII. Dr. Johann Friedrich Facius,

Herzogl. S. Cob. Saalfeld. Rath und Professor der Griechischen und Lateinischen Sprache an dem Casimirianischen Gymnasium zu Coburg.

geb. zu Coburg den 26. Januar 1750.
gest. daselbst den 21. Juni 1825.

J. F. Facius war der dritte Sohn des herzogl. Raths und Geh. Secretärs, Daniel Wilhelm Facius zu Coburg. Der Vater starb frühzeitig und die Mutter, eine geb. Pertsch, übergab den Knaben einem Hauslehrer zum Unterricht. Im 13ten

Jahre wurde Facius in das Gymnasium zu Coburg aufgenommen. Die damals an dieser gelehrten Schule angestellten Lehrer: Frommann, J. F. Gruner, Feder, Harles, Bartenstein, Prätorius sind meist später als Professoren an Universitäten, von denen sie berufen wurden, bekannt und berühmt geworden. Facius hatte eine entschiedene Vorliebe für Philologie und schloß sich darum vorzüglich an Harles an, der sich gern für den eifrigen Schüler interessirte. Nach vier wohl angewendeten Schuljahren bezog Facius 1767 die Academie Göttingen, eigentlich, um Theologie zu studiren, und darum hörte er denn auch wohl die hauptsächlichsten Collegien dieser Wissenschaft; sein Lieblingsstudium blieb aber die Philologie, und dafür fand er in Heyne einen so vortrefflichen Lehrer, wie er sich ihn nur wünschen konnte. In Heynes Hörsaal wurde nun in ihm auch die Liebe für die Alterthumskunde mächtig geweckt, sein Geschmack geläutert, sein Urtheil berichtigt, und mit dem Fortschreiten in den philologischen Wissenschaften wuchs sein Eifer für Archäologie und Kunst. Heyne sah, daß es dem jungen Facius Ernst war, etwas Tüchtiges zu lernen und unterstützte ihn mit Rath und That. Facius wurde in das, unter Heynes Leitung stehende philologische Seminarium aufgenommen und erhielt dadurch neue Gelegenheit zur gründlichen Bildung. Im Herbst 1769 verließ Facius Göttingen, um eine Hofmeisterstelle in einem angesehenen Hause in Hannover anzutreten, die ihm sein väterlicher Freund Heyne verschafft hatte. Von dieser Zeit beginnt ein Briefwechsel zwischen Facius und Heyne, der, und nur zuletzt mit einigen Unterbrechungen, bis in das Jahr 1807, also bis fünf Jahre vor Heyne's Tod fortgesetzt wurde, wie aus den vielen Briefen dieses großen Gelehrten hervorgeht,

die sich in Facius Nachlaß finden und nun vor uns liegen. Facius hatte zu seinem hochverehrten Freund und Lehrer das vollste unbegrenzteste Vertrauen; über die Wahl seiner gelehrten Arbeiten und die Art ihrer Behandlung, über alle wichtigere Angelegenheiten seines Lebens erbat er sich Rath und Belehrung und öffnete vor dem theilnehmenden wohlwollenden Freund sein ganzes Herz. Heyne erscheint in diesen Briefen ganz der edle Mann, wie ihn uns Heeren schildert; *) überall spricht sich die warme Freundschaft, die lebhafteste Theilnahme, die größte Uneigennützigkeit aus, und die Aufrichtigkeit mit der er seinen jungen Freund zurechtwieß, Lebensregeln gab, selbst auf Kleinigkeiten aufmerksam machte, erhöht zugleich den Werth des Lobes, das er ihm öfters ertheilte und war ein Beweis, wie sehr ihm das Wohl des jungen Facius am Herzen lag. Aus dieser Correspondenz, aus der wir, so weit es der Raum verstattet, Einiges mittheilen werden, haben wir manche Nachrichten für unsere kleine Biographie gesammelt, welche nun folgen sollen. Als Hauslehrer konnte sich Facius nicht recht in seine Lage finden, es fiel ihm schwer, sich in andere zu schicken und auch nur in Kleinigkeiten nachzugeben, wo er eine andere Ansicht hatte. Diese Eigenheit, die in seinem ganzen Leben bemerkbar blieb, kommt vielleicht von der entbehrten väterlichen Erziehung her. Nach den Briefen von Heyne haben Mißverständnisse zwischen dem neuen Hofmeister und dem Vater seiner Eleven stattgefunden. Heyne war sehr besorgt darüber, er empfahl unserm Facius mehr Muth und degagirtes Wesen, damit er sich das Zutrauen Anderer er-

*) Chr. G. Heyne biographisch dargestellt von A. H. L. Heeren, S. 403. ff.

werde. Er schrieb ihm: „Mit aller Gelehrsamkeit der Welt werden Sie ein unbrauchbarer Mann, wenn sie nicht mit Andern umgehen lernen.“ Indessen scheint sich doch Heyne überzeugt zu haben, daß Facius in das neue Verhältniß nicht passe, rieth ihm darum selbst, abzugehen, und versicherte, daß er für das Künftige gern jede Gelegenheit benutzen werde, das Glück seines Freundes zu befördern.

Unterdessen war der Professor Harles von Coburg nach Erlangen berufen worden, und Facius mochte ihm von seiner Lage Nachricht gegeben haben; denn jener lud seinen ehemaligen Schüler freundlich ein, zu ihm zu kommen und in Erlangen sein Glück zu versuchen. Facius folgte der Einladung und hoffte durch einen hohen Gönner bei dem Gouvernement, eine Anstellung an der Universität zu erhalten. Harles verwendete sich freundschaftlich für ihn, und schon glaubte man zu Heyne's inniger Freude am Ziele zu seyn, als der Mäcenas starb und diese schönen Hoffnungen scheiterten. Heyne schrieb am 19. August 1770: „Ich bedaure, daß ihre Hoffnungen in Erlangen nicht den vorgestellten Erfolg gehabt haben. Die Vorsehung wird Ihnen indessen anderswo Ihr Unterkommen aufbehalten, und vielleicht fügt es sich hierzu eher, als Sie glauben. Ihr Wohl, Ihre Ruhe und der Nutzen, den Sie durch Erweiterung Ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten der Welt leisten können, wird mir stets gegenwärtig seyn, und ich werde nichts versäumen, wo ich Ihnen zu dienen das Glück haben könnte.“ Um seinen Schützling recht kräftig empfehlen zu können, wollte Heyne etwas Gedrucktes mit Facius Namen in Händen haben, und darum ermunterte er ihn, sich als Autor zu versuchen. Facius ließ hierauf 1772 seine

Epistola critica in aliquot Orphei et Apollonii Rhodii Argonaut. loca ad Th. Chr. Harlesium drucken. Heyne antwortete auf die überschickte Epistel: „Ich wünsche Ihnen zu dieser Probe Ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse von Herzen Glück, ich verspreche mir die erfreulichsten Folgen davon — ich freue mich, Etwas von Ihnen in Händen zu haben; daß ich es zu Ihrem Vortheil gebrauchen werde, können Sie versichert seyn."

Als nächste literarische Arbeit wählte Facius eine Abhandlung über die Aegis; das Unternehmen fand Heynes Beifall, dem der Aufsatz nun dedicirt wurde. *) Heyne dankte 1773 mit folgenden Worten: „Ich danke Ihnen für die überschickte Abhandlung über die Aegis und für das Zeichen und Zeugniß Ihrer geneigten Gesinnung gegen mich, das Sie dabei öffentlich haben ablegen wollen. Die Schrift wird bei Kennern gewiß einen guten Begriff von Ihren gelehrten Kenntnissen und den Erwartungen erwecken, welche die gelehrte Welt sich noch künftig von Ihnen machen kann, wenn Sie sich in einer ruhigeren Lage befinden werden. Freilich scheint Sie die Vorsehung erst gegen Mittag in den Weinberg berufen zu wollen."

Da nun die Aussichten auf eine angemessene Anstellung in Erlangen verschwanden, folgte Facius 1773 gern und mit Heynes Beifall einem Rufe seines früheren Lehrers, des Abts Frommann in Kloster-Bergen, der vorher Director des Coburgischen Gymnasiums war. Die Lehrerstelle an der Klosterschule sagte unserm Facius aber nicht zu, und die Einrichtungen und Verhältnisse mochten, der Beschreibung nach, auch nicht sehr einladend und

*) Collectaneen, S. 124.

angenehm gewesen seyn. „Den Zustand und die Verfassung von Kloster-Bergen", schrieb Heyne, „hätte ich mir so seltsam nicht gedacht. Ich bedauere Sie." Uebrigens war es Heyne doch lieb, daß Facius nun eine gewisse Uebung im Dociren und im Umgange junger Leute gewonnen, die sein Fortkommen erleichtern konnte. Im folgenden Jahre (1774) starb der Abt und Facius ging von Bergen ab und nach Coburg, wo er für mehrere junge adeliche Gymnasiasten zum Aufseher und Privatlehrer gewählt wurde. Die von den Berufsarbeiten freibleibende Zeit widmete Facius seinem philologischen Studium. Heyne wünschte, daß er sich einer größeren gelehrten Arbeit unterzöge und empfahl ihm ein Trauerspiel des Euripides. Facius wählte den Orestes und schickte vorerst seine wichtigsten Bemerkungen nach Göttingen zur Beurtheilung; die vorhandenen Briefe bezeugen, daß Heyne mit den zugesandten Proben wohl zufrieden war, seine Berichtigungen treffen fast allein die Versuche zu Verbesserungen, wo das Metrum, als entscheidende Norm, nicht genug berücksichtigt worden war. Mit der Anzeige, daß das Manuscript vollendet sey, verband der neue Herausgeber des Orestes die Bitte an Heyne, daß er ihn in die gelehrte Welt einführen möge, wie wir aus folgender Antwort ersehen, die zugleich ein Beweiß von der außerordentlichen Bescheidenheit des großen Gelehrten ist.

„Sie wünschen eine Vorrede zum Orest von mir. An meiner Bereitwilligkeit dazu können Sie nicht zweifeln; allein ich zweifle daran, daß bey dem jetzigen Orte Ihres Aufenthalts, mein Name Ihnen von einigem Vortheil seyn dürfte.

... Wären Sie noch in hiesigen Gegenden, so würde ich nichts dagegen einwenden. Ich sollte glauben, eine Empfehlung von Herrn Hofrath Har-

los möchte Ihnen zuträglicher seyn." Indessen versprach er, wenn darauf bestanden werde, die Vorrede zu liefern und tröstete seinen jugendlichen Freund, der an der Erlangung einer bessern Lage zu verzweifeln schien, also:

„Leben Sie der Gewißheit, daß das männliche Alter für Sie gewiß heiterer seyn wird, als Ihre Jugend; es ist Ihnen noch nicht so übel, noch lange nicht so übel gegangen als mir; ich machte meine Rechnung mit dem Glück auf Nachsicht von zehn bis zu zehn Jahren, und kam bis in das dritte Decennium, ehe es sich mit mir aussöhnte." Heyne gab sich alle mögliche Mühe, unserm Facius eine angemessene Stelle durch seine Verwendung zu verschaffen, es wollte aber nicht gelingen und war auch so leicht nicht, da Facius nur ausschließlich alte Sprachen und Alterthumskunde lehren wollte. Unterdessen aber wurde man im Vaterlande auf den geschickten, talentvollen jungen Mann aufmerksam, dessen kleine Schriften eine gute Aufnahme gefunden hatten, und der durch die Fortschritte seiner Zöglinge seine glückliche Lehrmethode bewiesen hatte. Facius wurde 1777 zum Prof. extraordinarius am Gymnasium zu Coburg ernannt. 1778 erschien die Ausgabe vom Drest mit einer Vorrede von Heyne, der für das überschickte Exemplar folgendermaßen dankte:

„Sie haben mich mit Ihrem Drest erfreut, ich hoffe er soll Ihnen Ehre machen, und auch zu Ihrem ferneren Glücke beitragen. Ich meines Orts will ihn sofort durchlaufen und in den gel. Anz. in unserm gewöhnlichen Ton, also ohne unmäßige Lobeserhebungen, aber mit gegründetem Beifall anzeigen. — Haben Sie noch ein oder zwei Exemplare, so wollte ich sie nach Holland befördern."

Als Professor am Gymnasium befand sich Fa-

zwar in Bezug auf seine Wirksamkeit wohl, das Einkommen seines Amtes war zu gering, ihn völlig zufrieden zu stellen, und er nahm noch beständig Heynes Verwendung in Anspruch, eine einträglichere Stelle zu erhalten. Zunächst sich 1779 nur eine Aussicht zu einer etwas vortheilhafteren Veränderung. Eine vornehme reiche Familie in Siebenbürgen wünschte den Professor Facius zum Hauslehrer zu gewinnen, und bot denselben Bedingungen an, die besonders in pekuniärer Hinsicht sehr lockend seyn mochten. Allein Facius erkannte doch die Vorzüge seiner unabhängigen Lage und schlug die Stelle aus. Heyne, dem er Alles berichtete, billigte diesen Schritt vollkommen:

„Daß Sie nicht nach Siebenbürgen gegangen, billige ich auf alle Weise. Im Hofmeisterstande machen Sie ohnedem nie Ihr Glück; das müssen und werden Sie sich durch Ihre humanistischen Studien erwerben."

In den folgenden Jahren gab Facius mehrere kleine Schriften heraus; eine Anleitung zum Styl, einen Studierplan, eine Griechische Blumenlese, ein Compendium dialectorum graecarum, mehrere Programmata u. s. w.

Durch Harles Einleitung sollte Facius schon früher Magister werden, aber er schlug die Ehre aus. Heyne suchte ihn zwar umzustimmen: „Ganz verwerflich scheint mir die Sache doch nicht, da Sie durch die eigentliche Erudition Ihr Glück machen müssen, so wäre Ihnen ein gelehrter Titel immer vortheilhaft."

Facius war aber nicht zu bewegen. Indessen 1783 war es Heynen endlich gelungen, eine Stelle zu finden, die er, wenn er gleich selbst fühlte, daß sie nicht ganz passend und nach Wunsch seyn würde,

doch, besonders der ökonomischen Verbesserung wegen, unserm Facius antragen zu können glaubte. Es war die zweite Professur an dem Archigymnasium zu Dortmund. Facius benutzte diese Gelegenheit, um eine Verbesserung seiner Lage nachzusuchen, erhielt auch wirklich Zulage und wurde Prof. Publ. ord. *) Wie wir den verstorbenen Facius kennen, war es ihm gewiß angenehm, diese Stelle auf solche Weise ablehnen zu können, denn einige Lehrgegenstände, die er neben den hauptsächlichen philologischen Lectionen übernehmen sollte, sagten ihm entweder nicht zu, oder waren ihm fremd; man verlangte nämlich von ihm, daß er Philosophie, Mathematik und die Anfangsgründe der Jurisprudenz lehren sollte. Facius fürchtete, Heyne werde die ablehnende Antwort auf dieses, nach seinem Brief ihm des Einkommens wegen acceptabel scheinende Anerbieten, ungütig aufnehmen, — aber keineswegs, er schreibt vom 3. November 1783:

„Sie können vollkommen unbesorgt darüber seyn, mein liebster Herr Professor, daß Sie den Ruf nach Dortmund ausschlugen. Die Absicht war allein auf Ihre Versorgung gerichtet, und da diese dort erfolgt und durch den von hier erhaltenen Ruf ist beschleunigt worden, so haben wir nun alles, was wir wünschten. Es bleibt nun nichts übrig, als daß Sie in Ihrer Stelle glücklich sind, und den Nutzen stiften, der von Ihnen erwartet wird. Zeit haben Sie in der Welt genug gehabt, um sich dazu vorzubereiten. Forthin müssen Sie sich nun,

*) Bei dieser Gelegenheit schrieb der Konsist. Rath und Director L. A. Wartenstein ein Programm, in welchem praemissa lunulae Hippocratis chii descriptione eine kurze Lebensbeschreibung des Prof. Facius enthalten ist.

n Sie mit Ruhe und Muße arbeiten können, ei- ner gründlichen Arbeit widmen. — Sie sehen also auch an Ihrem Beispiel, daß man die gute Vorsehung nur walten lassen und das, was sich darbietet, bis das Bessere kommt, nutzen darf. — Lassen Sie es sich nicht gereuen, daß Sie trübe Tage gehabt haben, die guten genießen sich nun desto besser. Daß Sie dort Liebe zum Griechischen wecken, ist mir von einer sehr glücklichen Vorbe- deutung für das Fernere, das, wie ich hoffe, Ih- nen viele frohe Tage bringen soll." Ueber die Wahl der empfohlenen großen und gründlichen Ar- beit wurde nun viel hin und her geschrieben. Fa- cius entschied sich 1794 für eine Herausgabe des Pausanias und obgleich Heyne diesen Plan anfangs nicht ganz billigte, so gab er doch nach, als er sah, daß die Arbeit mit Lust und beharrlichem Eifer be- trieben werden würde, und ertheilte nun gern sei- nen Rath über die Anlegung des Ganzen.

„Das rathsamste wäre, Sie arbeiteten den Pausanias erst völlig aus, — es darf ja nichts übereilt werden. Haben Sie den Pausanias für sich erst ganz durchgearbeitet, so legen Sie ihn erst einige Zeit hin und lesen ihn dann von Neuem durch, so werden Sie sehen, daß ein Drittel der erst flüchtig bemerkten Emendationen dahin fällt. Nun bereiten Sie ein Exemplar völlig zum Ab- druck. Erst dann ist es Zeit den Verleger zu su- chen, und der soll gefunden werden. Sind Sie so weit, daß Sie selbst den Pausanias ausgearbei- tet haben und nun ein Exemplar für den Druck einrichten wollen, so melden Sie mir es, ich will Ihnen eine Coll. 2. Codd. schicken und auch einen Anfang der Arbeit mittheilen, den ich einmal ge- macht habe."

Facius konnte es aber doch nicht erwarten, sich

eines Verlegers zu versichern und schloß nun mit der Schäferischen Buchhandlung in Leipzig ab, ohne erst bei Heyne anzufragen. Dieser kam aber dadurch in einige Verlegenheit, weil er bereits früher mit einer andern Buchhandlung Verhandlungen angeknüpft hatte, und er machte seinem Freunde bemerklich, daß er ihm nun mit größter Befugniß seine ganze Unterstützung versagen könne.

„Nur die Betrachtung kann ich entgegensetzen, schrieb Heyne, daß ich Ihnen gern zu einer so beträchtlichen Unternehmung, da sich ein so günstiger Augenblick für Sie darbietet, behülflich seyn möchte. Mein Wunsch gemeinnützig zu seyn, und das Gute, wo es sich darbietet, zu befördern, kömmt dazu; ich gebe also gern künftige Entwürfe, die ich selbst immer noch hatte, Ihnen zu Liebe auf. Ich thue also etwas, was Ihnen nicht leicht ein anderer thun wird, ich sende Ihnen hierbei zwei Collationes zu 1) e Cod. Mosinensi, 2) e Cod. Vindobonensi. Noch mehr, ich sende Ihnen den Anfang der Ausgabe, wie ich sie zu veranstalten gedacht, und wie sie veranstaltet werden muß, wenn sie nützlich und brauchbar werden soll. Aber das, werden Sie sehen, ist eine Sache von vielem Nachdenken und kann nicht so hingeeilt werden, wie Sie das Ding sich vorgenommen haben; fast wird es eine Gewissenssache, denn in den nächsten zwanzig Jahren kann weiter keine bessere Ausgabe zu Stande kommen. Pausanias ist kein klassisches Buch zum Lesen, sondern zum beständigen Nachschlagen, Vergleichen, Befragen und Erläutern. Auf überlegte Absätze und Abtheilungen auf richtige Lemmata am Ende, auf richtige und ausführliche Register kommt dabei das Meiste an. Ein Bißchen Emendatt. und Conjectur ist das Geringste bei einer neuen Ausgabe, die für den wirklichen

brauch eingerichtet seyn soll, zumal da Pausa-
s selbst wenig Muster von gutem Styl, von
utlichkeit und von Ordnung hat — die ver-
mten Episoden machen es immer so schwer.
e vorgesetzten Summaria taugen nichts, so wie
dem Buche voranstehen. Was Sie in An-
ung der Uebersetzung thun werden, weiß ich
ht, sie muß sehr verbessert werden, wenn sie hin-
kommen soll. Wäre es mir möglich den Pau-
ias wieder durchzugehen, so wollte ich wohl ei-
e Beiträge liefern; ich will sehen, ob ich noch
mal einige Tage finde. Es ist noch gar zu viel
dem Schriftsteller zu thun. Den Wust von
bedeutenden Var. Lect. und bloßen Schreibfeh-
n notiren Sie doch nicht mit. Ueber das, was
e erhalten, folgt hier das Verzeichniß, das Sie
unterschrieben wieder zusenden. Der Himmel
ne Ihre Arbeit. Aufrichtig Ihr Heyne."

Als nun der erste Band vom Pausanias im
bst 1794 die Presse verlassen und Heyne den-
en erhalten hatte, schrieb er: „Ich muß Ihnen
inen Dank und zugleich meinen Glückwunsch ab-
tten, daß die Unternehmung so gut ausgefallen
, so wie ich mich freue, daß wir nun eine gute
queme Handausgabe von einem Schriftsteller er-
lten, aus welchem sich nun eine Menge gelehrte
nntnisse des Alterthums weiter verbreiten wer-
n. Es ist mir lieb, daß Ihnen das Mitgetheilte
genehm und von Nutzen war." Für die Uebr-
tzung des zweiten Bandes bedankte sich derselbe
enfalls und fügte hinzu: „Für den besseren Ge-
auch des Pausanias wird nun trefflich gesorgt
in." In den Göttinger und Leipziger gel. Zeit.
d andern Anzeigen wurden die ersten Bände
nstig beurtheilt. 1797 war das Werk vollendet
die schönste Belohnung für den Herausgeber,

waren gewiß Heynes Beifallsbezeugungen: „Ich wünsche Ihnen Glück zum vollendeten Pausanias und erkenne mit aller Achtung und Schätzung Ihren daran verwandten gelehrten Fleiß und den schönen Beweiß, den Sie von Ihrer gesunden, bescheidenen Kritik und von Ihrer Belesenheit an den Tag gelegt haben. Nun hoffe ich sollen junge Gelehrte erweckt werden, den Pausanias besser zu gebrauchen, als bisher geschehen ist. — Die Indices sind eine saure, aber gewiß sehr verdienstliche Mühe, welche Ihrer Ausgabe erst die rechte Brauchbarkeit verschaffen kann. Ich wünschte nur daß ich erst jetzt anfing zu leben! Nun ließ sich mit dem Pausanias in der Hand gar Vieles leisten."

Viele Gelehrte, von denen wir F. Jacobs in Gotha, Böttiger, damals in Weimar, und A. L. Millin in Paris nennen, ertheilten unserm Facius Lobsprüche über seine Arbeit und wünschten Glück zur Vollendung. Kaum war der letzte Band des Pausanias erschienen, so machte Heyne schon einen neuen Vorschlag. „Gehen Sie doch die Plutarchischen Werke durch und sammeln Sie das, was Kunst, Künstler und Kunstwerke angeht; Sie würden ein artiges Bändchen zusammenbringen; welches Sie mit kleinen Erläuterungen bereichern könnten." Dieser Vorschlag, der auch Millin sehr wohl gefiel, wurde angenommen und die Ausführung eifrig betrieben. Das fertige Manuscript theilte er einem gelehrten Freunde mit, der ihm seine Meinung sagen und wegen eines Verlegers einen guten Rath geben sollte. Der Freund, ein competenter Richter, bezeigte seinen Beifall über die Arbeit, gab noch einige Winke zu Verbesserungen, rieth aber, das Ganze Deutsch umzuarbeiten, um ein größeres Publicum zu gewinnen und einen Verleger zu erhalten. Dazu mochte sich Facius aber

nicht verstehen und er fand auch an — Sinner in Coburg selbst noch einen Verleger, bei dem 1805 die Ex Plutarchi operibus excerpta quae ad artes spectant erschienen. Sie sind dem bekannten A. L. Millin zugeschrieben. Außer diesen hauptsächlichen Arbeiten machte Facius von dem von Göttingen aus über die philologischen Studien sich verbreitenden Licht für seine Schüler Gebrauch und schrieb eine kurzgefaßte Griechische Grammatik, die zu einer Zeit, wo kaum hier und dort auf den Schulen ein besserer Tag den Griechischen Studien zu dämmern begann, als würdiger Vorläufer der späteren trefflichen Bearbeitung dieser Sprachlehre zu betrachten ist.

Neben diesen ernsten Studien betrieb er die vaterländische Literatur in den Stunden der Muse, redigirte die Quartalschrift Pözile und ließ einige Romane drucken, von denen wohl Aleßio der bekanntere ist. Die kleinen in Deutscher Sprache geschriebenen gelehrten Abhandlungen sind unter des Verfassers Namen und dem Titel: Collectaneen zur Griechischen und Römischen Alterthumskunde, 1811 bei Ahl in Coburg erschienen. Mehrere Amtswegen geschriebene Programme sind sehr günstig recensirt worden und werden noch gesucht, wie z. B. die Abhandlung de Aenigmate et Gripho. Uebrigens lieferte Facius auch Beiträge zu mehreren gelehrten Zeitschriften. Noch müssen wir des Taschenbuchs für junge Reisende, um Kunstgallerien, Museen ꝛc. mit Nutzen zu besuchen, Coburg bei Sinner 1807, gedenken, dem von vielen Seiten her das Lob einer zweckmäßigen Auswahl des Interessantesten zu Theil wurde. Im Jahr 1807 wurde Facius zum Rath ernannt. Im Herbst dieses Jahres erhielt er auch den letzten Brief von Heyne, es war die Antwort auf ein Empfehlungs-

schreiben, das er einem abgehenden Gymnasiasten mitgegeben hatte: „Ew. Wohlgeboren haben ein Verlangen befriedigt, das ich lange gehabt habe, einmal ein Wort von Ihnen zu hören," u. s. w.

Als Professor am Gymnasium hatte Facius wöchentlich 12 — 14 Stunden zu geben. In der ersten Classe erklärte er einen Römischen und einen Griechischen Autor und übte im Lateinschen Styl, indem seine Schüler zu Hause Lateinische Ausarbeitungen machen und zur Correctur einreichen, oder das Deutsch Dictirte auf der Stelle gleich Lateinisch nachschreiben mußten. Besonders waren die letzteren Uebungen sehr zweckmäßig und Nutzen stiftend. Die zweite Classe unterrichtete er in der Griechischen Grammatik und erklärte in derselben einen Lateinischen Autor und zwar im steten Wechsel: Plinii epist., Cic. epist. ad famil.

In den ersten Classen wechselte er mit Sallustius, Plautus, Ciceros Reden (besonders die in Verrem de Signis), Curtius, der cursorisch getrieben wurde, dann mit Isocrates, Xenophon, Thucydides und andern ab.

Bei seinen Schülern, vorzüglich der zweiten Classe, setzte er gewöhnlich zu viele gammaticalische Kenntnisse voraus, — wer diese nicht hinlänglich besaß, blieb zurück. Ueberhaupt gehörte ein gewisser Eifer für die Sache dazu, um den vollen Nutzen aus seinen Vorlesungen zu ziehen, da er das Exponiren und Vorlesen der Extemporalien nach einer beständigen Ordnung fortgehen und abwechseln ließ, ohne außer der Reihe bisweilen aufzurufen, was zur Erhaltung der Aufmerksamkeit und des Privatfleißes so viel beiträgt. Seine Lehrart war folgende: Wenn er einen Griechischen oder Lateinischen Autor erklärte, ließ er zuerst von einem Schüler einen Abschnitt übersetzen, dann über-

setzte er selbst die nämliche Stelle, gab dabei die nöthigen Erläuterungen und machte auf Eigenthümlichkeiten der Sprache und auf die vorkommenden Redensarten aufmerksam. In der zweiten Classe mußten die unteren Schüler das Vorexponirte und Erklärte noch einmal wiederholen. Die von den Schülern zu Hause gefertigten Lateinischen Ausarbeitungen recensirte er öffentlich in der Lehrstunde. Die Correcturen waren nur mit Bleistift geschrieben, die der Schüler mit Tinte überziehen mußte. Grammatikalische Fehler strich er am Rand besonders vor. In den Stunden wo er Deutsch dictirte und die Schüler Lateinisch niederschrieben und wo das Niedergeschriebene sofort vorgelesen werden mußte, verbesserte er, wenn er Fehler hörte, oder der Ausdruck nicht gut gewählt war, sogleich mündlich, die Schüler aber waren angewiesen, hiernach ihre Hefte zu berichtigen.

Bei seiner länger als funfzigjährigen Thätigkeit als Lehrer ist die Schaar seiner Schüler sehr groß und zählt viele Ausländer, die der Ruf des Casimirianums nach Coburg gezogen hatte. In Coburg waren fast alle seine Freunde und Bekannte so wie die meisten seiner Collegen seine Schüler gewesen, die ihrem alten Lehrer immer mit Dankbarkeit, Liebe und Achtung ergeben waren. Im Jahr 1821 vereinigten sich zuerst mehrere Freunde zur Feier seines Geburtstages. Einige Abgeordnete gratulirten am Morgen des 26. Januars, luden den würdigen Greis zu einem freundschaftlichen Mittagessen ein, welches in Brauns Kaffeehaus, den Ort, den er am liebsten besuchte, veranstaltet war. Facius gab den Bitten seiner Freunde nach und erschien. Der 26. Januar war und blieb bis zum Jahr 1825 für alle Theilnehmende, — und der Kreis derselben erweiterte sich von Jahr zu Jahr,

— ein Tag der Freude und des innigsten Vergnügens. Dem Gefeierten wurde ein Glückwunsch in Deutscher oder Lateinischer Sprache überreicht und bei Tische ein Lateinisches Lied gesungen. Auch die Gymnasiasten brachten eine Morgenmusik und übergaben ein Gedicht. Ueber die ganze Feier ist in der kritischen Bibliothek von Seebode (Februar 1823) eine ausführliche Beschreibung zu finden. Der vorletzte Geburtstag wurde durch die Universität Göttingen verherrlicht, welche unserm Facius die philosophische Doctorwürde ertheilte. In dem honoris atque observantiae testandae causa ausgestellten Diplom, wird Facius anerkannt als ein omnis antiquitatis artisque subtilissimus judex cujus indefesso studio ac solertiae literae antiquae permulta eaque praeclara ornamenta debent. Diese ehrenvolle Auszeichnung von der, von ihm über Alles verehrten Georgia Augusta erfüllte den Greis mit dankbarer Rührung.

Im Jahr 1827 hätte er als Professor das funfzigjährige Dienstjubiläum gefeiert; die gute Gesundheit, der er sich bei seinem hohen Alter zu erfreuen hatte und die frische Kraft seines Geistes ließen ein längeres Leben hoffen. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Im Frühjahr 1825 fing er an zu kränkeln, eine allgemeine Altersschwäche trat ein und Facius fühlte selbst, daß er bald sterben werde. Ruhig und gefaßt sah er dem Tode entgegen. „Meine Uhr ist abgelaufen, sagte er, es ist Zeit, daß ich mein Haus bestelle.“ Er errichtete sein Testament, in dem er zweckmäßig über sein nicht beträchtliches Vermögen verfügte und einen treuen Diener bedachte, der ihn viele Jahre bedient und bei seiner Krankheit gepflegt und gewartet hatte. Seine Gemähldesammlung vermachte er seinem Vetter, dem Herrn Kanzleiinspector Pertsch

in Coburg, dem er noch kurz vor seinem Tode besonders auftrug, dafür zu sorgen, daß er ohne alles Gepränge auf die einfachste Weise zur Erde bestattet werde. Den 21. Juni war sein Todestag. Alle Vorbereitungen zur Beerdigung wurden auf das Nothwendigste beschränkt und so der Wille des Verstorbenen pünktlich erfüllt. Aber die allgemeine Achtung und Liebe, die ihm im Leben gewidmet war, wollte dem Todten noch die letzte Ehre erzeigen und so begleiteten seine Collegen, Freunde und sämmtliche Zöglinge des Gymnasiums die irdischen Ueberreste des verehrten Mannes zur Ruhestätte. Ohne vorbereitet zu seyn, aber ergriffen von dem Augenblick und seinem Gefühle folgend, sprach Herr Regierungsrath Georg Habermann, mit der ihm eignen Beredsamkeit, einige Worte am Grabe. Wir lassen ihn mit seiner Erlaubniß selbst reden:

„Wir danken hier einem geliebten verdienten Lehrer, der viele Jahre hindurch die studirende Jugend treu geführt und belehrt hat. Das ist das Eigenthümliche an dem gegenwärtigen Moment, daß wir ein Verdienst preißen, das das größte und mühsamst zu erringende ist; ein Verdienst, das in seinen wohlthätigen beglückenden Folgen sich weit über die Tage desjenigen hinausdehnt, der es sich erwirbt. Darum weint kindliche Dankbarkeit hier an dem Grabe des Kinderlosen und der Hülle des im Leben einsamen Greises folgen viele dankbare Söhne zur Ruhestätte. — Lassen Sie uns würdige Vorsätze an diesem Grabe fassen, die so natürlich aus der Quelle der Empfindungen fließen, die uns jetzt beseelen. Lassen Sie uns der Wissenschaft, die der Verewigte so hoch hielt, mit treuer Liebe anhangen, lassen Sie die strenge Rechtschaffenheit, die er zur Richtschnur in allem Thun und

Handeln nahm, alle unsere Handlungen, unser ganzes Leben leiten, so wird man von uns sagen können, wir seyen seine würdigen Schüler gewesen und wir hätten ihn, als nichts mehr auf Erden für ihn zu thun war, mit würdigen Gesinnungen zur Erde bestattet." Das Gymnasium betrauerte seinen Verlust in einem am schwarzen Brete angehefteten, vom Herrn Director Dr. Wendel verfaßten Programm.

Facius war nie verheirathet, was mit seiner großen Verehrung für das schöne Geschlecht beinahe im Widerspruch zu stehen scheint. Dieses ist aber keineswegs der Fall. Facius hatte, als er Hofmeister in Hannover war, die Bekanntschaft eines jungen Mädchens gemacht, durch dessen Besitz er das Glück seines Lebens zu gründen hoffte. Ohne sichere Aussicht in die Zukunft, ja fast ohne alle Hoffnung, bald eine Familie ernähren zu können, hielt er es für Unrecht, der Geliebten seine Liebe zu entdecken, und als sich seine öconomische Lage so verbessert hatte, daß er dem, an Geist und Herz trefflich gebildeten Mädchen seine Hand hätte anbieten können, erhielt er die erschütternde Nachricht, daß die Geliebte gestorben sey, die ihm kein anderes weibliches Wesen ersetzen konnte.

Das Leben unseres Facius bietet, wie das Leben vieler Gelehrten, wenig andern Stoff als den seiner gelehrten Bildung und seines wissenschaftlichen Wirkens dar und wir haben uns darum hierauf vorzüglich beschränkt. Zum Schluß nur noch etwas über seinen Charakter und seine Eigenthümlichkeit.

Facius war ein durchaus rechtschaffener Mann von strengen Sitten, ein Freund der Wahrheit, höchst gewissenhaft in seinem Amt, dienstfertig und gefällig gegen Jedermann und wohlthätig gegen

Arme. Von Jugend auf etwas zurückhaltend, hatte sich durch die früheren ungünstigen Glücksumstände, über die er sich so oft bei Heyne beklagte, ein gewisses Mißtrauen bei ihm festgesetzt, das ein näheres Verhältniß mit ihm erschwerte. Deßwegen war er aber keineswegs unempfänglich für Freundschaft, die er hoch und theuer hielt. Wen er einmal als seinen Freund erkannt hatte, dem war er mit der innigsten Anhänglichkeit und Liebe ergeben. Des Freundes Wohl lag ihm wie das seine am Herzen. Er selbst war sehr nachsichtig in Beurtheilung seiner Freunde und konnte es durchaus nicht vertragen, wenn Andere anders urtheilten, dann trat er als warmer und eifriger Vertheidiger auf. Bei den mancherlei Eigenheiten, die er hatte, wurden seine freundschaftlichen Verhältnisse wohl auch bisweilen durch eine kleine Disharmonie gestört. Wenn er gleich nicht eingestand, daß er die Veranlassung dazu gewesen, so fühlte er es doch gewiß und zeigte es meist durch ein freundliches Entgegenkommen mit der That. Facius stand in sehr angenehmen freundschaftlichen Verbindungen mit angesehenen Familien und wurde als ein guter Gesellschafter in allen Zirkeln gern gesehen. — So schwer es in der Regel hielt, seine Zuneigung zu gewinnen, so kam doch auch recht viel auf den ersten Eindruck an. War er günstig, so wurde leicht Bekanntschaft gemacht, war er aber ungünstig, so war er auch gleich wider den Fremden eingenommen und es hielt sehr schwer, ihn umzustimmen. Seine Gesinnungen waren in seinen Mienen zu lesen und aus seinem ganzen Wesen bemerkbar. Freunde müssen sich ohne Noth nicht lästig werden, keine Zumuthungen machen, war sein Grundsatz, und diesen befolgte er mit einer so ängstlichen Gewissenhaftigkeit, daß die ursprünglich zu

Grunde liegende Delicatesse bisweilen fast Gefühl lief aufzuhören, was sie seyn sollte. So wollte er bei dem ihm zu Ehren an seinem Geburtstage veranstalteten Mittagessen, wozu er feierlich eingeladen war, sein Couvert bezahlen und war mit Mühe davon abzubringen. Ein Freund hatte ihm gelegentlich ein Glas Wein vorgesetzt; der Wein, den er überhaupt liebte, schmeckte ihm besonders gut und er kam öfter und verlangte eine halbe Flasche gegen Bezahlung. Das fand er ganz in der Ordnung; der gutmüthige Freund gewährte endlich seine Bitte, und stellte ihn so ganz zufrieden.

„Und wenn Sie mir alle guten Eigenschaften absprechen," schrieb Facius einem guten Freund, „so lassen sie mir die Aufrichtigkeit, die ich nie verläugne," und mit vollem Rechte zählen wir seinen übrigen Tugenden diese bei. Widerspruch konnte er nicht wohl vertragen. — Er war ein Liebhaber von Gemählden und besaß selbst eine kleine Sammlung, auf die er große Stücke hielt, in der sich aber auch manche gute Bilder befinden sollen. Theoretische Kunstkenntnisse hatte Facius ohne Frage, aber das feste Vertrauen auf seine Kenntniß von Gemählden und ihrer Meister, die er sogleich erkennen wollte, war, da er im Ganzen doch zu wenig gesehen, und nie eine Kunstreise gemacht hatte, wohl eine kleine Schwäche, die, bei der von ihm als Gelehrter in seinem Fach überall bewiesenen und von Heyne rühmlich anerkannten Bescheidenheit, wirklich überraschen mußte.

Facius war von kleinem Körperbau, äußerst lebhaft und hatte eine feste Gesundheit, die er gewiß zum großen Theil seiner Lebensweise zu verdanken hatte, denn er ging bald zu Bette, stieg früh wieder auf und machte sich viel Bewegung. In seiner Kleidung war er der Mode des vorigen

Jahrhunderts treu geblieben. Facius war bei allen den kleinen Eigenheiten ein höchst achtungswerther Mann, der noch lange bei seinen Freunden und Schülern in gutem, dankbarem Andenken bleiben wird. Ein Freund der Wahrheit muß mit Wahrheit gezeichnet werden, das glauben wir gethan zu haben und konnten es thun, honeste factis veritas sufficit *).

Eduard von Gruner.

Facius Schriften.

Epistola critica ad Harlesium in aliquot Orphei et Apollonii Rhodii Argonaut. loca. Erlang. 1772. 4. — Ueber die Aegis, eine antiquarische Abhandlung, ebd. 1778 — Vergleichung eines Cod. Msc. des Terenz in Harlesii opusculis, Hal. 1773. 8. — Euripides Orestes ex recensione J. Barnesii, varietate lectionis et animadversionibus illustravit. Coburgi 1778. 8. — * Persian tales, designed for use and entertainment. Vol. III. ibid. 1779 — 781. 8. — Grundriß zu einer Abhandlung zum Stil, ebend. 1781. 8. — Compendium dialectorum Graecarum in usum scholarum concinnatum. Norimb. 1782. 8. — Schulstudienplan od. Abriß der Schulstudien für junge Studirende auf Gymnasien u. Schulen nebst einem Verzeichniß der dazu gehörigen Bücher, ebd. 1782. 8. — Griechische Blumenlese, ebd. 1783. 8. — Praktischer Unterricht zur Mahlerei, aus dem Italienischen des Ritter Mengs übersetzt, ebd. 1783. 8. — Progr. de fabula quaedam Homerica. Cob. 1784. 4. — De Codice IV. Verrinarum Cic. in Bibl. Duc. Meiningensi asservato ejusque lectionibus variantibus. Prolusio I. ibid. 1785. Prolusio II. ibid. 1787. 4. — Ad Pausaniam emendandum et explanandum Prolusiones IV. ibid. 1789 —793. 4. — Progr. de aenigmate et Gripho. ibid. 1789. 4. — Isocratis orationes quatuor ad Demonicum, Evagorae laudatio, ad Nicoclem, Trapezitica. In usum juvenum graecae linguae studiosorum separatim editae, ibid. 1790. 8. — Memoria Joannis Gerardi Gruneri Se-

*) Plinii ep. L. 7. ep. 33.

waren gewiß Heynes Beifallsbezeugungen: „Ich wünsche Ihnen Glück zum vollendeten Pausanias und erkenne mit aller Achtung und Schätzung Ihren daran verwandten gelehrten Fleiß und den schönen Beweiß, den Sie von Ihrer gesunden, bescheidenen Kritik und von Ihrer Belesenheit an den Tag gelegt haben. Nun hoffe ich sollen junge Gelehrte erweckt werden, den Pausanias besser zu gebrauchen, als bisher geschehen ist. — Die Indices sind eine saure, aber gewiß sehr verdienstliche Mühe, welche Ihrer Ausgabe erst die rechte Brauchbarkeit verschaffen kann. Ich wünschte nur daß ich erst jetzt anfing zu leben! Nun ließ sich mit dem Pausanias in der Hand gar Vieles leisten."

Viele Gelehrte, von denen wir F. Jacobs in Gotha, Böttiger, damals in Weimar, und A. L. Millin in Paris nennen, ertheilten unserm Facius Lobsprüche über seine Arbeit und wünschten Glück zur Vollendung. Kaum war der letzte Band des Pausanias erschienen, so machte Heyne schon einen neuen Vorschlag. Gehen Sie doch die Plutarchischen Werke durch und sammeln Sie das, was Kunst, Künstler und Kunstwerke angeht; Sie würden ein artiges Bändchen zusammenbringen; welches Sie mit kleinen Erläuterungen bereichern könnten." Dieser Vorschlag, der auch Millin sehr wohl gefiel, wurde angenommen und die Ausführung eifrig betrieben. Das fertige Manuscript theilte er einem gelehrten Freunde mit, der ihm seine Meinung sagen und wegen eines Verlegers einen guten Rath geben sollte. Der Freund, ein competenter Richter, bezeigte seinen Beifall über die Arbeit, gab noch einige Winke zu Verbesserungen, rieth aber, das Ganze Deutsch umzuarbeiten, um ein größeres Publicum zu gewinnen und einen Verleger zu erhalten. Dazu mochte sich Facius aber

* XLIV. Johann Karl Burckhardt,

Astronom, Doctor der Weltweisheit, Adjunkt der Commission der Meereslänge, Director der Sternwarte der königl. Kriegsschule zu Paris, der Russisch-kaiserlichen Academien der Wissenschaften zu St. Petersburg, der königl. Hannöver'schen zu Göttingen, auch der vormals kurfürstl. Mainzischen Academie der Wissenschaften u. m. a. Mitglied, und herzogl. Sachsen-Meiningischer Legationsrath.

geb. den 30. April 1773.
gest. zu Paris den 22. Juni 1825. *)

Er wurde zu Leipzig, dem Sitze der Musen, in einer, Kunst und Wissenschaften liebenden Familie, geboren. Sein Großvater, welcher einen guten Anfang zu einer wissenschaftlichen Bildung gemacht hatte und die Musik, worin er nicht unerfahren war, sehr liebte, hatte seinen Sohn, Karl Christian, den Vater unsers Burckhard, zum Studiren bestimmt. Da die Zeitumstände aber die Abänderung dieser Bestimmung veranlaßten, so wurde er dem Handelsstande geweihet und der Nachfolger seines Vaters, welcher ihm, nachdem er durch den siebenjährigen Krieg seiner Wohlhabenheit beraubt worden, fast nichts an Vermögen hinterließ. Gegen diese ungünstigen Umstände stets kämpfend, brachte er es durch Fleiß und Umsicht dahin, mit einer Schenkwirthschaft einen so ausgebreiteten Mehlhandel zu treiben, daß er, als in den Jahren 1772 und 1773 Sachsen der Hungersnoth Preis gegeben war, und Preußen die Ausfuhr des Getraides streng verboten hatte, durch Thätigkeit und Muth,

*) Hierbei ist benutzt: von Zachs Correspondenz, Jahrgang 1801, Juli-, August- und Septemberheft.

schreiben, das er einem abgehenden Gymnasiasten mitgegeben hatte: „Ew. Wohlgeboren haben ein Verlangen befriedigt, das ich lange gehabt habe, einmal ein Wort von Ihnen zu hören," u. s. w.

Als Professor am Gymnasium hatte Facius wöchentlich 12—14 Stunden zu geben. In der ersten Classe erklärte er einen Römischen und einen Griechischen Autor und übte im Lateinschen Styl, indem seine Schüler zu Hause Lateinische Ausarbeitungen machen und zur Correctur einreichen, oder das Deutsch Dictirte auf der Stelle gleich Lateinisch nachschreiben mußten. Besonders waren die letzteren Uebungen sehr zweckmäßig und Nutzen stiftend. Die zweite Classe unterrichtete er in der Griechischen Grammatik und erklärte in derselben einen Lateinischen Autor und zwar im steten Wechsel: Plinii epist., Cic. epist. ad famil.

In den ersten Classen wechselte er mit Sallustius, Plautus, Ciceros Reden (besonders die in Verrem de Signis), Curtius, der cursorisch getrieben wurde, dann mit Isocrates, Xenophon, Thucydides und andern ab.

Bei seinen Schülern, vorzüglich der zweiten Classe, setzte er gewöhnlich zu viele gammaticalische Kenntnisse voraus, — wer diese nicht hinlänglich besaß, blieb zurück. Ueberhaupt gehörte ein gewisser Eifer für die Sache dazu, um den vollen Nutzen aus seinen Vorlesungen zu ziehen, da er das Exponiren und Vorlesen der Extemporalien nach einer beständigen Ordnung fortgehen und abwechseln ließ, ohne außer der Reihe bisweilen aufzurufen, was zur Erhaltung der Aufmerksamkeit und des Privatfleißes so viel beiträgt. Seine Lehrart war folgende: Wenn er einen Griechischen oder Lateinischen Autor erklärte, ließ er zuerst von einem Schüler einen Abschnitt übersetzen, dann über-

setzte er selbst die nämliche Stelle, gab dabei die nöthigen Erläuterungen und machte auf Eigenthümlichkeiten der Sprache und auf die vorkommenden Redensarten aufmerksam. In der zweiten Classe mußten die unteren Schüler das Vorexponirte und Erklärte noch einmal wiederholen. Die von den Schülern zu Hause gefertigten Lateinischen Ausarbeitungen recensirte er öffentlich in der Lehrstunde. Die Correcturen waren nur mit Bleistift geschrieben, die der Schüler mit Tinte überziehen mußte. Grammatikalische Fehler strich er am Rand besonders vor. In den Stunden wo er Deutsch dictirte und die Schüler Lateinisch niederschrieben und wo das Niedergeschriebene sofort vorgelesen werden mußte, verbesserte er, wenn er Fehler hörte, oder der Ausdruck nicht gut gewählt war, sogleich mündlich, die Schüler aber waren angewiesen, hiernach ihre Hefte zu berichtigen.

Bei seiner länger als funfzigjährigen Thätigkeit als Lehrer ist die Schaar seiner Schüler sehr groß und zählt viele Ausländer, die der Ruf des Casimirianums nach Coburg gezogen hatte. In Coburg waren fast alle seine Freunde und Bekannte so wie die meisten seiner Collegen seine Schüler gewesen, die ihrem alten Lehrer immer mit Dankbarkeit, Liebe und Achtung ergeben waren. Im Jahr 1821 vereinigten sich zuerst mehrere Freunde zur Feier seines Geburtstages. Einige Abgeordnete gratulirten am Morgen des 26. Januars, luden den würdigen Greis zu einem freundschaftlichen Mittagessen ein, welches in Brauns Kaffeehaus, den Ort, den er am liebsten besuchte, veranstaltet war. Facius gab den Bitten seiner Freunde nach und erschien. Der 26. Januar war und blieb bis zum Jahr 1825 für alle Theilnehmende, — und der Kreis derselben erweiterte sich von Jahr zu Jahr,

ner Lehrer ließ, führte ihn aber bald seiner Bestimmung näher, es war der von Scheibel übersetzte Auszug aus Lalande's Astronomie. Dies Buch machte ihn nun begierig nach Lalande's größerem Werke, das er auch bald darauf, bei der Versteigerung der Büchersammlung eines reichen Freundes der Mathematik, erhielt, der zwar selbst diese Wissenschaft unmittelbar nicht förderte, ihr aber dadurch nützlich wurde, daß er den schönsten Theil seiner Bücher an zwei öffentliche Bibliotheken vermachte, mehrere Stipendien aussetzte, wovon eines für einen jungen Menschen, der sich der Mathematik widmet, bestimmt ist und welches unser Burckhardt zuerst genoß.

Durch eigene Beobachtungen konnte Burckhardt in seiner Lage, seinen Hang zur Astronomie zwar nicht befriedigen, denn einige Beobachtungen, die er im väterlichen Hause mit einem fünffüßigen Fernrohr anstellte, zeigten ihm nur die Unzulänglichkeit seiner Werkzeuge und Mittel. Indeß gewährte ihm das Studium alles dessen, was zur Sternkunde gehört, die süßesten Freuden. Er drang in die Geheimnisse des gestirnten Himmels und gründete alle Kenntnisse in der Astronomie auf tiefe Kenntniß aller übrigen Theile der Mathematik, wozu ihm seine frühere Liebhaberei zum Rechnen sehr gut zu Statten kam. Es war nicht mehr blos Vergnügen, Zahlenrechnungen vollendet zu haben, das ihn belohnte, die nun ihm leichter gewordene Fertigkeit in astronomischer Berechnung war ihm der größte Gewinn. Manchem mag es vielleicht unnütze Arbeit scheinen, daß er schon vorher das Verhältniß des Durchmessers zum Umkreise, aus der Formel welche den Bogen durch Potenzen seiner Tangente gibt, auf eine größere Menge von Decimalstellen als man bis jetzt hatte, zu berechnen unternahm

daß er sich einen astronomischen Kalender für mehrere Monate eines Jahres aus den Tafeln entwarf und eine Menge von Monds- und Sonnenfinsternissen und Sternbedeckungen ausrechnete. Alle diese Vorarbeiten aber sind es, die ihm die Fertigkeit, Bestimmtheit und Sicherheit des Urtheils erwarben, welche nachher einen von den tüchtigsten, geschicktesten und gelehrtesten Astronomen aus ihm machten. Auch verdient nicht weniger erwähnt zu werden, daß er, als ein funfzehnjähriger Gymnasiast die Berechnung und Bestimmung der Länge Wittenbergs verfertigte, die wirklich die einzige zuverlässige Längenbestimmung dieser Universitätsstadt bis zur Vereinigung dieser Hochschule mit der Halleschen geblieben ist. Außerdem trug eine ihm angeborne Ordnungsliebe, welche sich in allen Theilen seiner mathematischen Studien und Arbeiten besonders zeigte, vorzüglich dazu bei, seine glücklichen und schnellen Fortschritte zu befördern, und machte, daß er alle Hauptwerke, woraus er seine Kenntnisse schöpfte, mit Genauigkeit durchlas und studirte. Hierzu half auch ihm seine beschränkte Lage, welche ihn zwang, aus mehreren Hauptbüchern, die er sich nicht anschaffen konnte, sorgfältige Auszüge zu machen, wodurch er sich mit dem Gegenstand seines Nachdenkens noch vertrauter machte.

Nach allen diesen Vorarbeiten, zu welchen mehrere zum Theil schwere Berechnungen, das Einstudiren der höheren Rechnungsformen, nach Anleitung von Euler's Werken und das Erlernen der meisten neueren Sprachen, Französisch, Englisch, Spanisch, Italienisch, Holländisch, Dänisch u. a. m. hinzukommen, mit solchen, durch den größten Fleiß erworbenen seltenen Vorkenntnissen ausgerüstet, bezog er im Jahre 1791 die Universität seiner Vaterstadt Leipzig. Unschlüssig aber war er noch über

die Wahl des Fachs, worauf er sich, als Berufsstudium legen sollte. Er wollte sich erst der Rechtswissenschaft widmen; aber in ihm kämpfte Neigung und Pflicht, denn ihn zog seine Lieblingswissenschaft, die Mathematik, immer mehr an, so daß er, nach mehreren sehr ernstlich angewandten Bemühungen, sich in die Arzneikunde einzustudiren, zu der in ihm schon zu überwiegend gewordenen Neigung für Mathematik zurückkehrte.

Seine Lehrer auf der Universität waren in der Philosophie: Caesar, Heydenreich und Platner; in der Geschichte: Wenck und Beck und in der Mathematik: Borz und Hindenburg. Unter letzterm, um ihn sehr verdienten Lehrer, studirte er die Mathematik mit so vorzüglichem Fleiße fort, daß er sich dessen Wohlwollen unbedingt erwarb und den von diesem Lehrer erfundenen neuen Theil der Mathematik: die combinatorische Analytik, sich besonders eigen zu machen strebte. Den Nutzen derselben zeigte er in einer kleinen Gelegenheitsschrift und wandte sie auf ein, vorher noch unaufgelößtes Problem, bei den continuirlichen Brüchen an. Mit demselben eifrigen Fleiße studirte er auch die Astronomie unter dem Professor Rüdiger und bewieß seine, in dieser Wissenschaft erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeit in der 1794 zu Leipzig herausgegebenen Schrift: Methodus combinatorio — analytica, evolvendis fractionum continuarum valoribus maxime idonea.

Bei allen diesen Studien hatte Burckhardt einen großen Vortheil, den er sich wegen seiner häuslichen Lage und seiner zahlreichen Geschwister sehr früh angeeignet hatte, aus welchem für ihn die Leichtigkeit entsprang, womit er immer arbeiten konnte. Er hatte sich nämlich daran gewöhnt, seinen Geist so ganz auf seinen Gegenstand zu richten,

das störendste Geräusch um ihn her ihn nicht
seinen Betrachtungen und Nachdenken bringen
te. So unerheblich dies scheinen mag, so ist
och nicht desto weniger um so mehr zu bewun-
, da die Gegenstände seines Nachdenkens oft die
aktesten und schwersten Berechnungen der höhe-
Mathematik und der Astronomie waren, und es
eist die seltene Kraft seines Geistes, die in stiller
eschiedenheit von allem Aeußern bloß auf ihr
erstes gekehrt ist.

Nach einem Genuß von drei Jahren verpflich-
unsern Burckhardt das, von dem Herrn Baron
gel von Sternbach gestiftete Stipendium, das
zur Unterstützung seiner Studien zu Theil ge-
den, eine kleine Reise zur Erweiterung seiner
ntnisse zu machen und zuletzt in einer Schrift
Probe derselben der Akademie vorzulegen. Sein
enschaftliches Verlangen, sich in der Astronomie
vervollkommnen, sich vorzüglich in der Praxis
er Wissenschaft bilden zu können, erregte in ihm
sehnlichsten Wunsch, einen Zutritt bei der See-
ger Sternwarte zu Gotha zu erhalten. Daher wurde
von seinem guten Lehrer, Professor Hindenburg,
ihm schon befreundeten berühmten Vorsteher
er Sternwarte, Freiherrn v. Zach, empfohlen.
ndenburg drückte sich in einem seiner Briefe über
unter Andern so aus: „... Dabei ist er äußerst
man und bescheiden und in hohem Grade gefällig.
was schüchtern und timid ist er, doch das wird
geben, wenn er mehr unter Leute kommt. Wenn
ein Fehler ist, so hat er doch ungleich weniger
bedeuten, als der entgegengesetzte der Dreistigkeit
d Selbstgenügsamkeit." — So reiste er denn im
bruar 1796 nach Gotha ab, wo er nach so gro-
r und vollgültiger Fürsprache von dem jetzt noch
benden gelehrten Astronomen, Herrn v. Zach, aufs

Beste aufgenommen wurde. An diesem fand Burckhardt nicht allein den geschicktesten Lehrer, sondern auch einen edlen Gönner. Auch hatte er dort das Glück, durch dessen Empfehlung mit der, mit so vielen gelehrten Kenntnissen ausgeschmückten Herzogin von Sachsen-Gotha bekannt zu werden, welche ihn gnädig aufnahm und aufmunterte. Eben so ward ihm auch der verstorbene vortreffliche Fürst Primas, Freiherr v. Dalberg, damaliger Coadjutor von Mainz, welcher jedes Talent so gut zu beurtheilen, zu schätzen und aufzumuntern wußte, bald ein warmer und eifriger Gönner und Beschützer, der ihm seine Hochachtung auf das Thätigste und Großmüthigste angedeihen ließ und, nachdem er ihn der damaligen Kurfürstl.-Mainzischen Akademie der Wissenschaften vorgeschlagen, ihm das Diplom als Mitglied dieser Gesellschaft in den aufmunterndsten Ausdrücken zusendete. Bei dieser Gelegenheit, als Beweis seiner Dankbarkeit gegen seinen Gönner und zur Rechtfertigung seiner ehrenvollen Aufnahme bei der Akademie, schrieb er eine Abhandlung: Ueber die trigonometrischen Linien für Summen von Winkeln mittelst combinatorischer Analytik, welche, des Drucks würdig befunden, in den II. Bde. der Acten dieser gelehrten Gesellschaft aufgenommen wurde.

Beinahe zwei Jahre, vom Februar 1796 bis November 1797 brachte der junge Astronom Burckhardt, unermüdet mit dem gestirnten Himmel beschäftigt, auf der Seeberger Sternwarte zu, wo er, mit der Theorie eines jeden astronomischen Werkzeuges schon genau bekannt, bald eine große Fertigkeit in der mechanischen Handhabung derselben erlangte. An allen Beobachtungen, die in diesem Zeitraume auf derselben Sternwarte gemacht wurden, hatte er gemeinschaftlichen Antheil. Auch begleitete

r den Vorsteher derselben auf verschiedenen geographischen Reisen und bestimmte mit besondern Instrumenten die geographische Lage mehrerer Ortschaften in Sachsen, Thüringen und Franken. Er trieb damals seinen Eifer und unermüdeten Fleiß so weit, daß ihn sein Lehrer aus Besorgniß für seine ohnehin schon schwache Gesundheit von dem lang anhaltenden Nachtwachen, das zu der nachherigen Kränklichkeit seines Körpers wahrscheinlich schon damals den Grund legte, abhielt und für eine weniger angestrengte Lebensweise Sorge trug.

Nachdem Burckhardt sich während seines Aufenthalts in Gotha theoretisch und praktisch so weit ausgebildet und vervollkommnet hatte, daß für ihn nun nichts mehr zu erreichen war, was er nicht selbst durch eignen Fleiß und Anstrengung erlangen konnte, so war es für ihn erwünscht, nach einem der Länder zu reisen, wo er durch neue Ansichten auch neue Ideen wecken und mannichfaltigere Kenntnisse einsammeln könnte. Die Wahl war nicht schwer; für praktische Sternkunde war es nur England, für theoretische nur Frankreich, welches ihm nach einer so vortrefflichen Vorbereitung den erwünschten Nutzen und Gewinn für sich und die Wissenschaft darbieten konnte. Obschon Herr von Zach ihm in England hohe Gönner und Beschützer verschafft und eine gute Aufnahme dort vorbereitet hatte, so erlaubten es die damaligen politischen Zeitverhältnisse doch nicht dahin zu reisen und Frankreich wurde dazu ausersehen. Hr. von Zach hatte daher an seinen Freund, den seit 1807 verstorbenen berühmten Astronomen La-Lande, nach Paris geschrieben und unsern Burckhardt zur gütigen Aufnahme empfohlen. Der würdige Senior aller damaligen Astronomen, welcher das Unmögliche zur Wirklichkeit zu bringen suchte, sobald es die Beför-

derung seiner Wissenschaft, oder die Unterstützung irgend eines ausgezeichneten Talents betraf, antwortete auf die zuvorkommendste Art und erklärte, daß, da Burckhardt sich schon so vortheilhaft als Astronom gezeigt, er ihn mit dem größten Vergnügen in sein Haus aufnehmen, als Mitglied seiner Familie betrachten und ihm alle Mittel, die ihm als Director mehrerer Sternwarten zu Gebote ständen, an die Hand geben und überhaupt Alles beitragen wolle, was den jungen Astronomen zu seinem hohen Ziel nur immer führen könnte. Nachdem ihm 1796 von der Universität Leipzig die Würde eines Doctors der Weltweisheit ertheilt und im darauf folgenden Jahre von dem Herzog von Meiningen der Character als Legationsrath verliehen worden war, trat er Ende Novembers 1797 seine Reise nach Paris an, wo er den 15. December desselben Jahres anlangte. La-Lande bemerkt dies in seiner Geschichte der Astronomie und fällt über seinen neuen Zögling folgendes Urtheil:

„Mr. le Dr. Charles Burckhardt est arrivé le 15. Déc., pour travailler avec nous, jour remarquable dans l'astronomie pour la naissance de Tycho-Brahe. ....Le Baron Kregel de Sternbach, mort en 1788, a fait à Leipzig une fondation pour l'astronomie, dont on a fait l'application à Mr. Burckhardt et l'on ne pourrait choisir un sujet qui en fut plus digne, pour

„Der Hr. Dr. J. K. Burckhardt ist, mit uns zu arbeiten, den 15. December, ein durch die Geburt von Tycho-Brahe in der Astronomie merkwürdiger Tag, angekommen. — Der 1788 zu Leipzig verstorbene Baron Kregel von Sternbach hat eine Stiftung für die Astronomie gemacht, welche dem Hrn. Burckhardt vergeben worden; man hätte keinen wählen können, der durch seinen Fleiß und seine Talente

sich in Leipzig nicht mehr vor ihnen sicher wußte. Er wollte mehrmals von ihnen des Abends mit Steinen und Koth beworfen worden seyn. Ob dies nur finsterer Wahn, schreckhafte Einbildung, oder vielleicht nur zufällig, ohne Absicht geschehen war, muß unentschieden bleiben. So viel ist aber gewiß, daß er überall wußte, wo Katholiken wohnten und dort nie des Abends vorüber ging, sondern Umwege einschlug. Ein Ereigniß aus seinem Leben, das auf seinen Charakter, wie auf sein Schicksal bedeutendes Licht wirft, muß hier in Erwähnung kommen. Während seines Aufenthalts im Kloster (es ist zweifelhaft, ob er einen frühern oder den spätern (Straf-) Aufenthalt im Kloster meinte), erregte der Handel, den der Pater G......n mit Reliquien, namentlich mit heiligen Gebeinen trieb, seinen Ärger. Er verband sich mit zwei Mönchen und brach einmal des Nachts durch das mit einem Eisengitter verwahrte Fenster in das Local ein, in welchem die Reliquien in einem kostbaren kleinen Kasten verwahrt wurden. Er nahm sie heraus, schrieb mit verstellter Hand auf den Kasten die Worte: „Eine Schande für die Menschheit, ein Greuel vor Gott!“ und vergrub die Gebeine im Klostergarten. Der Diebstahl machte großes Aufsehen; das Kloster wurde völlig gesperrt, die Sache an den Erzbischof berichtet und eine strenge Untersuchung vorgenommen. Auf Horner fiel der Verdacht, doch damals kam Nichts an den Tag. Zu vermuthen aber ist, Horner glaubte sich überall verfolgt, verläumdet, und darum ist seine ängstliche Besorgniß vor den feindseligen Katholiken in Leipzig erklärbar. Aus dem Hotel de Saxe zu Leipzig erhielt er zuweilen Unterstützung, und damit hatte es folgende Bewandniß. Griechen, die während ihrer Anwesenheit zur Messe im Hotel de Saxe logirten, luden ihn jeden Abend

tragen die gute Meinung und die wärmste Freundschaft des ersten Mathematikers seiner Zeit, La Place, so zu erwerben, daß dieser ihm die Revision des Drucks seines großen Werkes, der Mécanique Céleste, welche er eben herausgeben wollte, anvertraute und zugleich eine Deutsche Uebersetzung, während des Drucks des Französ. Originals, erlaubte.

Dem Wunsche seiner Freunde gemäß, welche seine großen Verdienste anerkannten und troz dem Neide, der Mißgunst und vorzüglich der Mittelmäßigkeit dieser ewigen Feindin jedes ausgezeichneten Talents, wurde ihm, nachdem er um das Französische Bürgerrecht nachgesucht und dasselbe erlangt hatte, die Stelle eines Adjunkts bei dem Bureau des Longitudes den 20. December 1799 nach einstimmiger Wahl ertheilt und sein guter Vater, der bald nachher starb, hatte noch die Freude, diese so ehrenvolle Anstellung seines Sohnes zu erleben. Zur größten Zufriedenheit aller Mitglieder hatte Burckhardt diese Stelle bekleidet.

So verlebte er im Schooße der innigsten Freundschaft, seiner Wissenschaft ganz hingegeben, mehrere glückliche Jahre, bis der Tod ihm 1807 seinen ehrwürdigen Lehrer und treuen Freund, La-Lande, raubte. Er wurde dessen Nachfolger auf der Sternwarte der Kriegsschule und stand dieser Stelle bis an seinen Tod vor. Seine Gesundheit aber fing nach diesem harten Verluste an schwächer zu werden, und wenn auch zu anhaltender Fleiß deren offenbarer Zerstörer war, so ließ er doch davon nicht nach. Alle die vielen verschiedenen Arbeiten, die er vollendet, hier anzuführen, erlaubt der Raum nicht; doch eine verdient besonders erwähnt zu werden; dies ist die so glänzend und ehrenvoll gekrönte Preisschrift, eine Abhandlung über den berühmten Cometen von 1770. Die Preisanerkennung geschah

Palais national des Sciences am 1. Januar
1 und wurde am 4ten Tage desselben Monats
der öffentlichen Sitzung des Nationalinstituts be=
nt gemacht.

Obgleich von seiner Familie weit entfernt, hing
unser Burckhardt stets mit der zärtlichsten Liebe
seinem Vater und an seinen Geschwistern, denen
nach dem Tode des Vaters manche Unterstützung
mmen ließ. Auch seinen jüngsten Bruder ließ
zu sich nach Paris kommen, damit er sich in sei=
Kunst vervollkommnen und die höhere Uhrma=
kunst, die Verfertigung von astronomischen Uhren
nen möchte. Mit diesem Bruder, als er in seine
erstadt Leipzig, wo er jetzt noch lebt, zurück ge=
rt war, unterhielt er bis an sein Ende einen re=
mäßigen Briefwechsel und hegte für ihn eine be=
dere Liebe. — Verheirathet war er nie. Von
igen Freunden hintergangen und dadurch inner=
erschüttert, war sein Gemüth so verändert, daß
finster und mißtrauisch wurde und stark an Hy=
chondrie litt. Durch Mißgunst und Neid häufig
unruhigt und gequält, lebte er nur der Pflicht
ner Aemter, den Wissenschaften und seinem Stu=
m. Wie schon erwähnt, hatte er, außer La=
nde und seinem Neffen, mit de Lambre, La Gran=
, de La Place, diesen bekannten und in der hö=
n Mathematik und Astronomie berühmten Män=
n u. a. m. im engsten Freundschaftsbund gelebt.
r Tod entriß sie ihm aber alle nacheinander und
fand sich nun ganz allein. Er zog sich von die=
Zeit an immer mehr zurück und diese freiwillige
geschiedenheit gab seiner Hypochondrie nur frische
ahrung und untergrub seine Gesundheit immer
ehr. Als die verbündeten Mächte 1814 in Paris
rückten, verlor er einen Theil seiner Bibliothek,
il er die Kriegsschule, wo er wohnte, verlassen

mußte und genöthigt ward, eine Wohnung in der Stadt zu beziehen.

Sein Character war edel und gut; zum Wohlthun sehr geneigt, übte er in der Stille viel Gutes aus. Er war klein und schmächtig, seine Körperbeschaffenheit schwächlich. Seine Augen waren lebhaft und ausdrucksvoll, seine Gesichtszüge fein und ziemlich regelmäßig; Milde und Güte mit einem Anstrich von Melancholie vermischt, machten den Hauptcharacter seiner Gesichtsbildung aus; sein ganzes Wesen war bescheiden und zurückhaltend, eine nähere Bekanntschaft war erforderlich, um ihn gehörig schätzen zu lernen. Nie sah er seine Vaterstadt noch seine Geschwister wieder. Wenn er auch bei ihrem häufigen Briefwechsel, sie zu besuchen, oft und freundlich aufgefordert wurde und die Aerzte ihm solches zur Wiederherstellung seiner Gesundheit dringend anriethen, so schützte er doch immer den schlechten Zustand seiner schwachen Gesundheit vor, der es ihm nicht erlaube.

Außer der oben erwähnten Uebersetzung, wovon der erste Band unter dem Titel: Mechanik des Himmels von La Place; aus dem Franz. übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen, 1. Th. Berlin 1800, gr. 4. und der zweite und letzte ebd. 1802 erschien, sind neben der schon angeführten Abhandlung: Methodus combinatorio-analytica, evolvendis fractionum continuarum valoribus maxime idonea. Lips. 1794. 4., noch die Tables des facteurs erschienen. Eine zahlreichere Reihe von trefflichen Aufsätzen und Abhandlungen, welche aus seiner Feder zu verschiedenen Zeiten flossen, steht in der monatlichen Correspondenz u. s. w. des Herrn von Zach, so wie in der Schrift seines Lehrers La-Lande, Connaissance des tems. Viele Ausarbeitungen sind nicht im Druck erschienen. In den

Händen seines jüngsten Bruders, H. Burckhardt, eines geschätzten Uhrmachers zu Leipzig, befinden sich auch noch mehrere Manuscripte, deren Bekanntmachung eine erwünschte und angenehme Erscheinung für die Freunde der mathemathischen und astronomischen Wissenschaften seyn dürfte.

Die ungetheilte Achtung Aller, welche ihn als Gelehrten, als Freund, als Mensch und seine Redlichkeit, seinen Eifer für das Gute, für die Wissenschaften, welche an ihm einen so großen Verlust erlitten und in der Erfüllung seiner Amtspflichten, besonders aber seine Bescheidenheit gekannt haben, nahm er, als treue Führerin zu den himmlischen Wohnungen, mit ins Grab!

J. von Lücenay.

---

* XLV. Franz Christian Horner,

früher Garnisonprediger in Prag, übergegangen zur evangelischen Kirche 1818.

starb den 28. Juni 1826 im Paulino zu Leipzig.

(Merkwürdig durch sein Schicksal.)

Sein Geburtsort ist Iglau in Mähren, an der Böhmischen Grenze; sein Geburtsjahr aber ist unbekannt. Nie hat er sich unter seinen Bekannten in Leipzig darüber etwas merken lassen, um einen Schluß auf sein Alter ziehen zu können. Für einen hohen Vierziger, wo nicht angehenden Funfziger hat man ihn geschätzt. Aus seinen Jugendjahren und von seinen Familienverhältnissen hat er wenig erzählt. Sein Vater war Apotheker und daher schrieben sich seine gar nicht unbedeutenden medicinischen Kenntnisse. In Prag hat er studirt, wenigstens war er dort nach seiner Aussage Magister gewor-

den, von welchem Titel er jedoch in Leipzig keinen Gebrauch machte, um die Kopfsteuer zu ersparen. Sieben Jahre war er Feldprediger und stand mit seinem Regimente in verschiedenen Städten Ungarns, wo er einmal einen Abstecher nach Belgrad machte. Er begleitete sein Regiment in dem Italienischen Feldzuge gegen Murat und kam bis Neapel; nach Rom aber nicht. Seine Offiziere hatten ihn sehr lieb und feuerten seinen Freimuth nur noch mehr an. Vorlaute Aeußerungen über die Verehrung der Maria, aller Heiligen u. s. w. erregten Aufsehen auf ihn und das lange drohende Ungewitter brach endlich los, als er einigen Beichtenden ihre Sünden deshalb nicht vergeben wollte, weil sie gar zu schrecklich seyen. Er wurde nun förmlich als Ketzer angeklagt, zu Prag in einen unterirdischen Kerker geworfen und mit Ketten geschlossen. Dreizehn Monate brachte er darin zu, bekam das Kerkerfieber, dem er seine Platte auf dem Kopfe zuschrieb und behielt seit jener Zeit, vorzüglich in Folge der vielen Geißelhiebe, die er bekam, Brust- und Seitenschmerzen und den Husten, woran er so oft litt. So empfand er oft auch Schmerzen an dem Fuße, um welchen die Kette gelegt gewesen war. Seine Freunde brachten es dahin, daß er aus dem Kerker in ein Franziskanerkloster eingesperrt wurde. Sie waren es auch, die ihm zu seiner Flucht aus dem Kloster behülflich waren, wo er sich ½ Jahr befand. Er correspondirte mit ihnen auf eine sehr geheimnißvolle Weise. Seine Briefe schob er während des Messelesens unter das Altartuch und fand die Antworten der Offiziere auf derselben Stelle. Als alle Vorbereitungen zur Flucht vollendet waren, nahm er die Zeit wahr, wo er in dunkler Frühe herausgelassen wurde, um zur Kirche zu gehen. Anstatt sich dahin zu begeben, erkletterte er die Klostermauer,

war aber beim Herabspringen so unglücklich, sich den linken Fuß zu vertreten. Dies hatte die unangenehme Folge, daß er noch 3 Wochen lang ganz im Verborgenen, sich in Prag versteckt halten mußte. Indeß wurde sein Entweichen im ganzen Lande bekannt und Jedermann auf ihn aufmerksam gemacht. Nachdem endlich sein Fuß wieder hergestellt war, brachten ihn seine Freunde (unter dem Anschein einer Spatzirfahrt) in einer Kutsche auf Umwegen in die Gegend der Stadt Melnik an der Elbe, wo er ausstieg, bis zur völligen Dunkelheit der Nacht sich im Gebüsch verbarg und dann erst seine Fußwanderung antrat. Gegen Mitternacht kam er zur Elbe. Der Fährmann wollte ihn bei der Finsterniß und dem eingetretenen Sturm nicht übersetzen; da aber der unglückliche Horner ihn für das Heil der Seele des Sterbenden verantwortlich machte, dem er das Hochwürdige zu reichen habe, ihm auch seinen Segen zu geben versprach, so willigte der Fährmann in die Ueberfahrt, die mit großer Lebensgefahr verbunden war. Um keinen Paß nöthig zu haben, legte er seine Kutte nicht ab; sein Entkommen war daher im höchsten Grade mißlich und seine weitere Reise voller Abenteuer. Um den Blicken der Menschen auszuweichen, warf er sich ins Gebirge und in die Wälder, durch die er die Sächsische Grenze zu erreichen suchte. Mehrmals brachte er die Nacht in Wäldern zu. Mehrere Empfehlungen an einige aufgeklärte Geistliche in ... und ... *) verschafften ihm ein besseres Unterkommen, treue Botten auf den unsichersten Wegen u. s. w. Einige Male erkannt, rettete ihn nur schnelle Flucht und

*) Da es katholische Ortschaften sind, hat man ihre Namen hier nicht genannt, um nachtheiligen Folgen für die dort noch anwesenden katholischen Geistlichen vorzubeugen.

man daraus zur Aufklärung seines Schicksals und zu seiner Biographie entnehmen; nicht die geringste Notiz fand sich dazu vor, und er scheint noch am Abend vor seinem Tode Alles vernichtet zu haben, was uns über ihn und seine Correspondenz einigen Aufschluß hätte geben können. So vorsichtig war der Mann noch am Tage seines Todes, daß wir über seinen geheimen Briefwechsel in Ungewißheit bleiben sollten.

Am 28. Juni 1825, früh 6 Uhr, als die Aufwärterin im Paulino in seine kleine Wohnung trat, lag er angekleidet, die Hände zum Gebet in einander gefaltet, todt auf seinem Bett. Er starb an der Lungenschwindsucht und die Entstehung schreibt sich von seiner Einkerkerung in Prag her.

Leipzig. Dr. Eichmann.

* XLVI. Wilhelm Friedrich Hemprich,

Dr. der Medizin und Chirurgie, praktischer Arzt, Lehrer am königl. Preuß. Cadettencorps zu Berlin, Privatdocent an der dortigen königl. Universität, Ehrenmitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, wirkliches Mitglied der kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher zu Bonn.

geb. den 24. Juni 1796.

gest. den 30. Juni 1825 auf der Insel Massaua an der Küste von Abyssinien.

Er war geboren zu Glatz in der Grafschaft Glatz und der älteste Sohn des Kreis- und Stadtchirurgus Hemprich in Glatz und wurde bei sich früh entwickelnden Anlagen zuerst der Leitung des würdigen Pastor Pohle übergeben, der den fleißigen und rasch vorwärts schreitenden Knaben lieb gewann und ihm nebst vielen Beweisen seiner Zuneigung im La-

[...]nischen und Griechischen besondern Unterricht er- [...]eilte. In dieser Periode schon zeigte sich die Rich- [...]ung seines Geistes zum Studium der Naturge- [...]chichte, indem er mit größerer Beharrlichkeit, als [...]an sonst an Knaben gewöhnt ist, sich mit dem [...]ammeln von Schmetterlingen und Blumen be- [...]chäftigte. Reisebeschreibungen waren damals seine [...]ieblingslektüre und ihre Befriedigung zog er jedem [...]ndern Spiel vor, wenn ihn gleich sein munterer [...]eist auch zu diesen antrieb, wo ihm jedoch oft eine [...]esondere Hast und Unruhe eigen war.

In seinem 12. Jahre bezog er das Gymna- sium zu Glatz, wo er sich bald durch Fleiß und Ordnungsliebe die Neigung aller seiner Lehrer er- warb. — Im Anfange des Jahres 1813 unter- stützte er, da die Schulen wegen der Unruhe des Krieges geschlossen waren, seinen Vater in der Ver- pflegung verwundeter Soldaten und trat zu Ende desselben Jahres, mit den nöthigsten Kenntnissen ausgerüstet, als Compagniechirurgus bei der Artil- lerie ein. Nach einer höhern Ausbildung seiner gei- stigen Kräfte sich sehnend, kehrte er 1815 auf das Gymnasium zurück, welches er nach einem halbjäh- rigen Aufenthalt mit dem Zeugniß der Reife verließ, um die Universität in Breslau zu beziehen. Indem er hier die Medizin zu seinem Studium wählte, zog ihn vorzüglich Physik und Chemie, von den Herrn Prof. Steffens und Linck vorgetragen, an, und er beschäftigte sich, nebst der Ausbildung schon auf Schulen gewonnener botanischer Kenntnisse, fast ausschließlich mit diesen Wissenschaften.

Der neue Ausbruch des Krieges entzog ihn im Frühjahr 1816 wieder seinen Bestrebungen und er glaubte am Nützlichsten zu wirken, wenn er auf's Neue als Militärchirurg Dienste nähme. Er wurde bei dem Feldlazareth No. 18. angestellt, begleitete

die Armee nach Frankreich und kehrte 1817 nach Breslau zurück. — Die Anstrengungen des letzten Feldzuges hatten ihm bei seiner Jugend eine Schwäche der Brust, mit einer großen Reizbarkeit der Luftröhre, besonders des Kehlkopfes verbunden, zurückgelassen, welche Unbequemlichkeiten bei seiner jetzt sehr sitzenden Lebensart ihn oft in eine düstere Stimmung versetzten.

Im October 1817 begab er sich nach Berlin, um seine medizinischen Studien dort zu vollenden. Hier wurde er vorzüglich durch Hrn. Prof. Lichtenstein, Direktor des zoologischen Museums, aufgemuntert, Naturgeschichte, namentlich Zoologie, besonders zu betreiben.

Den 3. April 1818 traf ihn das Unglück, seinen geliebten Vater zu verlieren, der an den Folgen des Bisses eines tollen Hundes starb und ohne ihn wiederzusehen, nur die Ueberzeugung von seiner Tüchtigkeit mit ins Grab nahm. Dieser Unglücksfall gab seiner Laufbahn eine andere Richtung, da er früher, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, gesonnen war, als ausübender Arzt nach Glatz zurückzukehren, und obgleich ihn die äußern ungünstigen Verhältnisse zwangen, die praktische Medizin nicht ganz zu vernachlässigen, wandte er sich doch jetzt mit größerer Bestimmtheit dem Studium der theoretischen Wissenschaften zu.

Den 8. August 1818 vertheidigte er seine Inaugural-Dissertation: „*de inflammationis notione*“, legte im Winter die medizinischen Staatsprüfungen als ausübender Arzt und Chirurg ab, wurde bald darauf durch Herrn Prof. Lichtenstein's Empfehlung Lehrer der Physik am königl. Cadettencorps zu Berlin und habilitirte sich Ende 1819 als Privatdocent an der dortigen Universität, für vergleichende Physiologie. — So seiner Neigung

mehr hingegeben, glaubte er auch zugleich in eine Stellung zu kommen, wo er seine Mutter und eine kleine damals 4jährige Schwester kräftig zu unterstützen im Stande seyn dürfte.

In dieser Zeit war er besonders thätig; denn nicht nur, daß er den Prof. Lichtenstein im Ordnen und Bestimmen der Naturalien unterstützte, sowohl für die physikalischen Vorträge im Cadettenhause, als für seine Vorlesungen an der Universität sich vorzubereiten gezwungen war, schrieb er auch seine „Naturgeschichte für höhere Lehranstalten", ein Buch, dessen Brauchbarkeit dadurch anerkannt ist, daß es an mehreren Schulen zur Grundlage des Unterrichts gewählt wurde und ein umfassenderes Werk über Amphibiologie, welches er ebenfalls zum Druck bestimmte.

Diesen seinen geistigen Bestrebungen verdankt er, daß er den 14. März 1820 zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin und den 1. Mai desselben Jahres zum Mitglied der kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie zu Bonn ernannt wurde, von welcher Gesellschaft er, der Sitte gemäß, den Beinamen Forskol erhielt.

Während dieses Zeitraums war es auch, wo sich das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihm und Dr. Ehrenberg entspann, der mit einem feurigem Geiste und nicht minder regem Eifer für die Wissenschaft, gründliche Kenntniß der Botanik verband; ein Verhältniß, welches die im Sommer 1820 dargebotene Gelegenheit, sich vereint an den Hrn. General Menu von Minutoli zu einer Reise nach Egypten als Naturforscher anzuschließen, auf das Festeste knüpfte.

Reine Liebe zur Wissenschaft, der rege Eifer, die erworbenen Kenntnisse zu vermehren und das jugendliche Gefühl kräftigen Strebens, waren die

Triebfedern, die ihn aus den alten Verhältnissen in die neuen überführten und eine Zeitlang auf weite Entfernung seine Mutter verlassen ließen, von der Hoffnung getröstet, sie mit um so besseren Aussichten wiederzusehen.

Es waren nur wenige Wochen Zeit zur Vorbereitung zu der Reise gegeben, die für's erste nur auf zwei Jahre bestimmt war, und schon am 1. Juni verließ Dr. Hemprich mit seinem Freunde Berlin.*) — Von hier aus nahm er seinen Weg nach Wien, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, um, zur Vervollständigung des früher schon erwähnten Werkes über Amphibiologie, das dortige Naturalienkabinet zu benutzen. Da die Reise ihn an der Herausgabe seiner Abhandlung hinderte, legte er dieselbe in die Hände des Herrn L. Fitzinger, der ebenfalls unter Leitung des Herrn Direktor v. Schreiber eine solche Arbeit unternommen hatte und beide vereint zu publiciren gesonnen war, was jedoch bis jetzt noch nicht geschehen ist.

Am 21. Juli verließen Dr. Hemprich und Dr. Ehrenberg, durch Briefe von Herrn General Menu, der in Triest zur Abreise fertig war, bestimmt, die Hauptstadt Oestreichs, kamen glücklich in Triest an und segelten schon den 3. August mit dem Schiff il Filosofo nach Egypten ab, wo sie den 2. September ankamen. Während der 30 Tage langen Wasserfahrt hatte Dr. H. viel von der Seekrankheit zu leiden, erhielt jedoch, auf dem festen Lande angekommen, sogleich seine völlige Gesundheit wieder.

---

*) Diese flüchtige Darstellung der merkwürdigen Reise, deren genauere Schilderung wir von der Feder des nun glücklich zurückgekehrten Dr. Ehrenberg zu erwarten haben, ist theils aus Briefen des Verstorbenen an den Verfasser, größtentheils aber aus Notizen von Dr. Ehrenberg entnommen.

— In Alexandrien wurde er von Herrn v. Champion, kais. königl. Oestreichischen Vizeconsul, sehr freundlich aufgenommen, dessen wohlwollende Gesinnung er mehrmals in seinen Briefen dankbar erwähnte.

Am 7. September kam Hr. General Menu ebenfalls in Alexandrien an, und da er gesonnen war, bald eine Reise nach der Cyrenaica anzutreten, hielt Dr. H. nebst seinem Freunde für besser, erst eine Probeexcursion nach Abusir auf Kameelen zu machen, um die Einrichtungen zur größern Reise zweckmäßiger zu veranstalten. Sie reisten daher am 17. September von Alexandrien ab und kehrten gegen Ende des Monats wieder in die Nähe der Stadt bis Tscheile zurück, wo sie ihr Zelt aufschlugen und den 1. October den zur Antretung der großen Reise sich mit ihnen vereinigenden H. General Menu empfingen.

Ihre Karawane war ziemlich zahlreich, da sie mit den Gefährten des Hrn. Generals selbst eine bedeutende Anzahl noch von 28 Kameelen, 2 Pferden, den die Kameele führenden Arabern und von 30 Bewaffneten, unter der Anführung eines Scheiks, Namens Hadj Eudaui, begleitet wurden. — Schon in Alexandrien hatten Dr. H. und seine Gefährten sich Arabische Kleider angeschafft, das Haar scheeren und den Bart wachsen lassen, eine Veränderung, die theils das Klima nothwendig machte, theils dazu beitrug, sich mit größerer Sicherheit unter ihren Begleitern zu bewegen, welche schon am Tage der Abreise die Kühnheit hatten, auf den Dolmetscher der Reisenden anzulegen.

Mit diesen Leuten zogen sie nun des Nachts abwechselnd mit geladener Flinte wachend, 22 Tage fort, bis der H. Gen. Menu bei Bir el kor sich zur Rückkehr entschloß, ohne den beabsichtigten Plan

ausgeführt zu haben und seitwärts über Siwa nach Cairo zurückging. Dr. H. und seine Gefährten wollten jedoch noch versuchen, ob es ihnen gelingen würde, weiter vorzudringen und zogen 9 Mann stark mit den Bedienten, in Begleitung von 17 Arabern und 23 Kameelen weiter. Als sie an die Grenze der Barbarei ankamen, lagerten sie sich, um die Boten zu erwarten, die sie nach Derna, wohin sie wollten, vorausgeschickt hatten, um die Erlaubniß des Eintritts in dies Land zu erlangen. Vierzehn Tage warteten sie auf die Zurückkunft der Boten, wurden von den Arabern gegen Gewohnheit gefällig behandelt und gaben sich frohen Hoffnungen hin, als sich plötzlich Kriegsnachrichten und zugleich der Glaube verbreitete, sie seyen deshalb ausgeschickte Spione. Die zurückkehrenden Boten brachten keine Nachricht mit, weil man erst nach Tripolis geschrieben hatte, woher die Antwort unter 40 Tagen nicht zurück seyn konnte, eine Zeit, welche die Reisenden abzuwarten nicht im Stande waren, da ihr Contrakt mit den Arabern nur auf 100 Tage gestellt war. Sie mußten daher wider ihren Willen umkehren und wollten ebenfalls über Siwa nach Cairo zurück. Bis jetzt hatten sie kleine Tagereisen von 8 — 10 Stunden gemacht und sich bei Hammelfleisch, Linsen, Reis und Schiffszwieback leidlich befunden; jetzt aber gingen für sie die Tage der Noth an, indem sie durch eine Wüste ohne Wasser, fast ohne Pflanzen, täglich 20 Stunden marschirten und die wenigen Stunden der Ruhe abwechselnd, theils ihrer eigenen Begleiter, theils der möglichen Gefahr eines Ueberfalls wegen, wachen mußten. Doch ertrugen sie Alle diese Anstrengungen und kamen glücklich in Siwa an.

Statt aber dort, wie sie gehofft hatten, eine günstige Aufnahme zu finden, erlaubten ihnen die

Einwohner, die nur ungern dem Pascha von Egypten gehorchen, nur unter dem abzulegenden Versprechen, den Ort, wo ihr Zelt aufgeschlagen war, nicht zu verlassen, eine Zeitlang sich aufhalten zu dürfen, welche Maaßregel sie natürlich zum Aufbruch veranlaßte. Sie zogen drei Tage durch eine Wüste ohne Wasser bis zum Städtchen Ograra, wo ein Tag Ruhe gewährt wurde und von wo aus drei neue Tagereisen sie bis zum letzten trinkbaren Quell Bir el Haje führten. Sechs Tage verstrichen darauf unter ähnlichen Anstrengungen, ohne daß sie süßes Wasser fanden. In dieser Zeit erkrankte Prof. Liemann, ihr Gefährte, und ein Deutscher Bediente. Sie wurden auf Kameele gebunden und von ihren durch Nachtwachen und Tagemärsche ebenfalls auf das Aeußerste erschöpften Freunden, von denen Dr. H. noch der rüstigste war, unter Kummer und Sorge weiter mitgenommen. Am 6. Tage langten sie endlich bei dem Brunnen Hamman an, welcher trinkbares Wasser enthält, lagerten einen Tag und zogen, vom Regen genöthigt, der durch die Zelte drang und die Kranken durchnäßte, in Eilmärschen nach Alexandrien, wo am dritten Tage nach ihrer Ankunft Prof. Liemann aus Erschöpfung starb. Dr. H. hatte die Anstrengungen der Reise am leichtesten ertragen, und wenn gleich Anfangs sehr ermattet, erlangte er doch bald seine frühere Kraft wieder. Ein heftiges Zahnweh, welches ihn auf der Reise sehr gequält und mitunter in üble Stimmung versetzt hatte, entfernte sein Freund Ehrenberg durch Ausziehen des kranken Zahnes in Siwa.

In Alexandrien hatten sich die Reisenden, in Ermangelung eines andern Platzes, in das Pesthospital, welches lange leer gewesen war, einquartirt. Die unglücklicherweise ausbrechende Pest verschaffte ihnen nun zwar einerseits die interessante

Gelegenheit, diese Krankheit näher zu beobachten, erzeugte jedoch auf der andern Seite bei den vielen baumwollenen und ähnlichen Sachen, die sie mit sich führten, die größte Gefahr, von welcher sie endlich durch den Preuß. Consul Bucciánti, der die Reisenden wohlwollend in sein Haus aufnahm, befreit würden.

Im Februar 1821 verließen Dr. H. und E. wiederum Alexandrien, ihre Richtung nach Cairo nehmend, wo leider wieder ein Opfer der Reise fiel, der treue Gehülfe und Freund Wilhelm Söllner, der an einem von der Wüstereise zurückgebliebenen hektischen Fieber starb und dessen Tod Hemprich in einem Briefe an den Verfasser schmerzlich beklagt. — Am 1. März wurde von beiden Reisenden eine Excursion ins Fajum angetreten, auf welcher Dr. H. von einer schlimmen Augenentzündung und Dr. E. von einem Nervenfieber ergriffen wurde, welcher letztere erst in 4 Monaten genaß und von H. in einem Zelte bei Sackahra treu und freundlich gepflegt wurde.

In dieser Zeit wurde durch den Zufall vom Dr. H. eine große Gefahr abgewendet, indem ein hinter einem Dattelbaum stehender Beduine oder Zigeuner auf den Vorübergehenden seine Flinte abdrückte, welche zum Glück versagte und Dr. H. durch das Geräusch zur nöthigen Gegenwehr aufmerksam machte. Im Juni kehrte er mit seinem nun genesenen Freunde nach Cairo zurück, wo er selbst, wie aus einem an seine Mutter gerichteten Schreiben vom 2. Juni hervorgeht, sich der besten Gesundheit erfreute. Bald jedoch wurde Cairo wieder verlassen und dieselbe Reise unternommen, auf welcher nun E. an der Augenentzündung befallen wurde und einer der Begleiter, ein Landsmann von H., an der Ruhr starb.

Da in dieser Zeit von beiden Reisenden eine größere Tour nach Dongola beschlossen wurde, so reiste H. nach Alexandrien zurück, um die nöthigen Pässe zu besorgen, während E. in Benisuef, eine Tagereise oberhalb Cairo, mit einer Barke ihn erwartete, um mit ihm auf dem Nil nach Oberegypten zu fahren. „In Wadi Halfe", so schreibt H. vom 23. Sept. aus Alexandrien an seinen Bruder, „verlassen wir dann die Barke und ziehen auf Kameelen weiter nach Dongola und Sennaar, und „ist es der Wille des Himmels, kehre ich im Aug. „künftigen Jahres in die liebe Heimath, nach der „ich wohl bisweilen verlange, zurück. Schon vier „Reisegefährten habe ich ins Grab sinken sehen, meinen Freund, alle unsere Begleiter habe ich in „Krankheiten gepflegt und bin allein fast frei geblieben; möchte sich das Schicksal nicht mit um so „größerer Härte später zu mir wenden!"

In Benisuef Ende October vereinigt, legten beide Reisenden ihren Weg glücklich zurück, waren den 25. Nov. 1821 in Essuan, wo einer ihrer Begleiter ein Italiener (Vincenzo) im Nil ertrank und erreichten im Februar 1822 Dongola, wo Abdim Bey, nach H. eigenem Ausdruck, „mehr werth als mancher Christ", sie mit freundlichem Wohlwollen aufnahm und mit allem Nöthigen versorgte. In Dongola selbst drangen sie bis in die Wüsten zwischen Cordophan und Sennaar vor, wo sie Strauße und große Antilopenarten erjagten.

Indem sie gemeinschaftlich den Plan hatten, hier sich länger aufzuhalten und weiter vorwärts zu gehen, war es theils nöthig, die bis dahin gemachte Sammlung von Naturalien und ihre Notaten in Sicherheit zu bringen, theils fehlte es an vielen Reisebedürfnissen für einen längern Aufenthalt. Es ward daher beschlossen, daß Einer von Beiden in

Dongola bleiben und fortarbeiten solle, während der Andere nach Egypten reisen und spätestens October wieder zurückkehren wollte. Die Reise übernahm Dr. H.; Briefe aus Europa bestimmten ihn jedoch, statt der Rückkehr nach Dongola, auch Dr. E. zurückzurufen.

In dieser Zeit schrieb er vom 16. Oct. 1822 aus Cairo an seinen Bruder: „Gesund und munter bin ich aus dem Aethiopenlande wiedergekehrt, „kräftiger und rüstiger als ich es je war in der „Heimath. Ich machte mich gefaßt, noch einmal „nach dem Aequator hinzuwandern, aber es ist anders gekommen, und wir haben den Befehl erhalten, uns alsbald nach Europa einzuschiffen. Noch „ein Paar Monat und ich liege in deinen Armen. „— Ich habe hier nichts gewonnen, denn ich bin „noch arm, wie zuvor, aber ich bin doch sehr reich „geworden, da ich Zufriedenheit errungen habe und „den Lebensmuth, den man braucht, um ruhig den „Tod in so mancherlei Gestalten um sich zu sehen." —

Während seines längern Aufenthalts in Cairo und Alexandrien war Dr. H. durch hie und da geleistete medizinische Hülfe sehr bekannt geworden, so daß der Direktor des Medizinalwesens, Hr. Dr. du Gap, bei ihm antrug, ob er nicht gesonnen sey, als zweiter Direktor mit monatlichem Gehalt von 100 Collonati (200 Fl.) in den Dienst des Pascha zu treten, mit dem Bemerken, daß wohl auch das Doppelte erlangt werden könne, ein Anerbieten, was jedoch von ihm zurückgewiesen wurde, da er (wie er in einem Briefe an seine Mutter schreibt) eben so der Seinigen als des Vaterlandes wegen sich nach Europa zurückwünsche, wo er zwar weniger gelten, aber mehr werth seyn möchte. —

Auf eine ähnliche Weise war früher schon bei-

den Reisenden vor ihrer Abreise nach Dongola vom Pascha, dem sie durch den Preuß. Consul H. Buccianti empfohlen waren, der Antrag gemacht worden, ob sie nicht auf seine Kosten mineralogische Untersuchungen des Landes unternehmen wollten, mit dem Versprechen einer ansehnlichen Belohnung, falls sich interessante Resultate ergeben sollten, was sie jedoch abzulehnen für Pflicht hielten, um nicht zu viel Zeit damit zu verlieren, welches Zurückweisen ihnen beinahe gefährlich geworden wäre.

Im Febr. 1823 traf der von Hemprich herbeigerufene Dr. Ehrenberg glücklich in Cairo an, von wo aus sie vereint, nähere Befehle aus Europa erwartend, das Delta durchsuchten, besonders die Gegend bei Damiette bis Salehie. Eine Revolution, welche in Matarie ausbrach, hatte, so gefährlich sie schien, keinen Nachtheil für sie, obgleich sie den ganzen Verlauf derselben abwarten mußten. Im Mai reisten sie gemeinschaftlich, nachdem sie nach Cairo zurückgekehrt waren und daselbst ihren Dollmetscher, den Französischen Renegaten Ibrahim an der Pest verloren hatten, nach Suez und dem Sinaigebirge, hielten sich eine Zeitlang in Tor auf und gingen dann auf die Inseln des Meerbusens Akaba.

Im October 1823 kehrte Dr. Hemprich nach Alexandrien zurück, um Briefe, neue Aufträge und Geld aus Europa zu empfangen, während Dr. Ehrenberg noch auf dem Sinai zurückblieb und erfuhr hier, daß die ihnen bewilligten Reisegelder von dem Preuß. Consul Brandenburg, der sich nachher erschossen hat, unterschlagen worden waren, weshalb er den Dr. E. ebenfalls zurückrief, der den 24. Februar 1824 in Alexandrien eintraf. Es wurde nun nach Berlin berichtet, und, um theils die Zwischenzeit nicht unbenutzt zu lassen, theils um der in Alexandrien und Cairo mit großer Heftigkeit wü-

thenden Pest auszuweichen, machten sich beide Freunde den 6. Mai auf den Weg nach Bairut in Syrien. —

Kaum aus dem Hafen gelaufen, schickte ihnen eine Englische Fregatte, weil sie solche nicht mit Flaggeaufziehen geehrt hatten, eine Kanonenkugel zu, und am Abend rief ein Türkisches Fahrzeug die Reisenden zum Gehorsam, examinirte sie, ließ sie aber doch ruhig ziehen. Sonst wurde ihre Reise glücklich in 12 Tagen geendet, in welcher Zeit sie Bairut erreichten. Von hier aus machte Dr. H. mit seinem Freunde Excursionen auf das Gebirge Libanon, durchsuchte gemeinschaftlich seine Spitzen Sanin und Mackmel, gingen dann über Arissa, Maßra, Gisr el hajar, eine natürliche Felsenbrücke, die über den Hundsfluß einen großen Bogen bildet, über Sachra, Balbeck, Bischerre, Eden und wieder zurück nach Bairut. Von hier aus sollte es dann über Damascus nach Jerusalem gehen, aber Briefe aus Europa forderten die Reisenden auf, nach Egypten zurückzukehren, wo sie auch und zwar auf der gefährlichen Rhede von Damiette den 16. August 1824 anlangten.

In Bischerre hatte Dr. H. das Unglück, bei einer Excursion ins Schneegebirge des Libanon von einer Schlange (lachesis libanotica) gebissen zu werden; schnelle Hülfe und die kräftige Natur des Dr. H. stellten die Gesundheit in drei Tagen wieder her. In Damiette fanden H. und sein Freund neu bewilligte Gelder und bereiteten eine Reise nach Abyssinien vor. In dieser Zeit starb einer ihrer Begleiter, Burkhardt, ein Däne.

Ende November traten beide vereint die Reise von Cairo nach Suez an, wo gleich Anfangs derselben die Unachtsamkeit eines ihrer Begleiter, des Malers Finzi, der, mit der Flinte eines Soldaten spielend, einem Beduinen den Fuß durch den losge-

nden Schuß zerschmetterte, sie in die größte Le- nsgefahr stürzte, aus welcher nur die Nähe der auptstadt sie zu retten vermochte. Der Verwun- te wurde, nachdem ihm ein Tourniquet angelegt ır, in ein Coptenkloster getragen, wohin ihm Dr. folgte, um für die Amputation zu sorgen, die och nicht vorgenommen ward; der Thäter aber ırde vom Beduinenchef dem Polizeiminister in iro vorgestellt, welcher die Zeugen abhörte, daß Verletzung nicht absichtlich geschehen sey und be- igte sich mit 100 Collonati (200 Gulden) Strafe.

In Suez selbst gerieth Dr. H. in einen Streit t dem Commandanten, welcher, ungeachtet die isenden eine Erlaubniß des Pascha besaßen, sich ihr Geld ohne Weiteres einschiffen zu dürfen, noch, nachdem H. für 60 Collonati ein Schiff Djedda gemiethet hatte, noch ein Geschenk von) Collonati für sich verlangte, welche nur durch entschlossene Benehmen des Dr. H. in 40 ver- ndelt werden konnten. Ende December erreichten Djedda im wüsten Arabien und hier ward Dr. von einem rheumatischen Fieber mit starken Blut- gestionen nach dem Kopfe befallen, welches nö- machte, daß sie eine Stube in der Stadt mie- en, wo er sich binnen 4 Tagen wieder erholte. verließen diesen Ort, von dem sie mehrere Streif- e in die Umgegend gemacht hatten, den 25. Jan. 5 auf dem Koack, einem vom Pascha von Egyp- auf 100 Tage für 400 Spanische Thaler ge- heten offenen Schiff und kamen bald darauf Lumfude an, wo sie ein Egyptisches Lager von): Mann antrafen, welche im Begriff waren, mit den Wechabiten zu schlagen.

Der Chef dieser Truppen, Mehemed Bey, ward rend ihrer Anwesenheit vom typhösen Wechsel- r befallen, und sein Arzt, der die Krankheit

Triebfedern, die ihn aus den alten Verhältnissen in die neuen überführten und eine Zeitlang auf weite Entfernung seine Mutter verlassen ließen, von der Hoffnung getröstet, sie mit um so besseren Aussichten wiederzusehen.

Es waren nur wenige Wochen Zeit zur Vorbereitung zu der Reise gegeben, die für's erste nur auf zwei Jahre bestimmt war, und schon am 1. Juni verließ Dr. Hemprich mit seinem Freunde Berlin.*) — Von hier aus nahm er seinen Weg nach Wien, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, um, zur Vervollständigung des früher schon erwähnten Werkes über Amphibiologie, das dortige Naturalienkabinet zu benutzen. Da die Reise ihn an der Herausgabe seiner Abhandlung hinderte, legte er dieselbe in die Hände des Herrn L. Fitzinger, der ebenfalls unter Leitung des Herrn Direktor v. Schreiber eine solche Arbeit unternommen hatte und beide vereint zu publiciren gesonnen war, was jedoch bis jetzt noch nicht geschehen ist.

Am 21. Juli verließen Dr. Hemprich und Dr. Ehrenberg, durch Briefe von Herrn General Menu, der in Triest zur Abreise fertig war, bestimmt, die Hauptstadt Oestreichs, kamen glücklich in Triest an und segelten schon den 3. August mit dem Schiff il Filosofo nach Egypten ab, wo sie den 2. September ankamen. Während der 30 Tage langen Wasserfahrt hatte Dr. H. viel von der Seekrankheit zu leiden, erhielt jedoch, auf dem festen Lande angekommen, sogleich seine völlige Gesundheit wieder.

*) Diese flüchtige Darstellung der merkwürdigen Reise, deren genauere Schilderung wir von der Feder des nun glücklich zurückgekehrten Dr. Ehrenberg zu erwarten haben, ist theils aus Briefen des Verstorbenen an den Verfasser, größtentheils aber aus Notizen von Dr. Ehrenberg entnommen.

— In Alexandrien wurde er von Herrn v. Champion, kais. königl. Oestreichischen Vizeconsul, sehr freundlich aufgenommen, dessen wohlwollende Gesinnung er mehrmals in seinen Briefen dankbar erwähnte.

Am 7. September kam Hr. General Menu ebenfalls in Alexandrien an, und da er gesonnen war, bald eine Reise nach der Cyrenaica anzutreten, hielt Dr. H. nebst seinem Freunde für besser, erst eine Probeexcursion nach Abusir auf Kameelen zu machen, um die Einrichtungen zur größern Reise zweckmäßiger zu veranstalten. Sie reisten daher am 17. September von Alexandrien ab und kehrten gegen Ende des Monats wieder in die Nähe der Stadt bis Tscheile zurück, wo sie ihr Zelt aufschlugen und den 1. October den zur Antretung der großen Reise sich mit ihnen vereinigenden H. General Menu empfingen.

Ihre Karawane war ziemlich zahlreich, da sie mit den Gefährten des Hrn. Generals selbst eine bedeutende Anzahl noch von 28 Kameelen, 2 Pferden, den die Kameele führenden Arabern und von 30 Bewaffneten, unter der Anführung eines Scheiks, Namens Hadj Eudaui, begleitet wurden. — Schon in Alexandrien hatten Dr. H. und seine Gefährten sich Arabische Kleider angeschafft, das Haar scheeren und den Bart wachsen lassen, eine Veränderung, die theils das Klima nothwendig machte, theils dazu beitrug, sich mit größerer Sicherheit unter ihren Begleitern zu bewegen, welche schon am Tage der Abreise die Kühnheit hatten, auf den Dolmetscher der Reisenden anzulegen.

Mit diesen Leuten zogen sie nun des Nachts abwechselnd mit geladener Flinte wachend, 22 Tage fort, bis der H. Gen. Menu bei Bir el kor sich zur Rückkehr entschloß, ohne den beabsichtigten Plan

ausgeführt zu haben und seitwärts über Siwa nach Cairo zurückging. Dr. H. und seine Gefährten wollten jedoch noch versuchen, ob es ihnen gelingen würde, weiter vorzudringen und zogen 9 Mann stark mit den Bedienten, in Begleitung von 17 Arabern und 23 Kameelen weiter. Als sie an die Grenze der Barbarei ankamen, lagerten sie sich, um die Boten zu erwarten, die sie nach Derna, wohin sie wollten, vorausgeschickt hatten, um die Erlaubniß des Eintritts in dies Land zu erlangen. Vierzehn Tage warteten sie auf die Zurückkunft der Boten, wurden von den Arabern gegen Gewohnheit gefällig behandelt und gaben sich frohen Hoffnungen hin, als sich plötzlich Kriegsnachrichten und zugleich der Glaube verbreitete, sie seyen deshalb ausgeschickte Spione. Die zurückkehrenden Boten brachten keine Nachricht mit, weil man erst nach Tripolis geschrieben hatte, woher die Antwort unter 40 Tagen nicht zurück seyn konnte, eine Zeit, welche die Reisenden abzuwarten nicht im Stande waren, da ihr Contrakt mit den Arabern nur auf 100 Tage gestellt war. Sie mußten daher wider ihren Willen umkehren und wollten ebenfalls über Siwa nach Cairo zurück. Bis jetzt hatten sie kleine Tagereisen von 8 — 10 Stunden gemacht und sich bei Hammelfleisch, Linsen, Reis und Schiffszwieback leidlich befunden; jetzt aber gingen für sie die Tage der Noth an, indem sie durch eine Wüste ohne Wasser, fast ohne Pflanzen, täglich 20 Stunden marschirten und die wenigen Stunden der Ruhe abwechselnd, theils ihrer eigenen Begleiter, theils der möglichen Gefahr eines Ueberfalls wegen, wachen mußten. Doch ertrugen sie Alle diese Anstrengungen und kamen glücklich in Siwa an.

Statt aber dort, wie sie gehofft hatten, eine günstige Aufnahme zu finden, erlaubten ihnen die

Einwohner, die nur ungern dem Pascha von Egypten gehorchen, nur unter dem abzulegenden Versprechen, den Ort, wo ihr Zelt aufgeschlagen war, nicht zu verlassen, eine Zeitlang sich aufhalten zu dürfen, welche Maaßregel sie natürlich zum Aufbruch veranlaßte. Sie zogen drei Tage durch eine Wüste ohne Wasser bis zum Städtchen Ograra, wo ein Tag Ruhe gewährt wurde und von wo aus drei neue Tagereisen sie bis zum letzten trinkbaren Quell Bir el Haje führten. Sechs Tage verstrichen darauf unter ähnlichen Anstrengungen, ohne daß sie süßes Wasser fanden. In dieser Zeit erkrankte Prof. Liemann, ihr Gefährte, und ein Deutscher Bediente. Sie wurden auf Kameele gebunden und von ihren durch Nachtwachen und Tagemärsche ebenfalls auf das Aeußerste erschöpften Freunden, von denen Dr. H. noch der rüstigste war, unter Kummer und Sorge weiter mitgenommen. Am 6. Tage langten sie endlich bei dem Brunnen Hamman an, welcher trinkbares Wasser enthält, lagerten einen Tag und zogen, vom Regen genöthigt, der durch die Zelte drang und die Kranken durchnäßte, in Eilmärschen nach Alexandrien, wo am dritten Tage nach ihrer Ankunft Prof. Liemann aus Erschöpfung starb. Dr. H. hatte die Anstrengungen der Reise am leichtesten ertragen, und wenn gleich Anfangs sehr ermattet, erlangte er doch bald seine frühere Kraft wieder. Ein heftiges Zahnweh, welches ihn auf der Reise sehr gequält und mitunter in üble Stimmung versetzt hatte, entfernte sein Freund Ehrenberg durch Ausziehen des kranken Zahnes in Siwa.

In Alexandrien hatten sich die Reisenden, in Ermangelung eines andern Platzes, in das Pesthospital, welches lange leer gewesen war, einquartirt. Die unglücklicherweise ausbrechende Pest verschaffte ihnen nun zwar einerseits die interessante

Gelegenheit, diese Krankheit näher zu beobachten, erzeugte jedoch auf der andern Seite bei den vielen baumwollenen und ähnlichen Sachen, die sie mit sich führten, die größte Gefahr, von welcher sie endlich durch den Preuß. Consul Bucciänti, der die Reisenden wohlwollend in sein Haus aufnahm, befreit würden.

Im Februar 1821 verließen Dr. H. und E. wiederum Alexandrien, ihre Richtung nach Cairo nehmend, wo leider wieder ein Opfer der Reise fiel, der treue Gehülfe und Freund Wilhelm Söllner, der an einem von der Wüstereise zurückgebliebenen hektischen Fieber starb und dessen Tod Hemprich in einem Briefe an den Verfasser schmerzlich beklagt. — Am 1. März wurde von beiden Reisenden eine Excursion ins Fajum angetreten, auf welcher Dr. H. von einer schlimmen Augenentzündung und Dr. E. von einem Nervenfieber ergriffen wurde, welcher letztere erst in 4 Monaten genaß und von H. in einem Zelte bei Sackahra treu und freundlich gepflegt wurde.

In dieser Zeit wurde durch den Zufall vom Dr. H. eine große Gefahr abgewendet, indem ein hinter einem Dattelbaum stehender Beduine oder Zigeuner auf den Vorübergehenden seine Flinte abdrückte, welche zum Glück versagte und Dr. H. durch das Geräusch zur nöthigen Gegenwehr aufmerksam machte. Im Juni kehrte er mit seinem nun genesenen Freunde nach Cairo zurück, wo er selbst, wie aus einem an seine Mutter gerichteten Schreiben vom 2. Juni hervorgeht, sich der besten Gesundheit erfreute. Bald jedoch wurde Cairo wieder verlassen und dieselbe Reise unternommen, auf welcher nun E. an der Augenentzündung befallen wurde und einer der Begleiter, ein Landsmann von H., an der Ruhr starb.

Da in dieser Zeit von beiden Reisenden eine größere Tour nach Dongola beschlossen wurde, so reiste H. nach Alexandrien zurück, um die nöthigen Pässe zu besorgen, während E. in Benisuef, eine Tagereise oberhalb Cairo, mit einer Barke ihn erwartete, um mit ihm auf dem Nil nach Oberegypten zu fahren. „In Wadi Halfe", so schreibt H. vom 23. Sept. aus Alexandrien an seinen Bruder, „verlassen wir dann die Barke und ziehen auf Kameelen weiter nach Dongola und Sennaar, und „ist es der Wille des Himmels, kehre ich im August künftigen Jahres in die liebe Heimath, nach der „ich wohl bisweilen verlange, zurück. Schon vier „Reisegefährten habe ich ins Grab sinken sehen, meinen Freund, alle unsere Begleiter habe ich in „Krankheiten gepflegt und bin allein fast frei geblieben; möchte sich das Schicksal nicht mit um so „größerer Härte später zu mir wenden!"

In Benisuef Ende October vereinigt, legten beide Reisenden ihren Weg glücklich zurück, waren den 25. Nov. 1821 in Essuan, wo einer ihrer Begleiter ein Italiener (Vincenzo) im Nil ertrank und erreichten im Februar 1822 Dongola, wo Abdim Bey, nach H. eigenem Ausdruck, „mehr werth als mancher Christ", sie mit freundlichem Wohlwollen aufnahm und mit allem Nöthigen versorgte. In Dongola selbst drangen sie bis in die Wüsten zwischen Cordophan und Sennaar vor, wo sie Strauße und große Antilopenarten erjagten.

Indem sie gemeinschaftlich den Plan hatten, hier sich länger aufzuhalten und weiter vorwärts zu ziehen, war es theils nöthig, die bis dahin gemachte Sammlung von Naturalien und ihre Notaten in Sicherheit zu bringen, theils fehlte es an vielen Reisebedürfnissen für einen längern Aufenthalt. Es ward daher beschlossen, daß Einer von Beiden in

Dongola bleiben und fortarbeiten solle, während der Andere nach Egypten reisen und spätestens October wieder zurückkehren wollte. Die Reise übernahm Dr. H.; Briefe aus Europa bestimmten ihn jedoch, statt der Rückkehr nach Dongola, auch Dr. E. zurückzurufen.

In dieser Zeit schrieb er vom 16. Oct. 1822 aus Cairo an seinen Bruder: „Gesund und mun„ter bin ich aus dem Aethiopenlande wiedergekehrt, „kräftiger und rüstiger als ich es je war in der „Heimath. Ich machte mich gefaßt, noch einmal „nach dem Aequator hinzuwandern, aber es ist an„ders gekommen, und wir haben den Befehl erhal„ten, uns alsbald nach Europa einzuschiffen. Noch „ein Paar Monat und ich liege in deinen Armen. „— Ich habe hier nichts gewonnen, denn ich bin „noch arm, wie zuvor, aber ich bin doch sehr reich „geworden, da ich Zufriedenheit errungen habe und „den Lebensmuth, den man braucht, um ruhig den „Tod in so mancherlei Gestalten um sich zu se„hen." —

Während seines längern Aufenthalts in Cairo und Alexandrien war Dr. H. durch hie und da geleistete medizinische Hülfe sehr bekannt geworden, so daß der Direktor des Medizinalwesens, Hr. Dr. du Gay, bei ihm antrug, ob er nicht gesonnen sey, als zweiter Direktor mit monatlichem Gehalt von 100 Collonati (200 Fl.) in den Dienst des Pascha zu treten, mit dem Bemerken, daß wohl auch das Doppelte erlangt werden könne, ein Anerbieten, was jedoch von ihm zurückgewiesen wurde, da er (wie er in einem Briefe an seine Mutter schreibt) eben so der Seinigen als des Vaterlandes wegen sich nach Europa zurückwünsche, wo er zwar weniger gelten, aber mehr werth seyn möchte. —

Auf eine ähnliche Weise war früher schon bei-

den Reisenden vor ihrer Abreise nach Dongola vom Pascha, dem sie durch den Preuß. Consul H. Buccianti empfohlen waren, der Antrag gemacht worden, ob sie nicht auf seine Kosten mineralogische Untersuchungen des Landes unternehmen wollten, mit dem Versprechen einer ansehnlichen Belohnung, falls sich interessante Resultate ergeben sollten, was sie jedoch abzulehnen für Pflicht hielten, um nicht zu viel Zeit damit zu verlieren, welches Zurückweisen ihnen beinahe gefährlich geworden wäre.

Im Febr. 1823 traf der von Hemprich herbeigerufene Dr. Ehrenberg glücklich in Cairo an, von wo aus sie vereint, nähere Befehle aus Europa erwartend, das Delta durchsuchten, besonders die Gegend bei Damiette bis Salehie. Eine Revolution, welche in Matarie ausbrach, hatte, so gefährlich sie schien, keinen Nachtheil für sie, obgleich sie den ganzen Verlauf derselben abwarten mußten. Im Mai reisten sie gemeinschaftlich, nachdem sie nach Cairo zurückgekehrt waren und daselbst ihren Dollmetscher, den Französischen Renegaten Ibrahim an der Pest verloren hatten, nach Suez und dem Sinaigebirge, hielten sich eine Zeitlang in Tor auf und gingen dann auf die Inseln des Meerbusens Akaba.

Im October 1823 kehrte Dr. Hemprich nach Alexandrien zurück, um Briefe, neue Aufträge und Geld aus Europa zu empfangen, während Dr. Ehrenberg noch auf dem Sinai zurückblieb und erfuhr hier, daß die ihnen bewilligten Reisegelder von dem Preuß. Consul Brandenburg, der sich nachher erschossen hat, unterschlagen worden waren, weshalb er den Dr. E. ebenfalls zurückrief, der den 24. Februar 1824 in Alexandrien eintraf. Es wurde nun nach Berlin berichtet, und, um theils die Zwischenzeit nicht unbenutzt zu lassen, theils um der in Alexandrien und Cairo mit großer Heftigkeit wü-

thenden Pest auszuweichen, machten sich beide Freunde den 6. Mai auf den Weg nach Bairüt in Syrien. — Kaum aus dem Hafen gelaufen, schickte ihnen eine Englische Fregatte, weil sie solche nicht mit Flaggeaufziehen geehrt hatten, eine Kanonenkugel zu, und am Abend rief ein Türkisches Fahrzeug die Reisenden zum Gehorsam, examinirte sie, ließ sie aber doch ruhig ziehen. Sonst wurde ihre Reise glücklich in 12 Tagen geendet, in welcher Zeit sie Bairut erreichten. Von hier aus machte Dr. H. mit seinem Freunde Excursionen auf das Gebirge Libanon, durchsuchte gemeinschaftlich seine Spitzen Sanin und Mackmel, gingen dann über Arissa, Maßra, Gisr el hajar, eine natürliche Felsenbrücke, die über den Hundsfluß einen großen Bogen bildet, über Sachra, Balbeck, Bischerre, Eden und wieder zurück nach Bairut. Von hier aus sollte es dann über Damascus nach Jerusalem gehen, aber Briefe aus Europa forderten die Reisenden auf, nach Egypten zurückzukehren, wo sie auch und zwar auf der gefährlichen Rhede von Damiette den 16. August 1824 anlangten.

In Bischerre hatte Dr. H. das Unglück, bei einer Excursion ins Schneegebirge des Libanon von einer Schlange (lachesis libanotica) gebissen zu werden; schnelle Hülfe und die kräftige Natur des Dr. H. stellten die Gesundheit in drei Tagen wieder her. In Damiette fanden H. und sein Freund neu bewilligte Gelder und bereiteten eine Reise nach Abyssinien vor. In dieser Zeit starb einer ihrer Begleiter, Burkhardt, ein Däne.

Ende November traten beide vereint die Reise von Cairo nach Suez an, wo gleich Anfangs derselben die Unachtsamkeit eines ihrer Begleiter, des Malers Finzi, der, mit der Flinte eines Soldaten spielend, einem Beduinen den Fuß durch den losge-

den Schuß zerschmetterte, sie in die größte Le-
sgefahr stürzte, aus welcher nur die Nähe der
uptstadt sie zu retten vermochte. Der Verwun-
t wurde, nachdem ihm ein Tourniquet angelegt
t, in ein Coptenkloster getragen, wohin ihm Dr.
folgte, um für die Amputation zu sorgen, die
ch nicht vorgenommen ward; der Thäter aber
rde vom Beduinenchef dem Polizeiminister in
ro vorgestellt, welcher die Zeugen abhörte, daß
Verletzung nicht absichtlich geschehen sey und be-
gte sich mit 100 Collonati (200 Gulden) Strafe.
In Suez selbst gerieth Dr. H. in einen Streit
dem Commandanten, welcher, ungeachtet die
senden eine Erlaubniß des Pascha besaßen, sich
ihr Geld ohne Weiteres einschiffen zu dürfen,
noch, nachdem H. für 60 Collonati ein Schiff
Djedda gemiethet hatte, noch ein Geschenk von
Collonati für sich verlangte, welche nur durch
entschlossene Benehmen des Dr. H. in 40 ver-
delt werden konnten. Ende December erreichten
Djedda im wüsten Arabien und hier ward Dr.
von einem rheumatischen Fieber mit starken Blut-
gestionen nach dem Kopfe befallen, welches nö-
machte, daß sie eine Stube in der Stadt mie-
en, wo er sich binnen 4 Tagen wieder erholte.
verließen diesen Ort, von dem sie mehrere Streif-
in die Umgegend gemacht hatten, den 25. Jan.
5 auf dem Koack, einem vom Pascha von Egyp-
auf 100 Tage für 400 Spanische Thaler ge-
hteten offenen Schiff und kamen bald darauf
Kumfude an, wo sie ein Egyptisches Lager von
0 Mann antrafen, welche im Begriff waren,
mit den Wechabiten zu schlagen.

Der Chef dieser Truppen, Mehemed Bey, ward
rend ihrer Anwesenheit vom typhösen Wechsel-
r befallen, und sein Arzt, der die Krankheit

nicht kannte und sie für tödtlich hielt, bat die Reisenden dringend, ihn zu unterstützen, da mit dem Bey sein Kopf verloren ginge. Dr. H. besuchte Nachts um 12 Uhr den Kranken, gab ihm einige Tage lang Medizin und hatte die Freude, ihm den dritten Anfall völlig abzuschneiden. Der sehr dankbare General wollte gern wieder gefällig seyn, und bot ihnen, weil er ihre Wünsche kannte, so viel Soldaten an, als sie wollten, um das Gebirge, welches unsicher war, zu besuchen. Dr. Ehrenberg hielt es rathsam, sich nicht mit zu viel Begleitern zu versehen, bat um 4 Gemeine und einen Offizier und ging ins Gebirge bis zum Berge Derwan, während Dr. Hemprich noch bei dem Bey blieb und seine Diät regelte.

Sie verließen Gumfude am 4. März und entdeckten den 7. die große Insel Farsan, welche in einer Entfernung von 8 Stunden vom festen Lande bei Gisan westlich von dieser Stadt liegt und mit vielen kleinen Inseln umgeben ist *). Sie scheint der Wendepunkt von H. Gesundheit gewesen zu seyn. Während es ihm gelang, durch viele Mühe und Anstrengungen, zwei der Europäischen Gefährten, die sogleich mit Delirien erkrankt waren und mit denen er ein Haus in Gisan bezog, von den Folgen des typhösen Wechselfiebers zu befreien, fing er selbst an über fortdauernde Unbehaglichkeit und Schwäche zu klagen. Er machte bald darauf eine Excursion ins Land bei Loheie, von welcher er etwas munterer zurückkehrte. Am 6. April segelten sie wegen eintretender Unruhen im Lande, von Loheia ab, erreichten am 9. die große Insel Cameran und

*) Ihre bis jetzt noch nirgends aufgezeichnete nähere Beschreibung wird bald durch Hrn. Dr. Ehrenberger folgen. D. R.

fuhren am 11. von da über das hohe Meer von der Arabischen Küste an die Afrikanische, wo sie am 24. April 1825 in dem Hafen Abyssiniens, der kleinen Insel Massaua, deren Commandant bei ihrem Aussteigen aus dem Schiffe zwei Kanonenschüsse abfeuern ließ, ankamen.

Hier schien H. Gesundheit fast völlig wieder hergestellt und die Berathschlagung beider Freunde ging dahin, daß erst eine Probeexcursion mit wenig Gepäck ins feste Land gemacht werden solle, um den Character der Abyssinier kennen zu lernen und besonders das Verhalten der Küstenbeduinen zu erforschen. Dr. H. glaubte sich durch diese Excursion völlig wieder herzustellen, und obgleich Dr. E. an der Reihe war, so hegte dieser doch dieselbe Meinung und übernahm die ruhigeren wissenschaftlichen Arbeiten auf der Insel Massaua. Am 29. April reiste Dr. H. nach Arkiko ab und befand sich, brieflichen Mittheilungen zu Folge, täglich wohler, besonders da die neuen Naturkörper in immer schönern Formen ihn begeisterten.

Am 12. Mai erkrankte Dr. E. am Wechselfieber. Da die Symptome heftig waren, beschloß er, den Dr. H. zurückzurufen, bekam aber an demselben Tage schriftliche Nachricht von ihm, daß er schon an den Rückweg denke, um später die gemeinschaftliche Excursion ins Innere anzutreten. Am 19. kehrte Dr. H. mit etwas Kopfweh und Unbehaglichkeit zurück und fand den Dr. E., der den Tag zuvor auf den Gebrauch von China keinen Fieberanfall mehr gehabt hatte, noch sehr bedeutend angegriffen. Am 20. Mai Nachmittags bekam Dr. H. einen heftigen Fieberanfall mit gastrischen Symptomen, weshalb er später ein emeticum nahm. Da die Krankheit keinen bedeutenden sthenischen Character zeigte, so hoffte er schon durch sparsame Diät

das als einfache Continua erscheinende Fieber zu besiegen und verbot seinem Freunde, sich weiter um ihn zu bekümmern.

Gleichzeitig mit Dr. H. war ein Europäer (Martin Pretzka) erkrankt und den 22. Mai legte sich ein Däne, Namens Falkenstein, am 24. ein anderer, Namens Niemeyer und zwei Massauenser, die mit Dr. H. auf der Excursion gewesen waren.

Obgleich kein intermittirender typus in H. Fieber zu erkennen war, so war dieser doch deutlich bei den Andern ausgesprochen und Dr. E. versuchte Anfangs vergeblich seinen Freund zum Gebrauche von China zu bringen, bis am 9ten Tage deutliche Remissionen und ein Mundausschlag den Kranken selbst von der Natur seines Uebels, als entlarvtes dreitägiges Wechselfieber, überzeugten. In dieser Zeit waren jedoch seine Kräfte schon so geschwächt, daß eine Dosis China in Substanz, die ihm sein Freund reichte, unausstehliche Magenbeschwerden verursachte. Er bekam das Medikament in schwächerer Form und vertrug es nur als Infusion, die allein und mit Opium und Valeriana versetzt, nichts mehr zu helfen im Stande war. — Am 30. Juni Abends 10 Uhr verschied der Kranke, wenige Tage über 29 Jahre alt, in einem heftigen Fieberanfalle, der den ganzen Tag über gedauert hatte, in den Armen seines Freundes nach 40tägigem Krankenlager.

Am folgenden Tage ward er in einem aus Bretern zusammengelegten Sarge auf der kleinen Insel Toalut, welche zwischen Massaua und dem festen Lande von Abyssinien liegt, begraben. Sein Grab ist in der Mitte dieser Insel, in westlicher Richtung von der Südspitze der Insel Massaua. Fast in gleichem Breitengrade ruht auf der andern Arabischen Seite des rothen Meeres Peter Forskål, dessen Namen der Verstorbene führte, als Mitglied

der kaiserlich-Leopoldinisch-Carolinischen Akademie zu Bonn.

Dr. H. war von mehr als mittler Größe, einem festen starken Körperbau und braunem, etwas sparsamen Haarwuchs. Sein offenes, freies Gesicht wurde, ohne schön zu seyn, durch lebhafte Augen und den Ausdruck gutmüthiger Festigkeit interessant. Seine Haltung, als er Europa verließ, etwas gebückt, zeigte von Kraft, und seine Bewegungen, wenn ihnen gleich das Gefällige fehlte, waren lebhaft und rasch. Von Temperament cholerisch-sanguinisch, war jedoch ersteres bei ihm das Ueberwiegendere. Kein Feind einer besetzten Tafel und sich gern dem Schlaf, den er liebte, überlassend, ertrug er Hunger und Durst ohne Beschwerde und war mit der ärmlichsten Mahlzeit befriedigt.

Leicht zum Zorne gereizt und eben so leicht besänftigt, handelte er stets offen und redlich, nicht selten durch vorschnellen Tadel und eine ihm angeborne Neigung zur Satyre, nie durch hinterlistige absichtliche Kränkung beleidigend.

Wohlwollend hatte die gütige Natur seinen Geist ausgestattet; mit einem sehr guten Gedächtniß verband er die Gabe schneller Auffassung und einen hellen Verstand, welcher, durch natürliche Neigung zu geistiger Thätigkeit und große Ausdauer unterstützt, ihn rasch in jedem Studium vorschreiten ließ. So hat er sich auch auf der Reise bewährt und zahlreiche Sammlungen dem Berliner Museum gesandt, zeigen von seiner und seines Gefährten rüstiger Thätigkeit. Sein literarisches Wirken in dieser Zeit selbst ist mit dem des Dr. E. so eng verschmolzen, daß es nicht getrennt werden kann und es ist mit Zuversicht zu hoffen, daß Letzterer bald in den Stand gesetzt werden wird, von beiden öffentlich Rechenschaft abzulegen.

In Gesellschaft als Kinde still, fast schüchtern, zeigte er schon damals bei Vertheidigung einer Meinung große Beharrlichkeit, so wie in jeder Gefahr unerschrockenen Sinn, der ihm das Wohlwollen seiner Gespielen und später entschiedener ausgesprochen, die Achtung aller seiner Umgebungen erwarb. Dr. E., der treue Gefährte in so viel Leiden und Freuden, schreibt von ihm: „sein Character war edler Muth; er konnte einen Freund lieben, und ward durch Unrecht empört. Sein Recht vertheidigte er mit männlichem Ernst und oft das eines Fremden wie sein eignes.“

Mit aufrichtiger kindlich-dankbarer Liebe hing er seiner Mutter, mit brüderlicher Neigung seinen Geschwistern an und nur seine mit ihm groß gewordene Lust zu reisen, die vor Augen geführte mögliche Befriedigung des so lang gehegten Lieblingswunsches, wahrer Eifer für die Wissenschaft und der beruhigende Gedanke, einen jüngern, damals beinah erwachsenen Bruder in der Heimath zu wissen, konnte ihn bewegen, seine Mutter auf eine so weite Entfernung, wo jede Unterstützung ihm unmöglich ward, zu verlassen.

Er starb und mit ihm ging manche schöne Hoffnung für die Welt und für seine Freunde verloren; und wenn es schon schmerzlich ist, einen in voller Blüthe stehenden Baum vom unerwartetem Sturme gebrochen zu sehn, um wie viel muß dies Gefühl erhöht werden, wenn das Leben eines jugendlichen Mannes, die Thätigkeit eines kräftigen Geistes zu einer Zeit unterbrochen wird, wo ersteres kaum der vollen Entwickelung genaht war, letzterer die Früchte seiner Anstrengungen zur Reife zu bringen und sich glänzend entfaltend, die Wissenschaft in Wahrheit zu bereichern im Stande gewesen wäre.

Darum wird gewiß Jeder mit aufrichtiger

Mit Wehmuth die einfache Schilderung des leider nur zu kurzen Wirkens des Verstorbenen aus der Hand legen, sich in dem innigen Wunsche mit den Hinterbliebenen vereinigend: daß seine Asche kühl und sanft in dem heißen Sande Abyssiniens ruhe!

Breslau. Dr. C. Hemprich.

XLVII. Christoph Heinrich Kniep,

Portrait- und Landschaftsmaler, auch Professor an der königl. Academie der schönen Künste in Neapel.

Geb. zu Hildesheim 1748.
Gest. zu Neapel am 9. Juli 1825. *)

Nicht blos die Namen kühner Kriegshelden, großer Herrscher und Staatsmänner glänzen im Tempel des Ruhms; eine gleich edle Unsterblichkeit sichert dem ausgezeichneten Gelehrten, Dichter und Künstler die dankbare Mit- und Nachwelt zu. Und so bewahrt und feiert sie auch billig das Andenken eines Mannes, der mit vollem Rechte die Zierde deutscher Kunst und der Nestor unter den deutschen Künstlern in Italien genannt werden konnte.

Christoph Heinrich Kniep ward zu Hildesheim in Niedersachsen geboren. Sein Vater, ein ehrsamer, nicht sehr bemittelter Bürgersmann in jener damals freien Reichsstadt, hätte zur Entwickelung des früh keimenden Kunsttalents seines Sohnes schwerlich viel beitragen können, wäre ihm nicht der Umstand naher Verwandtschaft mit einem Theatermaler in dem benachbarten Hannover zu statten gekommen. Dort erhielt er also seine erste Bildung zum Künstler, und als er seine Lehrjahre vollendet

---

*) Aus dem Kunstbl. 1825. Nr. 66. 67.

hatte, begab er sich nach Hamburg, wo er sich einige Zeit aufhielt und sich mit Portraitzeichnen nach dem Leben beschäftigte. Dies brachte ihm nicht nur reichlichen Erwerb, sondern auch den grossen Vortheil, täglich in Gesellschaft der angesehensten und gebildetsten Personen beiderlei Geschlechts und jeden Standes zu seyn. So wurde ihm das beneidenswerthe Glück zu Theil, mit Männern, wie Klopstock, Joh. Heinr. Voß, Claudius, Campe, Reimarus und Schröder persönlich bekannt zu werden. Noch im spätesten Alter belebte sich Ton und Blick, wenn Kniep von den nächtlichen Symposien erzählte, in welchen jene Sterne Deutschlands glänzten und wohlthätigen Einfluß äußerten. Von Hamburg machte er einen kurzen Besuch im väterlichen Hause und hatte die Freude, die ersten goldenen Früchte seines Fleißes in den Schooß einer staunenden Mutter zu schütten. Zu einem kleinen Abstecher nach Cassel veranlaßte ihn der Wunsch, eine ältere Bekanntschaft mit der Künstlerfamilie Tischbein zu erneuern und die prächtigen Hoffeste, die bei Gelegenheit einer Vermählung im Fürstenhause gegeben wurden. Hierauf ging er über Lübeck nach Berlin, wo in dem letzten Jahrzehend der Regierung Friedrichs des Großen alle Friedenskünste in voller Blühte standen. Dort, wie vorher zu Hamburg, gewann Kniep durch untadelhafte Aufführung und zunehmende Geschicklichkeit die Liebe und Achtung aller edlen Menschen und Kunstfreunde. Kraschinsky, Fürstbischof von Ermeland, lernte ihn kennen, sein Verdienst schätzen und nahm ihn mit sich nach Heilsberg, dem bischöflichen Sitze, wo der junge Künstler für ihn und seine vornehmen Domherren eine Zeit lang vollauf zu thun hatte. Der Fürst sah ein, von welchem Nutzen seinem Schützlinge eine Reise nach Rom, jener Hochschule

der schönen Künste, seyn würde; er fand ihn einer damals im Norden noch seltenen Auszeichnung und Unterstützung würdig und erbot sich großmüthiger Weise nicht nur zu einem erklecklichen Zuschusse zur Bestreitung der Reisekosten, sondern versprach auch, für freien Unterhalt in Rom auf mehr als ein Jahr zu sorgen. Wer war froher als Kniep, dem die Stadt der sieben Hügel beständig als fernher strahlendes Ziel jugendlicher Träume und Wünsche vorgeschwebt hatte. Mit heißem Dankgefühle nahm er den so gutgemeinten Vorschlag an und zog über Warschau, Wien und Triest nach seinem geliebten Italien. — Seinen Jubel, als er vom Berge oberhalb Triest zum erstenmal das adriatische Meer, und von der Höhe bei Baccano die Kuppel der Peterskirche in der Ferne erblickte — diesen Jubel konnte man ihm nachempfinden, wenn er mit beredter Zunge die Eindrücke und Abentheuer jener langen Reise schilderte. In Rom erneuerte er einige alte und machte mehrere neue Bekanntschaften unter seinen Kunstgenossen; kaum hatte er aber angefangen, sich daselbst einzuwohnen und zweckmäßig zu beschäftigen, so kam die Schreckenspost von dem Ableben seines hohen Gönners und zugleich die Anzeige, daß die Uebermachung der von demselben ausgesetzten Jahrgelder nun völlig würde unterbleiben müssen. Das war ein harter Schlag und von den wichtigsten Folgen für Knieps ganzes Leben. Statt ungestört und einzig seinen Studien obliegen und bald das einförmige, lange genug gehandhabte Reißblei mit dem Pinsel und Farbenbrete vertauschen zu können, wie er sich vorgenommen hatte, war der gute Mann jetzt gezwungen, Zeichnungen nach Gemälden und alten Denkmälern, kleine An- und Aussichten und dergleichen um jeden Preis zu verferti-

gen, nur um Mangel und Noth von sich abzuwehren. Trotz dem fuhr er fort, wenigstens seine Freistunden dem eigentlichen Kunststudium zu weihen; aber das Loos war geworfen! Kniep konnte wohl auf der einmal erreichten Stufe sich behaupten und die erlangte Geschicklichkeit und Kenntniß gehörig anwenden lernen, allein in's innerste Heiligthum zu dringen und die schönen Geburten einer regen Einbildungskraft und eines verfeinerten Geschmacks in lebhafte Farben zu kleiden, das war und blieb ihm unwiderruflich versagt! Kniep that, was er konnte, und es gelang ihm, sich nach und nach heraus zu arbeiten, als eine gewisse Deutsche Standesperson, die bei der Durchreise durch Rom ihn kennen gelernt hatte, in guter Absicht, aber etwas zu unüberlegt, ihn nach Neapel zu sich einlud. Neapel, dieses leibhaftige Eldorado, diese unerschöpfliche Goldgrube für den Landschaftsmaler und Zeichner, war lange schon der Gegenstand von Knieps tiefster Sehnsucht gewesen; ihm war bewußt, wie Salvator Rosa, Claude-Lorrain und andere große Meister den Stoff zu ihren herrlichsten Bildern sich in den abwechslungsreichen Umgebungen von Neapel, Sorrento, Capri, Amalfi, Vietri und Lacara geholt hatten. Leicht ließ er sich also bereden, jenem Rufe zu folgen. Was er von Parthenope's bezaubernder Schönheit vernommen und sich vorgestellt hatte, fand er auch wirklich im vollsten Maße, nicht aber die ihm zum Eintritte verheißene und fast unentbehrliche Freundeshilfe. — Dem Deutschen Herrn von Adel waren auf einmal seine Gelder ausgeblieben und alle Mittel benommen, sich Kniep's auf irgend eine Art anzunehmen. Zum zweitenmale, seitdem er den Fuß auf Wälschen Boden gesetzt hatte, sah sich K. verlassen und an einem ganz fremden Orte lediglich auf sich selbst

verwiesen. Zwar mochte das in Neapel weniger bedenklich, als früher in Rom, scheinen, denn er hatte nun schon weit mehr Erfahrung und Geschick. Gleichwohl hat er in erster Stadt Anfangs, nach eigenem Geständniß, ohne Geld und ohne Bekanntschaft, mehrmals mit einem Stück trocknen Brodes und einer Hand voll dürrer Feigen zum Mittags- und Abendmahle vorlieb nehmen müssen. In dieser bedrängten Lage suchte er sich mit Vedutenzeichnen, nunmehr seinem Hauptfache, so gut als möglich fortzubringen. Bald erschien auch der bekannte Historienmaler Wilh. Tischbein, der unsern Kniep schon anderswo liebgewonnen und aufgemuntert hatte, in Neapel, und zog ihn sogleich aus seiner einsamen Dachkammer, um ihn bei einem großen Manne einzuführen. Es war Göthe, der gerade Italien bereiste und einen braven Künstler zu seinem Begleiter auf der Reise, welche er nach Sizilien vorhatte, suchte. Gleich bei Knieps erstem Besuche gefiel ihm dieser ausnehmend wohl und auf der Stelle kamen sie wegen Allem mit einander überein. Dies war ein Zeitpunkt, bei dem noch lange nachher Knieps Erinnerung mit Vorliebe weilte. — Noch vom gemeinsamen Vaterlande her kannte er den Dichter aus dessen ersten Werken. Durch persönlichen Umgang wurde nun Knieps Bewunderung zur ehrfurchtsvollsten Liebe gesteigert, und zugleich ergriffen ihn die unvergleichlichen Naturschönheiten und Alterthümer Siciliens aufs gewaltigste. So verlebte er zwei Monate eines höhern gedoppelten Daseyns, erst auf dem Zuge um jene merkwürdige Insel und nachher noch zu Neapel mit Göthe, der gewiß auch Ursache hatte, sich zu dem in jeder Hinsicht so wohl gelungenen Unternehmen Glück zu wünschen.

Als dieser von Neapel sich wieder nordwärts

wandte, schloß Kniep sich vollends gänzlich an seinen Tischbein an und wohnte Jahre lang mit ihm sogar unter einem Dache. Nicht minder gewogen ward ihm Philipp Hackert, der um dieselbe Zeit auf dem Gipfel seines Ruhms und Glücks als königl. Neapolit. Hofmaler stand; wer kennt nicht seine Landschaften und Seestücke in Oel, seine Veduten und Ruinen in Corpusfarben und Bister? Unter den mächtigen Schwingen und der guten Anführung solcher Meister entstand bei den jüngern Künstlern, wie Kniep, Strack und Andern, auch Wälschen, ein edler Wetteifer. Was jeder von diesen den Tag oder die Woche über in der Nähe und Ferne nach der Natur in sein Skizzenbuch aufgenommen hatte, wurde Abends in dem traulichen Künstlerverein bei Hackert oder Tischbein vorgelegt und unbefangen beurtheilt; es wurde da auch aus dem Kopfe gezeichnet und componirt. Nebenher fiel aus dem Munde der verehrten Altmeister manch belehrendes Wort, das für einen aufmerksamen Jünger, wie Kniep, nicht verloren war.

In einer so guten Schule und unter unablässigem Studiren einer wunderschönen Natur, so wie der auserlesensten Kunstwerke jeder Gattung, machte Kniep Riesenschritte und erhob sich vom Vedutenzeichner zum trefflichen Componisten. Um jene Zeit arbeitete Tischbein schon an seinem großen Werke, einer Reihe von Abbildungen nach sogenannten etruskischen, eigentlich altgriechischen Vasenzeichnungen. Es ist auffallend, wie innig unser Kniep diesen heroischen Figurenstyl sich angeeignet, wie treu er ihn beibehalten hat. Ueberhaupt wußte er die Figur geschickt zu behandeln und sie spielt in den meisten seiner Werke eine weit bedeutendere Rolle, als in denjenigen vieler Landschaftsmaler neuerer Zeit. Er verstand die Theorie der höhern Baukunst

und die Regeln der Perspective aus dem Grunde;
die ehrwürdigen Tempel von Pästum waren in ih=
rer Art sein erhabenes Vorbild und er brachte sie
n seinen Landschaften gerne und stets am rechten
Orte an. Baumschlag, Wasserfall, Berg, Fels,
Architektur, menschliche Gestalt, kurz jede Form
veredelte, so zu sagen, Knieps Meisterhand, ohne
das Liebliche auszuschließen. Zum Erstaunen ist
die Kunst, womit er in seinen schattirten Zeichnun=
gen die Lichter auszusparen und abzustufen — die
Genauigkeit, mit welcher er seine Vordergründe aus=
umalen wußte. Eine Welt von Pflanzen prangt
darin, bis in die kleinsten Theile täuschend wahr
nd rein ausgeführt. Die Anatomie und Darstel=
ung der verschiedensten Arten von Vegetation, Ge=
ein u. s. w. hatten wenige Künstler so vollkommen
nne, wie er. Und daß über der ängstlich = fleißigen
usführung der Flug der Begeisterung nie im ge=
ngsten ermattete, das ist der Triumph von Knieps
unst und der Charakter seiner Schöpfungen.

Er war ein großer Freund vom Bücherlesen,
elt sich aber ausschließlich an kräftige Geistesnah=
ung. Homer's Odyssee nach Vossens Uebersetzung,
e alte Schottische und Griechische Fabel= und Hel=
nwelt, so wie Klopstocks Messiade, gaben ihm
Stoff zu mancher Composition, zu mancher inter=
santen Episode und Gruppe in seinen Landschaf=
n. Kniep hatte ein außerordentlich gutes Gedächt=
ß, das ihm bis an sein Ende treu blieb. Was
weiten Gebiete der Natur, Kunst und Dichtkunst
n je besonders angezogen, worüber er nachgeson=
n oder mit verständigen Freunden sich besprochen
atte, das blieb seiner Erinnerung unauslöschlich
ngeprägt. Aus diesem sich fort und fort anhäu=
nden Schatze umfaßte er das Vollkommenste, Ge=
egenste jeder Art zusammen und bildete sich dar=

aus ein hohes Ideal, das er bei seinen Arbeiten unverrückt im Auge behielt, und wovon das eigenthümlich Großartige seines Styls herrührt.

Kniep war vertraut mit den Werken eines Wieland, Schiller und Herder, welchen letzteren er bei Tischbein zu Neapel persönlich kennen gelernt hatte. Außerdem war er in der alten und neuen Geschichte und Erdbeschreibung wohl bewandert und sogar in das Studium der Naturlehre und Sternkunde eingeweiht. Er war ein sehr guter Erzähler und im Stande, eine ganze Gesellschaft stundenlang aufs Angenehmste zu unterhalten, denn er malte mit Worten, wie mit der Reißfeder. Deswegen galt er auch viel bei den Frauen, selbst den ausgezeichnetsten, und die verstorbene Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, eine Friederike Brun, eine Frau von der Reck, eine Freifrau von Humboldt würdigten ihn ihres ganzen Wohlwollens. Kniep hatte eine unerschöpfliche Ader heiterer Laune; überhaupt besaß er das köstliche Gut unzerstörbarer Heiterkeit des Geistes, allein nie artete sie in Muthwillen aus. Voll Freundlichkeit, Sanftmuth und Geduld hatte er gewiß alle Eigenschaften zu einem guten Ehemann und Vater, aber, gleich den meisten Künstlern aller Zeiten, blieb Kniep unverheirathet. Ein Zeitgenosse sagt von ihm: „Alles, was aus seiner Hand ging, war mit einer idealisch hohen Sanftheit bezeichnet, die auch seinen sittlichen Charakter ausmachte. Seine Hauptleidenschaft war die Kunst, seine Geliebteste war der Himmlischen eine, die ihm auch treu blieb bis in's Greisenalter:

Sie schwebte mit gesenktem Fluge
Um ihren Günstling nah' am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium an seine Kerkerwand.

Kniep war ein von der Natur in den wesentlichsten Stücken hochbegabter Mann; mit einer glühenden Phantasie verband er einen gesunden Verstand und genoß das seltene Glück, daß bis zum letzten Hauch nicht nur sein Geist ungeschwächt frisch und jugendlich, sondern auch Aug' und Hand ihm unbegreiflich treu blieb. Unbegreiflich nennen wir es in Betracht der unsäglichen Anstrengung, Arbeit und Mühe, die Knieps Loos gewesen waren lebenslang. Wenig Künstler haben so viel geschafft, ja geschaffen, als er. Unaufhörliche Beschäftigung war ihm zur süßen Gewohnheit, zum wahren Bedürfniß geworden, auch wenn er keine Bestellungen hatte, arbeitete er unverdrossen fort, wie der Geist es ihm eingab, und beständig waren diese Eingebungen glücklich, es mochte nun ein eigener Lichtgedanke oder ein befreundetes Genie die erste Anregung gegeben haben.

In den ersten zwanzig Jahren seines Aufenthalts in Neapel arbeitete Kniep meistens in Sepia, d. h. er verfertigte zuerst einen bloßen reinen Federumriß, schattirte und füllte dann diesen mit der in einer Blase des Dintenfisches enthaltenen Materie, die er mit Tusche und Karmin vermischte, um durch letztern der Farbe mehr Wärme zu geben. Da diese doppelte Arbeit des Zeichnens und Schattirens dem Künstler in der Länge gar zu ermüdend wurde, so legte er sich nach jener Zeit auf das Zeichnen mit schwarzer Kreide, meist auf weißen Grund, und leistete in diesem, wie vorher in einem andern Fache, Alles, was nur möglich war. Ohne jemand nahe zu treten, läßt sich behaupten, daß Kniep einer der correctesten, originellsten und vortrefflichsten Landschaftzeichner nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa war. Hiervon zeugen seine sämmtlichen, von den Kunstkennern aller

Nationen gepriesenen und gesuchten Werke, besonders diejenigen aus den spätern Perioden. Bloße Federumrisse ließ er nicht gern aus seiner Hand, aber sie sind auch ein Wunder der Kunst! Einige der schönsten besitzt, nebst mehrern der vollendetsten Zeichnungen in schwarzer Kreide und Sepia, der Ritter Leonh. Tocco in Neapel, ein großer Freund und Beförderer der Kunst. Auch der verstorbene Marquis Berio, ein Mann von geläutertem Geschmack, hielt unsern Kniep und seine Arbeiten äusserst werth und hatte von ihm einige Meisterstücke, vorzüglich in Sepia, die aber nach des ersten Besitzers Tode zerstreut wurden. Im Ganzen hatte Kniep ungleich mehr Aufträge von Deutschen, Engländern und Russen, als von Eingebornen. Und doch brachte er beinahe die Halbscheid seines Lebens in Neapel zu und verließ, nach seiner Zurückkunft aus Sizilien, die Stadt nie länger, als auf Tage und Wochen, um kleine Ausflüge in die Gegend zu machen, von denen er jedesmal gern heimkehrte wie eine emsige Biene, mit süßem Honig beladen. Selbst als durch die Stürme der Zeit die Sonnenadler Tischbein und Hackert aus ihrem stattlichen Neste verscheucht wurden, blieb Kniep allein in Neapel zurück und sah aus seinem stillen Arbeitszimmer in Chiaja die Gewitterwolken, für ihn ganz unschädlich, vorüberziehen, sah die Sonne des Friedens wieder hervorbrechen und den Bogen des Segens aufs Neue glänzen.

Das waren in Ansehung des Verdienstes sehr ersprießliche Zeiten für Kniep. Von allen Seiten kamen Bestellungen in Menge, und obschon die Belohnung, die er für seine Arbeit einärndtete, in keinem rechten Verhältniß zu dieser stand, konnte er dennoch im Ganzen damit zufrieden seyn. Allein in den letzten Jahren wollte man ihm nicht einmal

mehr die letzten Preise zahlen; nicht als ob er in seiner Kunst nachgelassen hätte, im Gegentheil vervollkommnete sich bei immerwährender Uebung und unveränderter Kraft sein Styl, besonders in Compositionen, je länger je mehr; aber der allgemeine Wohlstand und folglich die Zahl der Personen, die viel auf Künstgegenstände verwenden konnten, hatten merklich abgenommen, während andrerseits die neue Erfindung des Zeichnens auf Stein die Preise und ein alltäglich wachsendes Heer von mittelmäßigen Malern den Geschmack des Publikums verdarb. Nichtsdestoweniger glaubte Kniep auf seinen, nach Maaßgabe des innern Werthes, keinesweges übertriebenen Forderungen bestehen zu müssen, und so kam es, daß bei seinem Ableben, außer den Skizzen, Cartons, Federumrissen und dergleichen, eine gute Anzahl fertiger Zeichnungen in seinen Mappen vorgefunden wurde. Da er in Neapel weder Verwandte noch irgend eine Art mündlicher oder schriftlicher Verfügung hinterlassen hat, so ist nur zu wünschen, daß die erwähnten Sachen, die für sich allein schon eine köstliche, vielleicht in ihrer Art einzige Sammlung ausmachen, in die rechten Hände kommen mögen. Eine umständliche Beschreibung jener Gegenstände würde hier zu weit führen, und giebt uns etwa, nebst dem Leben des Meisters, Stoff zu einem eigenen Werkchen, das für Jeden, insonderheit aber für den jungen Künstler, viel Anziehendes und Lehrreiches haben dürfte.

In dem erlauchten Hause Liechtenstein zu Wien muß eine Reihe von auserlesenen Werken unseres Künstlers vorhanden seyn. Der selige Fürst Moritz Liechtenstein war einer seiner Gönner und hatte unter der Bedingung alljährlich etwas von Kniep zu bekommen, ihm eine lebenslängliche Pension ausgesetzt. Aber in Folge des allzufrühe

eingetretenen Todes jenes Fürsten wurde die Uebereinkunft von den respectiven Erben für erloschen angesehen. Im Jahr 1811 unterzog sich Kniep der Herausgabe einer vollständigen Zeichenschule für angehende Landschaftmahler und Liebhaber in einer Reihe von Blättern, die der geschickte Friedrich Kaiser aus Ulm sich anheischig machte, nach Knieps eigenhändiger Federzeichnung und unter dessen Augen in Kupfer zu stechen. Durch Kaisers Verpflanzung von Neapel nach Wien und seinen bald darauf erfolgten Tod gerieth das Werk ins Stocken und blieb unbeendigt, was um so mehr zu bedauern war, als die erschienenen Hefte allgemeinen Beifall fanden und etwas ganz Vorzügliches in der Folge erwarten ließen. Die 10 oder 12 Kupferplatten, welche Kaiser fertig gemacht, hat sich dessen Bruder zugeeignet.

Kniep war in mehreren Fällen das Opfer seiner Gutherzigkeit; denn ungeachtet er sein Vaterland, nachdem er es mit Italien vertauscht hatte, nie wiedersah, war er doch ein guter Deutscher geblieben. Was aber seinem Verdienst als Mensch und als Künstler die Krone aufsetzt, ist, daß er so ganz anspruchslos und ohne allen Neid war. So wie überhaupt keiner Seele, that er insbesondere keinem Kunstgenossen mit Wissen jemals Unrecht. Was in eines andern Arbeit nur irgend Gutes war, hob er heraus, würdigte und lobte es, ohne jedoch in den Fehler der Schmeichelei zu verfallen. Und da er andrerseits zu gehöriger Zeit auch klug zu schweigen wußte, so kann man mit Recht sagen, daß Kniep durch eigene Schuld sich keinen Feind gemacht, oder nachgelassen hat. Die Bescheidenheit trieb er bis zum Uebermaaß und nur zu wenig verstand er es, seinen Werth geltend zu machen. Eine gewisse mit der Achtung für sich selbst

wohl vereinbare Leichtigkeit des Entgegenkommens war ihm nicht gegeben; der fremde Liebhaber mußte ihn aufsuchen und ansprechen, sonst bekam er den gar zu eingezogen lebenden Künstler und dessen Arbeiten kaum zu sehen. Aus dieser Ursache wurde Kniep häufig zurückgesetzt oder wenigstens außer Acht gelassen, was dann doch nothwendig dem guten Alten nahe gehen mußte. Fast wenige Jahre vor seinem Sterben wurde er in den Rath der königlichen Akademie der schönen Künste zu Neapel mit dem Ehrentitel als Professor berufen, genoß aber gar keinen Gehalt. Der Gedanke in seinen alten Tagen der Welt, hauptsächlich aber der lernbegierigen Jugend noch nützlich zu seyn, hatte für Kniep etwas ungemein Einladendes und Angenehmes. Mit Eifer versah er sein neues Amt und da seine Collegen eine hohe Meinung von seiner Einsicht und Unparteylichkeit hegten, so war bei der Wahl der öffentlichen Lehrmeister seine Stimme von großem Gewicht. Er wirkte durch Wort und That mächtig auf die Schüler ein: sie liebten und ehrten den erfahrenen freundlichen Greis wie einen Vater und sein Erscheinen unter ihnen war jedesmal ein Fest. Er hatte die Genugthuung, jenes Institut, mit dem das wahrhaft königliche, in seiner Art vielleicht einzige Bourbonische Museum vereinigt ist, in vollem Flor und Gedeihen zu erblicken.

Wir haben bemerkt, daß Kniep bis ins reifere Mannesalter bisweilen in drückenden Verhältnissen und mißlichen Umständen gewesen war. Die Noth machte ihn damals zum guten Haushalter und er blieb es aus Gewohnheit selbst in der Folge, als er wohl mehrere Gemächlichkeit sich hätte gönnen dürfen. Sich selbst war er zuweilen etwas hart, Andern aber nie. Er that im Verborgenen viel

Gutes, hauptsächlich an armen Waisen und Witwen, von denen mehrere am Schluß jeder Woche etwas Gewisses an Geld bezogen, so lange ihr Wohlthäter lebte. Manche Thräne des Hausarmen floß im Stillen bei der Nachricht von Knieps Hintritt und noch lange wird unter jener Klasse sein Andenken lebendig und gesegnet seyn! Mäßigkeit in allen Genüssen war Knieps fester Grundsatz und Arbeit seine Lust. Zum Lohn dafür hatte er bei nicht besonders starkem Körperbau sich einer anhaltend guten Gesundheit zu erfreuen. Höchst selten war er unpaß und sogar seine letzte Krankheit war wohl mehr Folge des Alters — er brachte es auf 77 Jahre — und des anhaltenden Sitzens am Arbeitstisch.

Schon im vergangenen Winter fingen ihm an die Füße zu schwellen; er machte sich aber nicht viel daraus und dachte an nichts weniger, als daß es der Ansatz einer Wassersucht seyn könnte. Im Frühjahr war er wieder ganz im Stande zu seiner gewöhnlichen Lebensweise und Beschäftigung zurückzukehren; allein an dieser fand er kein solches Gefallen mehr wie sonst und das dünkte seinen Freunden ein schlimmes Zeichen. Nach und nach klagte er häufiger über ein gewisses Mißbehagen: gleichwohl verlor sich allmählich wie von selbst das Hauptübel an den Beinen wieder, aber leider nur, um sich auf edlere Theile zu werfen. Am letzten Tag des Monats Juni befiel ihn auf einmal ein heftiger Husten, der ihm ganzer 8 Tage keinen Augenblick Ruhe ließ und ihn auf's Aeußerste erschöpfte. Es war eine offenbare Brustwassersucht, wenn gleich er allein es durchaus nur für die Folge eines vernachlässigten Katarrhs halten wollte. Die Beklemmung nahm sichtbar zu; das Athemholen ward immer schwerer und mit peinlicher Anstren-

gung verknüpft. Jeden Augenblick war ein Ersticken zu befürchten, der Kranke hatte viel auszustehen, um so mehr als der Kopf ganz frei und kühl war und es mitunter ruhigere Pausen gab, wo Kniep wieder aufathmen, außer dem Bett seyn, auch wohl leeren Hoffnungen Raum geben konnte. O! die Liebe zum Leben ist stark, sie ist zu tief eingewurzelt, um nicht jede andere Betrachtung tausendfach zu überwiegen. Jedoch war es nicht sowohl der Gedanke an das Sterben, was Kniepen schreckte, auch wäre dies bei einem Manne, der so gelebt hatte wie er, kaum möglich gewesen; aber er war nicht unempfindlich gegen körperliche Leiden, die in den meisten Fällen allem Stoicism und Vernünfteln Trotz bieten. Knieps Beschwerden ließen zuletzt um vieles nach und sein Ende war ziemlich ruhig. Es erfolgte am 11. Juli um die Mittagsstunde bei anscheinend vollem Bewußtseyn und in Gegenwart derjenigen Freunde, welche den Kranken nach besten Kräften Tag und Nacht gepflegt hatten und die nach seinem Verscheiden die sämmtliche Verlassenschaft dem königl. Hannöver'schen Konsulat in Neapel, als der rechtmäßigen Behörde, treulich überantworteten.

Bekanntlich haben in Neapel die Lutheraner und Calvinisten gar keinen förmlichen Gottesdienst, Nichtkatholiken überhaupt keinen eigenen Kirchhof. Die Leichname der ärmern Protestanten, welche nicht etwa gerade in den Spitälern sterben, werden gewöhnlich übers Meer, nach der Südwestseite des Pausilipps, gebracht und im Hintergrund einer kleinen abgelegenen Bucht, wo schroffe Felsen ein schmales vom Lande her unzugängliches Sandufer umschließen, eingescharrt. Noch an einem der letzten Sonntage hat der Einsender dieses Aufsatzes, weil antiquarische Forschungen, die Lieblingsbe-

schäftigung seiner Freistunden, ihn in jene stille Gegend führten, beim Landen einige gesunkene Rohrstabkreuze auf den Gräbern wieder aufgerichtet. Im Winter aber schlägt das Meer manchmal bis an den Fuß der hohen Felsenwand, wäscht die leicht bedeckten Cadaver heraus und nimmt sie auf in seinen weiten und tiefen Schoos. Vermögendern Protestanten öffnet sich nach ihrem Tode um schweres Geld die Thüre eines Baumgartens am nördlichen Eingang der Hauptstadt. Das Grundstück ist auf solche Weise eines der ergiebigsten in diesem fruchtbaren Lande geworden. Hier wird gesäet eine menschliche edlere Saat! Hier liegt ein Maler Schmidt, ein Konsul Heigelin, ein Kaufmann Meurikoffer und Falconnet, auch mancher Reisende unter Glaubensgenossen aller Stände und Völker begraben. Hierher wurde am 12. Juli 1825 auch Knieps Leiche gebracht, begleitet von einer Anzahl trauernder Freunde, worunter Deutsche, Französische und Neapolitanische Künstler, Letztere theils Kollegen, theils dankbare Schüler des Seligen. Mit einbrechender Nacht setzte sich der stattliche Leichenzug in 8 Wagen, der mit der Bahre voraus, von dem Hause, welches Kniep dreißig Jahr nach einander bewohnt hatte, in Bewegung und ging durch die ganze Stadt, zwei Miglien weit bis hinter die verfallene Kirche St. Carlo Arena. Am Eingang jenes Gartens empfing jeder der Leidtragenden eine angezündete Fackel, alle stellten sich rund um das unter Pomeranzenbäumen schon bereitete Grab. Ehe der Sarg hinabgelassen wurde, hielt ein Zürcher Geistlicher, der erst am Abend vorher in Neapel angelangt war, eine kurze passende Rede. Feierlich tönten seine Worte unter dem dunkeln, durch die Fackeln theilweise magisch beleuchteten Laubdach, hinaus in die Nacht. Bald versank der Sarg;

mit dumpfen Gepolter rollten die Erdschollen auf denselben hinunter. Aber sie weckten den Schläfer nicht und wölbten sich schnell zum Grabeshügel.

Friede sey um diesen Hügel her,
Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen braven Mann begraben
Und uns war er mehr!

Neapel, Mitte Juli 1825.

Haller aus Stuttgart.

---

* XLVIII. Dorothea von Rodde, geb. von Schlözer,

Doctor der Philosophie in Göttingen.

geb. den 10. Aug. 1770.
gest. den 12. July 1825.

Diese durch ihren Geist und ihre gelehrte Bildung ausgezeichnete Frau war zu Göttingen geboren und die Tochter des großbrittannischen Geheimen-Justizraths und Professors daselbst, August Ludwig von Schlözer *). Ihre Mutter, Caroline Friederike, war eine geborne Röderer **). Schlözer hatte seine Tochter von frühester Jugend an zu einer gelehrten Bildung bestimmt. Er wollte dadurch die damals viel geltende Erziehungsmethode Basedows und die Meinung aller derjenigen widerlegen, welche das weibliche Geschlecht gelehrter Bildung ganz unfähig hiel-

*) Geb. 1735, gest. 1809; vergl. Oeffentliches und Privatleben von ihm selbst. Göttingen, 1802. Zeitgenossen. Bd. 4. Abth. 3. S. 3. u. f.

**) Geb. den 15. Mai 1753, seit 1806 Ehrenmitglied der Academie der bildenden Künste in Berlin.

ten, oder doch wenigstens glaubten, daß dieselbe mit dem von der Natur ihm angewiesenen Berufe sich nicht wohl vereinigen lasse. Während Basedow alles ernste Sprachstudium, vorzüglich der Classiker, Geschichte, Mathematik u. s. w. vom Jugendunterricht ausschloß und gleichsam nur spielend eine Menge von Kenntnissen beizubringen wünschte, ließ Schlözer es sich sehr angelegen seyn, seiner Tochter schon in frühester Kindheit in mehreren Sprachen Unterricht zu ertheilen. Behülflich war ihm dabei, daß Dorothea sehr früh die seltensten Fähigkeiten entwickelte. Sie war nicht älter, als zwei Jahre und acht Monate, als sie zuerst stricken und dann Plattdeutsch sprechen lernte, was Schlözer vorzüglich als Hülfsmittel zur Erlernung anderer Sprachen für unentbehrlich hielt. Die nächste, mit der sich Dorothea beschäftigen mußte, war die Französische und zur Uebung im Sprechen wurde eine Französische Wärterin gehalten. Deutsch lesen lernte das wißbegierige Mädchen als sie ein Jahr und zwei Monate alt war. Schlözer gab ihr zu diesem Behuf eine von ihm verfertigte Fibel in die Hand, welche „Dortchens Reise von Göttingen nach Franken“ betitelt war. Das Französische hatte sie zwar bereits getrieben, aber der eigentliche grammatische Unterricht in dieser Sprache begann erst in ihrem neunten Jahre. Zu einer ziemlich vollkommenen Kenntniß der Englischen Sprache, die nun an die Reihe kam, gelangte sie durch den Umgang mit einigen Engländerinnen. Eine ungemeine Fertigkeit erwarb sie sich im Italienischen. Sie hatte zwar in ihrem eilften Jahre nur drei Monate lang darin Unterricht empfangen, allein im Jahre 1781 begleitete sie ihren Vater auf einer Reise nach Italien und hier, vorzüglich in Rom, wo sie von ihrem Vater getrennt, in Italie-

nischen Familien lebte, auch in den Wirthshäusern sich im Italienisch-Sprechen versuchen mußte, ward ihr dies bald so geläufig, daß sie, nach dem Zeugniß des Abts Denina *) sich darin wie in ihrer Muttersprache ausdrücken konnte. Im Schwedischen unterrichtete sie in ihrem sechzehnten Jahre ihr Vater; Holländisch lernte sie größtentheils für sich, mit Hülfe einer Grammatik und eines Wörterbuchs. Das Lateinische hatte sie bereits im neunten Jahre angefangen; Eutrop und Justin waren die ersten Schriftsteller, die sie las, dann folgten Tacitus, Sallust, Cicero u. a. Das Studium der Historiker zog Schlözer als sein Lieblingsfach der Lectüre der Dichter weit vor, ja er ging so weit, zu behaupten, daß das Lesen der Poeten leerer Zeitverlust und Zeitverderb sey. Daher erlaubte er seiner Tochter, nur um einige geschichtliche Notizen aus ihnen zu schöpfen, das Lesen einiger Griechischen und Römischen Dichter. Doch hatte sie bis in ihr sechzehntes Jahr nur 500 Verse aus Virgils Aeneide und einige Oden und Satiren des Horaz gelesen. Die Erlernung der Griechischen Sprache fällt in diese Zeit und sie las nun bald Apollodor, Anakreon und Homer. Endlich lernte sie die Spanische Sprache und einige Zeit selbst Hebräisch. Jede dieser Sprachen mußte Dorothea in einer bestimmten Zeit unter ihres Vaters Aufsicht lernen. Mit der schönen Literatur ihres Vaterlandes blieb sie fremd, nur Voltair's Henriade wurde ihr gegeben; und so wenig diese Art, Sprachen zu erlernen, ihr zusagen mochte, so war sie

---

*) Giacomo Carlo Denina, geb. 1731 zu Ravel in Piemont, ausgezeichnet durch mehrere historische Schriften, starb als Bibliothekar zu Paris den 5. December 1813.

doch genöthigt, sich in den Willen ihres Vaters zu fügen. Der Erfüllung seines Wunsches waren die glücklichen Anlagen Dorotheens behülflich, die in ihrem siebzehnten Jahre sich in zehn Sprachen ausdrücken und mit Männern über wissenschaftliche Gegenstände der verschiedensten Art sprechen konnte. Mit vorzüglichem Eifer hatte sie schon in ihrem sechsten Jahre Geometrie getrieben und war dann allmählig zur angewandten und höhern Mathematik fortgeschritten, worin sie Kästner seit ihrem siebenten Jahre prüfen mußte. Er hat von ihr, ohne sie zu nennen, ein rühmliches Zeugniß abgelegt *). „Unerwartet sagt er, wird es seyn, daß ich ein Kind von sieben Jahren kenne, dessen Hand noch zu schwach ist, den Cirkel zu führen, sein Verstand aber unter des Verfassers dieses Buchs Anführung gelernt hat, von den Lehrsätzen und Beweisen der beiden ersten Bücher Euclids Rechenschaft zu geben."

Einen großen Theil ihrer Zeit mußte Dorothea auf das Studium der Geschichte verwenden, ihres Vaters historische Vorlesungen hören und die Schriften, die er ihr in die Hand gab, nach seiner Anweisung studiren. Dies waren meistens große, bändereiche Werke, welche die Staatengeschichte einzelner Völker behandelten, Mascow, Ferrera, Daniel u. a. Fielen nun die täglichen Prüfungen des Vaters nicht nach seinem Wunsche aus, oder entschlüpfte ihr vielleicht nur eine falsche Jahrzahl, so war sie nicht selten den heftigsten Ausbrüchen seines Unwillens ausgesetzt. Außer der Geschichte, als Hauptwissenschaft, wurden auch noch wohl manche andere wissenschaftliche Zweige getrieben, ohne be-

*) In seiner Vorrede zu Müllers Anweisung zur Geometrie. Neue Auflage. Göttingen, 1777.

stimmten Plan und wie sich gerade Schlözers Laune darauf hinlenkte. Denn seiner Tochter Neigung kam dabei selten oder gar nicht in Anspruch. So mußte sie unter andern auch in ihrem sechzehnten Jahre Mineralogie studiren, unter Anleitung des Hofraths Gmelin. Um praktische Kenntnisse in der Bergwerkskunde zu erlangen, schickte Schlözer seine Tochter zu dem Generalsuperintendenten Dame in Clausthal, wo sie sich fünf Wochen lang aufhielt, vom 14. Juli bis 21. Aug. 1786, wo sie die dortigen Gruben in Mannskleidern selbst befuhr. Sie mußte alle Werke und Anlagen besuchen, so viel als möglich selbst Hand anlegen, Risse entwerfen und andere ihr vorgelegte Arbeiten liefern, wobei ihr indeß manches Beschwerliche und Unangenehme von ihren Umgebungen mit freundlicher Bereitwilligkeit erleichtert wurde.

Von der Idee, seiner Tochter einen vollständigen medizinischen Cursus machen zu lassen, wurde Schlözer nur mit Mühe abgebracht. Sie mußte indeß einzelne Wissenschaften, in's Gebieth der Heilkunde einschlagend, förmlich studiren; so Botanik, Naturgeschichte, Chemie und selbst materia medica und Anatomie. Darüber wurden gleichwohl die gewöhnlichen weiblichen Kunstfertigkeiten, Tanzen, Zeichnen und Musik nicht vernachlässigt.

Den höchsten Triumph seiner Erziehungsmethode genoß Schlözer, als am Universitätsjubelfeste den 17. Septbr. 1787 seiner siebzehnjährigen Tochter die philosophische Doctorwürde ertheilt ward *). Der Hofrath Michaelis hatte einige Monate früher scherzhaft gegen Dorothea geäußert: „sie

*) Man findet diese Promotion beschrieben in den Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Kurlande vom J. 1787.

werde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die erste Studentenmatrikel oder gar ein Magisterdiplom erhalten;" und Schlözer, ungewiß ob dieser Scherz nicht vielleicht ernsthaft gemeint sey, bat Michaelis schriftlich darüber um Auskunft. „Wenn es wirklich sein Ernst gewesen sey", heißt es in einem v. 28. July 1787 datirten Briefe, „so wünsche er, seine Tochter möge nicht blos ehrenhalber das Diplom erhalten, sondern von der gesammten Facultät, oder wenigstens einigen Abgeordneten geprüft werden. Nur das öffentliche Auftreten bei der Jubiläumsfeier möge man ihr erlassen."

Von Michaelis aufgefordert, reichte Dorothea ihren Lebenslauf ein und den 25. August 1787 wurde sie in seinem Hause feierlich geprüft. Außer Michaelis, als Decan, waren die übrigen Mitglieder der philosophischen Facultät, Kästner, Heyne, Gatterer, Meister, Feder und Kulenkamp zugegen. Sie bestand das Examen, welches von 5 bis 7½ Uhr dauerte, zur allgemeinen Zufriedenheit. Michaelis legte ihr die 37ste Ode des ersten Buchs des Horaz zur freien Uebersetzung und Erklärung vor, während Kästner sie über Algebra, Mineralogie und Bergwerkskunde befragte. Meister examinirte sie über Baukunst, vorzüglich mit Rücksicht auf ihre vor einigen Jahren unternommene Reise nach Italien. Zuletzt legte er ihr noch einige mathematische Aufgaben vor. Nach kurzer Berathung der Facultät wurde ihr der Beschluß eröffnet: daß sie die philosophische Doctorwürde erhalten solle. Während die Anwesenden ihr Glück wünschten, dankte sie mit der Aeußerung: sie habe diese Ehre zwar jetzt noch nicht verdient, hoffe indeß sie in fünf Jahren zu verdienen. — Von den Töchtern des Hofrath Michaelis mit einem Lorbeerkranze geschmückt, eilte sie in das Haus

ihres Vaters zurück. Nach seinem Willen glich ihre Kleidung an diesem Tage völlig einem bräutlichen Schmuck. An diesem Abend überraschte sie ein von Schlözer selbst im Namen ihrer Brüder verfaßtes Gedicht und am 17. September 1787 wurde sie bei dem Jubelfeste feierlich zum Doctor erklärt. Bei der Feier war sie zwar nicht selbst gegenwärtig, allein von der benachbarten Bibliothek aus, konnte sie alles, was in der Universitätskirche vorging, bequem, hören und sehen.

Schlözer glaubte nun durch sein Erziehungsprincip die Basedow'sche Methode hinlänglich widerlegt zu haben. Den nachtheiligen Folgen, die der Müßiggang öfters für die Sittlichkeit des weiblichen Geschlechts herbeiführt, hatte er zwar durch stete Beschäftigung vorgebeugt; auch konnten die erworbenen Kenntnisse vielleicht seiner Tochter im Leben auf mancherlei Weise nützen. Aber die Erlangung derselben wurde freilich durch die Aufopferung fast aller Jugendfreuden erkauft und nur ihrer sehr guten und kräftigen Körperconstitution hatte es Dorothea zu danken, wenn ihre Gesundheit nicht unter den erwähnten angestrengten Studien litt. Denn nicht selten mußte sie den ganzen Tag arbeiten, regelmäßig aber jeden Abend von 6 Uhr an neben Schlözern, von dessen Laune sie, wenn die Arbeit nicht völlig nach seinem Wunsch ausfiel, öfters viel zu leiden hatte. Jeder Brief, den sie schrieb oder erhielt, wurde von ihm gelesen und streng beurtheilt. Schon als Kind mußte sie ihm oft bis spät in die Nacht behülflich seyn bei seinen literärischen Arbeiten. Zahlreiche Privatstunden vom frühen Morgen bis zum Abend nahmen den größten Theil ihrer Zeit hinweg und zu Erholungen und Vergnügungen blieben ihr nur wenige Augenblicke. Unter solchen Umständen mußten ihr die

Reisen sehr willkommen seyn, die sie theils in ihres Vaters Gesellschaft, theils allein machte. Aber auch hier entbehrte sie durch Schlözers Kurzsichtigkeit, die ihn für die Schönheiten der Natur unempfänglich machte, manchen Genuß, so unter andern die Ansicht des Wasserfalls von Terni auf ihrer Reise nach Italien, weil Schlözer sich nicht bewegen ließ, deshalb einen kurzen Umweg zu machen. Auch mit den Kunstschätzen Roms wäre sie größtentheils unbekannt geblieben, hätte Wilhelm Heinse, der bekannte Verfasser des Ardinghello, der sich damals gerade dort befand, sich nicht ein Vergnügen daraus gemacht, das geistreiche Mädchen überall herumzuführen. Manchen Genuß verdankte sie dem Umgange mit mehreren Italienischen Familien in Rom, bei denen sie ihr Vater, der oft länger außerhalb dieser Stadt zu verweilen pflegte, zurückließ. Hier fand Dorothea reichliche Schadloshaltung für die mitunter langweilige, oder wenigstens einförmige Reise in Gesellschaft ernster Männer. Schöne Stunden genoß sie auch in dem Familienkreise des Generalsuperintendenten Dame zu Clausthal, aber noch erfreulicher war ihr eine Reise nach Straßburg. Sie unternahm dieselbe, kurz nach erlangter Doctorwürde, den 26. September 1787 in Begleitung ihrer Mutter, einer durch Kunstarbeiten sich auszeichnenden, höchst gebildeten Frau. Bis zum 26. October des genannten Jahres dauerte ihr Aufenthalt in Straßburg und eine Deputation, aus dem Rector und mehreren Professoren der dortigen Universität bestehend, überreichten ihr eine Matrikel.

Im Jahre 1790 war sie mit der Familie des Obercommissärs Gräzel in Göttingen nach Frankfurt am Main gereist, um dort der Wahl und Krönung Kaiser Leopolds II. beizuwohnen. Ihrer

dort angeknüpften Bekanntschaft mit einem angesehenen Hause in Coblenz verdankte sie manche heitere Stunde und wahrscheinlich verging ihr die Zeit angenehmer, als wenn sie dieselbe mit dem Halten academischer Vorlesungen ausgefüllt hätte. Dies war Schlözers Wunsch, ja sein Wille gewesen und Dorothea hatte sich bereits dazu vorbereiten müssen. Sie folgte seinem Ruf, nach Göttingen zurückzukehren und reiste im April 1791 mit ihm nach Lübek, Kiel und Hamburg.

An dem erstgenannten Orte lernte sie den damaligen Senator (nachherigen Bürgermeister) Matthäus Rodde kennen, der späterhin (1808) vom Kaiser Franz II. in den Reichsfreiherrnstand erhoben ward. Sie verlobte sich mit ihm und ihre Vermählung wurde den 28. Mai 1792 in Göttingen gefeiert. Sie reiste mit ihrem Gatten nach Lübeck zurück und lebte dort, geschätzt und geachtet von allen, die sie näher kannten, in glücklicher Unabhängigkeit.

Von dieser Zeit an beginnt eine neue Periode ihres Lebens, denn sie konnte nun in der Wahl ihrer Studien der eigenen Neigung folgen. Ihre schon in Göttingen angeknüpfte Bekanntschaft mit dem berühmten Gelehrten Charles François Dominique de Villers ging späterhin in ein freundschaftliches Verhältniß über, besonders seit dem Jahre 1797, wo er sich in Lübek niederließ. Durch ihn lernte sie die schöne Literatur Frankreichs kennen, die ihr bei dem Unterricht ihres Vaters beinahe gänzlich fremd geblieben war, wogegen de Villers durch sie wiederum mit Deutscher Sitte und Literatur vertraut ward und es sich bekanntlich sehr angelegen seyn ließ, dieselbe seinen Landsleuten zu empfehlen und ihre verjährten Vorurtheile in dieser Hinsicht zu bekämpfen.

Dorothea war indeß Mutter geworden und drei Kinder beglückten ihre Ehe *), deren Erziehung und Bildung sie sich nun mit Eifer widmete. Um ihren eignen Kunstsinn mehr auszubilden, den Schlözers Erziehung völlig unbefriedigt gelassen hatte, unternahm sie eine zweimalige Reise nach Paris, von ihrem Gatten, de Villers und Dr. Meyer aus Hamburg begleitet. Sie besuchte Paris zum ersten Male im Mai 1801 und verweilte dort bis zum September desselben Jahres. Länger währte ihr zweiter Aufenthalt vom December 1803 bis zum October 1805. Die berühmtesten Pariser Gelehrten zeichneten sie aus und sie erhielt Zutritt zu den besondern Stiftungen der ersten Classe des Nationalinstitus, während der Eingang in den Saal, den Statuten nach, Frauenzimmern verschlossen ist. Lacepede, Dolomieu, Cuvier u. a. m. empfingen sie mit hoher Achtung. Ihre Beurtheilung der auf dem Französischen Theater verstümmelten Zauberflöte von Mozart, war zufällig in einem öffentlichen Blatte erschienen und ward bald in allen Pariser Journalen mit Beifall wieder abgedruckt. Dieser Aufsatz war eigentlich aus ihrem Tagebuch entlehnt, das sie, von ihrem Vater daran gewöhnt, ununterbrochen fortsetzte. Außer diesen beiden Reisen besuchte sie mehrmals Hamburg, Kiel, Gotha, Leipzig, Dresden und Göttingen. In Lübek pflegten sich Einheimische und Fremde in ihrem Hause zu versammeln, und wer auf Talent oder Bildung Anspruch machen konnte, suchte sich dieser geistreichen Frau zu nahen.

Leider drang in diese freundlichen Umgebun-

---

*) Auguste, geb. d. 8. Januar 1794, gest. d. 13. October 1820, Dorothea, geb. d. 20. Februar 1796 und August Ludwig, geb. den 21. April 1798.

gen bald drohend des Krieges Unglück herein. Nach der Schlacht von Jena wurde Lübek von drei Französischen Armeecorps besetzt und am 6. November 1806 erstürmt. Wenn Dorothea nebst ihrer Familie in ihrer Wohnung geschützt ward, so verdankte sie es dem treuen Freunde de Villers, der vom Marschall Bernadotte (dem nachmaligen Prinzen von Ponte = Corvo und jetzigem König von Schweden) zum Geheimschreiber ernannt, durch einen ausgewirkten Tagsbefehl es dahin brachte, daß eine Militärcommission ernannt ward, die jede Plünderung auf der Stelle mit dem Tode bestrafte. Mit Unerschrockenheit eilte de Villers überall hin, wo ein Krieger sich irgend eine Ausgelassenheit erlaubte, und als jene Schreckenstage vorüber waren, schrieb er den bekannten Brief an die Gräfin Fanny von Beauharnois, Tante der Kaiserin Josephine, welcher eine Schilderung der Gewaltthaten und der Sittenlosigkeit der Französischen Armee in Deutschland enthält. Bernadotte, der sein Quartier in dem Hause der Frau von Rodde genommen hatte, gab ihr damals, so wie später bei seinem Aufenthalte in Göttingen zu Ende des Jahres 1813, die schmeichelhaftesten Beweise, wie sehr er ihren Geist und Charakter schätze.

Diese Auszeichnung konnte freilich nicht das Familienunglück aufwiegen, welches schon einige Jahre früher über sie hereingebrochen war. Am 28. April 1808 hatte Dorothea ihre Mutter und am 9. September des folgenden Jahres ihren Vater verloren. Aber auch für ihre häusliche Existenz hatte der Krieg die nachtheiligsten Folgen. Die Sperrung des Handels wirkte auf das Roddische Haus, eins der ersten Handelshäuser in Lübek in einem solchen Grade, daß es im J. 1810 seine Zahlungen einstellen mußte. Rodde's Gläu-

diger nahmen auch das Vermögen seiner Gattin bei dieser Gelegenheit in Anspruch, indem sie sich dabei auf den Grund der Gütergemeinschaft stützten. De Villers bewies den innigsten Antheil an diesem Unglücksfall und suchte mit warmen Eifer das Nichtige und Ungerechte eines solchen Verfahrens in einer 1811 erschienenen Schrift zu beweisen, welche durch ihre Gründlichkeit und ihren Scharfsinn auch die berühmtesten Rechtsgelehrten in Erstaunen setzte *).

Diese Umstände veranlaßten die Roddische Familie, sich im Jahre 1810 nach Göttingen zu begeben. Mit allgemeiner Achtung ward Dorothea hier empfangen und wegen ihres Muths und ihrer Standhaftigkeit wahrhaft bewundert. Mit vieler Fassung ertrug sie den am 13. October 1820 erfolgten Tod ihrer ältesten Tochter Auguste. Ihre Gesundheit war seit einiger Zeit wankend geworden und häufig wiederkehrende Kränklichkeiten bewogen sie, sich immer mehr aus den größern Cirkeln in ihre Häuslichkeit zurückzuziehen. Hier erschien sie wahrhaft liebenswürdig und mancher geistreiche und gebildete Reisende fand sich sehr überrascht, wenn er in ihrem Umgange durchaus nichts wahrnahm, was an die gelehrte Frau erinnerte. Um sich zu zerstreuen, unternahm sie eine Reise nach dem südlichen Frankreich, starb indeß auf dem Rückwege zu Avignon den 12. July 1825 nach einem 13tägigen Krankenlager in ihrem 55. Jahre.

Ihre Hauptschrift ist die von ihrem Vater August Ludwig von Schlözer herausgegebene

*) Sie führt den Titel: Memoire sur cette question, savoir, si la femme d'un failli est tenue de payer les dettes de son mari, d'après le droit de Lubek und Exposition de la nature de la communauté des biens entre époux, suivant le droit de Lubek.

Münz-, Geld- und Bergwerksgeschichte des Russischen Kaiserthums von 1700 — 1789, Göttingen, 1791. gr. 8. Schlözern gehören blos die historischen Data; die Berechnungen und Reductionen rühren von seiner Tochter her.

Eine Silhouette von ihr findet man in den Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Curlande vom J. 1787, wo auch, wie früher erwähnt worden, ihre Erziehung und Promotion beschrieben ist.

Ihr Portrait, gezeichnet von Fiorillo und gestochen von Schwenterley steht vor dem neuen Straßburger Magazin, viertes Vierteljahr, 1789. Es ist auch 1790 einzeln in Göttingen gestochen worden.

Ihre Büste in Gips, von Trippel *) in Rom 1781 verfertigt, befindet sich auf der Göttingischen Universitätsbibliothek.

Außer mehreren Aufsätzen in Französischen Journalen und einer Abhandlung S. Oedmann's vom Vogel Cathari, aus dem Schwedischen übersetzt, ist Folgendes von ihr im Druck erschienen:

Ein Brief über Rom v. 29. Januar 1782 **) (im Straßburger Frauenmagazin, Mai 1783. S. 103—14). — Ein Brief von Neufchatel vom 31. März 1782, betreffend eine Reise von Turin nach Genf über den Mont-Cenis (Ebend. Juli 1787. S. 97—114). — Nachrichten v. Andreasberge und den Vergnügungen auf d. Harz überhaupt, in Briefen von Clausthal im August 1786. (Ebd. October 1787. S. 5—17).

Jena. Heinrich Döring.

*) Einer der berühmtesten Bildhauer, der auch von Herder eine treffliche Büste geliefert hat. S. Herders Leben von Heinrich Döring. Weimar, 1823. S. 212.

**) Also schon im 12ten Jahre geschrieben.

* XLIX. Dr. Ludw. Wilh. Zimmermann,

Professor der Chemie und Mineralogie zu Gießen, der mineralog. Gesellsch. zu Jena, der Wetterau'schen Gesellsch. für die gesammte Naturkunde, der Senkenbergschen naturforschenden Gesellsch. zu Frankfurt a. M., der naturf. Gesellsch. zu Halle, der Erfurter Akademie gemeinn. Wissenschaften, so wie des Apothekervereins im nördl. Deutschland Mitglied.

geb. den 17. October 1780.
gest. den 19. Juli 1825.

Zimmermann's kräftige Seele, von Begeisterung und thätiger Liebe für alles Gute und Schöne im Menschenleben, in Kunst und Wissenschaft durchdrungen, stets idealen Bildern zugewandt und mit mannichfachen Naturgaben ausgestattet, bietet, dem irdischen Wirkungskreise entrückt, eine wohlthätige Erinnerung dar, die nur von dem Schmerz über die Fügung getrübt wird, welche den vielversprechenden Mann in der Kraft seiner Jahre dem Kreise seiner jungen Familie, treuen Freunden und den Wissenschaften entriß, wie der Blitz, mit gewohnter Schnelle, oft den blüthenreichen Fruchtbaum, des Landmannes Freude und Hoffnung, zerschlägt. — Sein offener Charakter, der Mittheilung und Austausch der Ideen suchte und sich an geistig thätige und bieder Gesinnte schnell und vertraulich anschloß, war nicht schwer zu erkennen, so wie seine Originalität in vielen Stücken Eindruck auf seinen Beobachter machen mußte. Beides hat uns ein lebhaftes Bild von ihm zurückgelassen. —

Ein frisches, heiteres Naturell (Ergebniß seines kräftigen, gewandten und vollsaftigen Körpers), sanguinisches Temperament, außerordentliche Regsamkeit und Empfänglichkeit des Geistes, jedoch mehr Phantasie, selbst produktive, und poetisches

Talent, mit einer stets romantischen Stimmung, als kalter redender Verstand, ungemeine Herzensgüte, ein reines sittliches Gemüth und die gewissenhafteste Befolgung des Sittengesetzes in seinem Innern, dies waren die Grundtöne in Zimmermanns Wesen.

Er war zu Bickenbach an der Bergstraße, 3 Stunden von Darmstadt, geboren, und hatte an seinem Vater, dem damaligen Pfarrer daselbst, welcher im J. 1806 als Superint. in Darmstadt starb, ein erweckendes und stärkendes Bild eines liebevollen Vaters, ehrwürdigen Geistlichen und geistreichen Gelehrten, der sich vorzüglich in der Dichtkunst mit Glück versucht hatte. Von ihm erhielt unser Z. nebst seinen Brüdern und einigen auswärtigen Zöglingen seinen ganzen Unterricht in den Schulwissenschaften, und bezog 1799, ohne eine öffentliche Lehranstalt besucht zu haben, für die hohe Schule gut vorbereitet, die Landes-Universität Gießen. Die Lectüre von Hufelands Makrobiotik und seine Erziehung auf dem Lande, wo er mit der Natur schon vertrauter geworden war, nährten bei ihm die Neigung, Mediziner zu werden, allein seines Vaters Wunsch bestimmte den frommen Jüngling zur Theologie. Religiös von Natur, sogar schwärmerisch, hörte und studirte er mit ausgezeichnetem Fleiße theologische und philologische Vorlesungen, wiederholt aber zog ihn seine Liebe zu den Naturwissenschaften von dem Studium der dogmatischen Bestimmungen der Menschen ab zur Beobachtung der ewig wahren Gesetze der Natur. Vorzüglich war es der treffliche Prof. der Physik, Schmidt, welcher dem strebenden Jüngling als Sternbild erschien und dem Wißbegierigen volle Nahrung gab. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien wurde er im J. 1803 als vierter Lehrer am akadem. Pädagogium zu Gießen

angestellt und erhielt kurz darauf die philosophische Doctorwürde. Als Lehrer wurde ihm unter anderem Unterricht auch der in der Physik übertragen, und diese Veranlassung, tiefer in Reiche einzugehen, die bisher nur seine Nebenstudien ausgemacht hatten, zog ihn um so mehr von dem grammatischen Studium der alten Sprachen ab, je weniger er von Natur zu grammatischen Distinctionen und präcisen Definitionen geneigt war. Die öfteren Repetitionen einer und derselben Form, die Einübung grammatischer Regeln und das Unvermögen der Schüler, seine über den Sprachgeist ausgedrückten Gefühle und philosophischen Ansichten, die über ihrem Ideenkreise lagen, zu verstehen, verleideten ihm etwas diesen Unterricht; er bemerkte den Mangel an Erfolg, äußere Verhältnisse kamen hinzu und er sehnte sich, in einen höhern Wirkungskreis als akademischer Lehrer übertreten zu können. Die Gelegenheit blieb nicht aus. Im J. 1808 unternahm er, von seiner Regierung unterstützt, eine Reise nach Paris und suchte sich daselbst ein halbes Jahr lang, vorzüglich unter Cuvier's Leitung, in den Naturwissenschaften zu vervollkommnen. Hier erwarb er sich die Fähigkeit und das Bewußtseyn, mit mehr Sicherheit in seinem Fache auftreten zu können. Nach seiner Rückkehr arbeitete er wieder mit Eifer in seinem frühern Lehramte fort, widmete aber alle Zeit, welche er erübrigen konnte, seiner Lieblingswissenschaft. Von seinem Streben und seinen Kenntnissen legte er erfreuliche Beweise in folgenden zwei Programmen ab: Einige merkwürdige, die Metallvegetation begleitende Phänomene, beobachtet von Z., Gießen 1811. 24 S. 4. — Ueber eine neue Entstehungsart mehrerer Metallothion- und Hydrothionmetall-Arten, entdeckt und untersucht

von Z., Gießen 1816. 22 S. 4.*) — Im J. 1818 ging endlich sein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Er erhielt die durch Müllers Tod erledigte Professur der Chemie und Mineralogie. Wie als Pädagoglehrer, so auch als Professor, hatte Z. einen fast unlöschbaren Durst nach vielseitigen Kenntnissen und Durchbildung seiner selbst. Die klassischen Dichter boten, ihres großartigen Inhalts wegen, ihm stets einladenden Reiz dar, damit verband er das Studium seiner vaterländischen alten Sänger, schon aus National- und eigenem Dichtergefühl getrieben; vaterländische Geschichte und Alterthümer zogen ihn gleich stark an, und um ihretwillen wurde er nicht müde, seine ganze Umgegend zu durchstreifen und zu durchforschen. Philosophie und besonders Schellings Identitätslehre war wieder in andern Perioden die Sphäre seiner Geistesthätigkeit. Außer den klassischen Sprachen und einigen neuern, z. B. der Französischen, in welcher er ganze Folianten voll excerpirt hatte, beschäftigten ihn auch die orientalischen und besonders im Aethiopischen war er zu einer gründlichen Kenntniß gelangt. Durch diese vielfachen, wenn auch nicht divergirenden, doch weit auseinander liegenden Kenntnisse, nebst den bewährten seines Fachs, hat er sich ein volles Recht auf den Namen eines Gelehrten erworben. Man erkannte seine Gelehrsamkeit allgemein an; die Studirenden mußten seine zuvorkommende Gefälligkeit und die Annehmlichkeit seines Umgangs loben und lieben; aber dennoch entsprach die Wirksamkeit des Professors den Erwartungen nicht, zu welchen man vermöge seiner Kenntnisse und seines Eifers berechtigt war. Die Ursache war, wie bemerkt, weder Mangel an Geschicklich-

*) und wieder abgedruckt in Schweiggers Journal.

Reisen sehr willkommen seyn, die sie theils in ihres Vaters Gesellschaft, theils allein machte. Aber auch hier entbehrte sie durch Schlözers Kurzsichtigkeit, die ihn für die Schönheiten der Natur unempfänglich machte, manchen Genuß, so unter andern die Ansicht des Wasserfalls von Terni auf ihrer Reise nach Italien, weil Schlözer sich nicht bewegen ließ, deshalb einen kurzen Umweg zu machen. Auch mit den Kunstschätzen Roms wäre sie größtentheils unbekaunt geblieben, hätte Wilhelm Heinse, der bekannte Verfasser des Ardinghello, der sich damals gerade dort befand, sich nicht ein Vergnügen daraus gemacht, das geistreiche Mädchen überall herumzuführen. Manchen Genuß verdankte sie dem Umgange mit mehreren Italienischen Familien in Rom, bei denen sie ihr Vater, der oft länger außerhalb dieser Stadt zu verweilen pflegte, zurückließ. Hier fand Dorothea reichliche Schadloshaltung für die mitunter langweilige, oder wenigstens einförmige Reise in Gesellschaft ernster Männer. Schöne Stunden genoß sie auch in dem Familienkreise des Generalsuperintendenten Dame zu Clausthal, aber noch erfreulicher war ihr eine Reise nach Straßburg. Sie unternahm dieselbe, kurz nach erlangter Doctorwürde, den 26. September 1787 in Begleitung ihrer Mutter, einer durch Kunstarbeiten sich auszeichnenden, höchst gebildeten Frau. Bis zum 26. October des genannten Jahres dauerte ihr Aufenthalt in Straßburg und eine Deputation, aus dem Rector und mehreren Professoren der dortigen Universität bestehend, überreichten ihr eine Matrikel.

Im Jahre 1790 war sie mit der Familie des Obercommissärs Gräzel in Göttingen nach Frankfurt am Main gereist, um dort der Wahl und Krönung Kaiser Leopolds II. beizuwohnen. Ihrer

dort angeknüpften Bekanntschaft mit einem angesehenen Hause in Coblenz verdankte sie manche heitere Stunde und wahrscheinlich verging ihr die Zeit angenehmer, als wenn sie dieselbe mit dem Halten academischer Vorlesungen ausgefüllt hätte. Dies war Schlözers Wunsch, ja sein Wille gewesen und Dorothea hatte sich bereits dazu vorbereiten müssen. Sie folgte seinem Ruf, nach Göttingen zurückzukehren und reiste im April 1791 mit ihm nach Lübek, Kiel und Hamburg.

An dem erstgenannten Orte lernte sie den damaligen Senator (nachherigen Bürgermeister) Matthäus Rodde kennen, der späterhin (1808) vom Kaiser Franz II. in den Reichsfreiherrnstand erhoben ward. Sie verlobte sich mit ihm und ihre Vermählung wurde den 28. Mai 1792 in Göttingen gefeiert. Sie reiste mit ihrem Gatten nach Lübeck zurück und lebte dort, geschätzt und geachtet von allen, die sie näher kannten, in glücklicher Unabhängigkeit.

Von dieser Zeit an beginnt eine neue Periode ihres Lebens, denn sie konnte nun in der Wahl ihrer Studien der eigenen Neigung folgen. Ihre schon in Göttingen angeknüpfte Bekanntschaft mit dem berühmten Gelehrten Charles François Dominique de Villers ging späterhin in ein freundschaftliches Verhältniß über, besonders seit dem Jahre 1797, wo er sich in Lübek niederließ. Durch ihn lernte sie die schöne Literatur Frankreichs kennen, die ihr bei dem Unterricht ihres Vaters beinahe gänzlich fremd geblieben war, wogegen de Villers durch sie wiederum mit Deutscher Sitte und Literatur vertraut ward und es sich bekanntlich sehr angelegen seyn ließ, dieselbe seinen Landsleuten zu empfehlen und ihre verjährten Vorurtheile in dieser Hinsicht zu bekämpfen.

Dorothea war indeß Mutter geworden und drei Kinder beglückten ihre Ehe *), deren Erziehung und Bildung sie sich nun mit Eifer widmete. Um ihren eignen Kunstsinn mehr auszubilden, den Schlözers Erziehung völlig unbefriedigt gelassen hatte, unternahm sie eine zweimalige Reise nach Paris, von ihrem Gatten, de Villers und Dr. Meyer aus Hamburg begleitet. Sie besuchte Paris zum ersten Male im Mai 1801 und verweilte dort bis zum September desselben Jahres. Länger währte ihr zweiter Aufenthalt vom December 1803 bis zum October 1805. Die berühmtesten Pariser Gelehrten zeichneten sie aus und sie erhielt Zutritt zu den besondern Stiftungen der ersten Classe des Nationalinstitus, während der Eingang in den Saal, den Statuten nach, Frauenzimmern verschlossen ist. Lacepede, Dolomieu, Cuvier u. a. m. empfingen sie mit hoher Achtung. Ihre Beurtheilung der auf dem Französischen Theater verstümmelten Zauberflöte von Mozart, war zufällig in einem öffentlichen Blatte erschienen und ward bald in allen Pariser Journalen mit Beifall wieder abgedruckt. Dieser Aufsatz war eigentlich aus ihrem Tagebuch entlehnt, das sie, von ihrem Vater daran gewöhnt, ununterbrochen fortsetzte. Außer diesen beiden Reisen besuchte sie mehrmals Hamburg, Kiel, Gotha, Leipzig, Dresden und Göttingen. In Lübek pflegten sich Einheimische und Fremde in ihrem Hause zu versammeln, und wer auf Talent oder Bildung Anspruch machen konnte, suchte sich dieser geistreichen Frau zu nahen.

Leider drang in diese freundlichen Umgebun-

*) Auguste, geb. d. 8. Januar 1794, gest. d. 13. October 1820, Dorothea, geb. d. 20. Februar 1796 und August Ludwig, geb. den 21. April 1798.

gen bald drohend des Krieges Unglück herein. Nach der Schlacht von Jena wurde Lübek von drei Französischen Armeecorps besetzt und am 6. November 1806 erstürmt. Wenn Dorothea nebst ihrer Familie in ihrer Wohnung geschützt ward, so verdankte sie es dem treuen Freunde de Villers, der vom Marschall Bernadotte (dem nachmaligen Prinzen von Ponte = Corvo und jetzigem König von Schweden) zum Geheimschreiber ernannt, durch einen ausgewirkten Tagsbefehl es dahin brachte, daß eine Militärcommission ernannt ward, die jede Plünderung auf der Stelle mit dem Tode bestrafte. Mit Unerschrockenheit eilte de Villers überall hin, wo ein Krieger sich irgend eine Ausgelassenheit erlaubte, und als jene Schreckenstage vorüber waren, schrieb er den bekannten Brief an die Gräfin Fanny von Beauharnois, Tante der Kaiserin Josephine, welcher eine Schilderung der Gewaltthaten und der Sittenlosigkeit der Französischen Armee in Deutschland enthält. Bernadotte, der sein Quartier in dem Hause der Frau von Rodde genommen hatte, gab ihr damals, so wie später bei seinem Aufenthalte in Göttingen zu Ende des Jahres 1813, die schmeichelhaftesten Beweise, wie sehr er ihren Geist und Character schätze.

Diese Auszeichnung konnte freilich nicht das Familienunglück aufwiegen, welches schon einige Jahre früher über sie hereingebrochen war. Am 28. April 1808 hatte Dorothea ihre Mutter und am 9. September des folgenden Jahres ihren Vater verloren. Aber auch für ihre häusliche Existenz hatte der Krieg die nachtheiligsten Folgen. Die Sperrung des Handels wirkte auf das Roddische Haus, eins der ersten Handelshäuser in Lübek in einem solchen Grade, daß es im J. 1810 seine Zahlungen einstellen mußte. Rodde's Gläu=

diger nahmen auch das Vermögen seiner Gattin bei dieser Gelegenheit in Anspruch, indem sie sich dabei auf den Grund der Gütergemeinschaft stützten. De Villers bewies den innigsten Antheil an diesem Unglücksfall und suchte mit warmen Eifer das Nichtige und Ungerechte eines solchen Verfahrens in einer 1811 erschienenen Schrift zu beweisen, welche durch ihre Gründlichkeit und ihren Scharfsinn auch die berühmtesten Rechtsgelehrten in Erstaunen setzte *).

Diese Umstände veranlaßten die Roddische Familie, sich im Jahre 1810 nach Göttingen zu begeben. Mit allgemeiner Achtung ward Dorothea hier empfangen und wegen ihres Muths und ihrer Standhaftigkeit wahrhaft bewundert. Mit vieler Fassung ertrug sie den am 13. October 1820 erfolgten Tod ihrer ältesten Tochter Auguste. Ihre Gesundheit war seit einiger Zeit wankend geworden und häufig wiederkehrende Kränklichkeiten bewogen sie, sich immer mehr aus den größern Cirkeln in ihre Häuslichkeit zurückzuziehen. Hier erschien sie wahrhaft liebenswürdig und mancher geistreiche und gebildete Reisende fand sich sehr überrascht, wenn er in ihrem Umgange durchaus nichts wahrnahm, was an die gelehrte Frau erinnerte. Um sich zu zerstreuen, unternahm sie eine Reise nach dem südlichen Frankreich, starb indeß auf dem Rückwege zu Avignon den 12. July 1825 nach einem 13tägigen Krankenlager in ihrem 55. Jahre.

Ihre Hauptschrift ist die von ihrem Vater August Ludwig von Schlözer herausgegebene

*) Sie führt den Titel: Memoire sur cette question, savoir, si la femme d'un failli est tenue de payer les dettes de son mari, d'après le droit de Lubek und Exposition de la nature de la communauté des biens entre époux, suivant le droit de Lubek.

Münz-, Geld- und Bergwerksgeschichte des Russischen Kaiserthums von 1700 — 1789, Göttingen, 1791. gr. 8. Schlözern gehören blos die historischen Data; die Berechnungen und Reductionen rühren von seiner Tochter her.

Eine Silhouette von ihr findet man in den Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Curlande vom J. 1787, wo auch, wie früher erwähnt worden, ihre Erziehung und Promotion beschrieben ist.

Ihr Portrait, gezeichnet von Fiorillo und gestochen von Schwenterley steht vor dem neuen Straßburger Magazin, viertes Vierteljahr, 1789. Es ist auch 1790 einzeln in Göttingen gestochen worden.

Ihre Büste in Gips, von Trippel *) in Rom 1781 verfertigt, befindet sich auf der Göttingischen Universitätsbibliothek.

Außer mehreren Aufsätzen in Französischen Journalen und einer Abhandlung S. Oedmann's vom Vogel Cathari, aus dem Schwedischen übersetzt, ist Folgendes von ihr im Druck erschienen:

Ein Brief über Rom v. 29. Januar 1782 **) (im Straßburger Frauenmagazin, Mai 1783. S. 103—14). — Ein Brief von Neufchatel vom 31. März 1782, betreffend eine Reise von Turin nach Genf über den Mont-Cenis (Ebend. Juli 1787. S. 97—114). — Nachrichten v. Andreasberge und den Vergnügungen auf d. Harz überhaupt, in Briefen von Clausthal im August 1786. (Ebd. October 1787. S. 5—17).

Jena. Heinrich Döring.

*) Einer der berühmtesten Bildhauer, der auch von Herder eine treffliche Büste geliefert hat. S. Herders Leben von Heinrich Döring. Weimar, 1823. S. 212.

**) Also schon im 12ten Jahre geschrieben.

* XLIX. Dr. Ludw. Wilh. Zimmermann,

Professor der Chemie und Mineralogie zu Gießen, der mineralog. Gesellsch. zu Jena, der Wetterau'schen Gesellsch. für die gesammte Naturkunde, der Senkenberg-schen naturforschenden Gesellsch. zu Frankfurt a. M., der naturf. Gesellsch. zu Halle, der Erfurter Akademie gemeinn. Wissenschaften, so wie des Apothekervereins im nördl. Deutschland Mitglied.

geb. den 17. October 1780.
gest. den 19. Juli 1825.

Zimmermann's kräftige Seele, von Begeisterung und thätiger Liebe für alles Gute und Schöne im Menschenleben, in Kunst und Wissenschaft durchdrungen, stets idealen Bildern zugewandt und mit mannichfachen Naturgaben ausgestattet, bietet, dem irdischen Wirkungskreise entrückt, eine wohlthätige Erinnerung dar, die nur von dem Schmerz über die Fügung getrübt wird, welche den vielversprechenden Mann in der Kraft seiner Jahre dem Kreise seiner jungen Familie, treuen Freunden und den Wissenschaften entriß, wie der Blitz, mit gewohnter Schnelle, oft den blüthenreichen Fruchtbaum, des Landmannes Freude und Hoffnung, zerschlägt. — Sein offener Charakter, der Mittheilung und Austausch der Ideen suchte und sich an geistig thätige und bieder Gesinnte schnell und vertraulich anschloß, war nicht schwer zu erkennen, so wie seine Originalität in vielen Stücken Eindruck auf seinen Beobachter machen mußte. Beides hat uns ein lebhaftes Bild von ihm zurückgelassen. —

Ein frisches, heiteres Naturell (Ergebniß seines kräftigen, gewandten und vollsaftigen Körpers), sanguinisches Temperament, außerordentliche Regsamkeit und Empfänglichkeit des Geistes, jedoch mehr Phantasie, selbst produktive, und poetisches

Talent, mit einer stets romantischen Stimmung, als kalter redender Verstand, ungemeine Herzensgüte, ein reines sittliches Gemüth und die gewissenhafteste Befolgung des Sittengesetzes in seinem Innern, dies waren die Grundtöne in Zimmermanns Wesen.

Er war zu Bickenbach an der Bergstraße, 3 Stunden von Darmstadt, geboren, und hatte an seinem Vater, dem damaligen Pfarrer daselbst, welcher im J. 1806 als Superint. in Darmstadt starb, ein erweckendes und stärkendes Bild eines liebevollen Vaters, ehrwürdigen Geistlichen und geistreichen Gelehrten, der sich vorzüglich in der Dichtkunst mit Glück versucht hatte. Von ihm erhielt unser Z. nebst seinen Brüdern und einigen auswärtigen Zöglingen seinen ganzen Unterricht in den Schulwissenschaften, und bezog 1799, ohne eine öffentliche Lehranstalt besucht zu haben, für die hohe Schule gut vorbereitet, die Landes-Universität Gießen. Die Lectüre von Hufelands Makrobiotik und seine Erziehung auf dem Lande, wo er mit der Natur schon vertrauter geworden war, nährten bei ihm die Neigung, Mediziner zu werden, allein seines Vaters Wunsch bestimmte den frommen Jüngling zur Theologie. Religiös von Natur, sogar schwärmerisch, hörte und studirte er mit ausgezeichnetem Fleiße theologische und philologische Vorlesungen, wiederholt aber zog ihn seine Liebe zu den Naturwissenschaften von dem Studium der dogmatischen Bestimmungen der Menschen ab zur Beobachtung der ewig wahren Gesetze der Natur. Vorzüglich war es der treffliche Prof. der Physik, Schmidt, welcher dem strebenden Jüngling als Sternbild erschien und dem Wißbegierigen volle Nahrung gab. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien wurde er im J. 1803 als vierter Lehrer am akadem. Pädagogium zu Gießen

angestellt und erhielt kurz darauf die philosophische Doctorwürde. Als Lehrer wurde ihm unter anderem Unterricht auch der in der Physik übertragen, und diese Veranlassung, tiefer in Reiche einzugehen, die bisher nur seine Nebenstudien ausgemacht hatten, zog ihn um so mehr von dem grammatischen Studium der alten Sprachen ab, je weniger er von Natur zu grammatischen Distinctionen und präcisen Definitionen geneigt war. Die öfteren Repetitionen einer und derselben Form, die Einübung grammatischer Regeln und das Unvermögen der Schüler, seine über den Sprachgeist ausgedrückten Gefühle und philosophischen Ansichten, die über ihrem Ideenkreise lagen, zu verstehen, verleideten ihm etwas diesen Unterricht; er bemerkte den Mangel an Erfolg, äußere Verhältnisse kamen hinzu und er sehnte sich, in einen höhern Wirkungskreis als akademischer Lehrer übertreten zu können. Die Gelegenheit blieb nicht aus. Im J. 1808 unternahm er, von seiner Regierung unterstützt, eine Reise nach Paris und suchte sich daselbst ein halbes Jahr lang, vorzüglich unter Cuvier's Leitung, in den Naturwissenschaften zu vervollkommnen. Hier erwarb er sich die Fähigkeit und das Bewußtseyn, mit mehr Sicherheit in seinem Fache auftreten zu können. Nach seiner Rückkehr arbeitete er wieder mit Eifer in seinem frühern Lehramte fort, widmete aber alle Zeit, welche er erübrigen konnte, seiner Lieblingswissenschaft. Von seinem Streben und seinen Kenntnissen legte er erfreuliche Beweise in folgenden zwei Programmen ab: Einige merkwürdige, die Metallvegetation begleitende Phänomene, beobachtet von Z., Gießen 1811. 24 S. 4. — Ueber eine neue Entstehungsart mehrerer Metallothion- und Hydrothionmetall-Arten, entdeckt und untersucht

von Z., Gießen 1816. 22 S. 4. *) — Im J. 1818 ging endlich sein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Er erhielt die durch Müllers Tod erledigte Professur der Chemie und Mineralogie. Wie als Pädagoglehrer, so auch als Professor, hatte Z. einen fast unlöschbaren Durst nach vielseitigen Kenntnissen und Durchbildung seiner selbst. Die klassischen Dichter boten, ihres großartigen Inhalts wegen, ihm stets einladenden Reiz dar, damit verband er das Studium seiner vaterländischen alten Sänger, schon aus National- und eigenem Dichtergefühl getrieben; vaterländische Geschichte und Alterthümer zogen ihn gleich stark an, und um ihretwillen wurde er nicht müde, seine ganze Umgegend zu durchstreifen und zu durchforschen. Philosophie und besonders Schellings Identitätslehre war wieder in andern Perioden die Sphäre seiner Geistesthätigkeit. Außer den klassischen Sprachen und einigen neuern, z. B. der Französischen, in welcher er ganze Folianten voll excerpirt hatte, beschäftigten ihn auch die orientalischen und besonders im Aethiopischen war er zu einer gründlichen Kenntniß gelangt. Durch diese vielfachen, wenn auch nicht divergirenden, doch weit auseinander liegenden Kenntnisse, nebst den bewährten seines Fachs, hat er sich ein volles Recht auf den Namen eines Gelehrten erworben. Man erkannte seine Gelehrsamkeit allgemein an; die Studirenden mußten seine zuvorkommende Gefälligkeit und die Annehmlichkeit seines Umgangs loben und lieben; aber dennoch entsprach die Wirksamkeit des Professors den Erwartungen nicht, zu welchen man vermöge seiner Kenntnisse und seines Eifers berechtigt war. Die Ursache war, wie bemerkt, weder Mangel an Geschicklich-

*) und wieder abgedruckt in Schweiggers Journal.

lichkeit noch an Gewissenhaftigkeit, allein der Geist der Ordnung und ein klarer Vortrag fehlte ihm. Die Fülle seiner Gedanken alles dessen, was sich ihm als bezüglich auf den jedesmaligen Gegenstand aufdrängte, ließ ihn oft vom geraden Wege abschweifen und sich verirren; dazu lieh ihm sein poetischer Sinn poetische Worte, so daß das Licht, was er vom Katheder anzündete, mehr ein mystisches Helldunkel, als einen klaren Strahl gewährte. Er selbst war in seine jetzige Fachwissenschaft, größtentheils als Audodidakt, so zu sagen hineingewachsen und hatte unter öftern Unterbrechungen von Zeit zu Zeit einen neuen Schuß gethan. Auf systematischem Wege war er selbst nicht zu seinem Wissen gelangt, und so ergoß sich auch sein Vortrag weniger nach einem festen Plan, als wie es das volle Herz eingab. Er war mehr um die Untersuchung selbst bemüht und seine Gedanken auf die höchsten Probleme gerichtet, als um die Anordnung des Gefundenen bekümmert; es war ihm mehr gegeben zu finden und zu schaffen, als das Gefundene und Geschaffene zu erörtern und zum positiven Gemeingut seiner Zuhörer zu machen. Nützlicher und erfreulicher wirkend war er im Privatumgange und auf Exkursionen, und wenn es gerade glückte, konnten in Privatunterhaltungen mit ihm junge Männer mehr entzündet, zu einem frischen, geistvollen Studium angeregt werden, wahre Goldkörner ärndten und über das gemeine Handwerksgetreibe hinaus zu poetischen, philosophischen und ächt-wissenschaftlichen Bestrebungen erhoben werden, als es oft durch langen Besuch der Collegien geschieht. — Seine Genialität offenbart sich eben in seiner vielseitigen Bestrebung, in dem Abspringen auf vielerlei Gegenstände, wonach er bald im Studium dieser, bald jener Lehre mit Genuß

schwelgte. Von vielen Seiten wurde sein Bewußt-seyn geistiger Kraft berührt; schnell faßte ihn die Begierde, hier und dort einzudringen; mit Begeisterung beginnt er seinen Weg, mit Anstrengung thut er große Schritte, aber selten vollendet er seinen Plan, weil ein neuer interessanter Gegenstand, für den er sich gleich gewachsen fühlt, ihn abzieht, ehe er sein früheres Ziel erreicht hat. Daher denn, daß er Vieles und vielerlei entwarf, reale und ideale Materialien aufspeicherte, aber Weniges ausarbeitete, denn außer den genannten beiden Programmen, einem andern über Roose's Charakter als Mensch und seine Verdienste als Lehrer (Gießen 1805. 19 S. 4.) und einigen Recensionen, hat er nur noch eine Abhandlung unter folgendem Titel: Beiträge zur nähern Kenntniß der wässrigen Meteore, in Kastner's Archiv für die gesammte Naturkunde, Bd. I. H. 3. S. 258 — 292 zu Tage gefördert. Zu einer bestimmten selbstgeschaffenen Ueberzeugung oder festem Anhängen irgend eines Philosophen über das Grundwesen der Dinge war er noch nicht gekommen, und eine begründete höhere philosophische Weltansicht zu gewinnen, mangelte ihm überhaupt noch philosophischer Scharfsinn und Ausbildung des Verstandes. Dagegen ließ ihn sein vorherrschend starkes Gefühl, sein Wohlgefallen an poetischen Bildern und Symbolen und sein nie erkalteter Eifer für das Menschenwohl lange Zeit ein eifriger Freimaurer seyn. Die Idee, welche der Verbindung zum Grunde liegt, mußte ihn mächtig ergreifen, und diese hatte einen vortheilhaften Einfluß auf ihn geäußert. Schon die nähere Gemeinschaft mit erfahrnen, angesehenen Männern erhöhete sein Selbstvertrauen. Sobald indeß das Geheimnißvolle des Bundes, das symbolische Gewand, das ihn umhüllte, schleierlos vor ihm lag, das Ahnen sich in Wissen verwandelte

und feierliche Formen durch die Länge der Zeit für ihn ihren Eindruck verloren, da entsagte er der Form, d. h. er besuchte selten die Zusammenkünfte, achtete die Verbindung, welche unstreitig wesentlich zur höhern Ausbildung der Menschheit beigetragen hat, um ihrer zu Grunde liegenden Idee willen, und hielt zeitlebens den rein-menschlichen moralischen Gehalt der Lehren und Grundsätze derselben fest. Und so erscheint er in seinem ganzen irdischen Auftreten gerade, treu und rein, umfaßte alle Menschen mit Liebe, war ein warmer Freund, der zärtlichste Gatte und herzlichste Vater. Nach dem Höhern waren seine Gedanken, war sein Streben gerichtet, den Blick weit über das Gewöhnliche und Alltägliche des menschlichen Treibens erhebend, vertieft und träumend in seiner Ideenwelt, war er oft befangen und fremd in seinen nächsten Umgebungen. Kalte Klügler, einseitige Juristen mied er sorgfältig; alle Beschäftigungen, die nur die niedern Lebensbedürfnisse ordneten, haßte er, aber wie Arion durch der Leier Töne belebt wurde, konnte ihn jede edle, große oder geistvolle Aeußerung, selbst jedes ausdrucksvolle Gesicht, jede noble Haltung im Aeußern in die fröhlichste Stimmung versetzen. In jener Hinsicht suchte er besonders das Zusammenseyn mit Schmidt, dem Theologen. Er hatte mehr Zutrauen zu den Menschen, als Kenntniß derselben; seine Güte ließ ihn vergessen, wie bitter er oft getäuscht war, nur für das Schöne, Erfreuliche, Komische, hatte er Gedächtniß. Mit der Erzählung solcher Züge wußte er dann einen kleineren Kreis von Bekannten aufs Angenehmste zu unterhalten, wie er denn überhaupt bei seiner beständigen Heiterkeit, seinem genügsamen, leicht zu erweckenden Frohsinn, seinem Geist und seiner Belesenheit ein herrlicher Gesellschafter war. So wie

seine Denkungsart, gerad und lauter, so war seine Lebensart schlicht und einfach; seinem geistigen Wesen entsprach, wie ein Spiegel, sein kräftiger, beweglicher Körper, seine guten Züge mit den frischen Wangen und den treuen, seelenvollen Augen.

Plane machend zu einer wissenschaftlichen Reise nach dem sonnigen Italien, dem Ziele seiner Sehnsucht, der Folie seiner Träume, lebte er treu seiner Pflicht, glücklich, von seiner liebenden Gattin und vier hoffnungsvollen Kindern wonniglich umgeben. Er war seiner Familie leuchtende und wärmende Sonne. Doch ein Augenblick scheidet Glück und Mißgeschick, wirft sie in lange, kalte Nacht zurück und erhebt ihn zu himmlischen Höhen. Nach einem drückend heißen Tage badete Z. des Abends mit Freunden in der Lahn und ein Schlagfluß endete des geschickten Schwimmers Leben im vertrauten Elemente.

Du, Seliger, begründest unsern Glauben an Unsterblichkeit! Wie konntest du, Schöpfer und Meister der Natur, ihn, der unklar und verworren noch in Vielem war, doch bildsam zu Großem, halbvollendet vernichten? Viel hätte unstreitig das zeitigende, reifere Alter, welches die hochfliegenden, kühnen, poetischen Ideen niederschlägt, und Besonnenheit, Reflexion und Systematisiren dafür gibt, viel hätte der Umgang mit großen Mustern gewirkt.

Darmstadt. Dr. K. Wagner.

* L. Joh. Heinr. Friedr. Meineke,

Königl. Preuß. Consistorialrath und Pastor zu St. Blasii.

geb. den 11. Januar 1745.
gest. den 23. Juli 1825.

Er war der Sohn eines biedern Predigers, Christian Anton Meineke zu Quedlinburg, welchen Vater er schon im J. 1756 verlor. Seine Mutter, eine geborne Götze, die Schwester zweier bekannten Gelehrten, des Hamburger Orthodoxen und des Quedlinburger Naturforschers, war eine Frau von regsamem Geiste. Sie unterzog sich nach dem Tode ihres Gatten, welcher keine irdischen Schätze hinterließ, der Erziehung dreier Söhne mit männlicher Strenge, wobei sie von ihrem wohlhabenden Vater, dem Inspector und Oberprediger Götze zu Aschersleben und von ihren Brüdern unterstützt wurde. Während sich ihre beiden jüngern Söhne der Kaufmannschaft widmeten, (keiner von beiden machte darin Glück; der ältere, in Berlin etablirt, weil er beschränkt, befangen, furchtsam, der jüngere, bald in Düren, bald in Hamburg, zuletzt nirgend ansässig, weil er bei großen Talenten hochfahrend und leichtsinnig war) verfolgte ihr ältester Sohn, unter Leitung seines Oheims J. A. E. Götze, damals Prediger zu St. Spiritus in Quedlinburg, die gelehrte Laufbahn, besuchte mit rühmlichem Fleiß die höhern Classen des Quedlinburger Gymnasiums, und ging als neunzehnjähriger Jüngling zur Universität Helmstädt, um Theologie zu studiren. Nach zwei Jahren ging er dann nach Halle, wo er in dem Sohne der Schwester seiner Mutter, H. M. A. Cramer, einen brüderlichen Freund und Stubenburschen fand. Beide wohnten im Nösseltschen Hause und hatten das Glück, zum großen Vortheile ihrer Studien, mit dem hochver-

dienten Dr. Nösselt, der damals anfing als akademischer Lehrer sich auszuzeichnen, in näheres Verhältniß zu treten, woraus zwischen dem Lehrer und seinen fleißigen Zuhörern eine vertraute, für das ganze Leben abgeschlossene Freundschaft erwuchs. Auch Bürger, von Aschersleben aus Cramers Schulkamerad, wohnte damals im Nösseltschen Hause und fand sich zu Meineke hingezogen durch dessen Liebe und Talent zur Dichtkunst; doch Bürgers wilde Lebensweise verhinderte, daß diese Bekanntschaft für Beide nicht bedeutsam wurde; jener hätte dadurch vielleicht an sittlicher Haltung, Meineke an freisinniger Entwickelung eines poetischen Personal-Charakters gewonnen. Für letztern war der Besuch der Vorlesungen, welche Klotz über Griechische und Römische Klassiker und über Alterthums-Wissenschaften hielt, ertragreich; aus jener Zeit schreibt sich Meineke's Liebe für lateinische Dichtkunst, der er sich nicht ohne Glück widmete; von Klotz stolzer Streitlust bekam er nichts ab, eben so wenig wurde er von der süßlichen Manier, in welcher J. G. Jacobi damals zu Halle auftrat, angesteckt. — Im J. 1767 kehrte Meineke von der Universität in seine Vaterstadt zurück, wo er nach fast zweijährigem Aufenthalt bei J. A. E. Götze, dem seine Mutter den Haushalt besorgte, seiner Neigung gemäß, als Kollaborator beim Gymnasium zu Quedlinburg, welches unter J. J. Rambachs Rectorate große Celebrität genoß, 1769 angestellt wurde.

Dem Berufe eines Lehrers, welcher dem, die Laufbahn der Wissenschaften betretenden Jünglinge zur ersprießlichen Geistesthätigkeit leitet, widmete sich Meineke fortan mit ungetheilter Liebe bis zum Jahre 1802, indem er, 1780 bis zum Rector hinauf gerückt, der Leitung des Gymnasiums vorstand. Auf der Grundlage tüchtiger philosophischer Kennt-

nisse, in vertrauter Bekanntschaft der Griechischen und Römischen Klassiker, mit beständiger Vorliebe zu philosophischen und naturhistorischen Studien, bei freundlich-heiterer Sinnesart, zeichnete er sich einen Berufskreis, in welchem er ohne prunkendes Aufsehn viel Nützliches wirkte. Er war ein kenntnißreicher, gemüthlich treuer Lehrer, dessen Verdienstlichkeit es ausglich, wenn in mancher Beziehung Aufrechterhaltung der Schuldisciplin und zuverlässige Würdigung der Individualität seiner Schüler nicht zu seinen Vorzügen gehörte. Einmal gefaßte Vorliebe wie Abneigung haftete in seinem Innern fest. Außer seinem Amtsberufe lebte er in einem Kreise von liebenswürdigen Verwandten und Freunden, welche des Lebens Sorge und frohsinnigen Scherz mit ihm theilten und durch ihn manche Aufregung zur Kurzweil fanden. Unter diesen Männern verdienen besonders namhaft gemacht zu werden: J. A. E. Götze, H. M. A. Cramer, J. A. Hermes, Ritter (der Vater des Berliner Geographen), Donndorf, Nordmann und Bollmann; letzterer war, seit Meineke zum Rectorate gelangte, dessen Schwiegervater, der vorgenannte sein Schwager, ein wahrhaft genialer Mann, der in jedem Zweige der Kunst und Wissenschaft Ausgezeichnetes hätte leisten können, wenn ihm nicht, wie er oft selbst beklagte, bei der Geburt eine böse Fee das Horoskop gestellt hätte, daß er Vieles mit Glück beginnen und nichts vollenden sollte. Die Zeit des Liebeswerbens wurde, der Rectorwürde unbeschadet, mit manchem Liede begangen, wie denn Meineke bis zum höchsten Lebensalter hin in den Gedichten oft den Scherz oder die Gelegenheit feierte, im glücklichen Besitze mancher Dichtergabe, deren Anspruchslosigkeit den Mangel künstlerischer Voll-

ndung vergessen machte.*) — Um sich als kritischer Schriftsteller auszuzeichnen, dazu fehlte es ihm bei einem mühseligen Schulamte an Zeit; doch gab er in dieser mehr als dreißigjährigen Lebensperiode mehrere Gedichte in der damals vielgelesenen Zeitschrift: „Die Mannichfaltigkeiten" im J. 1779 eine Uebersetzung des Anakreon und des Aelian, drei Bücher Fabeln in der Lessingschen Manier, worunter einige treffliche Stücke, die Synopsis erudit. universae (1783); einen sehr brauchbaren encyklopäd.

*) Manches schätzbare Gedicht Meineke's verdient aufbewahrt zu werden; so möchten unter den Tausenden von Gedichten bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. wohl wenige sich messen können mit dem, welches M. im Namen des Magistrats von Quedlinburg am Huldigungsfeste, den 7. Sept. 1798, sang. Er redet den Monarchen also an:

„O Du, auf den mit Ehrfurcht und mit Liebe,
Wo Menschenwürde gilt, die Augen staunend sehn;
Für den Unsterblichkeit, im heil'gen Feuertriebe
Des stolzen Brennen Freudenthränen flehn;
Monarch! gerecht und groß und reich an Herrschertugend,
Werth, werth, Jahrhunderte in ewig schöner Jugend,
Der König eines Volks zu seyn,
Das frei genug sich fühlt, sich Deiner ganz zu freu'n.

Sieh', uns beneiden Millionen heute,
Da wir uns Dir, dem Menschenfreunde, nah'n,
Die aus der Würgerhord', im blut'gen Freiheitsstreite,
Verhöhnt die Freiheit jammernd fliehen sah'n.
Sie finden wir geschützt, Monarch! vor Deinem Throne,
Im Arm des Menschenrechts; hier reichet sie dem Sohne
Der Hütt' und des Pallast's die Hand,
Mit der sie Deinem Haupt das Diadem umwand.

Hör' unser Lied! Es wallt von blauen Hügeln
Des alten Urgebirg's, aus jenem Lustrevier,
Wo Heinrich waffenlos einst ruhte, auf den Flügeln
Des tausendfachen Wiederhalls zu Dir." — u. s. f.

Leitfaden, der auf mehrern Universitäten den Vorlesungen zum Grunde gelegt wurde; Beiträge zur Beförderung der Sittlichkeit auf Schulen, größtentheils Gelegenheitsschriften und Schulprogramme enthaltend, voll unverkennbar redlicher Gesinnung, aber ziemlich engherzig. Die wichtigste Arbeit seines Schriftstellerlebens war unbezweifelt die Uebersetzung des Lucretius, ein sehr schwieriges Unternehmen, zu welchem Meineke durch Wieland veranlaßt wurde, dem er mehrere Jahre großen Fleiß widmete, um sich zu zerstreuen von dem schweren Kummer über den Tod seiner Gattin, einer achtungswerthen Frau, unter deren häuslichem Regimente er sich so glücklich fühlte. Erst einige Jahre nachher fanden die Wünsche seiner Freunde zu einer Wiederverheirathung Gehör, indem er eine würdige zweite Lebensgefährtin in der Tochter des biedern Predigers Krause wählte und seinen drei Kindern erster Ehe eine treffliche Mutter gab, welche mit der liberalsten Sorgfalt die Pflegerin ihres Gatten war.

Die Uebersetzung des Lukretius (Leipzig 1795. 2 Bändchen.) erschien in einem Zeitpunkte, wo die Uebersetzerkunst bei den Deutschen mit der fortschreitenden Ausbildung der Sprache eine neue Epoche betrat, und wo durch die Arbeiten von J. H. Voß den Nachbildungen der Dichter früher ganz unbekannte Forderungen in Betreff der Behandlung der Metrik erwuchsen, wie die Uebersetzerkunst durch A. W. Schlegel eine bisher kaum geahnete Vervollkommnung erhielt. Wenn Meineke, wie auch seine späteren Werke über Verskunst beweisen, in der Rhythmik wenig weiter ging, als Moritz, wenn seinen hierher gehörigen Untersuchungen Schärfe und wissenschaftliche Gründlichkeit, seinen Versen metrische Correctheit und fleißige Strenge zur Be-

siegung der Schwierigkeiten mangelten, so ist ihm doch das Verdienst eines glücklichen Gehörs und gefälliger Leichtigkeit nicht abzusprechen. Im Ganzen fand seine Uebersetzung Beifall und Anerkennung ihres Werths. (S. die Recension derselben in der Allgem. Lit. Zeit. von A. W. Schlegel.)

Der enthusiastische Gleim im benachbarten Halberstadt hatte so großes Wohlgefallen an dieser Lukrezübersetzung, daß er, unmittelbar nach ihrem Erscheinen, den Verfasser vom Hofmaler Kehrer zu Ballenstedt für seinen Musentempel malen ließ. — Vom Lukrez ging Meineke zur Kant'schen Philosophie über, die er mehrere Jahre eifrig studirte; er wurde ihr entschiedener Bewunderer, hinsichtlich der Reform, welche sie in der Logik bewirkte. Letztere lehrte Meineke in der ersten Klasse des Gymnasiums, nach zweckmäßig ausgearbeiteten Diktaten, an welche er einen Vortrag knüpfte, der sich durch Klarheit auszeichnete.

Wenn Meineke gleich in seinem Schulamte den Predigerberuf ganz aus seinem Lebensplan entfernt zu haben schien, so entschied er sich doch, dem Ruhe suchenden Alter nahe, seinen bisherigen Wirkungskreis zu verlassen, als sein brüderlicher Freund H. M. A. Cramer 1801 starb. M. wurde dessen Nachfolger als Prediger zu St. Blasius zu Quedlinburg; seine Stelle als Rector erhielt sein verdienstvoller, grundgelehrter College Sachse, später Meineke's Schwager und fast einziger Umgang in den letzten Lebensjahren. — Bald nachher trat er auch als Consistorialrath in das Quedlinb. Stifts-Consistorium, welches im J. 1808 mit der Vernichtung der glücklichen Verfassung des kleinen Ländchens aufgehoben wurde.

Meineke zeigte sich seinem neuen Berufe nicht entfremdet; er trug demselben die Pflichttreue ent-

gegen, welche er im Schulamte bewährt hatte. — Seine Predigten waren herzlich und hätten noch mehr Beifall erhalten, ihrem reinchristlichen Gehalte nach, wenn nicht die Undeutlichkeit seines Redeorgans dem Zuhörer das Verstehen erschwert hätte. Dieses fiel gerade in unsern Tagen weniger auf, wo viele Prediger ihren Kanzelvortrag in leiser Unverständlichkeit abflüstern, unbekümmert, ob sie verstanden werden oder nicht. Will man zu menschenfreundlich dieser Gemächlichkeit einen Rückhalt geben, indem man den öffentlichen Gottesdienst auf das Ableiern gewisser Gebete, Formeln, auf Kniebeugungen und Kreuzmachen hinweist, aber die Predigt, das wahre, einzige Element der evangelischen Kirche, gewaltsam in den Hintergrund schiebt? —

Die meisten Freunde Meineke's waren um ihn weggestorben: Ritter, Göze, Cramer, Nordmann u. s. f. — J. A. Hermes allein war fast noch übrig; aber der kontemplativen Häuslichkeit gehörten die Tage des Greises. Auch Meineke, dem das Gehen immer beschwerlicher wurde, zog sich unter sein friedliches Obdach zurück und verließ es selten anders, als um die nachbarliche Kirche zu betreten. Eine kleine Gemeinde und wenige Arbeiten als Seelsorger boten ihm viele Muße dar. Er lebte fast einzig seinem Predigeramte und seinem Schreibtische, an welchem er nun erst zum rüstigen Schriftsteller wurde, durch eine zahlreiche Reihe von Schriften, die alle den Geistesbildung fördernden Mann zeigen und auch in kirchlicher Beziehung (wo er Mehreres unter dem angenommenen Namen Aloysius Frei herausgab; z. B. die zu beachtenden „Finsterlinge unserer Zeit" 1822) freimüthigen Ernst wider die Bedrängniß der evangel. protestantischen Kirche offenbaren. Hier zeigte er

eine Charakterfestigkeit, deren Lauterkeit seinen Amts-
genossen zum Vorbilde dienen mag. Sein auf die
symbolischen Bücher der protestantischen Kirche ab-
gelegter Eid war ihm ein Heiligthum, in welchem
er sich nicht beikommen ließ durch Machtgebote
oder Verlockungen.

Mag es Meineke's schriftstellerischer Wirksam-
keit vorgeworfen werden, daß er diese Beschäftigung
zu sehr als Zeitvertreib behandelte und es sich mit-
unter zu leicht machte; in den Blättern sind Gold-
körner aufbewahrt, welche jede Feuerprobe bestehen!
Wir erörtern hier nicht das Verzeichniß der zahl-
reichen Schriften Meineke's aus der letzten Periode
seines Lebens, erwähnen aber, daß dasselbe seine
Vielseitigkeit, seinen ausdauernden Fleiß und seine
geistige Regsamkeit in dem günstigsten Lichte zeigt.
Von diesen Beschäftigungen wurde er erst im letz-
ten Jahre durch eine höchst schmerzhafte Krankheit
abgezogen, deren Grund Hämorrhoidalübel waren,
wozu sich Steinplagen gesellten. Diese langwieri-
gen, mit qualvollen, schlaflosen Nächten verbunde-
nen Leiden wurden der Prüfstein seiner ächten Re-
ligiosität. In frommer Ergebung, als Christ er-
füllt von den schönen Hoffnungen eines seligen Jen-
seits, mit Zufriedenheit auf seine irdische Wallfahrt,
mit Zuversicht auf eine selige Fortdauer blickend,
sehnte er sich in schmerzvollen Stunden nach der
Vollendung und der Engel des Friedens brachte
ihm die Palme am 23. Juli 1825.

Meineke hinterläßt eine treffliche Gattin als
Witwe und zwei wohlgerathene Kinder erster Ehe;
eine Tochter, die mit ihrer Stiefmutter die letzten
Jahre des Greises verschönerte durch treue Pflege,
und einen Sohn, der als Officier in dem Preuß.
Heere zu den besten Erwartungen für eine ruhm-
volle Laufbahn berechtigt und als Schriftsteller un-

ter den neuesten Geographen genannt zu werd verdient. Wie alle Bekannte Meineke's sein A denken segnen, so besonders jene Seinigen, wel von dem Familienvater auch rühmen müssen, d er, ohne Reichthümer sammeln zu können, in je Beziehung sein Haus wohlbestellt verließ.

Er hatte immer in glücklicher, nicht drückend Beschränktheit gelebt; so war Wirthlichkeit nie v ihm gewichen. Diese wurde so wenig gestört, a die herzgewinnende Gemüthlichkeit seines Chara ters durch scheinbare Widersprüche seines Wesen Im Allgemeinen höchst tolerant, war er gegen ei zelne Erscheinungen der Zeit und der Gesellscha streng polemisch, fast unduldsam. Sein Charakt neigte sich zum Phlegma; bei auffallender Leb haftigkeit und bei einer Reizbarkeit, die auf ein sehr zarte Organisation der Nerven schließen ließ Seine Befangenheit in der Beurtheilung seiner Mit menschen und mancher Lebensverhältnisse wurde selten verletzend; vorwaltende Gutmüthigkeit übt ihr Recht. Sein Wissen war vielseitig. In de Philosophie und deren Geschichte, in der Römi schen und Griechischen Philologie, in der Naturge schichte besaß er treffliche Kenntnisse; er hatte da Talent, dem Ertrage seines Wissens die praktisch Seite abzugewinnen.

Seine Grabstätte bezeichnet ein anspruchlose Denkmal mit der treffenden Inschrift:

„Sterben werd' ich einmal mit großer — große
Erwartung!"
Dies war immer Dein Wort, forschender Wahr-
heitsfreund.
Sieh! Nun ist sie geschwunden die düstere Him-
melswolke;
Klar nun schauet im Licht, was noch vermißte
Dein Geist." —

H. F. C.

Paläphatus von unglaublichen Begebenheiten; aus dem Griech. Quedlinb. 1773. 8. — Des Claudius Aelianus vermischte Erzählungen. Ebendas. 1775. 8. Neue Aufl. ebendas. 1787. 8. — Anakreons Gedichte nebst zwei andern anakreontischen Gedichten und den Oden der Sappho; aus dem Griech. in die Versarten des Originals übers. Leipzig 1776. 8. — Drei Bücher Fabeln für allerlei Leser. Berl. 1779. 12. 2te und mit 91 Kupfern verm. Aufl. ebend. 1785. 12. — Synopsis eruditionis universae, in usum scholarum concinnata. Particula I. Quedlinb. 1783. 8. Mit neuem Titelbl., worauf steht: denuo recognita (weil addenda et corrigenda beigefügt sind. Ebend. 1788. 8. — Progr. Fleißige u. geschickte Feldbauer und Handwerksleute sind würdigere und glücklichere Menschen, als Halbgelehrte. Ebendas. 1785. 8. — Beiträge zur Beförderung christl. Tugend und anständiger Sitten auf Schulen und Gymnasien. Ebendas. 1786. 8. — Titus Lucretius Carus von der Natur, ein Lehrgedicht in 6 Büchern; übers. 2 Bände. Leipz. 1795. gr. 8. — Aufsätze im Naturforscher. Halle 1774 u. f. z. B. Anleitung für junge Insektensammler, mit Absicht und Geschmack zu sammeln; entomol. Beobachtungen. — Versuch einer natürlichen Eintheilung der Schmetterlinge; in den Beschäft. Naturf. Fr. Bd. 2. (1776.) — J. A. E. Gözens Biographie. Ebend. Bd. 11. St. 2. (1794.) — Arbeitete mit an der Monatsschrift für allerlei Leser, welche J. A. E. Göze seit 1787 herausgab. — Ursachen und wahrscheinliche Folgen der sich jetzt so merkbar vermindernden Anzahl der Scholaren in den obern Klassen der gelehrten Schulen; erster Abschnitt; als Einladungsschrift u. s. w. Quedlinb. 1800. 4. — Abriß der nothwendigsten Strafgesetze wohl eingerichteter Staaten für die erwachsenere Jugend in Bürger= und Landschulen, oder als Tagebuch bei ihrem Eintritte in die große Welt. Leipzig 1802. 8. — Anleitung zur Kenntniß u. Beurtheilung der nothwendigsten Strafgesetze wohleingerichteter Staaten; ein Handbuch für Väter, Lehrherren und Erzieher. Ebend. 1802. 8. — Antiphonien für die öffentl. Gottesverehrung, nach dem Hauptinhalte der christl. Lehre, zusammengetragen u. s. w. Ein Anhang zu jedem verbess. Gesangbuche. Ebendas. 1808. 8. — Repertorium für alle Kanzelbedürfnisse der Prediger an

Sonn- und Festtagsfrühpredigten oder in der Woche, in ausführl. Entwürfen über die Perikopen. Ebendas. 1r Bd. 1811. gr. 8. — Die Schule der Selbstbelehrung für Sittlichkeit und Religion. Ebend. 1815. 8. — Die Synonymen der Deutschen Sprache in einer Reihe von Fabeln, Parabeln ꝛc. Halberst. 1815. 3 Bde. gr. 8. — Einige Blumen in die verdienten Lorbeerkränze großer Fürsten und Helden, geflochten von einem Preuß. Patrioten. Quedlinb. 1815. 8. — Tägl. Handb. für Prediger und Predigtamts-Candidaten zur leichtern Auffindung der Materialien zu ihren Kanzelvorträgen. Ebend. 1817. 8. — Die Verskunst der Deutschen, aus der Natur des Rhythmus entwickelt, in Vergleichung mit der Griech.-Römischen; zum Schulgebrauch, wie auch für Liebhaber der Dichtkunst und Musiker. 2 Th. Ebend. 1817. kl. 8. — Aetna, ein Lehrgedicht des C. Lucilius junior, nebst dem Bruchstücke eines Gedichts des Cornelius Severus vom Tode des Cicero. Der lat. Text nebst einer metrischen Uebers. und Anmerkungen. Ebend. 1818. 8. — Entwurf eines nach den Bedürfnissen unserer Zeit eingerichteten kurzgefaßten Symbols der verein. evangel. Kirche. Halberst. 1818. gr. 8. — Die Bibel, ihrem Gesammtinhalte nach summarisch erklärt zu richtiger Beurtheilung und zweckmäßigem Gebrauche derselben, für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Des A. Test. 1r Theil: Die histor. Schriften. Auch unter dem Titel: Der histor. Bücher des A. T. 1ste Abtheil. von Moses bis zu Ruth; 2ter Theil, auch unter dem Titel: Das Buch Hiob, die Psalmen und die Salomonschen Schriften. Quedlinb. 1819. 8. — Materialien zur Erleichterung des Selbstdenkens über Gegenstände der Wissenschaften und Künste in alphab. Ordnung. 4 Bde. (die beiden ersten neu aufgel.) Halberst. 1819. gr. 8. — Gedichte in der Zeitschr. Emr. (1819) und Aufsätze im Allgem. Anzeiger der Deutschen.

Y

be